

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für
Mittelbaden

90. Jahresband 2010



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

90. Jahresband 2010

Einladung
Mitgliederversammlung und Festakt
100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e. V. in Offenburg

Mitgliederversammlung

Samstag, 9. Oktober 2010

Museum im Ritterhaus (Foyer), Ritterstr. 10, Offenburg

17 Uhr: Festakt

Sonntag, 10. Oktober 2010

Kultur- und Erinnerungsstätte Salmen, Lange Str. 52, Offenburg

11.00 Uhr: Begrüßung durch Präsident Dr. Wolfgang M. Gall

Grußworte

Oberbürgermeisterin Edith Schreiner

Landrat Frank Scherer

Prof. Dr. Anton Schindling

Vorsitzender der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg

Gabrielle Clairr-Stamm

Präsidentin der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace.

Regierungspräsident a. D. Sven Ungern von Sternberg

Präsident des Landesvereins Badische Heimat e. V.

Bürgermeister i. R. Erich Birkle

Vorsitzender des Arbeitskreises Alemannische Heimat e.V.

12.00 Uhr: Festvortrag

Archivdirektor Dr. Kurt Hochstuhl, Staatsarchiv Freiburg

Zur Rolle der Geschichtsvereine im 21. Jahrhundert

anschl. Umtrunk

13.00 Uhr: Mittagessen im Gasthaus „Sonne“ und in umliegenden Gastwirtschaften

15.00 Uhr: Präsentation historischer Filme aus der Ortenau

Salmen (Saal) – Musikalische Begleitung: Oken Harmonists

Eine Anmeldung ist unbedingt erforderlich!

Historischer Verein für Mittelbaden e.V., Geschäftsstelle Stadtarchiv Offenburg,
Ritterstr. 10, 77652 Offenburg

E-Mail: wolfgang.gall@offenburg.de, Tel. 07 81/8 25 57

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

90. Jahresband 2010



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichen Papier.

Redaktionsschluss: 1. April

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau GmbH, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Druck GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

Mitgliederversammlung und Festakt	2
Grußwort der Stadt Offenburg	9
Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein. Eine interdisziplinäre Tagung zur Ortenau und dem Renchtal	
Editorial	10
Bernd Walser Flusslandschaft im Wandel am Beispiel der Rench	11
Dr. Andreas Haasis-Berner Archäologische Forschung in der nördlichen Ortenau	23
Johannes Mühlán Burg und Herrschaft – Das Renchtal als mittelalterliche Burgen- und Adelslandschaft	45
R. Johanna Regnath/Regina Ostermann Edelkastanie und Rebkultur – eine Spurensuche in der Ortenau	81
Rudolf Bühler Rheinebene und Schwarzwald – ein dialektaler Gegensatz Eine Untersuchung am Beispiel der Sprachlandschaft um Oberkirch	105
Regine Dendler, Bernhard Wink Wandmalereien des 15. und 16. Jahrhunderts im Hanauerland	123
Freie Beiträge	
Christoph Schmider Klosterdämmerung – Die Benediktinerabtei Schwarzach am Vorabend der Säkularisation	139
Eugen Hillenbrand Heiligenleben und Alltag. Offenburger Stadtgeschichte im Spiegel eines spätmittelalterlichen Beginenlebens	157

Franz Michael Hecht Joann Conrad Machleid, Chirurgus und Chronist der Stadt Ettenheim, zum 300. Geburtstag	177
Karl Volk „Umständ einer völligen Rebellion und Mörderey gleich“ Aufruhr in Furtwangen, Triberger Herrschaft (1743)	193
Peter Stein-Fell Totengedenken bei den Juden	211
Günter Boll Dokumente zur Geschichte der Juden im bischöflich-straßburgischen Amtsbezirk Marckolsheim (1578–1652)	221
Martin Ruch Kaddisch für den Offenburger Viehhändler Ludwig Greilsheimer (1879–1942)	229
Heinz Nienhaus Zum Frauenalltag in Bad Rippoldsauer kleinbäuerlichen Familien Inzwischen schon fast vergessen ...	247
Winfried Hecht Vom oberen Neckar in die Ortenau. Die Herren von Bern bis zu ihrem Aussterben	259
Karl Kopp Lahrer Familien im 18. Jahrhundert	267
Thomas Fleischhacker Die Kinzig vor dem Ausbau – Bild eines Wildflusses aus historischen Karten	283
Helmut Horn Die Kinzig, alte und neue Erklärungsansätze für die Herkunft des Namens Kinzig	289
Peter Schäfer „Hasemann nach Carl Sandhaas“	303
Heinz G. Huber Fastnacht im Dorf – das Beispiel Nußbach im Renchtal Eine historische Bestandsaufnahme eines vielschichtigen Phänomens	307
Karl Ebert Die Anfänge der Gewerbeschule Offenburg 175 Jahre Gewerblich-Technische Schulen in Offenburg	333

Manfred Merker Professor Josef Scharpf, der erste Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums zu Offenburg Ein bewegtes Professorenschicksal zwischen Offenburg, Rastatt und Mannheim	351
Manfred Merker Archäologische Spuren der 350-jährigen Schulgeschichte des Offenburger Gymnasiums	377
Ulrich Coenen Das Bürgerhaus Neuer Markt in Bühl Ein postmodernes Kulturzentrum	387
Johannes Werner Da steht er nun, der Stier Ein Werk für Kork von Klaus Ringwald	399
Junge Autoren	
Anna-Maria Münchenbach Die Schicksalsjahre meiner Urgroßeltern	405
Forum	419
Samuel von Gengenbach 1314; Die Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace stellt sich vor; FDA digitalisiert; Grimmelshausen und die Medien	
Neue Literatur	425
Historischer Verein Rheinau: Rheinau (Ruch); Cser: Heidelberger Fässer (Ruch); Renz: Georg Elser (Huber); Sippenbuch Trautwein (Harter); Hansjakob im Schwabenland (Ruch); Zs.f. Württ. Landesgeschichte 2009 (Ruch); Aus der Stadt Rheinau (Kreutz); Gengenbacher Blätter (Kreutz); Geroldsecker Land 2010 (Kreutz); Acherner Vorträge (Kreutz); Littmann u.a.: Hebel am Oberrhein (Ruch); Alemannisches Wörterbuch (Hall); Speck: Kleine Geschichte Vorderösterreichs (Ruch); Gorka: Streifzüge durch die Ortenau (Ruch); Syré: Eingebildete Bauern-gelehrte Mönche (Ruch); Hochstuhl: Leo Wohleb (Ruch); Bosch: Oberrheingeschichten (Ruch); Schellinger u.a.: Deportiert aus Nordrach (Post-Martens); Klem: Juden in Friesenheim (Ruch); Gurs: Sammlung Kasser (Ruch); Heid: Vorträge (Ruch); Krohn: 750 Jahre Stiftskirche und Spital Lahr (Ruch); Kleiber: Tarodunum (Ruch); Frankenstein: Denkmal und Name (Ruch); Nowak: Was ist des Elsässers Vaterland? (Muller); Gartner: Bühl (Franz); Dictionnaire historique (Braeuner); Dugrillon: Adelige Herren (Maier); Bornert: Les Monastères d'Alsace (Ruch); Schuck: Zwischen Tradition und Zeitgeist (Ruch)	

Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten	443
Frühjahrsversammlung 2010 des Historischen Vereins für Mittelbaden; Jahresversammlung des Historischen Vereins in Freistett; Nachruf auf Prof. Dr. Rolf Kruse; Bürgermedaille in Gold der Stadt Hornberg für Wolfgang Neuß; Ehrung für Josef Naudascher	
Berichte der Mitgliedergruppen	449
Berichte der Fachgruppen	480
Der Historische Verein für Mittelbaden	488
Redaktionsrichtlinien	493

Grußwort der Stadt Offenburg

Am 8. Mai 1910 wurde der Historische Verein für Mittelbaden von 24 Mitgliedern im Sitzungssaal des Offenburger Rathauses aus der Taufe gehoben. Unter den Offenburger Gründungsmitgliedern befanden sich der Museumskustos Carl Frowin Meyer, dessen späterer Nachfolger Dr. Ernst Batzer sowie der bekannte Offenburger Kunstfreund und Stadtrat Franz Josef Simmler. Wie gesund und kräftig sich „der Täufling“ in der Folgezeit entwickelt hat, zeigt die Vereinsgeschichte der letzten 100 Jahre. Seit den 1970er-Jahren wuchs der Verein mit teilweise über 3600 Mitgliedern zu einem der größten Geschichtsvereine in Deutschland heran.

Das Besondere am Historischen Verein für Mittelbaden sind die breite Vernetzung und thematische Vielfalt. Die Mitglieder sind in 30 Mitgliedergruppen aktiv und engagieren sich auf vielfältige Weise für die Ortenau und ihre Gemeinden. Die Vereinsmitglieder sind im Denkmalschutz, in der Archäologie, Museums- und Archivarbeit ehrenamtlich tätig, sie beschäftigen sich mit der Dokumentation von Kleindenkmalen oder sind in der historischen Bildungsarbeit und historischen Forschung tätig. Ohne ihr Engagement wäre so manches denkmalgeschützte Gebäude abgerissen, viele Bildstöcke nicht restauriert, die Ortenauer Museumslandschaft ärmer und das Wissen um unsere Geschichte weniger reichhaltig.

Was den Historischen Verein für Mittelbaden von anderen Geschichtsvereinen unterscheidet, ist das Angebot von Fachgruppen. In diesen Netzwerken organisieren sich beispielsweise ehrenamtliche und hauptberufliche Archivare, Denkmalpfleger und Archäologen, tauschen sich aus und bilden sich weiter. Das Flaggschiff ihres Vereins ist die jährlich erscheinende historische Zeitschrift „Die Ortenau“, die 2010 in der 90. Ausgabe erscheint und die professionellen Geschichtswissenschaftlern und Laienhistorikern eine ideale Plattform für ihre Veröffentlichungen zur Verfügung stellt. Auch für diese außergewöhnliche Leistung gratuliere ich dem Historischen Verein für Mittelbaden e. V.!

Wenn die Gründungsväter von 1910 sehen könnten, was der Verein in den letzten 100 Jahren alles für die Ortenau geleistet hat, dann hätten sie ihre Freude und ihren Stolz daran. Ich freue mich, dass der Historische Verein mit dem Festakt zum 100-jährigen Bestehen am 10. Oktober 2010 zum zwölften Mal seine Jahresversammlung in Offenburg abhalten wird und wünsche dem Verein eine gute Zukunft.

Edith Schreiner
Oberbürgermeisterin



Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein. Eine interdisziplinäre Tagung zur Ortenau und dem Renchtal

Vom 23. bis 24. Oktober 2009 fand im Oberkircher Rathaus die Tagung „Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein“ des Alemannischen Instituts Freiburg statt. Die Stadt Oberkirch und der Historische Verein für Mittelbaden e. V. waren Kooperationspartner.

Die interdisziplinäre Tagung, die auf Initiative vom Ehrenpräsidenten unseres Vereins und Mitglied des Alemannischen Instituts Freiburg, Dr. Dieter Kauß, zustande kam und von ihm maßgeblich vorbereitet wurde, unternahm Quer- und Längsschnitte zu wichtigen, teilweise wenig erforschten historischen Themen. Der räumliche Schwerpunkt der Vorträge lag in der Region Renchtal. Die mit über 100 Gästen gut besuchte Tagung wurde von Dr. Johanna Regnath (Alemannisches Institut Freiburg) und Dr. Wolfgang M. Gall geleitet.

Die Referenten stellten ihre Beiträge „Der Ortenau“ freundlicherweise zur Verfügung. Der Aufsatz von Bernd Walser beschäftigt sich mit der Flusslandschaft im Wandel am Beispiel der Rench. Andreas Haasis-Berner fasst den Stand der Ausgrabungen zur Vor- und Frühgeschichte der nördlichen Ortenau zusammen. Johannes Mühlan gibt einen Überblick zum Thema „Burg und Herrschaft im Renchtal“. Regina Ostermann und Johanna Regnath behandeln mit „Edelkastanien und Wein. Eine Spurensuche im Oberrheingebiet“ ein in der Forschung wenig bekanntes Thema. Rudi Bühlers/Renate Schrambkes Beitrag befasst sich mit dem dialektalen Gegensatz von Rheinebene und Schwarzwald. Bernhard Wink und Regina Dendler stellen Wandmalereien des 15. und 16. Jahrhundert im Hanauerland vor. Den (nicht veröffentlichten) Schlussvortrag hielt Oberbürgermeister Matthias Braun über die Geschichte und Zukunft des Eurodistriktes Straßburg: Perspektiven der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit am Oberrhein.

Flusslandschaft im Wandel am Beispiel der Rench

Vortrag bei der Tagung „Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein“
am 23./24. Oktober 2009 in Oberkirch

Bernd Walser

1 Das Flussgebiet

Die Rench entspringt auf etwa 1000 m Höhe im Gebiet des Kniebis oberhalb von Bad Griesbach und mündet nach etwa 60 km Lauflänge bei Helmlingen in den Rhein. Die Rench hat ein im Grundgebirge (Granit/Gneis) sehr steiles Einzugsgebiet und tritt im Raum Oberkirch in die Rheinebene ein. Unterhalb von Lautenbach ist die Rench im Doppeltrapezprofil mit Vorlandflächen und beidseitigen Hochwasserdeichen auf einen Hochwasserabfluss von ca. 250 m³/s ausgebaut. Bei Erlach fließen die Hochwasser seit Fertigstellung der Acher-Rench-Korrektion im Renchflutkanal direkt dem Rhein zu. Parallel hierzu verläuft die Alte Rench, die nur noch das Niedrig- und Mittelwasser der Rench abführt.

Das Flussgebiet der Rench in der Rheinebene ist von der Kinzig-Murg-Rinne geprägt. Diese Niederung ist entstanden, als nach der letzten Eiszeit vor ca. 10000 Jahren die Schwarzwaldflüsse zwischen der Elz im Süden und der Alb im Norden nicht unmittelbar in den Rhein mündeten, sondern wie die Ill im Elsass zunächst parallel zum Rhein entlang dem Westrand des Schwarzwaldes flossen. Der Kinzig-Murg-Fluss, den Tulla „Ostrhein“ nannte, mündete erst oberhalb der Neckarmündung bei Hockenheim in den Rhein. Nach und nach haben sich die Schwarzwaldflüsse dann ihren direkten Durchbruch zum Rhein geschaffen – das ehemalige Bett des Kinzig-Murg-Flusses blieb als feuchte Niederung in der Oberrheinebene erhalten.

2 Die Hochwassersituation

Sehr hohe Jahresniederschläge von 800–2000 mm/Jahr zusammen mit dem sehr steilen Einzugsgebiet bedingen sehr schnelle Hochwasserabflüsse. Dabei liegen die klassischen Hochwasserzeiten im Winter um die Weihnachtszeit, wenn eine plötzliche Warmfront mit Starkregen auf gefrorenen Boden und geringe Schneehöhen trifft. Aber auch extreme Sommergewitter können große Hochwasserereignisse verursachen – so führte ein verheerendes Gewitter im Juni 1994 mit Niederschlagsmengen von 50 bis 200 l/m² zu einem der größten Hochwasser an der Rench. Das größte jemals gemessene Hochwasser war am 1. August 1851 mit



Abb. 1: Hochwasser an der Rench bei Wagshurst (1920)

einem Abfluss von ca. 300 m³/s und einem Pegelstand bei Oberkirch von 3,00 m.

Der Hochwasserabfluss von Acher und Rench, der sich aus den steilen Schwarzwaldtälern sehr schnell zur Rheinebene bewegt, führte vor dem Bau der Acher-Rench-Korrektion wegen des geringen Gefälles in der Oberrheinebene zu Überflutungen von bis zu 85 % der Gesamtfläche, d. h. etwa 60 km² waren regelmäßig überflutet. Nur die hoch gelegenen Geländerrücken, die sogenannten „Hurste“, waren damals besiedelt. Ortsnamen wie Wagshurst, Legelshurst oder Unzhurst sind in diesem Gebiet deshalb sehr häufig. Je nach dem konnten die Hochwasser 3- bis 5-mal im Jahr auftreten und die tief liegende Kinzig-Murg-Rinne für mehrere Monate unter Wasser setzen.

Über die Situation im Gebiet des Maiwaldes zwischen Achern und Freistett geben die Jugenderinnerungen einer Maiwälder Bäuerin Auskunft:

„... drei- bis fünfmal im Jahr war sicher Hochwasser. Im Winter war Eis bis nach Wagshurst – eine herrliche Schlittenbahn! Im Sommer jedoch, wenn das Wasser wochenlang faulte, war der Maiwald Nährboden für alles Ungeziefer, ... der ganze Maiwald stank nach Bremsenöl, was das Ungeziefer wenig störte. Die Bremsen saßen am Euter der Kühe, ganze Hände voll konnte man zerdrücken, sie waren voller Blut. Manches Gespann ging mit gehobenen Schwänzen durch und die Ladung war auf hunderten von Metern verstreut ...“

3 Erste flussbauliche Maßnahmen vor 1800

Bis zum Jahr 1806, dem Gründungsjahr des Großherzogtums Baden, durchfloss die Rench noch vier verschiedene Hoheitsgebiete. Flussbauarbeiten mit dem Ziel, die Siedlungen vor Hochwasser zu schützen, gab es zwar auch schon vor 1800, aber es fehlte an einem gemeinsamen Konzept, und bei den getroffenen Schutzmaßnahmen wurden immer nur die jeweils örtlichen Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden berücksichtigt.

Ausbaumaßnahmen im Oberlauf schädeten den Unterliegern oder der Fluss, der bei Oberkirch manchmal bis zu 400m breit war, wechselte nach dem nächsten Hochwasser seinen Lauf und die Korrektionsmaßnahmen wurden zerstört oder waren an dieser Stelle absolut nutzlos geworden.

Erst am 24. Mai 1816 wurden die großen Schwarzwaldflüsse im Badischen Flussbauedikt zu einem einheitlichen staatlichen Flussbauverband zusammengefasst. Das damalige Land Baden übernahm gegen finanzielle Beteiligung der Gemeinden die Aufgabe der Planung, des Ausbaus und der Unterhaltung der großen Gewässer.

4 Die Korrektur durch Tulla

Die badische Regierung begann unter der Leitung des Oberstleutnants Johann Gottfried Tulla (1770–1828) mit Ausbauplänen für den Rhein und die großen Schwarzwaldflüsse. Durch koordiniertes und planmäßiges Vorgehen und ein Gesamtkonzept sollten die flussbaulichen Verhältnisse der Oberrheinebene entscheidend verbessert werden.

Tulla berichtete der badischen Regierung im Jahr 1810 von seiner Reise in die Ortenau:

„Im Kinzigkreis befinden sich die Flüsse in einem so schlechten Zustand, dass nicht allein das Eigenthum gefährdet, sondern auch die Benutzung des Terrains bei weitem unter dem Grad ist, in welchem es bei besserer Leitung und Benützung der Flüsse sein könnte ... aller Orten sind die Flussbetten zu eng, der Lauf der Flüsse ist zu krumm und der Abzug wird durch die an den Flüssen angelegten Mühlen gehemmt ...“

Im Jahr 1810 begann man dann unter der Oberleitung Tullas bei Oberkirch mit den ersten Faschinenschutzwerken, den überbreiten Lauf der Rench zu bändigen. Der Fortschritt der Arbeiten war anfangs gehemmt durch technische Schwierigkeiten, durch finanzielle Probleme oder aber er scheiterte am heftigen Widerstand der Bevölkerung.



Abb. 2: Plan der Renchkorrektur bei Oberkirch (1847)

Im Jahr 1835 waren der Oberlauf der Rench von Oppenau bis nach Ramsbach und erste feste Dammbauten zwischen Lautenbach und Oberkirch fertiggestellt. Anfangs waren die gewählten Ausbauquerschnitte zu knapp bemessen und große Hochwasser wie das von 1851 zerstörten die Uferbauten und spülten die mit einfachsten Mitteln hergestellten Schutzdämme fort. Anfangs der 1860er Jahre war dann die Korrektur des Ober- und Mittellaufes der Rench im Wesentlichen fertiggestellt.

Die Durchstiche der Flussschlingen wurden durch das Ausheben eines Leitgrabens initiiert. Die Erweiterung übernahm dann in der Folge der Fluss beim nächsten Hochwasser selbst. Teilweise wurden die neuen Ufer mit Faschinen gesichert oder aber Bühnen, sogenannte „Sporen“ aus Stein, schützten vor weiterem Nachbrechen der Uferlinie. Nach den Vorgaben Tullas wurden die Erdmassen der Durchstiche zur Anlage der beidseitigen Schutzdämme verwendet. In den Jahren nach 1860 war man im Wesentlichen damit beschäftigt, den anfangs recht instabilen Zustand der neuen Flussläufe kontinuierlich auszubauen und zu verbessern.

Deiche mussten verbreitert oder erhöht werden. Besonders die Tiefenerosion, die sich nach Verkürzung der Gewässerläufe durch die Vergrößerung der Schleppspannung eingestellt hatte, machte den Wasserbauern Probleme. Uferbauten wurden unterspült und stürzten ein. Da die Dammkörper mit dem vor Ort vorhandenen Material aus Kies und Sand hergestellt worden sind, waren in den



ersten Jahren auch Damnbrüche immer wieder an der Tagesordnung.

Im Laufe der Zeit entstand dann das für die badischen Schwarzwaldflüsse typische Doppeltrapezprofil mit Vorländern und durch Steinpflaster gesicherte Mittelwasserböschungen. Den Sohleintiefungen begegnete man mit Querschwellen, die an der Rench alle 30 m im Flussbett eingebaut worden sind. In den Bereichen, die besonders erosionsanfällig waren, führte man die Schwellen als sogenannte Traversen durch das Vorland bis an den Deichfuß. Teilweise wurden an besonders erosionsgefährdeten Stellen auch ganze Abschnitte der Gewässersohle mit Flussbausteinen gesichert.

Abb. 3: Wiederhergestelltes Doppeltrapezprofil bei Oberkirch (1947)

5 Die Korrektur der Rench im Maiwald

Die Ausbaumaßnahmen bei Oberkirch brachten für das Renchtal die erhoffte Verbesserung. Dort wo früher nur Weidenutzung möglich war, sorgten nun Ackerbau und Wasserkraft für wirtschaftlichen Aufschwung.

Sorgenkind blieb die Rench in der Rheinebene, vor allem im Maiwaldgebiet. Durch den Ausbau im Oberlauf floss das Wasser jetzt schneller ab – die Leistungsfähigkeit der Rench bei Oberkirch betrug $250 \text{ m}^3/\text{s}$, bei Wagshurst $30 \text{ m}^3/\text{s}$, im Maiwald aber waren es nur noch $10 \text{ m}^3/\text{s}$. So überflutete die Rench mehrmals im Jahr die Flussniederung. Das Wasser stand oft Monate wie

beim großen Hochwasser 1896, als etwa 3500 ha Wiesen 5–6 Monate lang unter Wasser standen. Im Jahr 1909 wurden verschiedene Pläne zur Renchkorrektur und Maiwaldkultur veröffentlicht, die erstmals den Bau eines Hochwasserflutkanals von Erlach bis zum Rhein vorsahen. Vorbild für diese Pläne war der Leopoldskanal bei Riegel.

Die Planungen scheiterten jedoch erneut an der Finanzierung und an den dauerhaften Streitigkeiten der beteiligten Gemeinden über die genaue Lage dieses Flutkanals. Zumindest über die Ziele der Korrektur war man sich aber einig. So sollten mehrere Hochwasserentlastungen die Ortslagen schützen und das Wasser in vorhandene Geländemulden ableiten. Einig war man sich auch darüber, dass das etwa 1000 ha große Maiwaldgebiet, welches bisher wegen der Überflutungen nur als Allmendwiese genutzt werden konnte, vor Überflutung geschützt und entwässert werden sollte.

Nach langer Planungszeit begann man 1927 mit dem Bau von Hochwasserentlastungen bei Renchen und Erlach. Die Rench im Maiwald, die noch in weiten Mäandern durch ausgedehnte Wiesenflächen floss, wurde ebenfalls 1927 begradigt und in ihrer Abflussleistung ausgebaut. Zur Entlastung des Ortes Memprechts-hofen baute man den Seegrabenkanal, auf dessen Trasse später dann der Renchflutkanal gebaut worden ist. Der Aushub der Profile erfolgte weitgehend von Hand – später wurde der Materialtransport mit kleinen Lokomotiven auf vor Ort verlegten Gleis-

*Abb. 4: Renchkorrektur
im Maiwald (1927)*



sen ausgeführt. Ende der 1920er Jahre war das Teilprojekt Maiwaldkorrektur fertiggestellt – weitere Arbeiten konnten dann aber wegen der Weltwirtschaftskrise nicht mehr begonnen werden.

6 Die Acher-Rench-Korrektion (AREKO)

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 betrieb man die Korrektionsplanungen zügig weiter.

Die Arbeiten sollten zum einen als wichtige Arbeitsbeschaffungsmaßnahme dienen, zum anderen war man zur Sicherung der landwirtschaftlichen Selbstversorgung bemüht, das Maiwaldgebiet endlich ackerbaulich nutzbar zu machen.

Durch die Verkündung eines Sondergesetzes im Jahr 1936 waren wasserrechtliche Verfahren zum Ausbau der Gewässer nicht mehr notwendig. Recht autoritär konnte man mithilfe des Gesetzes auch beim Grunderwerb vorgehen. Die benötigten Grundstücke wurden geringfügig entschädigt oder sogar enteignet. Am Gesamtprojekt waren insgesamt 66 Gemeinden beteiligt, die sich je zu einem Drittel an den Kosten beteiligen mussten. Die Bauarbeiten am Renchflutkanal wurden nach einem feierlichen Spatenstich bei Membrechtshofen am 2.7.1936 begonnen.

Um schnell möglichst große Flächen vor Hochwasser zu schützen, begann man zunächst mit dem Bau der Flutkanäle von Acher und Rench und der Hochwasserrückhaltebecken Holchen-Hürben-Mührig. Das ehrgeizige Gesamtprojekt sollte nach den

Abb. 5: Pflasterarbeiten am Renchflutkanal bei Erlach (1937)



damaligen Schätzungen innerhalb von 6–8 Jahren realisiert werden und etwa 12 Millionen Reichsmark kosten. Die tatsächlichen Kosten wurden 1967 auf insgesamt 55 Millionen DM beziffert – bei Umrechnung auf heutige Kosten müsste man für die Realisierung eines solchen Großprojektes ca. 300 Millionen € ansetzen.

Für die Erdarbeiten war bis zum Sommer 1938 der Reichsarbeitsdienst (RAD) eingesetzt. Tausende von Dienstpflichtigen absolvierten am Renchflutkanal ihre 6-monatige Dienstzeit. So konnte der Staat den Einsatz teurer Maschinen sparen und erreichte eine Verringerung der Arbeitslosigkeit bei niedrigen Lohnkosten. Als Hitler im Mai 1938 den Bau des Westwalls befahl, wurden die RAD-Arbeiter bis auf eine Restmannschaft dorthin abgezogen. Im September 1939 mit Kriegsbeginn ruhten die Arbeiten dann ganz, da alle verfügbaren Arbeitskräfte zum Krieg eingezogen wurden.

Nach dem ersten Kriegsjahr begann man dann vor allem französische Kriegsgefangene beim Weiterbau der Acher-Rench-Korrektion einzusetzen. Die Gefangenen kamen aus den Lagern Renchen und Freistett und arbeiteten im Sommer in der Landwirtschaft und im Winter beim Weiterbau des Renchflutkanals. Zwischen 1940 und 1942 waren hier zeitweise über 500 Kriegsgefangene aus Frankreich, Russland und Serbien im Arbeitseinsatz.

7 Die Fertigstellung nach dem 2. Weltkrieg

Nach Ende des 2. Weltkrieges wurde bis zum Jahr 1954 zunächst das Abzweigbauwerk bei Erlach fertiggestellt, an dem das Hochwasser der Rench in den Renchflutkanal übergeleitet wird. Am Regulierwehr bei Wagshurst werden die Abflüsse am Renchflutkanal von $230 \text{ m}^3/\text{s}$ auf maximal $125 \text{ m}^3/\text{s}$ reduziert und in die drei Hochwasserrückhaltebecken Holchen-Hürben-Mührig abgeleitet. Die Rückhaltebecken, die in ehemals überfluteten Waldgebieten liegen, haben ein Fassungsvermögen von insgesamt 5 Millionen m^3 .

Nach Fertigstellung der Flutkanäle waren die weiteren Bauabschnitte der Korrektion weitgehend durch Flurbereinigungsverfahren für den Neubau der Autobahn A 5 zwischen Baden-Baden und Offenburg bestimmt. Entwässerungsgräben und Vorfluter wie z. B. der Kambach bei Offenburg wurden im einheitlichen Trapezprofil angelegt. Die Gewässersohle und das untere Böschungsdrittel wurden in der Regel mit Steinpflaster gesichert, um Sohlenerosion aufgrund des teilweise anstehenden Schwemmsandes zu verhindern und um später die Unterhaltung des Gewässers zu vereinfachen.



Abb. 6: Pflasterarbeiten
am Kammbach bei
Offenburg (1963)

Durch die Badische Landsiedlung wurden im Maiwald nach Fertigstellung der Entwässerungsarbeiten insgesamt 22 landwirtschaftliche Siedlungshöfe mit rd. 20 ha Ackerland bzw. Wiesen und Weiden pro Hof erstellt. Bei der Einweihung im Jahr 1967 wurde die Acher-Rench-Korrektion als größtes Landeskulturunternehmen in Baden-Württemberg gewürdigt.

Mit der Verringerung der Überschwemmungsgefahr konnte das ursprüngliche Hauptziel, die Intensivierung der landwirtschaftlichen Nutzung, realisiert werden. Mit dem erreichten Hochwasserschutz war es auch möglich, die Autobahn durch ein früher häufig überschwemmtes Gebiet zu bauen.

Alle Gemeinden in der Oberrheinebene hatten in den letzten 50 Jahren eine große Siedlungsentwicklung zu verzeichnen, die sich weitgehend in den ehemaligen Überflutungsgebieten vollzogen hat.

Die damaligen Ziele waren erreicht worden – bei größeren Hochwasserereignissen 1978 und 1983 hatte sich das System bewährt – insgesamt gesehen kann die AREKO als hervorragende



Abb. 7: Aussiedlerhöfe
im Maiwaldgebiet
(1965)



Abb. 8: Deichsanierung am Renchflutkanal bei Wagshurst (1999)

Ingenieurleistung bezeichnet werden, die allerdings ohne ihre Vorgänger, die Korrekturenmaßnahmen an der Rench seit 1810 nicht möglich gewesen wäre.

8 Weiterentwicklung des Flusssystem Rench – Hochwasserschutz und Gewässerökologie

Beim Hochwasserschutz gibt eine Flussgebietsuntersuchung für die Rench Hinweise, wo der bestehende Schutz für die Ortslagen noch zu verbessern ist – geotechnische Gutachten weisen auf notwendige Deichsanierungen hin. Die Flussdeiche und Dämme entsprechen in der Regel bezüglich Aufbau und Freibord nicht den heutigen Anforderungen und müssen saniert werden. Bei der Sanierung und Herstellung eines sicheren Deichaufbaus werden auch gleichzeitig Deichverteidigungswege angelegt.

Die Ziele für die Gewässerentwicklung wurden in einem Gewässerentwicklungsplan festgelegt. Zwischen 1987 und 2003 konnten in Zusammenarbeit mit den betroffenen Gemeinden über 30 verschiedene Gewässerentwicklungsmaßnahmen im Bereich der Acher-Rench-Korrektion umgesetzt werden. Dabei wurden über 30 km Gewässerstrecke naturnah umgestaltet und die Durchgängigkeit des Gewässersystems wiederhergestellt. Die Finanzierung erfolgte mithilfe von Ausgleichsgeldern des Naturschutzes in Höhe von 3,5 Mio €.

Unter der Trägerschaft des Landesfischereiverbandes Baden-Württemberg e. V. besteht für das Renchsystem ein Programm zur Wiedereinbürgerung des Lachses und anderer Wanderfischarten,



die noch bis etwa 1930 in der Rench heimisch waren. Hierzu ist es notwendig, die Durchgängigkeit des Gewässersystems durch den Umbau von Wanderungshindernissen wiederherzustellen und durch Verbesserung der Gewässerstruktur die Lebensraumsituation aufzuwerten und für die Fische entsprechende Laichmöglichkeiten zu schaffen. Mithilfe eines EU-Förderprogrammes werden derzeit an der Rench zahlreiche solcher Maßnahmen umgesetzt. So wurden in diesem Jahr im Oberlauf der Rench bei Oppenau insgesamt 7 größere Wanderungshindernisse umgebaut. Im nächsten Jahr sollen 8 weitere Bauwerke zwischen Oppenau und Bad Peterstal folgen. Diese Maßnahmen dienen auch der Zielerreichung der EU-Wasserrahmenrichtlinie, die vorschreibt, an den Gewässern den „guten ökologischen Zustand“ zu erreichen.

Abb. 9: Alte Rench vor der Umgestaltung (2001)

Abb. 10–11: Alte Rench während und ein Jahr nach der Umgestaltung (2004)





Abb. 12–13: Umbau einer Wehranlage an der Rench bei Oppenau (2009)

Literatur

- ALAND – Arbeitsgemeinschaft Landschaftsökologie, 1993, Gewässerentwicklungsplan für die Wasserläufe der südlichen Acher-Rench-Korrektion (AREKO-Süd), unveröffentlicht
- Brombacher, H., 2003, Die Acher-Rench-Korrektion und der Einsatz von französischen Kriegsgefangenen, Sonderdruck aus „Die Ortenau“
- Drach 1909, Entwurf der Renchkorrektion abwärts Erlach und der Maiwaldkultur, Denkschrift – Beiträge zur Hydrographie des Großherzogtums Baden, 15. Heft
- Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein/Hochrhein, 2003, Weiterentwicklung der Acher-Rench-Korrektion im Ortenaukreis, Broschüre
- Riegelsberger, J. 1967, Acher-Rench-Korrektion, Sonderdruck aus Wasserwirtschaft in Baden-Württemberg, München
- Schaal, H., Bürkle, F. 1991, Vom Wasser- und Kulturbau zur Wasserwirtschaftsverwaltung in Baden-Württemberg, Stuttgart
- Verein für die Ortsgeschichte von Membrechtshofen e. V., 1999, Memmezeffe em Wandl de Zitt

Archäologische Forschung in der nördlichen Ortenau

Andreas Haasis-Berner

Einleitung

Der Naturraum, von dem dieser Beitrag handelt, gliedert sich in drei unterschiedliche Bereiche.¹ Im Westen liegt der Rhein mit seiner breiten Auenzone, daran schließt sich ein schmaler, siedlungsgünstiger Bereich an. Der größte Teil der Ebene wird von Rench und Acher sowie Durbach und Kammbach durchzogen, die zu Hochwassern neigen und bis zu den Gewässerkorrekturen im 19./20. Jahrhundert den größten Teil dieses Raumes in eine weitgehend siedlungsfeindliche Wasserlandschaft verwandelt haben. Nur im Osten zwischen dem Ostrand der hochwassergefährdeten Fläche und dem Gebirgsrand gibt es wieder einen schmalen, siedlungsgünstigen Raum. Ganz im Osten erhebt sich der Schwarzwald bis auf 1000 Höhenmeter (Abb. 1).

Da der Mensch in der Wahl seiner Siedlungen bis vor wenigen Jahrzehnten von der Landwirtschaft abhängig war, fällt der

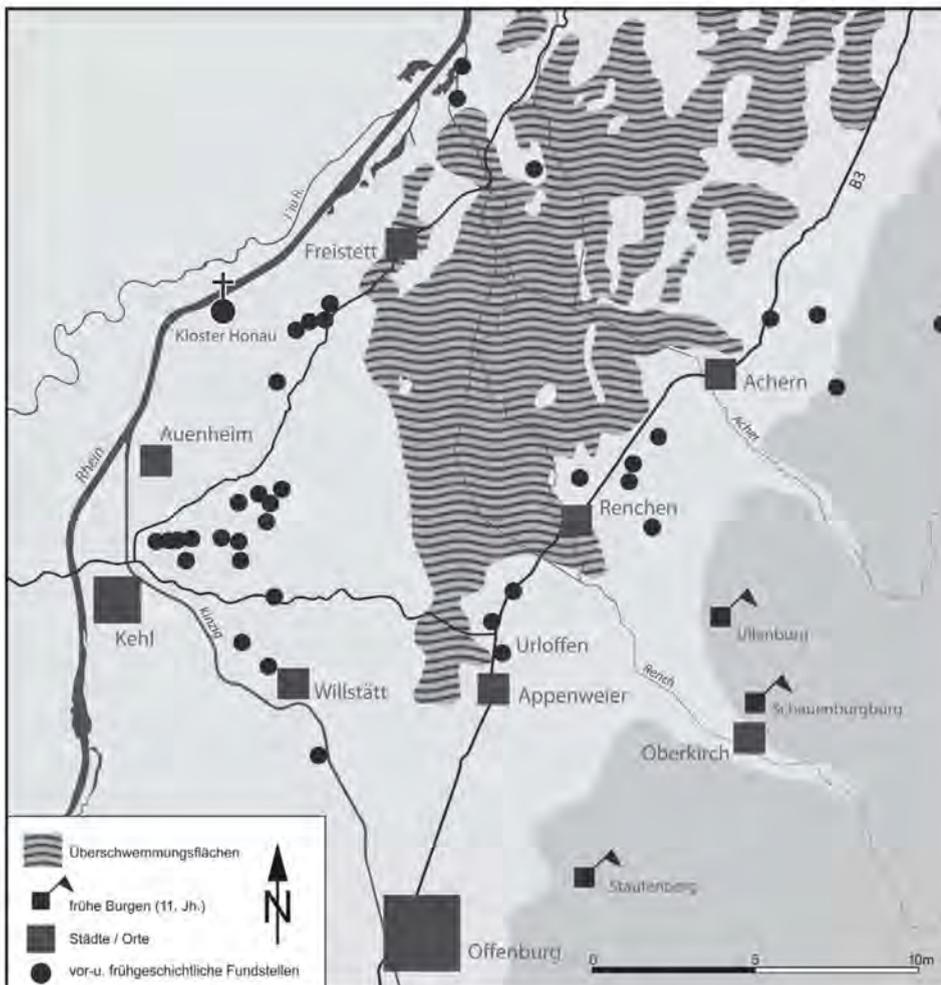


Abb. 1: Verbreitungskarte mit den vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen (Punkte) und den bei Starkregen und Hochwasser unter Wasser stehenden Flächen. Man erkennt hier deutlich, dass sich die Überschwemmungsflächen und die Siedlungsflächen ausschließen. Der größte Teil der nördlichen Ortenau war bis ins Hochmittelalter nicht besiedelt (Fundstellen im Kreis Rastatt nicht kartiert).

Schwarzwald für die Besiedlung für die Vor- und Frühgeschichte aus. Dies betrifft die Gemeinden Kappelrodeck, Lautenbach, Oppenau, Ottenhöfen, Sasbachwalden und Seebach. Die Flächen, die hochwassergefährdet waren, fallen bis ins Hochmittelalter für die Besiedlung ebenfalls aus (Teile der Gemeinden Appenweier, Renchen, Achern und Rheinau). Aus diesen Gründen finden sich vor- und frühgeschichtliche Siedlungsnachweise nur entlang des Rheines zwischen Kehl und Diersheim (Gemeinden Kehl, Rheinau), in der Vorbergzone (Achern, Durbach, Lauf, Oberkirch, Renchen, Sasbach) sowie im Süden bei Appenweier und Willstätt.

Forschungsgeschichte

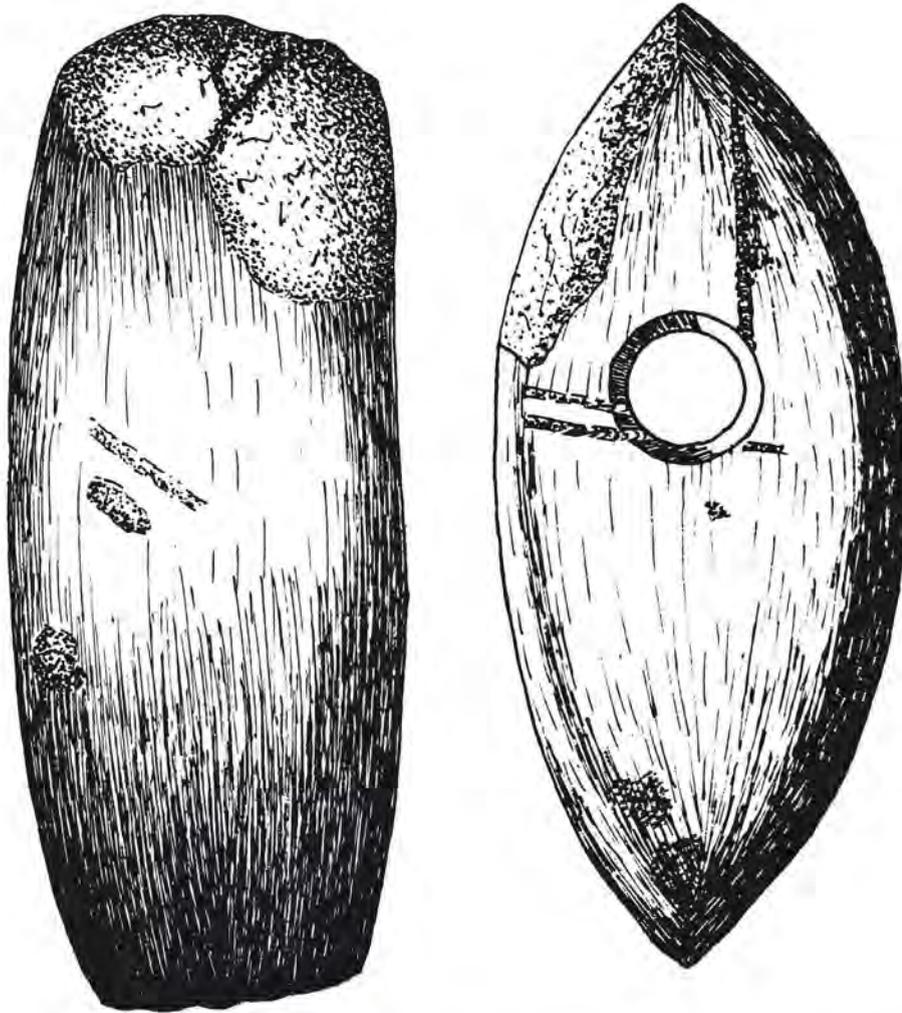
Innerhalb dieses Raumes kam es bislang leider nur sehr selten zu archäologischen Grabungen wie z. B. in Diersheim. Auch ist das Netz der ehrenamtlichen Mitarbeiter in diesem Raum recht dünn und auch die Anzahl der Fundmeldungen ist im Vergleich zu anderen Regionen eher mager. Aus diesem Grund ist unser Kenntnisstand unverhältnismäßig gering.

Chronologie

Die ältesten Spuren menschlicher Anwesenheit in der Ortenau sind einzelne Abschläge und Werkzeuge, die in das Mesolithikum datiert werden (Achern-Wagshurst, Kehl-Kork, Kehl-Querbach). Sie belegen die Anwesenheit umherstreifender Jäger und Sammler. Aufgrund des geringen Fundmaterials kann über die Datierung nichts Genaues gesagt werden.

Neolithikum (5500–2200 v. Chr.)

Ab etwa der Mitte des 6. Jahrtausends gibt es in Mitteleuropa Bauern. Sie roden den Wald und legen in den entstandenen Lichtungen im Wald auf den besten Böden Felder an. Hier bauen sie Getreide an und züchten Vieh. Wie der Verbreitungskarte der bislang bekannten Fundstellen dieser Kultur zu entnehmen ist, liegen für Mittelbaden jedoch noch keinerlei Fundstellen dieser Zeit vor. Dies kann – zumindest für den Bearbeitungsraum – auf einer Forschungslücke beruhen, denn die meisten Funde des „Neolithikums“ stammen von Paul Braun, der sie in den Jahren 1949 bis ca. 1960 aufgesammelt hat. Seit dieser Zeit wurden keine Funde mehr gemeldet. Aber auch in den nördlich anschließenden Kreisen sind Fundstellen des Neolithikums absolute Mangelware. Bei den erwähnten Funden handelt es sich überwiegend um Feuersteinabschläge und Geräte, die sich innerhalb des Neolithikums nicht genauer datieren lassen.



*Abb. 2: Appenweiler,
durchbohrtes Steinbeil.*

Ferner wurden etwa 10 Steinbeile gemeldet (Kehl, Kehl-Auenheim, Kehl-Kork, Appenweiler, Rheinau-Linx).² Dabei handelt es sich um Formen, die typisch für das Jungneolithikum sind, d. h. für das Ende des Neolithikums (Abb. 2). Es sind Werkzeuge, die u. a. zum Fällen von Bäumen genutzt wurden.

Ganz besonders erwähnenswert ist daher ein Fund aus Kehl-Kork (Gewann „Neun Tauen“). Hier wurde 1938 ein 19 cm langer Dolch aus einem rotbraunen Feuerstein geborgen, der auch heute noch durch seine ausgewogene Form beeindruckt.³ Es gibt in ganz Europa nur ein Vorkommen dieses Feuersteins und das ist Grand-Pressigny in Westfrankreich. Hier wurde in der Zeit von 2800 bis 2400 v. Chr. Feuerstein gewonnen und in ganz Mitteleuropa verhandelt. Die Farbe des Feuersteins entspricht der von Kupfer. Werkzeuge aus diesem Material stellen demnach Imitationen gleichzeitiger Kupfergeräte dar. Dies ist der einzige, genauer datierbare Fund der Jungsteinzeit aus der nördlichen Ortenau. Völlig unbekannt ist, in welchem Zusammenhang dieser Fund in den Boden kam. Es könnte sich sowohl um einen Siedlungsfund wie um einen Grabfund handeln, aber auch auch Verlustfund innerhalb einer Siedlung ist nicht auszuschließen.



Abb. 3: „Kehl“, Bronzeschwert, das bei Kehl gefunden wurde. Es ist nicht sicher, ob es sich um ein Original oder um eine Fälschung handelt.

Bronzezeit

In der Bronzezeit nimmt die Gewinnung und Verarbeitung von Bronze große Bedeutung ein. Damit einher geht eine Ausweitung der Siedlungsfläche und eine stärkere Abholzung.

Belege für eine Besiedlung in der Bronzezeit liegen derzeit nur vereinzelt vor. Dies ist noch etwas objektiver als beim Neolithikum, da die mittlerweile grün verfärbten Bronzeobjekte gerne in Museen abgegeben wurden. Da dies nur sehr selten der Fall ist,

scheint dieser Raum tatsächlich auch in der Bronzezeit nur sehr dünn besiedelt gewesen zu sein.

Als Baggerfunde aus Kiesgruben kamen Beile in Kehl-Auenheim und Rheinau-Rheinbischofsheim zutage, ferner Schwerter in Rheinau-Freistett, Kehl und in der Nähe von Kehl.

Bei dem Beil von Rheinau-Rheinbischofsheim handelt es sich um ein sog. Absatzbeil, welches 1854 südöstlich des Ortes geborgen wurde.⁴ Diese Werkzeugform kann in die Hügelgräberbronzezeit (Bz C/D) datiert werden und somit in die zweite Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends. Das 19 cm lange und somit recht schwere Beil aus Kehl-Auenheim wurde 1955 gefunden und ist im französischen Raum besonders häufig. Es kann ebenfalls in die Hügelgräberbronzezeit datiert werden (Bz C/D).⁵ Das Schwert von Rheinau-Freistett ist ein sogenanntes Griffzungenschwert.⁶ Es wurde 1958 im „Salmengrund“ ausgebagert. Es hat eine Länge von 67,4 cm und kann in die Bronzezeit C datiert werden. Es befindet sich jetzt im Heimatmuseum Kehl.⁷

Das einzigartige Schwert von Kehl ist ein sogenanntes Vollgriffschwert⁸ (Abb. 3). Es war etwa 40 cm lang. Die Griffgestaltung ist für die Typologie besonders wichtig. Die besten Parallelen zu diesem Griff sind aus dem skandinavischen Raum bekannt, die Klinge jedoch ist typisch für süddeutsche Erzeugnisse. Herstellungstechnische Details zeigen, dass das Schwert aus Kehl nicht im Norden gefertigt wurde, sondern möglicherweise unter Verwendung einer von dort stammenden Vorlage (in Süddeutschland?) nachgeahmt wurde. Auch der mit 10% sehr hohe Zinkanteil ist für bronzezeitliche Erzeugnisse mehr als ungewöhnlich, zumal Zinn nahezu völlig fehlt. Es handelt sich somit um einen Messingguss. Da die Verwendung von Messing in der Vorgeschichte nicht bekannt ist, ist vermutet worden, dass dieses Schwert möglicherweise gar nicht antik sei, sondern erst im 19./frühen 20. Jh. unter Verwendung vorgeschichtlicher Objekte (für den Griff Mittelbronzezeit, für die Klinge Urnenfelderzeit) nachgeahmt wurde. Doch gibt es einige Argumente gegen diese Überlegung, wodurch eine endgültige Entscheidung derzeit nicht möglich ist.

Da Belege der frühen Phasen der Bronzezeit (Bronzezeit A und B) fehlen, scheint nach der Besiedlung im ausgehenden Neolithikum eine Besiedlung dieses Raumes erst wieder ab der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. stattgefunden zu haben.

Urnenfelderzeit

Das Ende der Bronzezeit wird aufgrund markanter Bestattungssitten „Urnenfelderzeit“ genannt. Diese Zeit ist durch ein Bevölkerungswachstum und einer dadurch bedingten intensivierten Landwirtschaft und Ressourcennutzung gekennzeichnet. Viele

bislang nicht besiedelte Regionen werden nun besiedelt. Auch in der nördlichen Ortenau kennen wir nun Siedlungs-, Grab- und Einzelfunde.

Die Funde aus einer Siedlung von Achern-Gamshurst sind bislang nicht publiziert.⁹ Nur als Lesefund wurde eine Vasenkopfnadel in Rheinau-Diersheim „Sternenmatt(-acker)“ geborgen.¹⁰ Dieser Fund dürfte auf ein zerstörtes Grab hinweisen. Vasenkopfnadeln sind in Süddeutschland typisch für die Zeitstufe Hallstatt B3 (880–740 v. Chr.).¹¹ Aus der gleichen Gemarkung, Gewann „Niederau-Gaß“, stammen Gefäßscherben, die jedoch in die ältere Urnenfelderzeit (Ha A) datiert werden können.¹² Hiermit zeichnet sich zumindest für diese Gemarkung eine Besiedlung in der Urnenfelderzeit ab. Für einen Zeitraum von etwa 1200 bis 750 v. Chr. ist das recht wenig. Da sich die Funde auf den Norden konzentrieren, könnte der Rest des Gebietes zu dieser Zeit immer noch nicht besiedelt gewesen sein.

Hallstattzeit

Aus der darauffolgenden Hallstattzeit gibt es schon deutlich mehr Fundstellen. Sie belegen eine nun ununterbrochene Besiedlung der nördlichen Ortenau. Ein wichtiger Unterschied zur vorhergehenden Phase besteht in der nun immer stärker werdenden Produktion und Verarbeitung von Eisen. Da Eisen wesentlich häufiger vorkommt als Kupfer, konnte man auch einfacher darauf zugreifen. Bislang ist eine Siedlung (Renchen „Peters Garten“) nachgewiesen, wobei nicht ganz sicher ist, ob es sich nicht um frühmittelalterliche Keramik handelt.¹³ Wie schon in der Bronzezeit häufig, wurden die Menschen in Grabhügeln bestattet. Sicher aus dieser Zeit ist der Grabhügel aus Appenweier, in dem 1864 beim Umbau des Bahnhofes sechs Ringe aus Bronze gefunden wurden.¹⁴ Ob in seiner Umgebung noch weitere Grabhügel liegen, oder ob es sich um einen einzelnen Hügel handelt, ist unklar. In Lautenbach sowie in Ottenhöfen sollen sich größere Grabhügelfelder befinden. Da jedoch keine Funde vorliegen, können sie derzeit nicht genauer datiert werden. Über die Luftbildarchäologie konnten in Rheinau-Rheinbischofsheim einige Strukturen dokumentiert werden, bei denen es sich um ehemalige Grabhügel handeln könnte.¹⁵ Hinweise auf die Gewinnung und Verhüttung von Eisen aus dieser Zeit liegen aus der nördlichen Ortenau derzeit nicht vor.

Latènezeit

In der Latènezeit gibt es keine Höhensiedlungen mehr, dagegen offene, weilerartige Siedlungen und zum Ende des Zeitabschnittes

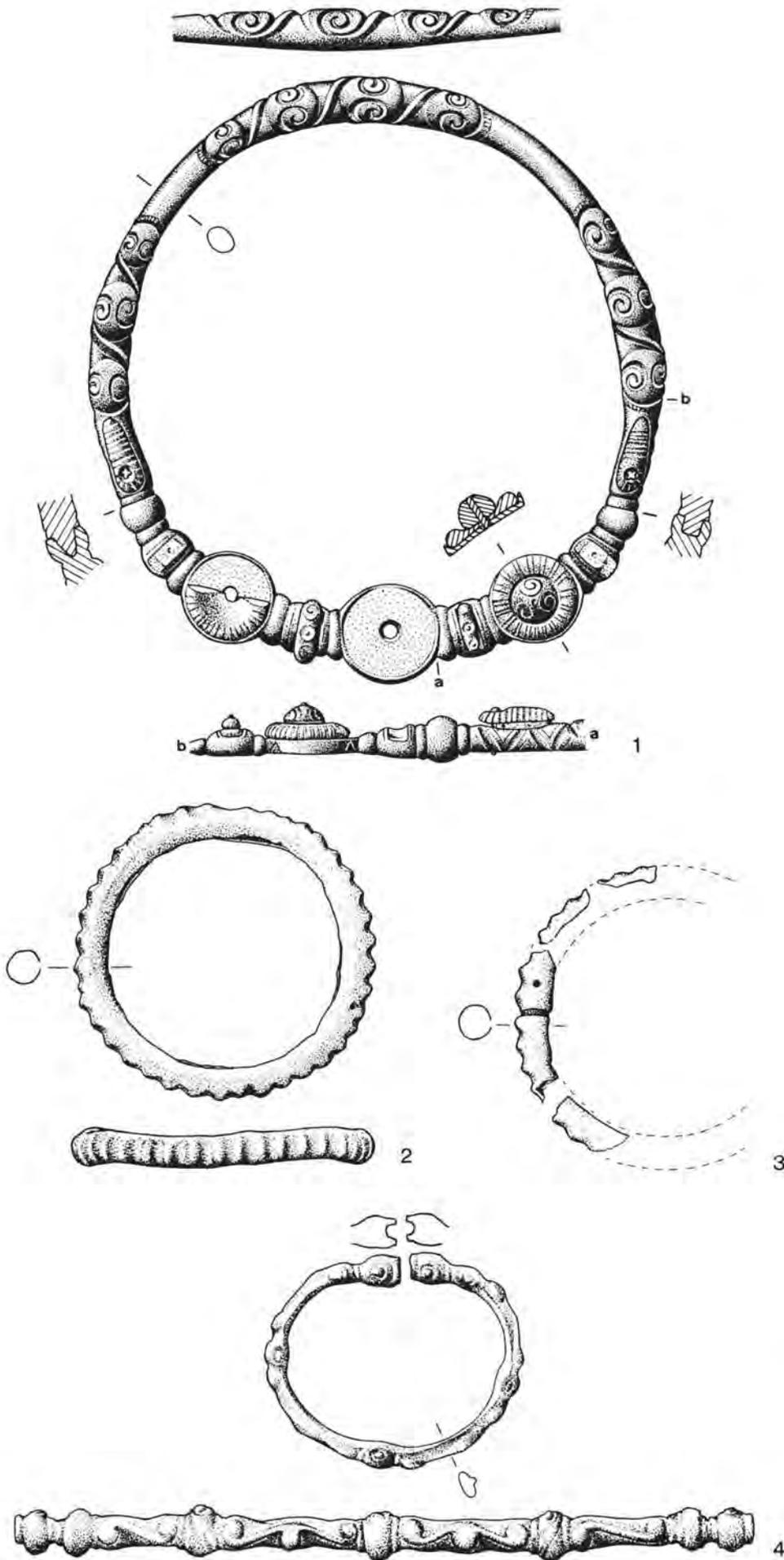


Abb. 4: Kehl-Bodersweier. Schmuckstücke aus Bronze. Der große Scheibenhalsring war mit Korallen verziert. Die Funde stammen aus einem latènezeitlichen Frauengrab.

stadtähnliche Siedlungen (Oppida). Doch von all diesen Befunden kennen wir aus der nördlichen Ortenau keinen Beleg.

Erstaunlich ist der Befund, dass die latènezeitlichen Fundorte sich überwiegend im Raum um Kehl konzentrieren. Es handelt sich um die Gräber von Kehl-Bodersweier „Rain“ bzw. Kehl-Odelshofen „Weckerlehr“ und die Goldmünzen von Kehl-Gamshurst. Etwas fraglich ist die Datierung der Viereckschanze von Kehl-Neumühl. Sie kann latènezeitlich sein, könnte aber auch erst während des Barock entstanden sein. Hierüber ist eine Entscheidung erst über Grabungen möglich.

Das Grab aus Kehl-Bodersweier ist ein NW-SO orientiertes Körpergrab einer Frau.¹⁶ In ihm wurde ein Scheibenhalsring mit Kalk- oder Korallenauflage, ein massiver Bronzearmring und Fragmente von zwei Fußringen geborgen (Abb. 4). Derartige Funde können in das 4. Jh. v. Chr. datiert werden. Hierbei handelt es sich um den ersten vollständigen uns bekannten Grabfund in der nördlichen Ortenau. Der Fund von Kehl-Odelshofen ist ein vollständig zusammengesetztes Keramikgefäß, das bereits vor dem Krieg gefunden und zusammengesetzt wurde.¹⁷ In einer Kiesgrube bei Kehl wurde ein eisernes Schwert entdeckt,¹⁸ nur wenige Kilometer nördlich davon, in Kehl-Auenheim, fand man die eindrucksvolle eiserne Lanzenspitze, die ebenfalls in das 2. Jh. v. Chr. datiert wird¹⁹ (Abb. 5).

Ab dem frühen 19. Jahrhundert wurden bei Achern-Gamshurst insgesamt fünf Goldmünzen geborgen, die aus demselben Schatzfund stammen. Sie waren für diesen bestimmten Münztyp namengebend. Es handelt sich u. a. um die einzige in Deutschland bekannte Imitation eines Philipp-Staters, der demnach in die Zeit um 300 datiert werden kann.²⁰

Um 100 v. Chr. gelangten die zwei stark silberhaltigen Goldmünzen („Regenbogenschüssel“) in den Boden, welche bei Kehl-Querbach gefunden wurden.²¹ Eine Münze ist ein „Schweizer Viertelstater“, welcher in der Zeit zwischen 180 und 150 v. Chr. geprägt wurde,²² die andere ist ein „ostgallischer Radstater nach Philipper-Vorbild“.²³ Diese wurden in dem letzten Drittel des 2. Jhs. sowie im ersten Drittel des 1. Jhs. v. Chr. geprägt. Die beiden Münzen – sicherlich ein kleiner Schatzfund – dürften demnach in der Zeit um 100 v. Chr. niedergelegt worden sein.

Schwer datierbar sind die doppelpyramidenförmigen Eisenbarren, wie sie 1877 in Renchen gefunden wurden.²⁴ Die ältesten Vertreter kennen wir aus der späten Hallstattzeit (HaD, Heuneburg), die jüngsten aus der Römerzeit. Da sie eigentlich nie mit datierenden Funden geborgen werden, sondern immer nur als Depot, kann eine zuverlässige Datierung derzeit nicht erfolgen. Es ist schwer abzuschätzen, ob die Konzentration latènezeitlicher Fundstellen im Raum Kehl die ehemalige Realität widerspiegelt,

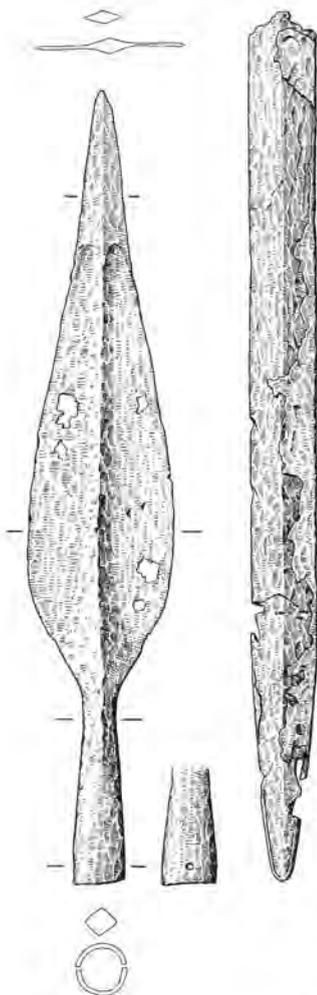


Abb. 5: Kehl. Fragmente eines latènezeitlichen Eisenschwertes. Kehl-Auenheim. Lanzenspitze aus Eisen. Beide Funde stammen aus Kiesgruben.

oder ob es sich um ein forschungsgeschichtlich verzerrtes Bild handelt. Eine Entscheidung hierüber kann wohl erst zu einem späteren Zeitpunkt gefällt werden.

Römerzeit

Aus der Römerzeit kennen wir eine Vielzahl von Siedlungen und einige Gräber. Sie belegen die sehr intensive Besiedlung der nördlichen Ortenau, die sich jedoch weitgehend auf das unmittelbare Vorfeld von Straßburg konzentriert. Inwieweit dieser Befund stimmt, oder ob es sich derzeit nur um einen Forschungsstand handelt, ist nicht zu klären.

Ganz wichtig ist in diesem Zusammenhang Straßburg. Dieser Ort war in römischer Zeit der wichtigste Zentralort des Elsass. Seit dem zweiten Jahrzehnt vor Christi befand sich hier ein Kastell. Die Administration und das wirtschaftliche Leben befand sich hier. Von ihm aus gab es sicherlich ständige Begehungen des rechtsrheinischen Vorlandes, auch wenn derzeit entsprechende Hinweise (Marschlager, Kleinfunde) noch fehlen.

Hier stand auch die Brücke über den Rhein, über die der Zugang zum Kinzigtal und zu den Gebieten östlich des Schwarzwaldes erfolgte. Am Beginn des römischen Einflusses stehen jedoch die Germanen. Denn bevor die Römer selbst rechts des Rheines gesiedelt haben, haben sich elbgermanische Stämme angesiedelt. Zwei Gräberfelder sind aus Rheinau-Diersheim bekannt.²⁵ Eines davon („Oberfeld“) ist nahezu vollständig ausgegraben worden (90 Gräber). Dabei handelt es sich um Brandbestattungen. Der Leichnam wurde zusammen mit Beigaben verbrannt und die Asche in einem Tongefäß beigesetzt. Aus diesem Grund sind die Funde häufig in einem sehr schlechten Zustand.

Diese Personen hatten den Auftrag, in der Zeit ab ca. 50 n. Chr. die Rheingrenze, hier besonders den Rheinübergang, zu überwachen und zu schützen. Auch nach der Einbeziehung des rechtsrheinischen Raumes in das römische Reich ab dem Ende des 1. Jhs. blieb die Siedlung in Diersheim bestehen, auch wenn die Siedler sicherlich keine militärischen Aufgaben mehr hatten. Anhand der Grabinventare lässt sich ihre immer stärkere Durchdringung mit römischem Kulturgut erkennen. Das Gräberfeld besteht bis in die zweite Hälfte des 3. Jhs. n. Chr.²⁶ Möglicherweise ist auch die Siedlung von Kehl-Auenheim in einem derartigen Zusammenhang zu sehen.

Im ersten Jahrhundert nach Christi beginnt die zunächst zögernde, ab 80 n. Chr. deutlich zunehmende Besiedlung der rechtsrheinischen Gebiete. Im Norden des untersuchten Raumes ist insbesondere Baden-Baden zu nennen, der bekannte Badeort.

Die Fundstellen der Römerzeit sind zahlenmäßig deutlich in der Überzahl. Aber auch hier macht sich eine Konzentration auf die Region um Kehl und in der Gemeinde Rheinau bemerkbar. Weiter vom Rhein entfernt gibt es nur noch sehr wenige Fundorte. Hierzu ist jedoch zu bemerken, dass die Kenntnis dieser Fundorte überwiegend der ehrenamtlichen Tätigkeit von Herrn Fuchs verdankt wird und das derzeitige Kartenbild eher den Aktionsradius von Herrn Fuchs widerspiegelt denn eine zuverlässige Forschungslage. Bei den meisten Fundorten handelt es sich um Lesefunde. Grabungen haben nur an wenigen Orten stattgefunden (Auenheim „Pfarrmatte“).

Achern „Großer Lindenbrunnen“



Abb. 6a, 6b: Achern „Großer Lindenbrunnen“. Diese ausgedehnte Villenanlage ist eine der wenigen römischen Siedlung am Schwarzwaldrand der nördlichen Ortenau. Leider wurde die Anlage ohne Begleitung durch die Denkmalpflege vollständig überbaut.

Auf einem Hügel gelegen, hatte der Besitzer dieser Villa sicherlich eine fantastische Aussicht. Bei Baumaßnahmen seit den 1930er Jahren wurden immer wieder Baureste dokumentiert oder gemeldet, zu einer großflächigen Ausgrabung kam es leider nicht. Heute ist das Gelände nahezu vollständig überbaut. Die freigelegten Hypokaustanlage belegt die Existenz einer Fußbodenheizung, sicherlich in einem Bad (Abb. 5a, b).

Kehl-Auenheim „Pfarrmatte“

Hier fand eine der wenigen jüngeren Grabungen statt, die jedoch auch schon wieder fast 30 Jahre zurückliegt.²⁷ Dabei wurde aber auch nur ein kleiner Ausschnitt eines ländlichen Gehöftes freige-

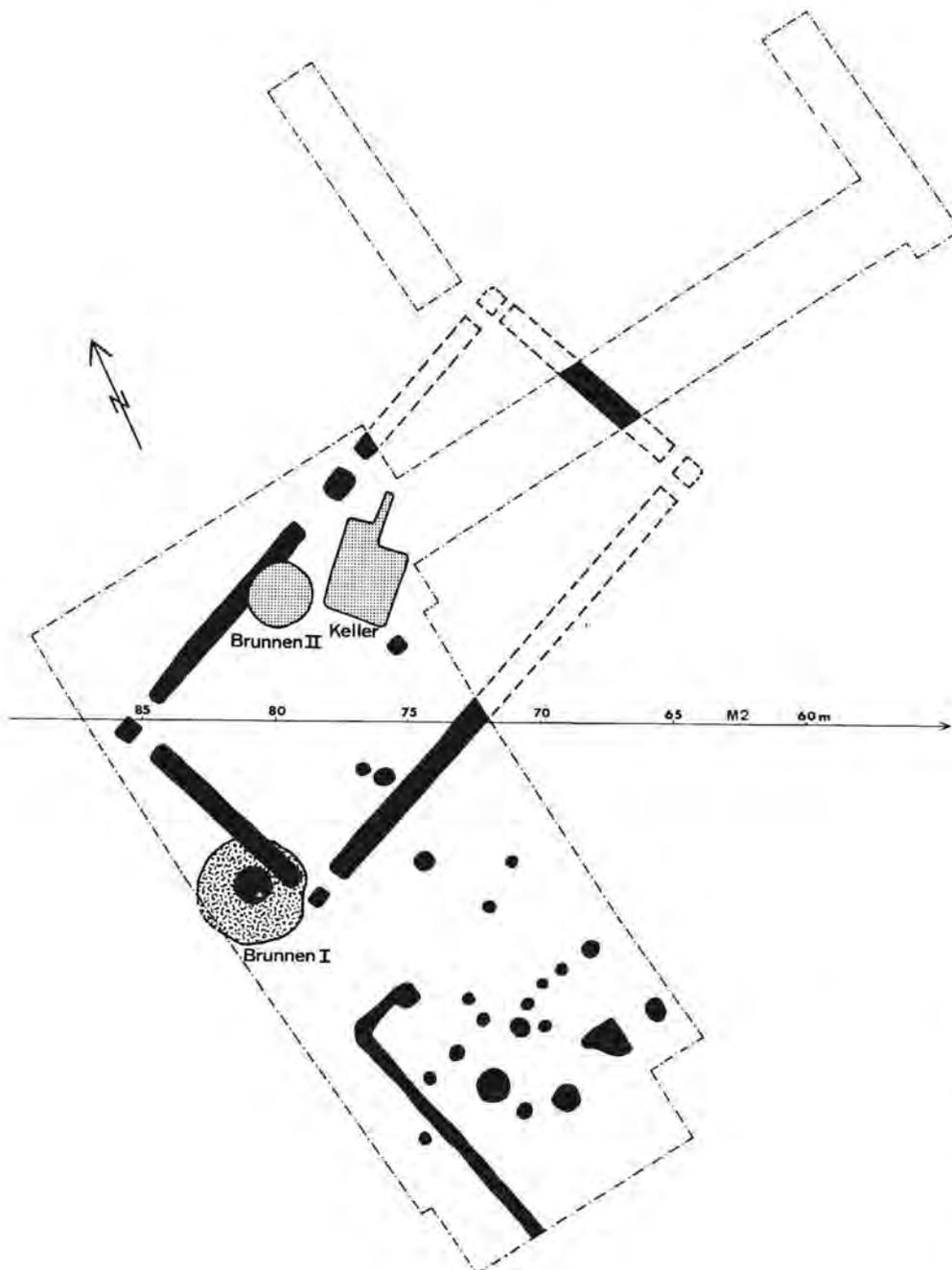


Abb. 7: Kehl-Auenheim. Römische Siedlung im Gewann „Pfarrmatte“. Bei der kleinräumigen Untersuchung wurden die Grundrisse von zwei hölzernen Gebäude dokumentiert.

legt (Abb. 6). Das älteste Gebäude war ein Schwellbalkenbau mit 22 m Länge und 10 m Breite. Daneben befand sich ein weiteres Gebäude mit Schwellbalken und Pfosten, dessen Grundriss jedoch nicht zu rekonstruieren ist. Gleichzeitig hat der Brunnen I bestanden, dessen Baugrube zwar von dem Schwellbalkengebäude überdeckt wird, was aber nicht gegen eine gleichzeitige Benutzung spricht. Zu dieser Phase gehören Keramikfunde, die ihre besten Entsprechungen in dem germanischen Gräberfeld von Diersheim haben. Dies dürfte bedeuten, dass die Siedlung im 1. Jahrhundert n. Chr. von germanischen Siedlern gegründet wurde. Brunnen und Hauptgebäude wurden ausweislich der Keramik in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. aufgegeben. Anschließend wurde ein Gebäude errichtet, das möglicherweise ein flaches Steinfundament besaß, von dem jedoch kein Hinweis mehr angetroffen wurde. Einziger Hinweis auf dieses Gebäude ist ein steinerner Keller, der eine etwas andere Ausrichtung wie das Holzgebäude aufweist. Hierzu gehört auch ein zweiter Brunnen. Die jüngsten Funde aus dem Keller können in die Mitte des 3. Jhs. datiert werden. Bemerkenswert ist der Fund eines Schmelztiegels, der auf eine vor Ort erfolgte Bronzeverarbeitung hinweist.

Appenweier

Bei Renovierungsarbeiten in der Kirche von Appenweier wurde 1978 in der Außenwand ein Steinrelief mit der Darstellung von Fortuna und Herkules geborgen.²⁸ Dieser Fund wirft ein Schlaglicht auf den Bereich der Religion, zu dem in diesem Raum trotz zahlreicher römischer Fundstellen fast keine weiterführenden Informationen zur Verfügung stehen.

Kehl-Neumühl

Wiederum den unermüdlichen Begehungen von W. Fuchs verdanken wir einige bemerkenswerte Fundstücke von einer schon seit 1953 bekannten römischen Siedlung bei Kehl-Neumühl.²⁹ Es handelt sich zum einen um den Kopf einer Figur aus Sandstein. Sie stellt sicherlich eine Gottheit dar. Ein weiterer Fund ist eine kleine Gemme mit der Darstellung der Siegesgöttin Victoria. Das umfangreiche Keramikinventar ist bislang noch nicht publiziert.³⁰

Sasbach

In der Mauer eines Hauses von Sasbach, unmittelbar nördlich der Kirche, war ein Stein eingemauert, der sich bei genauer Begutachtung als Teil einer Jupitergigantensäule zu erkennen gab.³¹ Darge-

stellt sind die Wochengötter. In der Zwischenzeit sind weitere Stücke aufgetaucht, die zu dieser Säule gehören dürften. Ein guter Vergleich ist die Säule von Walheim (Folie). Die Sasbacher Säule dürfte in einer nahe liegenden römischen Siedlung aufgestellt gewesen sein. Die Verbreitung der Jupitersäulen und Jupitergigantensäulen konzentriert sich in auffallender Weise im Raum zwischen Limes im Osten und der Mosel im Westen.³² Der Beleg von Sasbach ist zusammen mit dem von Gengenbach einer der südlichsten Vertreter. Welche Gründe hinter der Konzentration auf diesen Raum sowie das vollständige Fehlen im Breisgau, im südlichen Elsass und in der Schweiz stecken, ist derzeit nicht bekannt. Eine Datierung des Stückes aus sich heraus ist nicht möglich. Jupitersäulen sind in dem Jahrhundert zwischen 50 und 250 n. Chr. aufgestellt worden. Säulen mit vergleichbarem Bildprogramm (Darstellung der sieben Wochengötter auf achteckigem Zwischensockel) sind jedoch erst ab etwa 200 n. Chr. belegt, was einen ersten Hinweis auf die Datierung des Sasbacher Stückes geben kann.

Rheinau-Helmlingen

Eine wichtige Ausnahme ist Rheinau-Helmlingen. Hier bestand vermutlich eine dorffartige Siedlung, ein sog. vicus und sicherlich auch ein Rheinübergang.³³ Auf einer Fläche von mindestens 250 mal 100m erstreckte sich eine Siedlung. Die Gebäude bestanden aus Holz, Hinweise auf steinerne Bauten kennen wir jedoch in Form von Mörtelspuren und ausgebrochenen Fundamenten. Bemerkenswert ist suebische Keramik, die eine Besiedlung durch germanische Siedler im 1. Jh. andeuten. Das Ende der Siedlung fällt anhand der Keramik in das 3. Jh. n. Chr. Eine angemessene Publikation der Fundstelle steht bislang noch aus.³⁴

Ganz in der Nähe, aber schon auf französischem Gebiet, wurden bei Baggararbeiten im Rhein Fundamente freigelegt, die ganz den Eindruck von römischem Mauerwerk machen.³⁵ Es dürfte sich dabei um Fundamente einer römischen Brücke handeln, deren Existenz der Vicus von Helmlingen seine Grundlage verdankt. Die Besiedlung geht um 200 deutlich zurück, das Ende der römischen Besiedlung ist in der ersten Hälfte des 3. Jhs. n. Chr. zu sehen. Somit war das Gebiet maximal 150 Jahre intensiv besiedelt worden.

Spätantike/Völkerwanderungszeit

Nach dem Ende des direkten römischen Einflusses werden wieder Germanen angesiedelt. Wichtigster Fundort für diese Zeit in der nördlichen Ortenau ist derzeit Kehl-Auenheim „Schuttereger“.

Hier wurden 35 Münzen der Zeit 330–355 n. Chr. gefunden. Im 4. Jahrhundert sind immer wieder Auseinandersetzungen zwischen dem Römischen Reich und Germanen erwähnt, die auch das Elsass und den rechtsrheinischen Raum betreffen, z. B. die Schlacht bei Straßburg 357. Hinweis auf eine Beziehung der rechtsrheinisch lebenden Germanen und dem Römischen Reich sind auch die zahlreichen Münzen in der Ortenau, die jedoch ab etwa 400 n. Chr. in der Ortenau nicht mehr vertreten sind. Danach bis in das 6./7. Jh. kennen wir wiederum keine Funde. Das heißt, für 200 bis 300 Jahre scheint die nördliche Ortenau siedlungsleer. Auch in der südlichen Ortenau sind mit dem Gräberfeld von Ichenheim und einem Einzelfund (Grab?) aus Lahr schon alle Funde des 5. Jhs. aufgezählt, hinzu kommt ein Grab der Zeit um 500 aus Mahlberg.³⁶

Frühmittelalter

Um 500 wird Südwestdeutschland dem Reich der Merowinger angegliedert. Doch haben sich diese politischen Vorgänge nicht in archäologischen Befunden niedergeschlagen. Dagegen kennen wir aus dieser Zeit in weiten Teilen Süd- und Westdeutschlands, der Schweiz und Frankreichs zahlreiche, zum Teil sehr große Reihengräberfriedhöfe. Ihnen verdanken wir einen großen Teil der Kenntnis der materiellen Kultur und der daraus ablesbaren kulturellen Beziehungen des 6. bis frühen 8. Jhs. In Baden-Württemberg gibt es so gut wie keinen Ort im Altsiedelland, der nicht über mindestens ein Gräberfeld dieser Zeit verfügt. Vor diesem Hintergrund ist es umso erstaunlicher, dass wir in der nördlichen Ortenau bislang nur ein derartiges Gräberfeld kennen (Appenweiler-Urloffen, evtl. Willstätt-Hesselhurst?) Sie konzentrieren sich zudem im Vorfeld von Straßburg, dem seit dem 6. Jh. belegten Bischofssitz. In Kehl-Auenheim wurde ein Grab des 7. Jhs. innerhalb einer Kirche dokumentiert. Die geringe Anzahl der Gräberfelder könnte bedeuten, dass die Besiedlung in diesem Jahrhundert ebenfalls sehr gering war. Diese Beobachtung wird durch den Nachweis einer Siedlung dieser Zeit in Kehl-Goldscheuer geradezu bestätigt.

Trotz der größeren Entfernung zu Freiburg und dem dadurch zuweilen geringeren Informationsfluss zwischen Findern und Denkmalpflege kann es sich nicht um eine Forschungslücke handeln, da es im nördlich angrenzenden Kreis Rastatt vergleichbar wenige Befunde der Merowingerzeit gibt.

Ein großes Gräberfeld ist aus Appenweiler-Urloffen bekannt. Das Areal des Gräberfeldes ist leider zum größten Teil überbaut worden, wodurch ein großer Teil der Bestattungen unerkannt zer-

stört worden sind. Schon in den 1930er und 1950er Jahren konnte der Inhalt einiger Gräber geborgen werden. 1934 war es das Grab eines Mannes, in dem ein Sax und eine Gürtelgarnitur enthalten waren. 1956 war es wiederum das Grab eines Mannes, in dem ein stempelverziertes Keramikgefäß, eine Spatha, ein Schild sowie ein Ango enthalten waren.³⁷ Es lohnt sich, ein wenig auf den Ango einzugehen. Diese sehr typische und spezielle Waffe ist besonders im Rheinland verbreitet und hier ist ein deutlicher Schwerpunkt zwischen Neckar und Mainmündung festzustellen. Östlich des Rheins ist sie verhältnismäßig selten. Im Breisgau kommt sie nur noch in Mengen (Grab 23) und in Herten vor. Die Waffe gilt als eine typisch „fränkische“ Waffe und soll einen direkten Bezug von Franken auf die Alamannen belegen. Die allermeisten Gräber mit Angonen sind sehr reich ausgestattet. Sie kommen ab dem späten 5. Jahrhundert bis ins frühe 7. Jahrhundert vor.³⁸ Aufgrund der Form des Schildbuckels und des Keramikgefäßes ist der Ango von Urloffen in die Zeit um 600 zu datieren.³⁹ Somit ist dieses Grab das derzeit älteste merowingerzeitliche Grab in der nördlichen Ortenau. Möglicherweise deutet sich hier an, dass die Ortenau ab etwa 600 verstärkt besiedelt wurde und die Träger dieser Erschließung im fränkischen Raum zu suchen sind. Eine Entscheidung in dieser Frage kann zum jetzigen Zeitpunkt jedoch noch nicht getroffen werden. Nur auf einem Grundstück gelang es 1980, 30 Gräber zu dokumentieren. Die dichte Belegung und ältere Hinweise lassen ein großes Gräberfeld mit ca. 500 Bestattungen erkennen.⁴⁰ Trotz des kleinen Ausschnittes sei auf zwei Besonderheiten hingewiesen. Zum einen auf Grab 17, das mit einem Kreisgraben umgeben war und somit einen Hinweis auf eine ehemalige Überhügelung zeigt. Das Grab war zwar ausgeraubt, doch wissen wir aus anderen Gräberfeldern, dass sich hier häufig die reichsten Bestattungen befanden. Ein anderes Grab – Grab 4 – war ein aufwendiger Grabbau (Holzkammer 2,6 mal 1,8m) und enthielt die komplette Waffenausstattung mit Lanze, Schild, Spatha, Sax und Leibgurt sowie eine Röhrenausgusskanne. Die Funde erlauben eine Datierung in die Mitte des 7. Jhs. Grab 3 – ebenfalls ein Kammergrab – war das Grab einer Frau. Sie war im Gegensatz zu der üblichen gestreckten Rückenlage als sogenannte Hockerbestattung beigesetzt und lag auf der linken Seite. Die extreme Lage lässt auf eine Fesselung schließen, was sich auf Angst auf Widergängertum interpretieren lässt.⁴¹ An Beigaben hatte sie einen Kamm und eine Röhrenausgusskanne bei sich. Das Messer steckte zwischen ihren Füßen. Die Röhrenausgusskanne entspricht in ihrer Form der von Grab 4, zudem sind beide mit demselben Stempel verziert. Aus diesem Grund dürften beide Gefäße etwa zeitgleich hergestellt worden sein.

Die Lage des Gräberfeldes am Südrand des Hochwassergebietes, an einer Stelle, wo wahrscheinlich eine Römerstraße verlief, lässt die Wahl dieses Ortes unter einem anderen Licht erscheinen. Denn von Straßburg aus gesehen trifft man hier auf die rechtsrheinische Nord-Süd-Verbindung. Jeder, der seinen Einfluss in der Ortenau geltend machen wollte, musste diesen Punkt besetzen. So überrascht es nicht, wenn die benachbarten Ortsnamen auf -hofen enden (Zusenhofen, Stadelhofen) und sich als Siedlungen des Frühmittelalters zu erkennen geben. Und mit dem unweit von Zusenhofen gelegenen Königshof Nussbach greift man einen weiteren frühen Ort.

Der Befund in Auenheim (888 erstmals erwähnt) verweist auf eine Entwicklung, die uns bis heute prägt. Das Grab wurde nicht – wie üblich – auf einem Reihengräberfeld gefunden, sondern innerhalb einer Kirche. Die Kirche war 6,5 m lang sowie 5,2 m breit und würde uns heute eher wie eine Kapelle erscheinen. Das Grab bestand nach den spärlichen Beobachtungen aus Ziegelplatten. Als einzige Beigaben fand sich noch die Bronzeschnalle des (Waffen-)Gürtels. Anhand dieser Schnalle kann das Grab in die zweite Hälfte des 7. Jhs. datiert werden⁴². Auch wenn der stratigrafische Befund zwischen Kirche und Grab nicht vollständig geklärt ist, deutet sich doch eine Gleichzeitigkeit an. Dies bedeutet, dass der in der zweiten Hälfte des 7. Jhs. hier bestattete Mann christlichen Glaubens war. Da sich der Bischofssitz Straßburg nur wenige Kilometer entfernt befindet, kann man von einer Christianisierung der Bevölkerung spätestens ab 600 ausgehen.

Ein wichtiger Hinweis auf die Frühzeit heutiger Orte sind ihre Namen. Orte, die auf -ingen, -heim enden, sind im Frühmittelalter gegründet worden. Untersuchen wir die Ortsnamen der nördlichen Ortenau unter diesem Gesichtspunkt, fällt die geringe Anzahl dieser frühen Ortsnamen auf (Orte auf -ingen gibt es nur ein Mal (Helmlingen), Orte auf -heim nur selten (z. B. Diersheim, Auenheim, Leutesheim). Auf der Grundlage der Erstnennung der Orte im Raum um Kehl (Kork 778, Jerigheim mit Kirche 805, Bodersweier 884, Auenheim mit Kirche 888,) und entlang des Rheines (Kloster Honau 723, Freistett 828) ist zu konstatieren, dass hier die Besiedlung sicherlich schon im 7./8. Jh. einsetzt. In etwa zeitgleich ist die Besiedlung der Randgebiete der feuchten Niederung zu erkennen (Gräberfeld Urloffen, Appenweier 884). Hier dürfte der Bezug zur Straße ausschlaggebend gewesen sein.

Karolingerzeit

In Auenheim wurden bei Baggerarbeiten auch interessante Funde aus der Karolingerzeit, das ist die Zeit von ca. 750–900 n. Chr.,

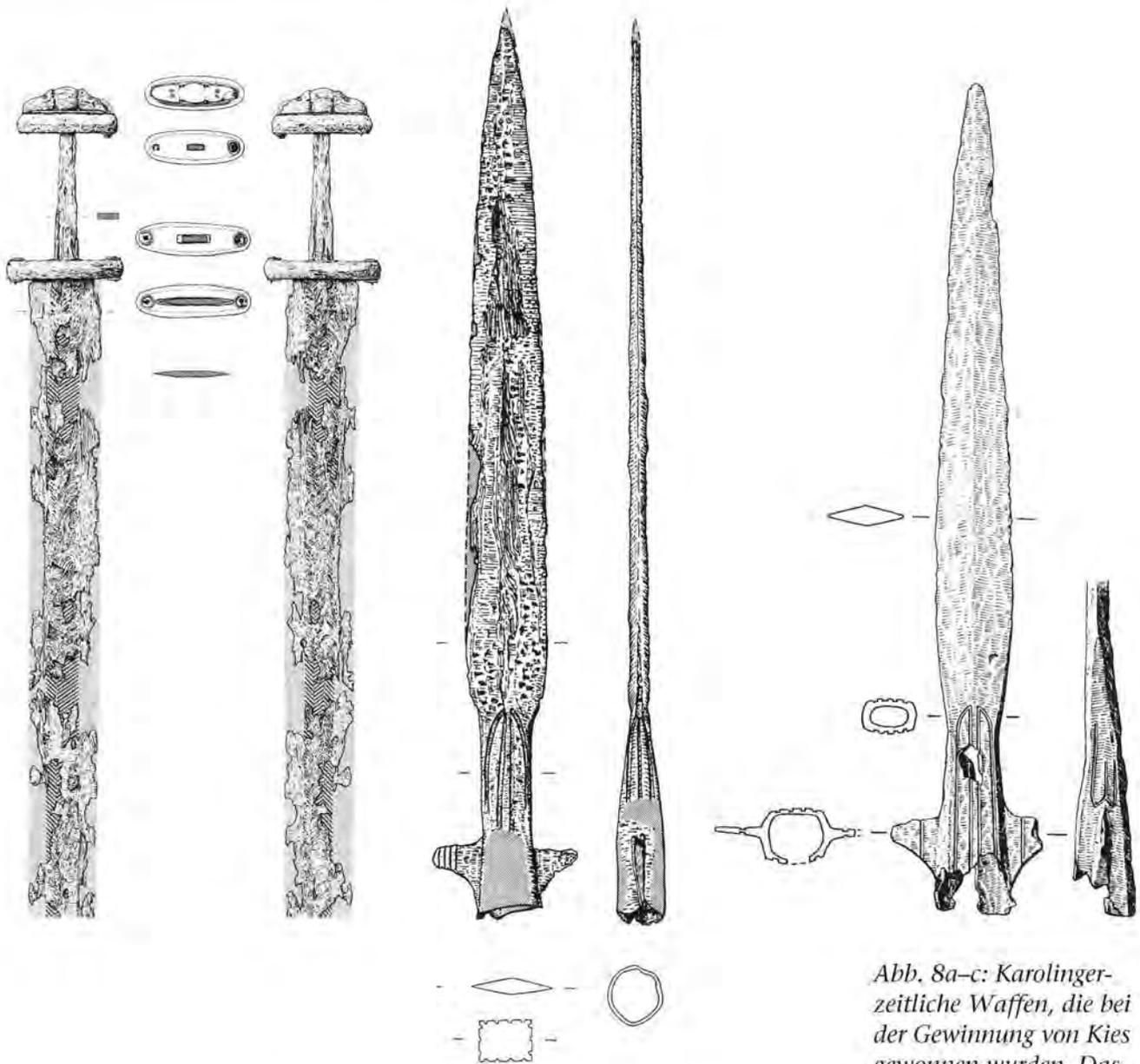


Abb. 8a–c: Karolingerzeitliche Waffen, die bei der Gewinnung von Kies gewonnen wurden. Das Schwert wurde in Kehl-Auenheim gefunden, die Lanzen spitzen in Rheinau-Helmlingen und in Kehl-Auenheim.

geborgen. Es handelt sich zum einen um ein prächtiges, aufwendig damasziertes Schwert (Abb. 8a) sowie um eine sogenannte Flügellanzenspitze (Abb. 8b).⁴³ Eine vergleichbare Flügellanzenspitze kennen wir auch (ebenfalls in einer Kiesgrube geborgen) aus Rheinau-Helmlingen (Abb. 8c).⁴⁴ Siedlungsspuren in Form von Keramik kennen wir jetzt auch von verschiedenen Fundorten wie Rheinau-Linx oder Kehl-Kork und Kehl-Auenheim. Zu Ausgrabungen im Bereich dieser Siedlungen ist es bislang noch nicht gekommen. Die jetzt einsetzenden Schriftquellen belegen die Existenz zahlreicher Dörfer, deren Namen sich



Abb. 9: Kehl-Odelshofen. Beim Bau eines Bunkers im Jahre 1940 wurde ein Baumstammbrunnen entdeckt und dokumentiert. Er kennzeichnet die Lage einer frühmittelalterlichen Siedlung.

bis heute erhalten haben. Eines dieser heute verschwundenen Dörfer oder Gehöfte konnte 1940 beim Bau des Westwalles lokalisiert werden. Bei Kehl-Odelshofen wurde am Ostrand des Ortes ein Baumstammbrunnen ausgegraben und dokumentiert, der aufgrund seiner Machart in das Mittelalter datiert werden kann (Abb. 9).

Hochmittelalter

Ab etwa 1000 n. Chr. beginnt in ganz Europa – bedingt durch eine Zeit der Klimagunst und des Bevölkerungswachstums – eine Phase der intensiven Binnenkolonisation. Dies bedeutet, dass die in der Nähe der Siedlungen gelegenen, bislang gemiedenen Wälder und die ungünstigeren Gebiete gerodet, bewirtschaftet und besiedelt werden. Gleichzeitig erfolgt auch die Besiedlung des Schwarzwaldes. Die Besiedlung der einigermaßen siedlungsgünstigen Vorbergzone in der nördlichen Ortenau ist frühestens im 10. Jh. erfolgt. Hierfür spricht die Nennung des Königshofes Nussbach (heute Gemeinde Oberkirch). Auf jeden Fall befindet sich in Nussbach die Urfparrei für das gesamte Renchtal, was nochmals das höhere Alter dieser Siedlung unterstreicht. Dieser Hof (mit dem wahrscheinlich dazugehörigen Renchtal) wird 994 von König Otto III. dem Kloster St. Margarethen in Waldkirch/Elztal geschenkt. Dieser Hof war dem König ebenfalls durch das Erbe des alemannischen Herzogs Burkhard I. zugefallen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch dieser Besitz, wie anderer Besitz im Breisgau, von Burkhard I. aus Königsbesitz entfremdet wurde.

Möglicherweise gehört dieser Hof zu der ursprünglichen Ausstattung des um 918 gegründeten Klosters St. Margarethen und ist dann schon in das frühe 10. Jh. zu datieren. Da Nussbach die Urfparrei des Renchtales darstellt und somit die älteste Kirche in diesem Raum war, dürfte es sich bei dem Königshof um einen sehr alten, möglicherweise sogar schon in karolingischer Zeit angelegten Hof gehandelt haben. Wie weit die Besiedlung im 10. Jahrhundert in das Renchtal schon vorgedrungen war, ist nicht bekannt. Aus diesem Grund ist auch nur schwer abzuschätzen, wie bedeutend diese Schenkung war. Und da dieser Hof in Nussbach schon 1007 durch eine Schenkung Heinrichs II. an sein neu gegründetes Kloster Bamberg kam, hat es den Eindruck, als ob die Schenkung des Hofes an Waldkirch nie umgesetzt wurde. In der Schenkungsurkunde von 1007 wird auch die Kirche in Nussbach erwähnt. Oberkirch tritt in den Schriftquellen im 11. Jahrhundert auf, Ulm im Jahre 1070.

Die Besiedlung des Achertales scheint sogar erst im späten 11. Jh. begonnen worden zu sein. So wird Sasbach um 1077 erstmals erwähnt, Achern um 1095 und das Achertal selbst um 1100 als

Besitz der Grafen von Staufenberg. Ab dem späten 11. Jahrhundert werden hier an der Vorbergzone auch Burgen errichtet (Schauenburg, Ullenburg). Es erstaunt vor dem Hintergrund des oben Skizzierten nicht, dass die frühen Burgen am Rand der umrissenen Siedlungskammer zwischen Urloffen, Renchen und Nussbach liegen. Bei Durbach befindet sich die Burg der Grafen von Staufenberg.

Die Aufsiedlung der großen Niederungsgebiete in der nördlichen Ortenau scheint nach Aussage der Schriftquellen (Erstnennung der Orte) und dem derzeitigen Stand der archäologischen Forschung sogar erst ab etwa 1100 erfolgt zu sein. Die eingangs skizzierte Siedlungs-Ungunst aufgrund von ausgedehnten Hochwassern im zentralen Bereich der nördlichen Ortenau scheint jetzt kein Hindernis mehr dargestellt zu haben. Welche Faktoren im Einzelnen eine Rolle gespielt haben mögen, kann hier nicht weiterverfolgt werden. Denkbar sind Faktoren wie weniger Niederschlag, die für das Hochmittelalter postuliert werden. Aber auch anthropogene Faktoren, wie Eingriffe in das Gewässernetz sind denkbar. Die Gründung von Klöstern – wie die des Klosters Allerheiligen bei Oppenau-Lierbach in den 1190ern – erfolgt recht spät.

In die Zeit um 1300 – und damit im Vergleich zu anderen Gebieten sehr spät – fällt schließlich die Gründung der Städte. Willstätt wird 1262 als wohlbefestigter Ort erwähnt, hatte aber zwischen Straßburg und Offenburg keine Chance, sich zu einer vollgültigen Stadt zu entwickeln. Oberkirch wird 1303 als (befestigte?) Marktstadt genannt und erhält 1326 das Offenburger Stadtrecht. Renchen wird als befestigte Siedlung (*oppidum*) 1313 erwähnt, erhält im Mittelalter aber kein Stadtrecht. Dagegen wird das 1299 Dorf genannte Oppenau 1319 durch das Kloster Allerheiligen mit Stadtrechten versehen. Neben der damit zusammenhängenden Nutzung Wälder für Bau- und Brennholz sowie der Steine für die Gewinnung von Mörtel und Baumaterial kam es wahrscheinlich auch zur Aufnahme von Bergbau, auch wenn hier keine ergiebigen Lagerstätten bekannt sind. Archäologische Hinweise auf den mittelalterlichen Bergbau sind derzeit jedoch nicht bekannt.

Abschließend ist sicherlich noch der Hinweis wichtig, dass erst 1392 bei Straßburg die erste (und in der Ortenau für Jahrhunderte einzige) Brücke über den Rhein errichtet wurde. Bis dahin war man ausschließlich auf Fährverbindungen angewiesen.

Literatur

- G. Bauchhenss, Jupitergigantensäulen. Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands Nr. 14, 1976.
- I. Bauer e. a., Zug-Sumpfung, Band 3/1. Die Funde 1923–27 (2004)
- A. Burkhardt, Keltische Münzen und Münzstätten, in: A. Bräuning e. a., Kelten an Hoch- und Oberrhein. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg Band 24, 2005, 55–64.
- J. D. Cowen, Einführung in die Geschichte der bronzenen Griffzungenschwerter Süddeutschlands. 36. Ber. RGK 1955, 56 ff.
- F. Damminger, Die Merowingerzeit im südlichen Kraichgau (2002).
- G. Fingerlin, in: Evangelische Kirchengemeinde Auenheim (Hrsg.), Auenheim. Ein Beitrag zur Geschichte des badischen Hanauerlandes (1966), 17 f.
- G. Fingerlin, Ein reiches alamannisches Frauengrab aus Mahlberg in der südlichen Ortenau, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 23, 1979, 26–31.
- G. Fingerlin, Das völkerwanderungszeitliche Gräberfeld von Wyhl am Kaiserstuhl (Oberrhein), in: Landesarchäologie, Festschrift für Dieter Planck 2009, 503–529.
- F. Garscha, Aus der Frühgeschichte der Ortenau, in: Badische Heimat. 22. Jahrgang, Jahresheft 1935, 53–62.
- F. Garscha, Die Alamannen in Südbaden (1970)
- O. Kähni, Offenburg und die Ortenau. Die Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft (1976).
- W. Kimmig, Urnenfelderkultur in Baden (1940)
- W. Kimmig, Ein Bronzeschwert von Kehl a. Rh., Ldkrs. Offenburg, in: Badische Fundberichte 20, 1956, 59.68.
- F. List, Aufschlüsse für die mittelalterliche kirchliche Archäologie beim Heizungsbau in der Evangelischen Kirche zu Auenheim (Kreis Kehl), in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Jahrgang 9, 1966, Heft 2, 43–45.
- R. Nierhaus, Das svebische Gräberfeld von Diersheim (1966).
- W. Pape, Importfeuerstein an Hoch- und Oberrhein, in: Archäologische Nachrichten aus Baden Heft 29, 1982, 17–25.
- O. Schlegel 2000, Germanen im Quadrat (2000)
- G. Schöbel, Die Spätbronzezeit am nordwestlichen Bodensee. Taucharchäologische Untersuchungen an Hagnau und Unteruhldingen 1982–1989. Siedlungsarchäologie im Alpenvorland IV (1996)
- L. Sperber, Untersuchungen zur Chronologie der Urnenfelderkultur im nördlichen Alpenvorland von der Schweiz bis Oberösterreich. Antiquitas 3/29 (1987).
- E. Sprockhoff, Die germanischen Griffzungenschwerter Süddeutschlands. Röm.-German. Forschungen 5 (1931)
- H. Steuer, Karolingische Waffen aus dem Oberrhein bei Kehl-Auenheim, Ortenaukreis, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1988, 229–231.
- W. Struck, Neue Ausgrabungen in römerzeitlichen Siedlungen der Ortenau, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 23, 1979, 6–18.
- W. Struck, Ausgrabungen in einem merowingerzeitlichen Gräberfeld in Urloffen, Gem. Appenweier, Ortenaukreis, in: Die Ortenau 61, 1981, 262–271.
- W. Struck, Zwei keltische Goldmünzen von Querbach, Gemeinde Kehl, Ortenaukreis, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 30, 1983, 12–22.
- E. Wagner, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Band I, 1908
- E. Wagner, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Band II, 1911.
- H. Wagner, Archäologische Untersuchungen an der „Ullenburg“ bei Tiergarten, Stadt Oberkirch, Ortenaukreis, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1999 (2000), 238–241.
- S. Wagner-Roser, Ein „Hermerakles“-Fortuna-Relief aus der Ortenau, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 43, 1990, 30–32.
- S. von Schnurbein, Zum Ango, in: Festschrift für Joachim Werner zum 65. Geburtstag, 1974, 2. Band, 411–434.

Anmerkungen

- 1 Die Gemeinden, die ich für diese Untersuchung berücksichtigt habe, sind Achern, Appenweier, Durbach, Kappelrodeck, Kehl, Lauf, Lautenbach, Oberkirch, Oppenau, Ottenhöfen, Renchen, Rheinau, Sasbach, Sasbachwalden, Seebach, Willstätt.
- 2 Appenweier: Ortenau 65, 1985, 45. – Rheinau-Linx: Badische Fundberichte III, 1936, 355.
- 3 Pape 1982.
- 4 Wagner 1908, 236.
- 5 Bad. Fundberichte 22, 1962, 247, Taf. 81,16.
- 6 Typ Sprockhoff Ia; Sprockhoff 1931, 8ff., Taf. 1. – Cowen 1955, 56 ff., Taf.3. – Fundberichte aus Baden-Württemberg 10, 1985, 484, Taf. 27C.
- 7 Inv.Nr. Ke 61/1
- 8 Kimmig 1956, 59–68.
- 9 Siehe Reg.präsidium Freiburg, Referat 26 Denkmalpflege, Fachbereich Archäologie, Ortsakte Achern-Gamshurst.
- 10 Badische Fundberichte 22, 1962, 252, Taf. 83,1.
- 11 Gute Parallelen: Wallstadt und Feudenheim. Kimmig 1940, 109, Taf. 16, B8, 17, A10. Sperber 1987, 241 ff. – Schöbel 1996, 102. – Bauer e.a. 2004, S. 37–40.
- 12 Badische Fundberichte 21, 1958, 242, Taf. 63,5.
- 13 Nicht publiziert, die Funde befinden sich im Heimatmuseum in Kehl.
- 14 Wagner 1908, 244. – Kähni 1976, 23 (m. Abb.). Verbleib: Ritterhaus-Museum, Offenburg.
- 15 Reg.präsidium Freiburg, Referat 26 Denkmalpflege, Fachbereich Archäologie, Ortsakten Rheinau-Rheinbischofsheim.
- 16 Die Ortenau 50, 1970, 187. – Archäologische Nachrichten aus Baden 30, 1983, 18f. – Archäologische Nachrichten aus Baden 50, 1993, 112.
- 17 Nicht publiziert.
- 18 Badische Fundberichte I, 1925–28, 199–200, Abb. 87. – Fundberichte aus Baden-Württemberg 10, 1985, 512, Taf. 47B.
- 19 Fundberichte aus Baden-Württemberg 10, 1985, 512, Taf. 46B. Genau genommen kann diese Spitze auch in das 1./2. Jh. n. Chr. datiert werden, da entsprechende Parallelen z. B. in dem neckarsuebischen Gräberfeld von Mannheim gefunden wurden. Siehe z. B. Schlegel 2000, Taf. 62.1; 71.3,4; 104.2. Diese Spitze könnte dann die Überlegung stützen, dass gegenüber von Straßburg nicht nur in Diersheim, sondern auch im Raum Auenheim germanische Stämme gesiedelt haben.
- 20 Burkhardt 2005, 55 mit Abb. 55.
- 21 Struck 1983, 12–22.
- 22 Nick 2006, 22, Karte 2, Tab. 52. – Burkhardt 2005, 56 mit Abb. 57.
- 23 Nick 2006, 24, Karte 4, Tab.54.
- 24 Wagner 1911, 3. – Die Ortenau 5, 1914, 34.
- 25 Nierhaus 1966; Zum zweiten Gräberfeld: Badische Fundberichte 22, 1962, 267.
- 26 Schlegel 2000, 163.
- 27 Struck 1979. – Archäologische Nachrichten aus Baden 24, 1980, 27f.
- 28 Wagner-Roser 1990, 30–32.
- 29 Bad. Fundberichte 20, 1956, 233, Taf. 54. – Bad. Fundberichte 58, 1962, 299. – Die Ortenau 71, 1991, 51. – Die Ortenau 70, 1990, 36f. – Die Ortenau 71, 1991, 51.
- 30 Die Funde sind gezeichnet, aber noch nicht wissenschaftlich bearbeitet. Verbleib: Reg.präsidium Freiburg, Referat 26 Denkmalpflege, Fachbereich Archäologie.
- 31 Die Ortenau 60, 1980, 342–344
- 32 Bauchhenss 1976.
- 33 Die Ortenau 55, 1975, 79–88. – Struck 1979, 6–7. – Fundberichte aus Baden-Württemberg 10, 1985, 692. – Fundberichte aus Baden-Württemberg 17/2, 1992, 225.
- 34 Die Bearbeitung erfolgt in den nächsten Jahren durch H. Kaiser.
- 35 Foto in den Ortsakten Rheinau-Diersheim.
- 36 Ichenheim: Fingerlin 2009, 503–529, bes. 529, Abb. 33. – Lahr: Garscha 1935, 53–62, 58f., Abb. 4; Garscha 1970, 183, Taf. 93, 13, – Mahlberg: Fingerlin 1979. – Fundberichte aus Baden-Württemberg 8, 1983, 402 ff.

- Weitere Parallelen zu den s-förmigen Kettenschließhaken: Jechtingen „Sponeck“ Grab 20, Wyhl „Leiselheimer Kreuz“, Grab 4“, Hertzen, Grab 6.
- 37 Bad. Fundberichte 21, 1958, 279, Taf. 80, 6–8. – Garscha, Alamannen 1970, 279, Taf. 75,7 (Gürtelgarnitur 1934), 53, 2 (Gefäß 1956)
- 38 v. Schnurbein 1974, 2. Band, 411–434
- 39 Knickwandgefäß der Form Trier B 3b nach Hübener. – Siehe auch Damminger 2002, 122.
- 40 Dieses Gräberfeld ist bislang noch nicht bearbeitet. Die Funde sind gezeichnet.
- 41 Struck 1981, 262–271. Die Gürtelgarnitur aus Grab 4 entspricht einer aus Grab 26 in Bad Krozingen-Biengen „Obere Hippenäcker“.
- 42 Fingerlin 1966, 17f. Zur Kirche: List 1966, Heft 2, 43–45.
- 43 Steuer 1988. – Fundberichte aus Baden-Württemberg 22/2, 1999, 204.
- 44 Fundberichte aus Baden-Württemberg 22/2, 1999, 125.

Burg und Herrschaft – Das Renchtal als mittelalterliche Burgen- und Adelslandschaft

Johannes Mühlán

1 Vorbemerkungen

Die folgenden Ausführungen sind die durch Zwischentitel und Anmerkungen erweiterte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser bei der Tagung des Alemannischen Instituts Freiburg zum Leitthema

„Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein. Eine interdisziplinäre Tagung zur Ortenau und zum Renchtal“

am 23. Oktober 2009 in Oberkirch gehalten hat. Der Vortrag wurde durch eine Präsentation von Bildern und Karten ergänzt, auf die sich der Text regelmäßig bezieht, die mit ihm eine Einheit bildet, hier jedoch wegen des begrenzten Umfangs durch einige beigegebene Bilder ersetzt wird.

Aufgabe und Ziel des Vortrages war es, einen themenbezogenen, knappen Einblick zu geben. Der Fülle sowie langen und wechselvollen Geschichte des Rechtales und seiner historischen Zeugnisse konnte der Vortrag nur unzureichend gerecht werden.¹

2 Das Renchtal: Landschaft und Geschichte in der heutigen Wahrnehmung

Als im Juni dieses Jahres die Katholische Kirchengemeinde Achern einer Delegation ihrer Partnergemeinde aus dem fernen Peru die Heimat vorstellen wollte, führte sie ihre Gäste ins vordere Renchtal mit Oberkirch, der Schauenburg und der Wallfahrtskirche Lautenbach.

Die Acherner Pfarrgemeinderäte hatten sich rasch und ohne die geringste Differenz bei der Meinungsbildung auf diese Region geeinigt, nicht nur der reizvollen landschaftlichen Schönheit wegen, sondern auch, weil alle das vordere Renchtal für besonders geeignet hielten, der hiesigen Landschaft und Kultur fremden Besuchern besonders typische Erkenntnisse über Land, Leute und Geschichte zu vermitteln.

Den Hintergrund der mehr intuitiven Acherner Einschätzung der historischen wie aktuellen Qualitäten des Rechtales versuche ich in meinen Ausführungen mit dem Titel

„Burg und Herrschaft – Das Renchtal als mittelalterliche Burgen- und Adelslandschaft“

erkennbar werden zu lassen und dabei den Einfluss des Adels, auch in der bemerkenswerten Nachwirkung bis heute, an den Burgen, aber auch an Zeugnissen der Frömmigkeit aufzuzeigen.

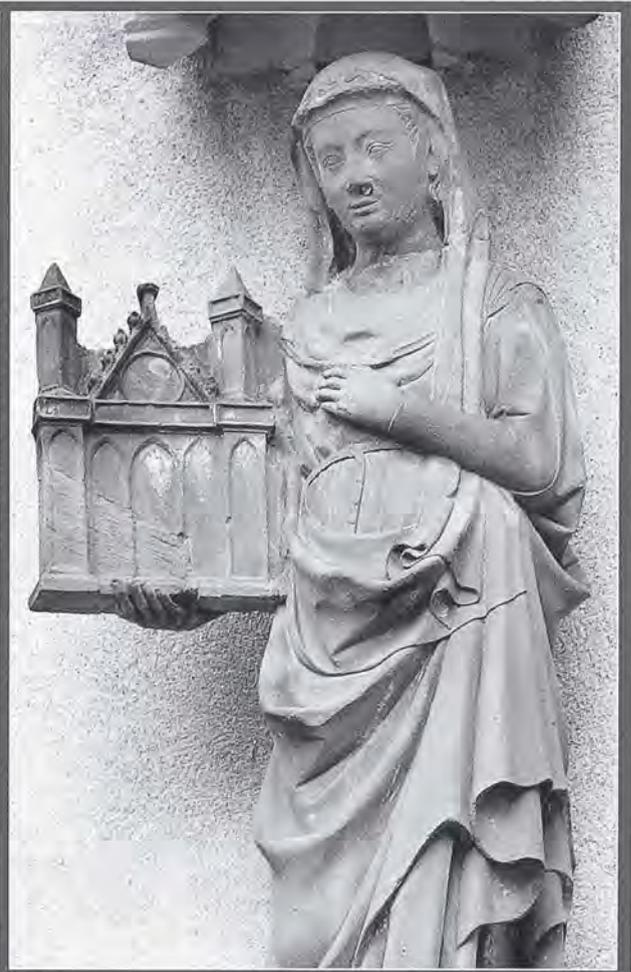
Abb. 1: Heute ist die Klosterruine Allerheiligen touristischer Anziehungspunkt. Damals, um 1191/96, war die Stiftung des Klosters durch Uta von Schauenburg eine Initialzündung für die kulturelle und wirtschaftliche Fortentwicklung des gesamten Renchtales. Die Skulptur der Stifterin Uta, eine Arbeit der Zeit um 1300, einst im Kloster Allerheiligen, zierte heute die Westfassade der Fürstenkapelle der Zisterzienserinnenabtei Lichtental bei Baden-Baden.

3 Das Wirken des Adels: Klostergründung Allerheiligen

Um den gedanklichen Weg zurück ins Mittelalter in einem einzigen Zeitsprung zu schaffen, wähle ich das bedeutende historische Ereignis der Gründung des Klosters Allerheiligen vor über 800 Jahren, 1196.²

Mit dem gebräuchlichen Namen der Klostergründerin, Uta von Schauenburg, eine Steinplastik (um 1300) aus dem ehemaligen Kloster Allerheiligen, heute im Zisterzienserinnenkloster Lichtental, erinnert an sie, begegnen wir nicht nur einer herausragenden Persönlichkeit, sie war immerhin Großtante Kaiser Ottos IV.,³ sowie der bedeutendsten Renchtäler Burg und urkundlich der Inhaberfamilie von Schauenburg⁴, sondern nehmen mit der Klosterstiftung auch an einem Ereignis teil, das für das mittelalterliche Leben und Selbstverständnis des Adels charakteristisch ist, dies eben auch im Renchtal.

Obwohl der Klosterort⁵ – vor der Erschließung des Liezbachtales im 19. Jh. weit abgeschieden in der Unwirtlichkeit der





Felsklüfte am Nordwasser⁶ – für die der Seelsorge verpflichteten Prämonstratenser äußerst unzuweckmässig war,⁷ erwies sich dieses Kloster in den folgenden Jahrhunderten als religiöser Glutofen der Region, als Bildungsmittelpunkt dazu. Ein regionales „Kompetenz- und Innovationszentrum“ würde man es heute nennen.⁸

Überregionale Bedeutung kommt den Ostteilen der Klosterkirche baugeschichtlich zu, zählt die Kunstgeschichtsforschung sie doch zu den frühesten Beispielen der Gotik am Oberrhein.⁹

4 Zur Geschichte des Renchtales

Mit dem herausragenden Ereignis der Klostergründung Allerheiligen sind wir in der Zeit um 1200, die als Blütezeit des Mittelalters und als die Burgenbauzeit schlechthin gilt.

Zwei Jahrhunderte davor, um das Jahr 1000, ist das Renchtal Teil der alten alemannisch-fränkischen Gaugrafschaft Mortenau und nahezu die gesamte Talfläche bis Oppenau gehört zum alten Königshof Nußbach. Die Nußbacher Kirche ist die Mutterkirche des gesamten Renchtales bis hoch zum Kniebis, und mehrere Jahrhunderte älter als die auf das 12. Jahrhundert hindeutenden ältesten Baureste der heutigen Kirche.

Abb. 2: Das sehr enge und unwirtliche Tal „am Bache des Nordwassers und neben dem Felsen Buttenstein“ gestattete weder eine planmäßige Ausdehnung der Klosteranlage noch die Zuordnung der Klostergebäude zueinander nach Grundsätzen alltagsökonomischer Zweckmäßigkeit. Dies wird auch noch aus dem Modell (Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch) des nachmittelalterlichen Zustandes des Klosters deutlich.

Das Grafenamt in der Mortenau haben als Reichslehen seit 1016 die Grafen des Breisgau, die späteren Herzöge von Zähringen, inne.¹⁰

Als am 1. November 1007 Kaiser Heinrich II. den Nußbacher Hof und damit das Renchtal zum Ausstattungsgut für das neu gegründete Bistum Bamberg bestimmte,¹¹ übten die Vogtei dieses nunmehr bambergischen Kirchenlehens ebenfalls die Zähringer aus,¹² wodurch diese ihre Position als faktische Herren des größten Teiles des Renchtales untermauern konnten.¹³

Als Lehensträger und Dienstmannen der Zähringer auf Burgen im Renchtal sind nachgewiesen schon 1123 die von Neuenstein, das ist Alt-Neuenstein, und 1148 die Staufenberg.¹⁴

Die Vielzahl der in der Landkarte des Renchtales darstellbaren Burgen und Herrnsitze zeigt den hohen Grad der herrschaftlichen Durchdringung.¹⁵ Ich möchte, in der Ebene, in der Stadt Renchen beginnend, einige ausgewählte¹⁶ Orte und Anlagen vorstellen, um mittelalterlichen Strukturen sichtbar werden zu lassen.

Dabei stützt sich der Rang, dem ich dem Renchtal¹⁷ als Burgen- und Adelslandschaft zumesse, nicht auf besonders spektakuläre Wehranlagen. Trotz der burgengeschichtlich herausragenden Schauenburg ist das Renchtal für Mittelalter und Burgenbau völlig „normal“, darin aber sowie für das Wirken des Adels in Vielfalt und Breite seiner Zeugnisse komplett und damit besonders aussagefähig.

5 Braucht Gott auch Burgen?

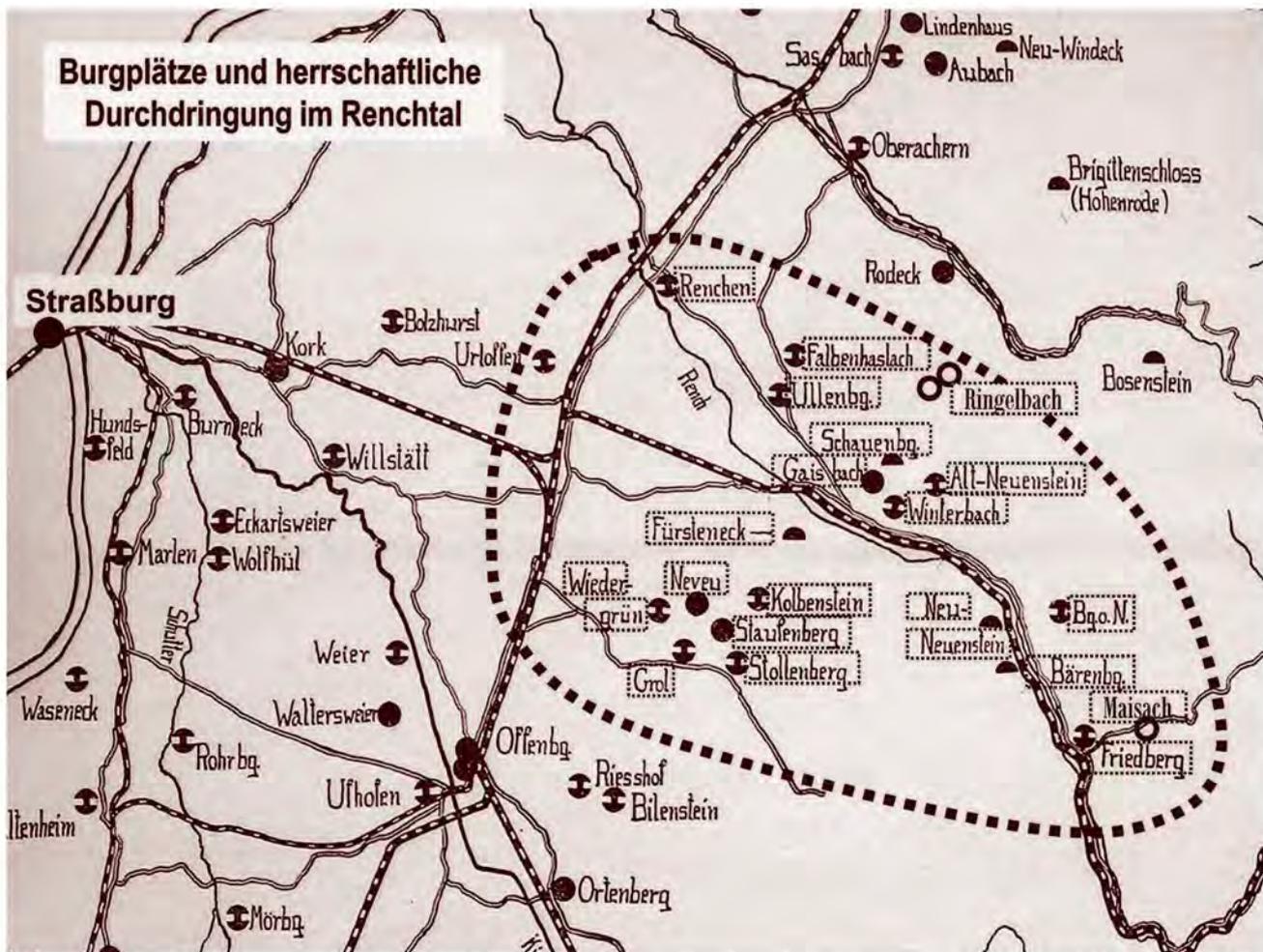
Die Frage, ob Gott und die Kirche auch der Burgen bedürfen, ist durch die Bischöfe von Straßburg im Verständnis des Mittelalters eindeutig beantwortet.

Das Renchtal war Teil der rechtsrheinischen Gebiete des Bistums Straßburg¹⁸ und im Jahre 1306 übertrug König Friedrich der Schöne von Habsburg dem Straßburger Bischof landesherrliche Befugnisse über das Acher-, Sasbach- und Renchtal. So hatten die Bischöfe im Renchtal dreifach Fuß gefasst. Sie waren als Bischöfe geistliche Herren, dazu Grundeigentümer¹⁹ und noch weltliche Landesherren.

Natürlich verfolgten die Bischöfe von Straßburg im Renchtal eigene territorialpolitische Interessen. Und als Instrument dieser Herrschaftspolitik dienten auch ihnen Burgen.²⁰

6 Blick ins Tal: Die bischöfliche Burg in Renchen

Schon beim Eintritt ins Tal begegnen wir im Städtchen Renchen der ersten bischöflichen Burg. An sie erinnert heute nur noch



Name und Platz des Schlossberges, eines kleinen Hochplateaus östlich der Hauptstraße, hinter dem Rathaus beginnend.

Von oben, von Osten her, am Renchener Wasserturm vorbei, wo einst ein im 16. Jahrhundert erbauter Stadtteil stand, ist das Burgareal, auf dem sich heute der Stadtgarten befindet, zu erreichen. Es sind keine Mauerreste mehr sichtbar²¹ und keine Darstellung hat das Aussehen des Schlosses festgehalten. In der gerade für das Renchtal so aufschlussreichen Landkarte über „DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH“ von 1609 allerdings finden wir das Renchener Schloss zutreffend oberhalb des Dorfes gezeichnet.²²

Als Bauherren werden die Bischöfe von Straßburg vermutet,²³ die von hier aus bischöflichen Besitz verwalten ließen. In den Urkunden hat sich vor allem die Nutzung als Pfandobjekt in bischöflichen Geldgeschäften niedergeschlagen und 1525 der Abschluss des Renchener (Ortenauer) Vertrages zur Beilegung der Bauernunruhen.²⁴

Was vom Renchener Schloss übriggeblieben war, nachdem es die Schweden in der Neujahrsnacht 1640/41 niedergebrannt und die französischen Truppen 1689 wohl völlig zerstört hatten, waren, wie eine zeitgenössische Darstellung zeigt, nur wenige Ruinenreste, die den Wiederaufbau nicht mehr lohnten.²⁵

Abb 3: Burgen als Instrumente adeliger Herrschafts- und Territorialpolitik zeigen sich im Renchtal besonders konzentriert. Dies vermittelt der Ausschnitt aus einer Karte von 1934, die in neuerer Zeit nur um Herrschaftssitze in Ringelbach und bei Maisach zu ergänzen war.



Abb. 4: Der Bischof von Straßburg im Renchtal in dreifacher Eigenschaft: Als Bischof geistlicher Herr, dazu Grundeigentümer und weltlicher Landesherr. Hier das Siegel (Sammlung Klaus Föhr) des wegen seiner Klugheit und Redlichkeit gerühmten Bischofs Johann von Lichtenberg (1353–1365), der in der Tradition seiner Vorgänger, die Oberkirch, Fürsteneck und die Bärenburg erworben hatten, ebenfalls eine aktive Burgen- und Territorialpolitik betrieb.

7 Ein früher Verwaltungssitz: Die Ullenburg

Als eine der am frühesten bezeugten Burgen Mittelbadens ist die Ullenburg wahrscheinlich schon vor Beginn der Zähringerherrschaft als Sitz eines vornehmen fränkischen Herrengeschlechtes errichtet.²⁷ Die freie Lage des heute noch Schlossberg genannten, nach allen Seiten abfallenden Burgberges östlich des Dorfes Tiergarten, gewährte einen umfassenden Blick über den Eingang ins Renchtal und weit in die Rheinebene. Vor wenigen Jahrzehnten waren noch kärgliche Mauerreste vorhanden, die allerdings keine Rückschlüsse auf das Aussehen und die einstige Struktur der Burg zuließen.²⁸

In den Besitz dieser Burg waren die Bischöfe von Straßburg durch eine Schenkung gekommen. Im Jahr 1070, die Originalurkunde ist erhalten, schenkte ein sonst nicht näher bekannter fränkischer Edler namens Siegfried, letzter Vertreter eines Geschlechts, das seinen Sitz auf der Ullenburg hatte, „den Ulmer Hof und seine Burg dem Bistum Straßburg. Zugleich ließ er sich beides als Lehen zurückübertragen“.²⁹ Heinz G. Huber vermutet als Motiv, Siegfried hätte sich zum Lehensmann des Bischofs gemacht, um sich „Rückhalt gegen den Druck der übermächtigen Zähringer zu verschaffen“.³⁰

In Renchen begegnen wir auch zum ersten Mal dem Namen Grimmelshausen, der hier von 1665 bis 1676 Schultheiß war und am 17. August 1676, wie ein Eintrag im Kirchenbuch berichtet, in Renchen verstarb.

Vom Burgplateau bietet sich ein Blick über die ganze Stadt, die im Mittelalter, ab 1304 dokumentiert, mit Mauern bewehrt war und 1326 zusammen mit Oberkirch die Stadtrechte verliehen bekam. Innerhalb des Stadtbereiches sind drei weitere Herrensitze, wahrscheinlich kleine Turmburgen oder feste Höfe, nachgewiesen, mindestens ein weiterer Sitz kann vermutet werden,²⁶ eine Situation, die exemplarisch ist für die Dichte der herrschaftlichen Durchdringung im hohen und späten Mittelalter.

Weiter ins Tal hinein tritt uns auf der schon bekannten Landkarte von 1609, neben dem Ortsnamen Tiergarten, der zweite Name einer bischöflich-straßburgischen Burg entgegen: Der der Ullenburg.

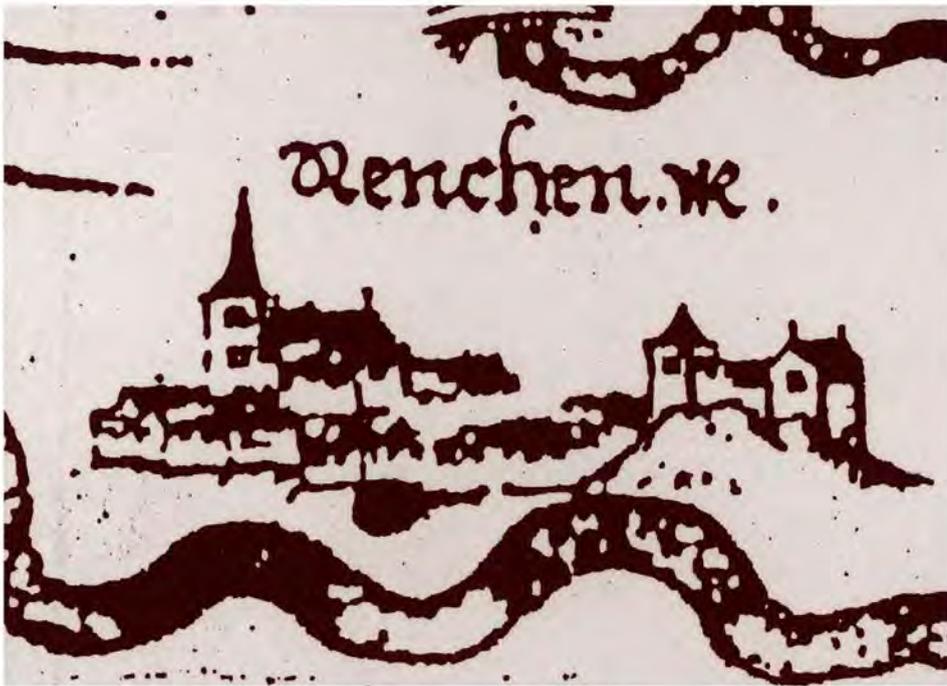


Abb. 5: Aus der bekannten Karte „DAS AMPT UND VORST OBERKIRCH“ von 1609, einer württembergischen Bestandsaufnahme, lassen sich zwar keine Details zur konkreten Gestalt abgebildeter Baulichkeiten gewinnen, jedoch manche Aufschlüsse zu Ort und Lage von Kirchen, Burgen und festen Häusern.

Die Bischöfe vergaben die Ullenburg zunächst als Lehen³¹ und sogar die Zähringer selbst erscheinen als Lehensnehmer. Ein jüngerer Bruder Herzog Bertolds IV., des Mitbegründers von Allerheiligen, Hugo, nannte sich Ende des 12. Jahrhunderts „Herzog von Ulmburg“.³² Danach war die Ullenburg der zentrale Ort der bischöflich-straßburgischen Gebiete des Sasbach-, Acher- und Renchtales,³³ bevor der bischöfliche Vogt Ende des 14. Jahrhunderts nach Oberkirch umsiedelte.³⁴

Der überaus bewegte Lebenslauf dieser einst bedeutenden, im 18. Jahrhundert aber baufälligen, teilweise verfallenden und auch nutzlosen Burg endete 1785 ruhmlos mit dem Abriss.



Abb. 6: Als Ort der Herrschaftstradition hatte die Ullenburg nach dem Erwerb durch den Herzog von Württemberg 1605 natürlich einen festen Platz auf der Amtskarte. Heute ist allerdings nichts mehr zu sehen von einer Burganlage, die zu den frühesten in der Ortenau zählt und deren bewegter Lebenslauf und spätes Schicksal exemplarische Lehrbuchqualität besitzt.

8 Burg Staufenberg bei Durbach

Bevor wir weiter ins Tal vorrücken, zunächst ein Abstecher nach Süden, nach Durbach, wo höchst interessante und herrschafts- wie besitzgeschichtlich eng mit dem Renchtal verbundene Burganlagen unmittelbar angrenzen.

Abb. 7: Burg Staufenberg in nachmittelalterlicher Gestalt (Wein- und Heimatmuseum Durbach). Teile der mittelalterlichen Wehrhaftigkeit sind bereits einfachen, ökonomischen Bauformen gewichen, die Gebäude auf der Nordseite (links), samt Kapelle, sind heute verschwunden. Deutlich wird jedoch auch im Modell noch die räumliche Enge der Burg, an der bis zu zehn Ganerben ihre Wohnanteile und Rechte hatten.

Burg Staufenberg, eingangs bei den frühen Zähringer-Dienstleuten schon erwähnt, schmückt als Motiv viele Fremdenverkehrsbrochüren und Weinkundebücher. Wie die Ullenburg schon 1070 urkundlich genannt, ist auch sie vermutlich eine Gründung einer alten edelfreien Familie, kam bis 1218 in zähringische Hände³⁵ und nach mehreren Besitzerwechseln 1366 an die Markgrafen von Baden,³⁶ die ihrer Besitzertradition seit dem Mittelalter Kontinuität verleihen konnten, indem sie trotz großer Wirren in den Jahrhunderten die Burg bis heute in der Hand behalten haben.³⁷

Infolge der guten Gipfellage war für die Burg ein hoher Bergfried verteidigungstechnisch nicht vonnöten, ein gegen Graben und Hang gerichtetes erhöhtes Bollwerk genügte. Weitere Sicherung erfolgte durch ein mächtiges Tor, das wir heute allerdings nur in den Formen einer Sanierung des 19. Jahrhunderts vor uns haben.



Der Grundriss zeigt, dass die Wohngebäude der Burg an die Ringmauer angelehnt waren, so dass der Raum optimal genutzt und im Rahmen einer Ganerbschaft mehrere Ritterfamilien untergebracht werden konnten. Im 13. Jahrhundert werden sieben Familien, im 15. Jahrhundert gar zehn, als Ganerben und gleichzeitige Bewohner des Schlosses genannt, die durchaus Dienstmännern verschiedener Herren sein konnten.

Entgegen den zu den Staufener Familien gehörenden Burgen Stollenburg und Kolbenstein, die nach Zerstörungen durch die Stadt Straßburg 1329 abgegangen blieben, wurde die Staufenberg nach Zerstörungen immer wieder aufgebaut.³⁸

Reste der Bauten haben sich, allerdings erheblich umgestaltet, erhalten und dienen heute überwiegend dem markgräfllich-badischen Weingut als Betriebsgebäude und Restaurant.

Ein Modell im Museum Durbach zeigt die Bauten der Burg so, wie es dem Zustand des ausgehenden Mittelalters entspricht. Es standen auch an der heute völlig freien Nordfront noch Häuser der Burgmänner, wie es im Grundriss zu sehen ist, und eine dem heiligen Georg geweihte Kapelle. Für sieben oder gar zehn Burgteile einer Ganerbschaft, wenn wir vergleichen, ein nicht gerade üppiger Lebensraum.

Die Burg Staufenberg gewährt einen herrlichen Blick ins Tal nach Durbach, wo, wie in anderen Schwerpunktsiedlungen auch, Renchen war schon ein solches Beispiel, für das Mittelalter mehrere Herrrensitze, Tiefburgen oder Freihöfe nachgewiesen sind.³⁹ Aber das ist ein anderes Thema.

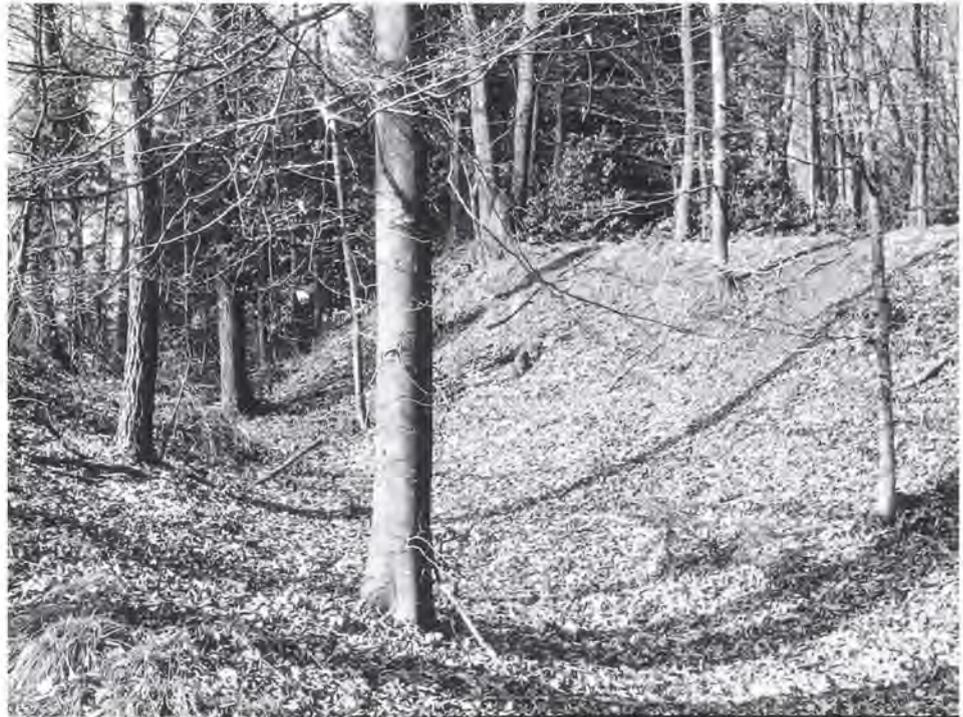
9 Geheimnisse um die Stollenburg

In der Blickrichtung nach Norden ist vom oberen Burghof der Staufenberg im Hintergrund ein waldbewachsener Hügel zu sehen. Was sich dort im Wald, auf der Scheidelinie zwischen dem Renchtal und Durbach, verbirgt, ist der in Umrissen erkennbare Burghügel der Stollenburg, die im Volksmund das „alte Schloss“ genannt wird.

Was nach der Zerstörung dieser Burg durch Bischof und Stadt Straßburg 1329 noch zu sehen ist, das aber deutlich ausgeprägt, ist ein doppelter Ringwall mit zwei Gräben und in der Mitte ein alles überragender nahezu kreisrunder Hügel mit einigen Trümmerresten.⁴⁰

Diese Burgstelle stellt eine wohl idealtypische kreisförmige Hügel- oder Turmburg dar, die, weil sie durch die frühe Zerstörung noch die Geländestruktur des hohen Mittelalters zeigt, für Archäologie und Burgenforschung von besonderer Bedeutung sein könnte.

Abb. 8: Eine Fundgrube für Archäologen könnte der Burgplatz der einstigen Stollenburg sein und auch der Burgenkunde neue Erkenntnisse beschieren. Im Bild ein Teil des äußeren Walles mit Graben an der Südostseite des heute bewaldeten Burghügels.



Der Namen Stollenburg rührt vom Familiennamen einer Besitzerfamilie her, denn die Stoll und Tarant sind 1273 auf der Stollenburg nachgewiesen, führten aber, da sie gleichzeitig auch Ganerben auf der Staufenberg waren, das Staufenberger Wappen.⁴¹

Mit beiden Burgen, Staufenberg und Stollenburg, verbunden ist der bekannte Sagenkreis der „Melusine im Stollenwald“⁴² bzw. des Gedichtes „Peter von Staufenberg“, als dessen Verfasser um 1300 Ritter Egenolf von eben dieser Burg Staufenberg gilt.⁴³

10 Burg Fürsteneck – Die Reaktion?

Wieder im Renchtal, dominiert auf der Höhe von Oberkirch südlich der Rench der Hügel, der die spärlichen Ruinen der Burg Fürsteneck trägt. Fürsteneck ist ausweislich des ergrabenen Grundrisses und der Mauerreste eine eher bescheidene Anlage gewesen, einfache Gebäude, von einer Ringmauer umschlossen.

Die wahrscheinlich noch im 12. Jahrhundert gegründete Burg⁴⁴ entstand auf Initiative der Zähringer Herzöge, die damit einen Herrschaftsanspruch markieren⁴⁵ und den von ihnen geförderten Ausbau Oberkirchs absichern wollten, nachdem die Schauenburg als Heiratsgut der eingangs genannten Uta „ihrer unmittelbaren Besitzherrschaft entglitten“ war.⁴⁶

Nach dem Aussterben der Zähringer 1218 kamen Fürsteneck und Oberkirch als Lehen an die Markgrafen von Baden, 1286 durch König Rudolf I. als freies Eigentum an seine Gefolgsleute von Fürsteneck. Die Fürstenecker verkauften aber schon 1303 die Fürsteneck und die Stadt Oberkirch an den Bischof von Straß-

burg,⁴⁷ bei dem Burg und Stadt, von einigen Verpfändungen z. B. von 1405 bis 1606 an die Stadt Straßburg⁴⁸ und von 1606 bis 1664 an den Herzog von Württemberg abgesehen, 500 Jahre lang, bis 1803, blieben.

Auch diese Burg war Spielball und Pfand in der Hand der um Einfluss kämpfenden oder sich in Geldnot befindenden Landesherren. Vermutlich im 30-jährigen Krieg großteils zerstört, wird die Burg 1636 als „ruiniert“ bezeichnet.⁴⁹

Nachdem die Fürsteneck-Darstellung auf der bei Renchen schon genannten Karte von 1609 auffallend deutlich Rebstöcke am Hang des Burgberges zeigt, sei mit diesem einzigen Satz auf die Bedeutung des Weinbaues für das Renchtal und die Rolle der adeligen Herrschaften und der günstigen Hanglagen unter den Burgen für den schon in der Gründungsurkunde des Klosters Allerheiligen vor 1196 belegten Weinbau⁵⁰ hingewiesen, auf den wirtschaftsgeschichtlichen Kontext zwischen Burg und Adelsökonomie, ohne dieses wichtige, aber eigenständige Thema näher zu vertiefen. Die Tagung bietet ja einen eigenen Vortrag darüber.

11 Glaubenszeugnis im Hohlweg

Als Teil des Bildes von Siedlung und Landschaft können auch Bildstöcke Ausdruck des frommen Sinnes des örtlichen Adels sein. Einem Kleinod dieser Gattung begegnen wir am Fuß des Burgberges der Fürsteneck, am „Pass“ des Hohlweges zwischen Butschbach⁵¹ und dem Bottenauer Tal, der alten Wegeverbindung von Oberkirch zur Burg Staufenberg. Ein künstlerisch gestalteter Bildstock von 1508,⁵² der zu den schönsten des ganzen



Abb. 9: Eher ein Gedenk- und Frömmigkeitszeichen denn ein Sühnekreuz: Das künstlerisch gestaltete Bildstöckchen von 1508, zu den schönsten des Landes gehörend, unterhalb der Fürsteneck, am alten Weg zwischen Butschbach und dem Bottenauer Tal.

Abb. 10: Sie wird jeden, der das Renchtal einst besuchte, durch ihre mächtige Baugestalt beeindruckt haben – die Schauenburg, hier in einer Zeichnung des berühmten Burgenarchitekten Bodo Ebhardt, des Wiedererbauers der Hohkönigsburg. Wenn auch in den oberen Bauteilen und den Dachabschlüssen im Verständnis der Zeit romantisierend überhöht, ist diese Rekonstruktion von 1901 durchaus aus den vorhandenen Bauwerkstesten ableitbar.

Landes gehört, geschmückt mit vier Reliefdarstellungen von Heiligen, darunter der Drachentöter Georg, Sankt Jörg. Der heilige Georg wurde in der damaligen Zeit in der Gegend sehr verehrt, Georgspatrosinien hatten die Burgkapelle auf Staufenberg und die von den Schauenburgern gestiftete „Jörgenkapelle“ in Gaisbach.

Der Sage nach habe dieser Bildstock von den Fürsteneckern als Sühne für die Ermordung eines Knechtes der Schauenburger errichtet werden müssen.⁵³ Otto August Müller hält jedoch „eine fromme Stiftung eines Ritters“ für möglich, denn „nach dem Wappen am Bildstock war der Stifter ein Ritter Pfauwe von Riepur“ und es ist nachgewiesen, dass 1525 „ein Arnold Pfauw von Riepur als markgräflicher Vogt auf Fürsteneck saß“.⁵⁴

12 Höhepunkt Schauenburg

Burgenkundlicher Höhepunkt des Renchtales ist die Schauenburg, die sich, weithin sichtbar, über dem Oberkircher Ortsteil Gaisbach auf dem Hang eines Bergvorsprunges erhebt.

Die markante Ruine ist zum Wahrzeichen Oberkirchs geworden. Schon früh, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, im Auftrag der Zähringer Herzöge errichtet, sollte die Anlage als Teil einer Burgenstruktur die Herrschaft im Renchtal und die wichtige





Ost-West-Verbindung über den Kniebis nach Württemberg sichern.⁵⁵

Über die frühe Gestalt der Burg und ihr hochmittelalterliches Aussehen gibt es keine Aussagen.⁵⁶ Der spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Zustand lässt sich anhand der Burgreste und Baubefunde jedoch einigermaßen zuverlässig rekonstruieren.

Eine vom bekannten Burgenarchitekten Bodo Ehardt, dem Wiedererbauer der Hohkönigsburg, 1901 geschaffene Rekonstruktion dürfte zwar in Details und den oberen Gebäudeabschlüssen im Verständnis der damaligen Zeit überhöht sein, Baumassen und Größe der Burganlage sind jedoch für das Spätmittelalter zutreffend dargestellt.⁵⁷

Bereits im 12. Jahrhundert ist als Lehensträger der Burg, neben anderen, hauptsächlich das Dienstmannengeschlecht der von Schauenburg „als Ministerialen der Herzöge von Zähringen und im Dienst des Reichs“ urkundlich nachgewiesen.⁵⁸

Der bedeutendsten Persönlichkeit, die sich zeitweise nach der Schauenburg benannte, der dem Grafenhaus von Calw entstammenden Uta, sind wir eingangs mit der Klostergründung Allerheiligen schon begegnet. Sie besaß die Schauenburg als Teil ihres Erbes, das als Hochzeitsgut ihrer Mutter, der Zähringerin Luitgard, an das Haus der Grafen von Calw gekommen war.⁵⁹

Abb. 11: Die Ruine der Schauenburg ist zu einer Art „Wahrzeichen“ Oberkirchs und des Renchtales geworden. Aus überhöhter Betrachtung wird nicht nur die herrliche Aussicht in die Rheinebene deutlich, sondern auch die verteidigungstechnische Konzeption als „Schildmauerburg“, bei der die einst doppelt so hohe Schildmauer (rechts, über der Zwingermauer) den Burgbereich und die Wohntürme dahinter zu schützen hatte.

In die burgenkundliche Literatur Eingang gefunden hat die Schauenburg wegen ihrer verteidigungstechnischen Konzeption als so genannte Schildmauerburg. Der Bergseite zu, von der aus Angriffe hätten geführt werden können, sind die stärksten Verteidigungswerke angeordnet: Der aussagefähige Grundriss zeigt eine Zwingermauer mit seitlichen Flankierungstürmen und die alles überragende und die Burg dahinter schützende massive Schildmauer, die etwa doppelt so hoch war als der heute vorhandene Mauerrest.⁶⁰

Wie die Staufenberg war auch die Schauenburg eine Ganerbenburg und an mehrere Mitglieder der Schauenburger Familie zu gemeinsamem und unteilbarem Besitz verliehen. Die voneinander getrennten Gebäude im Burggrundriss zeigen: Jeder Familienteil konnte ein eigenes Haus auf der Burg oder einen Turm bewohnen, vier davon sind in Teilen noch erhalten. Die Hof- und Wegeflächen sowie die Außenmauern und Wehranlagen waren als Gemeinschaftsbesitz allen zur Nutzung übergeben. Ein die gegenseitigen Rechte und Pflichten einer solchen Ganerbenschaft regelnder „Burgfriede“ ist aus dem Jahre 1433 noch überliefert.

Bis ins 17. Jahrhundert im Wesentlichen erhalten⁶¹, verfiel die Burg allmählich und wird 1731 als „völlig in Ruinen liegend“ bezeichnet und als Steinbruch benutzt.⁶²

13 Ulrichskapelle und Wallfahrt auf der Schauenburg

Zur mittelalterlichen Schauenburg gehörte auch eine dem hl. Ulrich geweihte Kapelle,⁶³ deren spitzbogiges Türgewände mit der Anrufung „O St. Ulrich + bit got fur uns“ erhalten ist.

Die nennenswerte Besonderheit ist aber nicht die schon 1275 erwähnte Kapelle⁶⁴ selbst, sondern eine Wallfahrt zu ihrem Kirchenpatron, alljährlich am St. Ulrichstag, dem 4. Juli. Mit der gängigen Vorstellung einer nach außen abgeschotteten, geschlossenen Wehranlage ist eine solche Öffnung der oberen Kernburg für die Bevölkerung und fromme Pilger nur schwer zu vereinen.⁶⁵

Dieser Auffassung scheint man 1577 auf der Burg auch gewesen zu sein, als sie mit der Begründung „damit sich nicht Kriegsgesinde unter die Pilger einschleicht“ auf der Burg aufgelöst und die traditionellen Feierlichkeiten in die St. Georgskapelle in Gaisbach verlegt wurden.⁶⁶

14 Zurück in die Ebene: Gaisbach – Schloss, Kapelle, Gasthaus

Zuvor schon, vermutlich im 15. oder 16. Jahrhundert, hatte sich die Familie von Schauenburg auf ihrem Gutshof in Gaisbach⁶⁷ niedergelassen, die Schauenburg mag als Wohn- und Verwaltungsort nicht mehr zweckmäßig gewesen sein. Das nach wie vor



Einstige Kirche von Oberdorf und Beginenkirche

im Eigentum der Familie von Schauenburg befindliche Gaisbacher Schloss präsentiert sich heute in den neugotischen Formen des 19. Jahrhunderts.

In Gaisbach, in dem von ihm selbst errichteten Gasthaus Silberner Stern, begegnen wir erneut Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, dem bedeutendsten Vertreter der deutschen Barockliteratur, dessen Todestag sich in diesem Jahr (2009) zum 333. Mal jährt. Hier stand er in Diensten seines ehemaligen Kriegsherrn Hans Reinhard von Schauenburg und war gut zehn Jahre lang Schaffner der schauenburgischen Güter. Die Gaisbacher Jahre gelten als die fruchtbarsten im literarischen Schaffen Grimmelshausens. Ist es vermessen, anzunehmen, auch die angenehme hiesige Gegend habe ihn so inspiriert, dass hier seine großen Werke wie der jüngst im Deutsch unserer Tage erschienene „Simplicissimus“ entstehen konnten?⁶⁸

15 Mittelalterliches Oberkirch

Die Stadthistorie von Oberkirch, der Adel innerhalb der Stadt und die Beziehungen zur umgebenden Landschaft wären eine Geschichte für sich. Hier soll Oberkirch nur in einem Satz und

Abb. 12: „Adelslandschaften“ in Mittelalter und früher Neuzeit wurden auch geprägt durch Einrichtungen christlicher Nächstenliebe und Fürsorge, zu denen die Beginenklausen und Beginenspitäler zu zählen sind. Im einstigen „Oberdorf“, südlich der Rench bei Oberkirch, stand die kleine „Frauenklause“ im Bereich des heutigen Friedhofs. Die Friedhofskapelle enthält noch Reste der einstigen Kirche von Oberdorf, die gleichzeitig Kirche der Beginenklausen war (linkes Motiv: Modell, Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch).

mit Verweis auf das im Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch ausgestellte Modell des vormodernen Zustandes, noch mit Mauern und Gräben, deswegen erwähnt werden, weil Oberkirch, bevor es als bürgerliches Gemeinwesen eigene Dynamik entwickeln konnte, in der Hauptsache ein Produkt landesherrlicher Territorial- und Städtepolitik war.

16 Adel und Bürgerinnen: Frömmigkeit und Armenfürsorge der Beginen

Eine der mittelalterlichen Einrichtungen sei jedoch erwähnt, weil sie, ebenfalls eine Stiftung des regionalen Adels, das Wirken der großen religiösen Institutionen, z. B. des Klosters Allerheiligen, durch örtliche Arbeit in aller Stille beispielhaft ergänzte: die Beginenklause⁶⁹ in Oberdorf⁷⁰ bei Oberkirch.

Man kennt den Ort der Klause, in der Siedlung Oberdorf,⁷¹ bei der einstigen Kirche, die auch Kirche und Begräbnisstätte der Beginen war. Deren bauliche Tradition führt die heutige Friedhofskapelle symbolisch weiter.⁷² Sonst ist nichts mehr vorhanden von dieser klosterähnlichen wohltätigen Einrichtung, jedoch sind Zugschnitt und Farbe des Gewandes der Oberkircher Klausnerinnen überliefert.⁷³

Auch wenn man in der „Unterbringung und Versorgung der Töchter des ortenauischen Adels“⁷⁴ den Hauptzweck der klosterähnlichen Laiengemeinschaft sehen möchte, kann ihr Wirken zum Wohle der Bevölkerung, z. B. durch Krankenpflege auch im Beginenhaus im Stadtbereich von Oberkirch,⁷⁵ nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Als nur noch wenige Frauen in der Klause wohnten, betrieb der Probst von Allerheiligen⁷⁶ im Jahre 1491 beim Bischof von Straßburg deren Auflösung „auch deshalb, weil er mit dem relativ großen Vermögen der Klause den kostspieligen Bau der Lautenbacher Kirche finanzieren wollte“,⁷⁷ was dann auch geschah.

17 Gemeinschaftswerk Wallfahrtskapelle Lautenbach

Wenn man die offensichtliche Willkür der gegen den ausdrücklichen Widerspruch des betroffenen Adels getroffenen Maßnahme des Propstes von Allerheiligen und des Bischofs von Straßburg bei der Bewertung ausblendet,⁷⁸ muss man attestieren, dass die Vermögenswerte der Oberdorfer Beginen gut und mit nachhaltiger Wirkung angelegt wurden.

Denn hinter Oberkirch, in der einst ebenfalls zum Nußbacher Hof gehörenden Einzelhofsiedlung Lautenbach,⁷⁹ am Ort einer seit Jahrhunderten bestehenden Marienwallfahrt⁸⁰ wurde anstelle



Abb. 13: Während Westfassade und Turm der Wallfahrtskirche in Lautenbach Erweiterungen der Jahre 1895–98 sind, atmen Langhaus und Chor noch den Geist des ausgehenden Mittelalters, das dieses prächtige spätgotische Gotteshaus schuf.



Abb. 14: Sie ist ein wahres Schatzhaus, diese Wallfahrtskirche. Als Bauwerk, mit der Gnadenkapelle, selbst von baugeschichtlichem Interesse, wird sie durch erlesene Bauzier, meisterliche Steinmetzausstattung und Schätze der Schnitz-, Mal- und Glaskunst zu einem Gesamtkunstwerk, das auch damals schon ganz herausragend gewesen sein muss. Die Region kann sich glücklich schätzen, ein solches Kleinod in die Obhut der Generationen bekommen zu haben.

einer bescheidenen Feldkapelle⁸¹ ein spätgotischer Kirchenbau errichtet,⁸² der bis heute die Wirren der Zeit überdauert hat und ein eindrucksvolles Zeugnis der Glaubens- und Kunstvorstellungen des zu Ende gehenden 15. Jahrhunderts geblieben ist.⁸³

Hervorzuheben deswegen, weil sich in diesem Bauwerk die bemerkenswert stattlich-repräsentative Architektur mit Meisterwerken der Steinmetzkunst, mit Skulpturenschmuck und den Tafelgemälden der Altäre im harmonischen Zusammenklang ihrer Botschaften authentisch ergänzen.⁸⁴

Dieses Werk konnte seine Kraft zum Gelingen aus der Gemeinschaft schöpfen. Nicht ein Einzelner war Bauherr, vielmehr formierte sich eine größere Zahl Adelliger aus der Region und wohlhabender Bürger, vom Kloster angespornt und vom Bischof unterstützt, zu einer Stifter- und Fördergemeinschaft,⁸⁵ die diese Wallfahrtskirche mit ihrem Reichtum der Ausstattung zum künstlerischen Höhepunkt des Renchtales werden ließ.

18 Bürger ziehen auf die Höhen: Burg Neuenstein

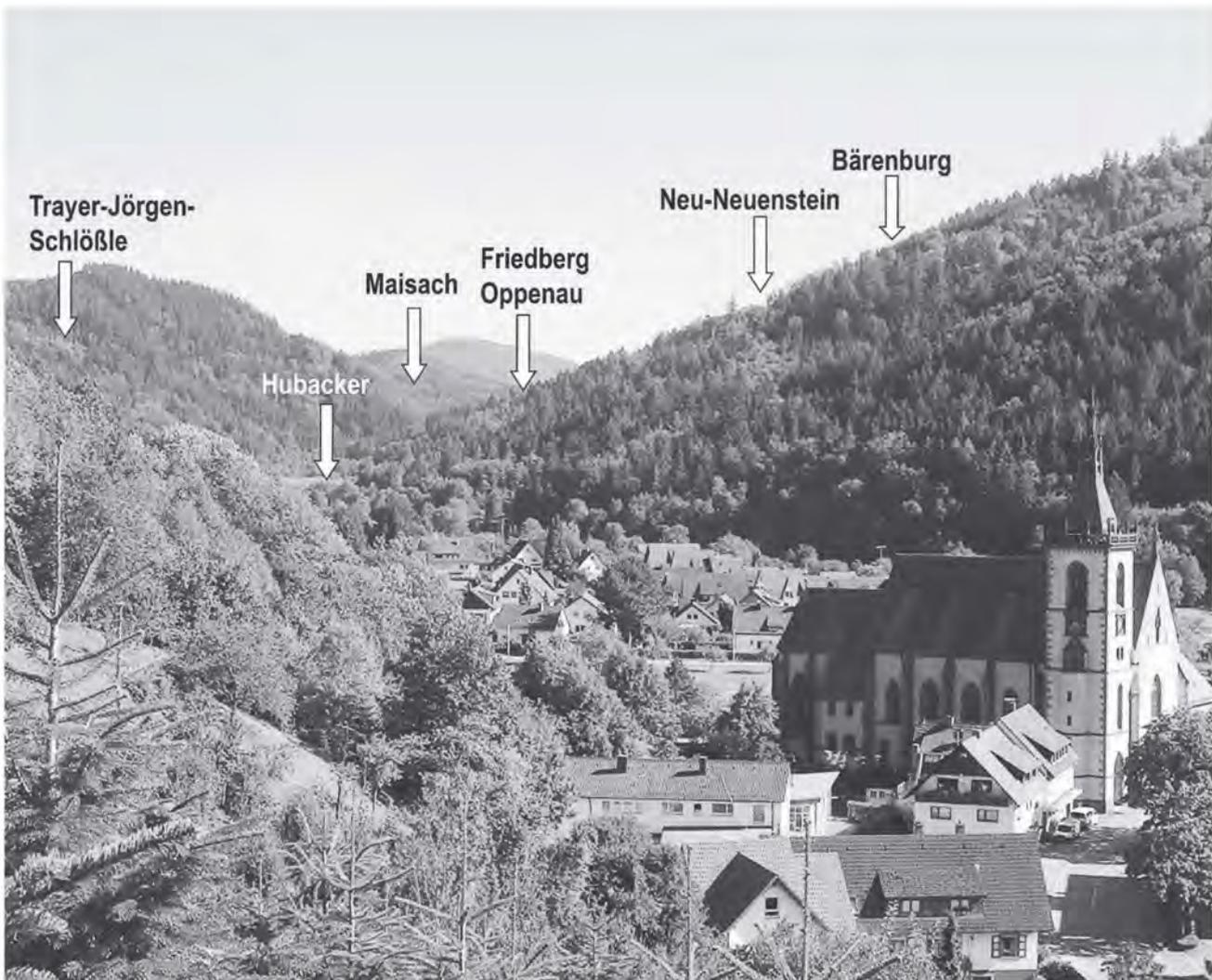
Die schon bekannte Landkarte von 1609 zeigt, was die Tallandschaft hinter Lautenbach einst prägte: die Burgen Neuenstein,⁸⁶ Hubacker, Bärenburg sowie die Stadt Oppenau mit Burg Friedberg.

Was die Landkarte abstrakt zeigt, vermittelt die Wirklichkeit des naturräumlichen Eindrucks ebenso deutlich: die auf engem Raum auffallende Dichte der Herrschaftspräsenz durch Burgen.

Zunächst zu Neuenstein: Um das Jahr 1322 hatten die Grafen von Freiburg als Erben der Zähringer hinter Lautenbach, oberhalb der Talenge, zur Höhe des Schärtenkopfes hin, eine „neue“ Burg Neuenstein erbauen lassen⁸⁷ und diese der Familie Rothart, die durch Heirat mit adeligen Töchtern den Aufstieg von der städtischen Oberschicht in Offenburg in den niederen Adel geschafft hatte, zu Lehen gegeben. Die Rothart, im 14. Jahrhundert bischöflich-straßburgische Schultheißen in Oberkirch,⁸⁸ hingen offensichtlich noch dem „gesellschaftlichen Leitbild“ der repräsentativen Burg an und nannten sich nach ihrer Lehensburg, deren allerdings bescheidene Dimensionen Ruinenreste und Grundriss offenbaren, „von Neuenstein“⁸⁹.

Diese Herren von Neuenstein traten auch als Wohltäter auf, ein Melchior von Neuenstein gehörte zu den Initiatoren des Neubaus der Lautenbacher Wallfahrtskirche, weitere verewigten sich als Stifter in einigen Kirchenfenstern.⁹⁰

Spätestens seit der Zerstörung ihrer Burg im 15. Jahrhundert,⁹¹ analog der Beobachtungen bei anderen Burgherren, verlegten die Edelknechte von Neuenstein ihren Hauptwohnsitz nach Ober-



kirch. Gleichzeitig errichteten sie einen weiteren Herrnsitz in ihrem Gutshof Hubacker⁹² unten im Tal an der Engstelle hinter Lautenbach, beim „Getöse“.⁹³

19 Die Bärenburg – ein weiteres Rätsel⁹⁴

Nur einen Kilometer weiter im Tal ist von der Landstraße her oberhalb Ramsbach am Kamm des Berges ein schmaler Einschnitt in der Bewaldung zu erkennen. Ursache ist der aus dem Fels gehauene tiefe Halsgraben der Bärenburg, der den Bergrücken vom Burgfelsen trennt.

An dieser Burg bildet die Familiengeschichte derer von Bärenbach das sozial-gesellschaftliche Gegenstück zu Neuenstein: Schon einige Jahre zuvor, bevor die ehemals bürgerlichen Roharts aus Schultheißenpositionen in der Stadt auf die Höhe zogen (nach 1322), hatten in unmittelbarer Nachbarschaft die Bärensteiner ihr Burglehen bereits verkauft (1321), waren von der Burg herunter in die Stadt Gengenbach gezogen, um fortan dort Schultheißenämter wahrzunehmen.⁹⁵

Abb. 15: Hinter Lautenbach, bis Oppenau, sind mindestens sechs Burgen bzw. Herrnsitze in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander nachgewiesen. Hier wird mittelalterliche „Herrschaftsdarstellung durch Burgen“ in extremer Verdichtung erlebbar.



Abb. 16: Der Burgplatz der Bärenburg, nicht nur durch einen künstlichen Graben vom Berggrücken getrennt, sondern auch mit aus dem Felsen herausgehauenen Kammern. Blick vom Felsbuckel der Oberburg auf das untere Plateau. Im Bild rechts oben der bei den Ausgrabungen im Burgbereich gefundene Wappenstein der zeitweiligen Burgherren von Schauenburg.

Der Grundriss der auf einem steil abfallenden Felsvorsprung errichteten Burg zeigt den künstlichen Burggraben sowie die in der Mitte auf einem Felsen liegende Hauptburg, darunter die tiefer gestaffelte Unterburg. Die kleine Grundfläche erlaubte nur bescheidene und enge Baulichkeiten, die man durch ausgehauene Felskammern zu erweitern suchte. Die regionale Diskussion hat wegen der eher irrationalen und äußerst schwer zugänglichen Lage in dieser Bärenburg überwiegend ein Instrument zur Bündelung und Überwachung von Bergbauaktivitäten gesehen.⁹⁶

1307 erstmals erwähnt, dürfte die Burg aber schon ins 12. Jahrhundert zurückgehen.⁹⁷ Das Burglehen Bärenburg hatten zeitweise auch die Schauenburger inne, deren Wappen einen im Ruinenbereich ausgegrabenen Stein ziert. 1470 wurde die Burg durch den Markgrafen von Baden erobert und „entwehrt“, die wichtigsten Verteidigungswerke wurden zerstört.⁹⁸ Danach zerfiel die Burg und wurde 1613 ein „verfallenes Berghaus“ genannt. Das Prädikat, über eine herrliche Aussicht über das Tal zu verfügen, verdient die Bärenburg wie die anderen Renchtäler Höhenburgen auch.

20 Oppenau: Burg Friedberg

Als letzte der in den Blick gefassten Renchtalburgen folgt in Oppenau Burg Friedberg. Mit ihr schließt sich der Kreis, der mit dem Kloster Allerheiligen begonnen hat, denn es war das Kloster, das die Burg Friedberg um 1300 erbauen ließ.

Dass sich, wie der Bischof, auch die religiöse Institution des Klosters einer Burg bedienen musste, um Herrschaft sichtbar zu machen und auszuüben, gehört zu den Eigentümlichkeiten des Phänomens Burg.⁹⁹

Als Form der ursprünglichen Anlage der Burg Friedberg, auf einem Felsen oberhalb der Stadt, wird ein einfacher Rechteckbau mit einem Bergfried angenommen, Genaueres ist aber nicht bekannt. Auch die Siedlung am Fuße der Burg wurde bis etwa 1400 Friedberg, danach erst Oppenau genannt.¹⁰⁰

Rund 20 Jahre nach dem Bau tauschte das Kloster Allerheiligen aus Zweckmäßigkeitsgründen Burg und Dorf Friedberg 1319 mit dem Bischof von Straßburg gegen Grundbesitz bei der Ullenburg¹⁰¹.

Burg und Stadt wurden danach zu bischöflichen Stützpunkten ausgebaut,¹⁰² in der Folge aber oft verliehen, verpfändet und 1605 als „verwahrlost“ bezeichnet.¹⁰³ Das Schicksal ereilte die Burg endgültig beim Stadtbrand 1615. Ein vom bekannten Baumeister Heinrich Schickhardt im Auftrag des württembergischen Herzogs gezeichneter Plan für den Wiederaufbau Oppenaus berücksichtigt die Burg in keiner Weise,¹⁰⁴ die Ruine und sogar ihr überhöhter Platz waren für Stadt und Landesherrn nutzlos geworden, ein überraschend totaler Absturz in der Bedeutungsskala.

Burg Friedberg erweist sich damit als besonders anschauliches Beispiel für Aufstieg und Niedergang des Herrschaftsinstrumentes Burg im Zeitraum von rund 300 Jahren. Zunächst unverzichtbar, um Herrschaft darzustellen und auszuüben, war sie in der Epoche danach noch tauglich als Tauschobjekt und Pfand, bevor sie ihre Bedeutung und auch Gestalt verlor, in Trümmer sank und abgetragen wurde.

Von dem bedeutungsmäßigen Tiefpunkt, in Schickhardts Plan nicht einmal nachrichtlich erwähnt zu sein, hat sich der Burgplatz zumindest in neuer Zeit wieder etwas erholt, in dem auf seinem Felsen, steil oberhalb der Stadt, in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts ein neuer Hausbau errichtet wurde, in dessen Grundmauern Reste der unteren Umfassungsmauer der ehemaligen Burg enthalten sein sollen.

21 Adels- und Burgenlandschaft? – Abschließende Gedanken

Abb. 17: Alles beieinander und bis heute erhalten: In der Landschaft des Ortsteiles Oberkirch-Gaisbach, der einstigen „ritterschaftlichen Besitzung der Familie von Schauenburg“, unten das neue Schloss der Freiherren von Schauenburg, links daneben mit Türmchen die St.-Georgs-Kapelle, rechts davon (fast verdeckt) das Dach des Gasthauses „Silberner Stern“ und oben auf dem Berg, aus historischer Position alles dominierend – die Ruine der Schauenburg. Adelslandschaft Renchtal kompakt!

Wie schon erwähnt, hat sich mit dieser letzten der ausgewählten Renchtaler Burgen der heutige Betrachtungskreis zum Kloster Allerheiligen, dessen Gründung ich an den Anfang gestellt hatte, geschlossen.

Mein Anliegen war es, Burgen nicht nur als Einzelbauwerke vorzustellen, auch nicht aus romantischer Sicht, sie vielmehr aus dem nur knapp andeutbaren Zusammenhang der geschichtlichen und gesellschaftlichen Entwicklung¹⁰⁵ der Raumschaft heraus zu deuten und Spuren aufzuzeigen, die zeitlich, räumlich und thematisch die Verbindung zur großen Geschichte wie auch zu den eine eigene Qualität besitzenden Familiengeschichten des regionalen Adels schaffen.

Das Renchtal als historische Landschaft kann in einem Landschaftsmotiv zusammengefasst gesehen werden: Mit der Ruine Schauenburg, mit Schloss Gaisbach, der Georgskapelle und dem Gasthaus Silberner Stern symbolisiert es die Jahrhunderte der Geschichte und die jeweils handelnden Menschen, diese gewissermaßen vertreten in der 900 Jahre bis heute reichenden Vita jener Adelsfamilie, der die Schauenburg schon im 12. Jahrhundert in die Obhut gegeben wurde.



Dass die Burgen nach ihrem Zerfall heute als touristische Orientierungspunkte wieder in die allgemeine Aufmerksamkeit gerückt werden, hat ihnen etwas von ihrer einstigen Bedeutung, wenn auch in völlig anderem Sinn, zurückgegeben. Vor dem Hintergrund der boomenden und sich ganz einseitig ausweitenden Vergnügungs- und Genussnutzung dieser Orte bleibt die Hoffnung, dass die Bürger sich selbst nicht aus dem Verlauf der reichen Geschichte verabschieden, indem sie die bedeutenden Orte und Zeugnisse ihrer historischen Identität und der des Tales zu reinen Tourismus- und Eventsymbolen verkommen lassen.

Vieles von dem, was im Mittelalter grundgelegt wurde, ist, manchmal lediglich in weniger sichtbaren Strukturen, erhalten und, wenn auch oft nicht wahrgenommen, bis heute wirksam geblieben. Andererseits sind gerade jetzt, in allerjüngster Zeit, manche Entwicklungen wieder rückläufig verlaufen, zu den frühmittelalterlichen Zuständen hin. Dafür stehen drei Beispiele:

1. Die Veränderungen in den Renchtaler katholischen Pfarreien, deren Entstehung wir im Mittelalter begründet finden, hin bzw. zurück zu immer größeren so genannten „Seelsorgeeinheiten“, mit dem Wegfall der Möglichkeit intensiver örtlicher seelsorgerischer Betreuung, könnte in weiterer Zuspitzung wieder zur talumfassenden Großpfarreie führen, wie sie mit dem historischen Nußbach am Beginn der Renchtaler Geschichte bereits bestand.¹⁰⁶
2. Freies Land und damit landwirtschaftlich nutzbare Fläche zu schaffen, war das Ziel jahrhundertelanger Rodungen; diese haben auch den Landschaftscharakter des Renchtales geschaffen, einschließlich seiner heutigen Tauglichkeit für den Tourismus. Diese weiten freien Flächen, für die im Mittelalter der Grund gelegt wurde, werden teilweise landwirtschaftlich nicht mehr benötigt, so dass bei den Eignern die Neigung besteht, sie wieder verwalden zu lassen, Anträge auf Genehmigung zur Wiederaufforstung oder für „Christbaumplantagen“ mehren sich. Das wäre jedoch für Qualität und Attraktivität der Landschaft und den Fremdenverkehr schädlich, weswegen man sich müht, Aktionsbündnisse zur Freihaltung der Landschaft ins Leben zu rufen, in Presseberichten der jüngsten Zeit ist zunehmend davon zu lesen.¹⁰⁷
3. Die Verkehrswege waren seit jeher entscheidend für die Besiedlung und Entwicklung einer Landschaft, so auch für das Renchtal, das die Gründung mehrerer Burgen und seiner Städte der Ost-West-Handelsverbindung über den Kniebis nach Straßburg verdankt. Ganz gezielt wurden die Städte Oberkirch und Oppenau unmittelbar an der Straße angelegt, die Straße mitten durch das Ortsgebiet geführt.

4. Heute ist die Tendenz, aus der Notwendigkeit heraus, gegenläufig: Der Durchgangsverkehr soll aus den Ortschaften verbannt werden. Deswegen führt seit Jahren eine Umgehungsstraße an den Ortschaften des vorderen Tales vorbei und wird auch in wenigen Jahren Oberkirch, die Kernstadt des Renchtales, umgehen. Abkehr also, gründlich, von der im Mittelalter geschaffenen Verkehrsführung, aber eben auch eine Antwort auf ganz andere Verkehrsverhältnisse.¹⁰⁸

Die Stadt Oberkirch, in der die Tagung zu Gast ist, hat ein reiches geschichtliches Erbe zu bewahren. Dass sie dies in mehreren Vereinen, in der Stadtgemeinde selbst, in Archiv und Museum und in zahlreichen privaten Aktivitäten mit großem Engagement tut und die Geschichte somit lebendig erhält, verdient Respekt.

Wenn in der Einladung zu dieser Tagung den Interessierten offeriert wurde, dass sich die Teilnahme auch „um der wunderbaren Landschaft und ihrer regionalen Produkte willen“ lohne, dann schulde ich es meinem Thema, hinzuzufügen: Nicht minder natürlich lohnt sich die Teilnahme wegen der großartigen Geschichtszeugnisse dieser „Burgen- und Adelslandschaft Renchtal!“

Anmerkungen

- 1 Von der Tagungsleitung (Alemannisches Institut Freiburg) war im Vorfeld eine maximale Redezeit von 30 Minuten vorgegeben, der vor Ort noch eine kurze Frage-Antwort-Runde folgen sollte.
- 2 Die Gründungsurkunde des Klosters ist nicht mehr erhalten. Ihr Text, der Uta, Herzogin von Schauenburg, als Stifterin ausweist, ist jedoch in einer ebenfalls nicht im Original, sondern in zwei gleichlautenden beglaubigten Abschriften (1441 und 1529) erhaltenen Bestätigungsurkunde Kaiser Heinrichs VI. überliefert. „Das Ausstellungsdatum der kaiserlichen Urkunde wurde mit 1196 zweifelsfrei erschlossen. Die Gründung des Klosters muss also vor Ende 1196 erfolgt sein“ Istas, Yvonne: Kloster ruine Allerheiligen (München; Berlin 1998), 12–13.
- 3 Istas (wie Anm. 2), 5: „Die Stifterin von Allerheiligen, Uta von Schauenburg, wurde ca. 1115 als Tochter Gottfrieds von Calw („des Reichen“) und Luitgards von Zähringen geboren ... Uta heiratete um 1131, knapp 16-jährig, den etwa gleichaltrigen Welf VI. Damit wurde sie zugleich Tante von Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa. ... Nach dem Tod des einzigen Sohnes (1167) zog sich Welf VI. auf seine Güter in Oberschwaben zurück. Uta lebte von ihrem Mann getrennt auf der Schauenburg, nach der sie sich nun nannte. Die Burg stammte aus zähringischem Besitz und war über Utas Mutter an Gottfried von Calw gelangt.“
(Interessant wäre zu wissen, wie man sich in der Burg nach dem Einzug der hochadeligen Uta, mit sicher angemessenem Haushalt und Gefolgschaft, arrangiert hat, den begrenzten Wohnraum teilte, wie das Alltagsleben in der Burg ablief und in welcher Weise die Familienzweige der Herren von Schauenburg zusammenrücken, sich einschränken, sich der Burgeigentümerin unterordnen und ihr dienstbar sein mussten.)
- 4 Im Text der Bestätigungsurkunde der Klostergründung wird ausdrücklich ein Schauenburger genannt. Die bestätigte Urkunde wird auf dem „Marienaltar, in Ehenheim im Straßburger Bistum“ niedergelegt, und zwar „durch die Hand ihres Ministerialen Friedrich von Schauenburg“. Krebs, Engelbert: Frau Uta, Herzogin von Schauenburg. In: Die Ortenau, Sonderheft 1918, 38–62, hier 56.

- 5 Utas Motiv wird in der Urkunde so beschrieben, „dass man die ewigen Wohnungen mit irdischen Schätzen sich erkaufen soll“. Darüber hinaus ist, wohl mehr als zeitbedingte Standardformel, „zu Gottes und Aller Heiligen Ehre“ genannt. Krebs (wie Anm. 4), 56.
- 6 Der Liebach hieß früher Nordwasser und in der Bestätigungsurkunde von um 1196 wird er auch so genannt: „Nortwazzer“. Fischer, Magda (Bearb.): Archiv der Freiherren von Schauenburg Oberkirch – Urkundenregesten 1188–1803, Band 33 der Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg (Stuttgart 2007), 59, Regest 6 und Anmerkung. Der Name hat sich in der Bezeichnung „Im Nordwasser“ für den kleinen Ansiedlungsbereich im Liebachtal hinter der Abzweigung der „Ansetze“/Oppenauer Steige bis heute erhalten: Topografische Karte L 7514 Oberkirch, Landesvermessungsamt BW, 1997.
- 7 In einer Urkunde des Bischofs Berthold von Straßburg aus dem Jahre 1225 ist von der „Armut des Ortes“ die Rede. Fischer (wie Anm. 6), 63, Regest 11. Im Gegensatz z. B. zu den Zisterziensern wurde bei den Prämonstratensern (OPraem) nach der zugrunde liegenden Augustinusregel neben dem Leben in völliger (persönlicher) Armut und äußerster Bußfertigkeit, Fasten, Schweigen, Chorgebet und Handarbeit „die seelsorgerliche Tätigkeit in besonderer Weise betont“. Schwaiger, Georg: Mönchtum, Orden, Klöster – Von den Anfängen bis zur Gegenwart – (München 1993), 355.
- 8 Die Ordensniederlassung der Prämonstratenser in Allerheiligen hat „über Jahrhunderte hinweg das geistliche und geistig-kulturelle Leben, die Kirchen- und Wirtschaftsgeschichte des Renchtals“ geprägt. Huber, Heinz G.: Nußbach im Renchtal – Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes (Oberkirch 1994), 29.
- 9 Die gotischen Ostteile werden auf etwa 1220–50 datiert und in „engem Zusammenhang mit der Straßburger Bauhütte gesehen“. Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg II, bearb. von Dagmar Zimdars u. a. (München; Berlin 1997), 8.
- 10 Die Zähringer residierten nach 1079 auf der Burg Zähringen bei Freiburg und nannten sich nach ihr. Aber schon 1016 ist mit Bezelin erstmals ein Vorfahr der Zähringer als Gaugraf der Ortenau erwähnt. Huber, Heinz G. in Pressebericht Acher- und Bühler Bote (Bad. Neueste Nachrichten) von Ende Januar 2007.
- 11 Huber (wie Anm. 8), 18 ff.: Die Gründung des Bistums Bamberg wurde „offiziell“ bei der Reichssynode zu Frankfurt am 1. November 1007 beschlossen, außerdem wurde das Bistum durch Heinrich II. „mit einer Fülle von Schenkungen“ bedacht, darunter war „locus Nuzpach“ in der Ortenau, eben der Nußbacher Königshof mit „Kirchen und Kapellen als eigenkirchliches Zubehör der geschenkten Güter“. – „Der Nußbacher Hof bildete zusammen mit den Reichsabteien Gengenbach und Schuttern, die ebenfalls an Bamberg übertragen wurden, einen großen Besitzkomplex“.
- 12 Die Kirchenvogtei übernahmen die Zähringer wohl erst neun Jahre nach der Schenkung von 1007, als sie das Grafenamt in der Ortenau übertragen erhielten und damit auch „die Kirchenvogtei über die bambergischen Lehen, die Klöster Schuttern und Gengenbach sowie den Königshof Nußbach...“. Huber (wie Anm. 8), 24.
- 13 „Für die Beherrschung und Erschließung des Renchtales bildete die Kirchenvogtei über die bambergischen Güter von Nußbach den entscheidenden Zugang. ... Die von den Zähringern angelegte Passstraße“ über den Kniebis „gewährte ihnen den Zugang zu ihren Dornstettener Besitzungen und ihrer Reichenbacher Klostersvogtei“. Man kann in diesen Bemühungen durchaus Schritte zum Ausbau einer Landesherrschaft sehen. Inhaltlich und Zitate nach Huber (wie Anm. 8), 24/25. – Ihre Güter vor Ort ließen die Zähringer durch Dienstmännern verwalten und gaben sie diesen zu Lehen.
- 14 „Die Zähringer sicherten den von ihnen beherrschten Raum, indem sie Burgen bauten, Straßen anlegten, Kloster- und Kirchenvogteien erwarben, befestigte Städte gründeten und Bauern auf dem von ihnen gerodeten Land ansiedelten“. Als Zähringer-Ministeriale erwähnt ist auch ein um 1120 genannter „Walter von Appenweier“ sowie wahrscheinlich ein 1084 urkundlich belegter „Adelbertus miles de Nescilrid“. Huber (wie Anm. 8), 20/24.
- 15 Die Karte in Die Ortenau – Ergänzungsheft zum Jahrbuch 1934; dem Heft ohne Seitenzahl beigegeben.
- 16 Die auf lediglich eine halbe Stunde begrenzte Vortragszeit gebot eine knappe Auswahl, sowohl in der Anzahl der Beispiele als auch in der Darstellung der jeweiligen Geschichte, die nur angedeutet werden konnte.
- 17 Wenn ich vom Renchtal spreche, meine ich nicht nur das Tal im engeren Sinne, sondern auch seine weite Ausmündung in die Rheinebene und das benachbarte Tal des Durbach, das zwar über Jahrhunderte eine eigene Herrschaft, aber mit dem Renchtal besitzgeschichtlich und politisch verbunden war.

- 18 Das vordere Renchtal bis Oppenau, das hier Betrachtungsgegenstand ist, gehörte zum auch rechts des Rheines ausgreifenden Bistumsgebiet und bildete gleichzeitig einen (Flächen-)Teil der das Acher- und Sasbachtal umfassenden bischöflich-straßburgischen Herrschaft Oberkirch.
Die Ausdehnung des Bistums rechtsrheinisch geht schon auf frühe Zeiten zurück und ist unter Bischof Eddo, von 734–776 in Straßburg wirkend, durch Karl Martell von höchster Ebene sanktioniert worden. „In fränkischer Zeit“ umfasste das Bistum Straßburg „rechtsrheinisch das Gebiet zwischen Elz und Baden-Baden bis zum Schwarzwaldkamm“ und kam „zur Erzdiözese Mainz, bei der es bis 1801 verblieb“. Köbler, Gerhard: Historisches Lexikon der deutschen Länder (Frankfurt/M. 1995), 609.
Für die Geschichte des Renchtales mitentscheidend war der Umstand, dass der Bischof von Straßburg (Erchembald 965–991) durch Kaiser Otto II. zum Grafen erhoben wurde, und, insbesondere unter den Bischöfen Berthold I. (1223–44) und Heinrich III. (1244–1260), die (weltliche) Herrschaft über den wichtigen Handelsplatz Straßburg gewann und ein weltliches Territorium ausbildete. Köbler (wie Anm. 18), 610. Dazu auch Glöckler, L. G.: Geschichte des Bistums Straßburg, Band 1 (Straßburg 1879), 290.
- 19 Grundeigentümer durch die Schenkung eines „vir militaris Sigfridus“, der, letzter bekannter Vertreter „eines vornehmen fränkischen Herrengeschlechts“ mit dem Sitz auf der Ullenburg, im Jahre 1070 „den Ulmer Hof und seine Burg dem Bistum Straßburg“ schenkte, sich aber beides gleichzeitig wieder als Lehen zurückübertragen ließ (inhaltlich und Zitate nach Huber (wie Anm. 8), 25. Heinz G. Hubers Vermutung, dass sich der Edle „Siegfried Rückhalt gegen den Druck der übermächtigen Zähringer zu verschaffen“ versuchte, „indem er sich zum Lehensmann der Straßburger Bischöfe machte“, ist eine weit überzeugendere Deutung der Motive Siegfrieds, als die Annahme großer Frömmigkeit, wie Bertha Freifrau von Schauenburg 1934 vermutete. Schauenburg, Bertha Freifrau von: Die Ullenburg bei Tiergarten. In: Die Ortenau 21 (1934), 146–249, hier 246: „Es mag ein sehr frommer Ritter gewesen sein.“ Wahrscheinlich wird sich Frömmigkeit mit elementarem Nutzendenken vortrefflich verbunden haben.
- 20 Die Straßburger Bischöfe des 13. Jh. „verfolgten ihre Territorialpolitik“ und „dafür brauchten sie Burgen“. Ganz generell sind im 12./13. Jh. auch bei den Bischöfen von Straßburg, wie bei anderen Herren auch, die Burgen Hauptinstrument der Territorialpolitik und Kernpunkte der Verwaltungsorganisation. Metz, Bernard: Die Burgen der Bischöfe von Straßburg; ungedrucktes Vortragsmanuskript (St. Ulrich 2009), 4 und 11.
- 21 Einem Pressebericht des Acher- und Bühler Boten (Bad. Neueste Nachrichten) vom 7. März 2010 war zu entnehmen, dass seitens des Referates Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg der Renchener Burgplatz mittels geophysikalischer Methoden (Geo-Radar) auf Mauerwerks-Fundamentspuren hin untersucht werden soll.
- 22 „Ampt und Vorst Oberkirch“ von Johannes Öttinger, 1609. Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
Eine ungefähre Vorstellung vom Grundriss und der Ausdehnung des Schlosskomplexes können wir uns allerdings anhand des Stadtplanes machen, den der Renchener Ratsherr Burchard zwischen 1608 und 1618 gezeichnet hat. Grundriss und Örtlichkeit lassen den Schluss zu, dass es sich um eine relativ großflächige Anlage gehandelt haben muss. Die Größe wertet Hugo Schneider als Indiz dafür, dass die Burg von den Straßburger Bischöfen erbaut wurde, um ihren hiesigen Besitz zu verwalten und Präsenz zu demonstrieren. Schneider, Hugo: Das Schloss in Renchen. In: Die Ortenau 64 (1984), 193–195, hier 193.
- 23 Die Burg Renchen gehörte dem Bischof von Straßburg bereits „vor 1226“. Metz (wie Anm. 20), 4.
- 24 Schneider (wie Anm. 22), 193 und 194. Mehrfache Verpfändungen des Schlosses vom 13. bis ins 15. Jh. Auf dem Schloss auch Renchener (Ortenauer) Vertrag vom 25.5.1525, in welchem die Vertreter des Markgrafen Philipp von Baden, des Bischofs Wilhelm von Honstein, der Stadt Straßburg und anderer Herren den aufrührerischen Bauern (vertreten durch die Bürgermeister verschiedener Orte) versprachen, die zwölf Artikel der Bauern samt Ergänzungen einzuhalten. Schneider (wie Anm. 22), 194.
- 25 Schneider (wie Anm. 22), 195.
- 26 Schneider (wie Anm. 22), 195. Bei der Annahme, dass mit jeder urkundlich genannten Herren- oder Dienstmannenfamilie in Renchen auch eine eigene Burg oder ein (steinernes?) Haus im Dorf bzw. in der Stadt verbunden gewesen sei, müssen noch die „Burglehen“ (zu Lehen gegebene Teile der Burg) auf der bischöflichen Burg in Renchen berücksichtigt werden. Bernard Metz hat festgestellt, dass im 13. Jh. vier Burglehen auf der Renchener Burg vergeben und von bischöflichen Dienstmannen besetzt waren. Dazu kam noch der ebenfalls auf der Burg residierende Vogt. Metz (wie Anm. 20), 10 und 11.

Zeitlich früher schon als das bischöflich-straßburgische Schloss stand in Renchen unweit der Kirche eine kleine Tiefburg bzw. ein befestigtes Haus eines Dienstmännengeschlechtes der Zähringer Herzöge, das sich „von Reineheim“ nannte. Im Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach ist ein „Wernherus de Reineheim“ schon 1115 erwähnt und noch 500 Jahre später, 1605, enthält das bekannte Wappenbuch von Siebmacher das Wappen der Herren von Renchen.

Eine prachtvolle Grabplatte mit dem gestürzten Adler der Röder, aufgefunden in der Kirche in Burgheim/Lahr verweist auf eine weitere Adelsfamilie, die über einen Sitz in Renchen verfügt haben könnte: Heinrich Roder von Rodeck und Tiefenau, vor 1380 in Renchen geboren, 1399 in Diensten des badischen Markgrafen, 1432 verstorben und in der Burgheimer Kirche, dessen Patronatsherr er lehenshalber war, beigesetzt. Sein Nachfolger im Amt in Burgheim wurde Wilhelm Roder „von Renchen“. Krohn, Niklot; Bohnert, Gabriele: Lahr-Burgheim – 50 Jahre Kirchenarchäologie (Lahr; Freiburg 2006), 124–126.

27 Huber (wie Anm. 8), 25.

28 Eine auf einer alten Vorlage fußende verbreitete Darstellung der Ullenburg mit Türmen (im Museum Oberkirch) ist wohl ein Fantasieprodukt. Realitätsnäher scheint dagegen die Darstellung auf der schon genannten Karte von 1609 zu sein, doch handelt es sich wahrscheinlich um eine rein schematische Darstellung, die keinen Beweiswert für die tatsächliche Gestalt der Burg besitzen kann.

Im Jahr 1999 im Zusammenhang mit Flurbereinigungsmaßnahmen durchgeführte Untersuchungen und Notgrabungen konnten, wegen der zu geringen Mauerspuren, auch nicht zur Erhellung der Struktur und Baugestalt der Burg beitragen. Es konnte jedoch, so der Archäologe Dr. Heiko Wagner, „wenigstens eine grobe Vorstellung von diesem Platz“ gewonnen werden, „dem für die Geschichte der nördlichen Ortenau große Bedeutung zukommt“. Wagner, Heiko: Archäologische Untersuchungen an der „Ullenburg“ bei Tiergarten. In: Die Ortenau 81 (2001), 41–67, Zitate 66.

29 Huber (wie Anm. 8), 25.

30 Huber (wie Anm. 8), 25.

31 Mit der Schenkung der Ullenburg an den Bischof von Straßburg beginnt eine sehr wechselvolle Besitzgeschichte. In der Reihe der Lehensnehmer, Pfandnehmer und sonstigen Besitzer der Ullenburg finden sich klangvolle Namen. Neben den Herzögen von Zähringen, die Grafen von Eberstein, auch der Erzbischof von Mainz sowie die in Mittelbaden bekannten Niederadelsfamilien von Diersberg, Bock, von Botzheim und andere.

32 Schneider 1984, S. 198: „dux de Ulemburgh. Da es nie ein Herzogtum Ullenburg gegeben hat, führte er den Herzogstitel vermutlich als Angehöriger des zähringischen Hauses.“ Dazu auch Huber (wie Anm. 8), 25. Hansmartin Schwarzmaier formuliert, dass ein Teil der Herrschaft der Zähringer in die Ortenau hineinreichte, „wo in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts für Herzog Hugo von Ulmburg ... ein kleines Juniorterritorium abgesondert wurde, das sich freilich nicht fortentwickelte. ... Hugo, Sohn Konrads von Zähringen, ist nur in wenigen Zeugnissen zwischen 1152 und 1186 belegt; um 1190 scheint er kinderlos gestorben zu sein“. Schwarzmaier, Hansmartin in ZGO 2007, 44.

33 Die Burg war, belegt ist dies im 13. Jh., mit einem bischöflichen Vogt besetzt, der Bewachungs- und Verwaltungsaufgaben wahrzunehmen hatte, sowie zeitweise zusätzlich noch mit „Burgmannen“, die Teile der Burg als Burglehen innehatten. Metz (wie Anm. 20), 11.

34 1605 kam die Burg durch Kauf an den Herzog von Württemberg. Herzog Eberhard gab die stark beschädigte Burg 1661 als Lehen an den reichen Straßburger Arzt Dr. Johannes Küffer, der sie in den Jahren danach wieder aufbaute. In dieser Zeit begegnen wir auch hier Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der von 1662–1665 in Diensten Küffers Schaffner auf der Ullenburg war. Die Literaturforschung nimmt an, dass Grimmelshausen seine außergewöhnliche Belesenheit auch hier, in der bekannt stattlichen Bibliothek Küffers, erworben haben könnte.

35 Heinz G. Huber sieht die Burg als „im 12. Jh. von den Zähringern errichtet“ an und führt an, dass „ein Graf Burkhardus de Stouffenberg ... wohl um das Jahr 1070 im Auftrag der Zähringer die Grafschaft der Ortenau und die Kirchenvogtei über die bambergischen Kirchenlehen“ verwaltet habe, dann aber in die Ministerialität abgestiegen sei: „Die Familie der Staufener, die zwischen 1088 und 1092 den unter zähringischem Einfluss stehenden Klöstern Reichenbach und St. Georgen reiche Schenkungen macht (so auch in Achern, Anm. d. Verf.), stammt aus der Baar. Ursprünglich wohl edelfrei, wurde sie durch ihre Lehensabhängigkeit von den Zähringern in die Stellung von Ministerialen gerückt“. Huber (wie Anm. 8), 48 und 49.

36 Knappe, Karl-Bernhard: Das Schloss Staufenberg. In: Die Ortenau 64 (1984), 227–241.

- 37 Die Burg war meist als Lehen vergeben. Diese Burganteilsbesitzer, meist im Rechtstatus als Ganerben, waren badische Dienstleute. Erst im 18. Jh. kamen die letzten Lehen an Baden zurück. Seit 1832 gehören Burg und Weingut dem Markgrafen von Baden privat. Knappe (wie Anm. 36), 238.
- 38 Dazu Näheres bei Knappe (wie Anm. 36), 238.
- 39 Am Kirchplatz in Durbach stand die Burg Grol, im Hespengrund der Ratsamhausener Freihof (das heutige Haus Neveu) und in einem kleinen Seitental die Burg bzw. der Herrnsitz Wiedergrün, ein so genanntes „Weiherhaus“. Alle diese Anlagen, wie auch andernorts, müssen wohl dem einfachen Burgtyp der kleinen Turmburg mit Wall und Graben, der meist standesgemäßer Sitz der in Diensten des Adels stehenden Ministerialen war, zugeordnet werden. Ebenfalls Wiedergrün, denn 1348 ist von einem „... bühel, gelegen in dem Weiher zu Widergrin, und das Hauß, das darauf stah...“ die Rede. Die Edelknechte von Wiedergrün waren Burgmannen auf Staufenberg, hatten dort in der Ganerbschaft ein Haus und außerdem den Sitz Burg Wiedergrün im Tal. Nach der Zerstörung im 30jährigen Krieg wurde das Herrenhaus in den heutigen Dimensionen durch das Kloster Allerheiligen, das es erworben hatte, 1725 auf den alten Grundmauern wieder aufgebaut. Geiler, Wilhelm: Schloss Staufenberg. In: Die Ortenau 21 (1934), 276 und 277.
- 40 Um 1980/85 noch erheblich eindeutiger zu erkennen als heute, wo der Baumbewuchs und dichtes Unterholz die Topografie verunklart. Insbesondere im Winter bei Schnee traten die Bodenformationen der umlaufenden Gräben und Wälle klar zutage, überragt vom zentralen Burghügel.
- 41 Die Stoll und die Tarant führen laut einer Urkunde des Karlsruher Archivs aus dem Jahre 1273 das Staufenberger Wappenzeichen. Ihr Sitz ist das Schloss auf der Höhe des nach den Stoll benannten Stollenbergs. Die kampffähigen Glieder dieser beiden Familien waren ‚milites castri Stoufenberg‘. Geiler (wie Anm. 39), 276.
- 42 Geiler (wie Anm. 39), 286 und 287.
- 43 Als „herr eckenolt“ bezeichneter adeliger Autor, der als Egenolf von Staufenberg 1273 bezeichnet und 1285 sowie 1320 bezeugt, vor 1324 verstorben ist (Internet-Info der TU Dresden, Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften/16.9.2009). Egenolt (nicht Egenolf) nennt sich der Autor selbst, man vermutet, wegen des Reimes im Gedicht. Egenolf (auch Egelolf) gehörte, wie auch sein Ritter Peter, der „Familie der Diemringer an, die seit dem frühen 13. Jahrhundert auf der Staufenberg ... ansässig war. Die Diemringer kommen aus dem Lothringischen und brachten wahrscheinlich von dort ihre Feengeschichten mit. Egenolf verfasste den Text ‚auf Wunsch der Staufenberger Ganerbschaft‘, zu der sich die Nachfolger der Zähringer – die Grafen von Urach, Grafen von Eberstein und Markgrafen von Baden mit Straßburger Patriziern und den Diemringern zusammengeschlossen hatten.“ Inhaltlich und Zitate nach Bargmann, Monika: Peter von Staufenberg und die Erzählungen von der Marthenehe; Diplomarbeit (www.nandu.de, 2003). Die Zuordnung des Ritters / Autors Egenolf und seines Titelhelden Peter Diemringer zu unserer Burg Staufenberg scheint also sicher zu sein. Schön zusammengefasst hat dieses „Rittergedicht“ Bertha Freifrau von Schauenburg in ihrer Schauenburger Familiengeschichte. Schauenburg, Bertha Freifrau von: Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg (ohne Ort, 1954), 60 und 61. Kernthema ist die Vermählung des jungen Ritters mit einer Fee. Damit soll der Ursprung eines mittelalterlichen Adelsgeschlechtes von der Verbindung mit einem übernatürlichen Wesen abgeleitet werden, „um damit den Legitimitätsanspruch der Familie auf eine höhere, metaphysische Ebene zu heben“ (Internet: N.N. in www.nandu.de/13.9.2009).
- 44 1263 erste bekannte urkundliche Erwähnung. Pillin, Hans-Martin: Die Burg Fürsteneck. In: Die Ortenau 64 (1984), 216–219, hier 217.
- 45 Pillin (wie Anm. 44), 217. Die Symbolfunktion war vorrangig, weil Herrschaft eben in jener Zeit durch Burgen ausgeübt und (zeichenhaft) sichtbar gemacht wurde. Natürlich kann die Burg im ganzen Spektrum ihrer vielfältigen Funktionen eingesetzt gewesen sein, so eben auch, um die Verkehrsverbindung durchs Tal zum Kniebis zu überwachen und abzusichern.
- 46 Pillin (wie Anm. 44), 216 und 217. Heinz G. Huber nennt „diese Burg eine gegen die Schauenburg gerichtete Konkurrenzgründung der Zähringer“. Huber (wie Anm. 8), 26. Um trotz des Verlustes der Schauenburg „ihren Einfluss zu wahren, bauten die Zähringer Oberkirch zur ‚civitas‘, zur befestigten Stadt, aus und legten südlich von Oberkirch eine neue Burg, die Fürsteneck, an“. Huber (wie Anm. 8), 25.
- 47 Der Erwerb von Fürsteneck 1303 war Teil der Territorialpolitik des Bischofs Friedrich I. von Lichtenberg, die sich auf Burgen und Städte stützte und von seinen Nachfolgern gezielt fortgesetzt wurde. Metz (wie Anm. 20), 7. L.G. Glöckler hält schon 1879 diese Politik für so bemerkenswert, dass er in

seiner Geschichte des Bistums Straßburg zu der sonst nur mit allgemeinen Beschreibungen der Amtsführung Bischof Friedrichs I. schreibt: „Drei Jahre vor seinem Dahinscheiden bereicherte er sein Bisthum durch Ankauf der Stadt Oberkirch und des Schlosses Fürsteneck, welche die Grafen von Fürsteneck als kaiserliches Lehn seit 1286 inne hatten.“ Glöckler (wie Anm. 18), 259.

- 48 Dass „Meister und Rat“ der Stadt Straßburg die „burg fürstenecke mit allem gebuwe, zugehörde und rekten“ als Pfand erwarben, zeigt die Bedeutung der Burg als Herrschaftssymbol und für die Überwachung und Sicherung des Handelsweges über den Kniebis nach Württemberg, wofür die Stadt Straßburg für ihre Handelsleute Sorge trug. Pillin (wie Anm. 44), 218.
- 49 Inhaltlich nach Hans-Martin Pillin (wie Anm. 44), 216ff. Es wäre interessant herauszufinden, ob die auffallend zahlreichen Besitz- und Eigentumswechsel und Verpfändungen bei den Renchtalburgen häufiger sind als anderswo und evtl. damit zusammenhängen, dass das Renchtal stets Randzone und nie Zentralgebiet einer Herrschaft war und man sich hier notgedrungen eher von Besitzungen, Burgen und Rechten trennte, als in Kernbereichen einer Herrschaft.
- 50 Aus der Beschreibung des Ausstattungsgutes des Klosters im Text der Gründungsurkunde (in deutscher Übersetzung): „... Diesem Gute fügen Wir noch einen Bosch in Ellisweiler zur Anlage eines Weinberges ... bei“ Huber (wie Anm. 8), 29, einem heute abgegangenen Weiler auf dem Gebiet der Gemeinde Lautenbach, ließ das Kloster Allerheiligen „nicht nur Reben anpflanzen, sondern auch einen Rebhof erbauen“, der im Urbar des Klosters von 1347 verzeichnet ist. Pillin, Hans-Martin: Die Geschichte des Luftkurortes Lautenbach (Lautenbach 1994), 14. Im Jahr 1361 ist ein zum Hofgut Herztal/Hetzelstal, zum Besitz der Grafen von Freiburg, gehörender Rebberg, „den man spricht der nuwe berg“ (Neuberg!), belegt. Huber (wie Anm. 8), 52, dort noch weitere Hinweise auf Rebberge/Weinbau. 1607 lässt Herzog Ulrich von Württemberg 10000 Rebstöcke kaufen und „auf dem Grund und Boden der Fürsteneck und der Ullenburg“ anpflanzen, um diese Bereiche zu einem Zentrum des Renchtaler Weinbaus zu machen. Pillin (wie Anm. 44), 218. Im Lehensbrief der Grafen von Eberstein von 1407, ihre Schauenburg betreffend, ist „der Rebberg unterhalb der Schauenburg“ vermerkt. Fischer (wie Anm. 6), 12 und Urk. Nr. 140, 142.
- 51 Das Dorf Butschbach, heute Stadtteil von Oberkirch, ist aus einer südwestlich des mittelalterlichen Oberkirch liegenden hochmittelalterlichen Streusiedlung aus Einzelhöfen und Hofgruppen entstanden. Ursprünglich zähringisch, lag es seit 1303/1316 und bis 1803 im Machtbereich der bischöflich-straßburgischen Herrschaft Oberkirch. Von 1665 an Bestandteil der Stadt Oberkirch und durch deren Zwölferrat mitvertreten. 1837 wurde die selbstständige Gemeinde Hesselbach Teil von Butschbach (nach Internet, www.oberkirch.de/13.9.2009). Urkundlich erscheint Butschbach: Buspach by Fürsteneck 1360; Buspach 1381; Buspache 1417; Bußbach 1432; Buschbach 1441 (Krieger 1904, Sp. 362 „Butschbach“). Im „Geographisch-Statistisch-Topographischen Lexikon von Schwaben“ von 1800 ist Butschbach wie folgt vermerkt: „Butschbach, von 22 Familien bewohntes Thal, in der Ortenau, im bischöflich Straßburgschen Amte Oberkirch“. Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben (Ulm 1800), unveränd. Nachdruck 1994.
- 52 Die Jahreszahl wurde unterschiedlich gelesen: 1508 oder 1538. Müller, Otto August: Bildstöcke in Mittelbaden (Karlsruhe-Durlach 1958), 17.
- 53 Pillin (wie Anm. 44), 219.
- 54 Müller (wie Anm. 52), 17 und 18, sowie etwas ausführlicher der selbe Autor schon in: Die Ortenau 18 (1931), 75–78.

„Riepur“ ist Rüppurr bei Karlsruhe. Die Pfau von Rüppurr sind, als markgräfllich-badische Dienstleute, auch Inhaber eines Burglehens und Gemeiner/Ganerben auf Staufenberg und dort 1456 Vertragspartner eines Burgnutzungsvertrages bzw. Burgfriedens. Knappe (wie Anm. 36), 237.

Die Entstehungstheorie der Volksüberlieferung, Sühne für einen ermordeten Knecht der Schauenburger, halte ich für nicht schlüssig begründet. Dass sich die jeweiligen Herren auf Fürsteneck gegebenenfalls mit einem Sühne-Mahnmal direkt am Fuße ihrer Burg, beim Zugangsweg und täglich im Blick, abgefunden hätten, erscheint mir unwahrscheinlich. Auch ist die Form nicht die von Sühnekreuzen, wie sie bekannt sind und die hochwertige Gestaltung und Ausführung eher ein Indiz für ein freiwillig erstelltes Frömmigkeitszeichen, das in seiner künstlerischen Qualität auch gewissen Selbstdarstellungs- und Geltungsansprüchen des frommen Stifters, aufgestellt an der „Passhöhe“ bei der Abzweigung zur Burg, Genüge leistet. (Die Frage des Wegfalls der Tradition bzw. Pflicht zu Sühnekreuzen nach der Rechtsentwicklung des 16. Jh. sowie der Wandel der Gestalt vom Kreuz zum Bildstock usw. kann hier nicht dargestellt werden.)

- 55 Pillin, Hans-Martin: Die Schauenburg. In: Die Ortenau 64 (1984), 204–216, hier 211. Dort auch der Hinweis, dass Zeugnisse „über die Entstehung und das frühe Aussehen der Burganlage“ fehlen und auch aus dem 12./13. Jh., der bedeutendsten Bauzeit für die Schauenburg, keine nennenswerten Zeugnisse überliefert sind.
- 56 Die Vermutung von Bertha Freifrau von Schauenburg über die frühere Bauweise der Burg hat einige Wahrscheinlichkeit für sich: „Gerne wüssten wir, wie diese Burg im XI. Jahrhundert ausgesehen haben mag. Als fürstliche Wohnung der Zähringer und Calwer Grafen muss sie mangels Spuren von Architekturstücken aus dieser Zeit nur aus Holzbauten bestanden haben, geschützt durch die noch stehenden und mit regelmäßigen Steinen erbaute Außenmauer“. Schauenburg (wie Anm. 43), 17. Dass die Burg „fürstliche Wohnung“ der Zähringer und Calwer gewesen sei, ist nicht bekannt. Aber sicher waren in der frühen Zeit große Teile der Bauten und Außenumwehrungen aus Holz (Wälle mit Palisaden), als Wohngebäude für Uta kann man sich aber durchaus ein Steingebäude vorstellen, das in seinem Bestand aber den späteren umfangreichen Bauaktivitäten zum Opfer gefallen sein wird.
- 57 Die Gebäudereste der Wohntürme sind auch heute noch sehr aussagefähig. Der hochgelegene Eingang, die Normalsituation aller Bergfriede und Wohntürme, wurde durch Holztreppe und Laubengang erschlossen und im Inneren geben Konsolsteine, Deckenabsätze, Fensternischen und Ausgänge zu Abortkern oder Laufgängen Auskunft über die einstigen Strukturen.
- 58 Fischer (wie Anm. 6), 12 und 14. Seite 14 auch der Hinweis auf die Anfänge der Herren von Schauenburg, die nach den Stammbäumen der Familie bis ins 11. Jh. zurückreichen sollen. Bertha Freifrau von Schauenburg beginnt die Familiengeschichte im Jahr 1005 bzw. 1050 (nicht ganz eindeutig), in der Stammtafel II (Hauptlinie) im Jahr 1080 mit Konrad I., und bezeichnet die Schauenburger als „ein seit dem XI. Jahrhundert urkundlich nachweisbares Dienstmannen- oder Burgmannengeschlecht“. Schauenburg (wie Anm. 43), 32, 36 und 45.
- 59 Mit dieser Transaktion als Hochzeitsgut und danach Erbgut war die Schauenburg den Zähringern entglitten, die danach, wie wir schon hörten, die Burg Fürsteneck errichten ließen. Als Luitgard, die Tochter Herzog Bertholds II. von Zähringen, den Grafen Gottfried von Calw (1075–1133) heiratete, gab man ihr die Schauenburg (vermutlich, weil sie zähringischer Randbesitz war) als Mitgift/Heiratsgut mit. Von den drei Kindern aus Luitgards Ehe, Gottfried II., Luitgard und Uta, starb Gottfried früh, vor seinem Vater, so dass Uta im Jahr 1133 Alleinerbin des elterlichen Vermögens und Eigentümerin der Schauenburg wurde. Pillin (wie Anm. 55), 212. Nach Utas Tod 1197 kam die Burg an die Grafen von Eberstein, die bis zu ihrem Aussterben um 1660 die Lehensherren der Schauenburg blieben, die Schauenburg aber „zeitweise an die Markgrafen von Baden verpfänden“ mussten. „Nach 1660 folgten diese dann den Ebersteinern als Lehensherren“. Beide Zitate: Fischer (wie Anm. 6), 12. Zu welchem Zeitpunkt dann das Eigentum an Burg und (Rest-)Herrschaft vom Markgrafen von Baden, direkt oder mittelbar, auf die Freiherren von Schauenburg überging, konnte ich noch nicht ermitteln. Burgenpolitisch bemerkenswert ist bei den älteren Eigentumsverhältnissen der urkundlich belegte Umstand, dass „bereits 1401 ... der Markgraf von Baden das Öffnungsrecht für die Burg“ hatte. Fischer (wie Anm. 6), 14 und 15. Ein weiteres Öffnungsrecht bestand 1432 für den Pfalzgrafen Ludwig III., der die Hälfte der Reichsvogtei Ortenau als Pfand inne hatte. Schauenburg (wie Anm. 43), 72.
- 60 Die Annahme der etwa doppelten Schildmauerhöhe als der heutige Rest ist nach meiner Erinnerung von Herrn Zillgith bei einer Schauenburg-Führung mitgeteilt worden. Bei den Sanierungsarbeiten auf der Schauenburg in den 80/90er Jahren des 20. Jh. habe man aus dem Bauschutt direkt am Fuße der Schildmauer, dem Versturzmateriale, ein Mauerwerksvolumen errechnet und so auf die mutmaßliche Höhe der Schildmauer rückrechnen können.
- 61 „Wie lange die Burg von Angehörigen der Familie (von Schauenburg, Anm. d. V.) bewohnt war, ist nicht genau zu datieren“. Obwohl bereits im 15. Jh. Häuser der Schauenburger in mehreren Städten und Gemeinden bezeugt sind, scheinen einzelne Familien (-zweige) sowie das Archiv und ein Verwalter weiterhin auf der Burg geblieben zu sein. Zu Beginn des 17. Jh. wurde der an der Stelle des heutigen Schlosskomplexes gelegene Gutshof zum eigentlichen Stammsitz. Aber auch dieser wurde zunächst hauptsächlich von Schaffnern der Schauenburger bewohnt und verwaltet, darunter der bekannte Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, denn „der Wohnsitz der zwei Hauptlinien hatte sich ... inzwischen bereits ins Elsass und nach Luxemburg verlagert“. Inhaltlich und Zitate nach Fischer (wie Anm. 6), 13 und 14.
- 62 In einer kurz nach 1689 angelegten Liste über die im Amt Oberkirch durch die Truppen Ludwigs XIV. zerstörten Gebäude ist die Schauenburg nicht enthalten. Sie war wohl im Wesentlichen noch

- erhalten, so dass 1693 französische Soldaten sie als „Kaserne“ nutzen konnten. Pillin (wie Anm. 55), 211.
- 63 Bei der hohen Wertschätzung des Patrons der Schauenburger Burgkapelle scheint es verwunderlich, dass der Taufname Ulrich nicht zu einem der Leitnamen der Schauenburger Familien wurde. Nur vergleichsweise wenige Namensträger sind bekannt: Bei Schauenburg (wie Anm. 43) sind auf den Stammtafeln von Beginn bis 1952 nur drei Schauenburger namens Ulrich aufgeführt und bei Fischer (wie Anm. 6) verzeichnet der Personenindex nur zwei Ulriche, die in den Urkunden des Gaisbacher Archivs genannt sind. Obwohl das derzeitige Schauenburger Familienoberhaupt, Ulrich Freiherr von Schauenburg in Gaisbach, wieder den Namen des berühmten Patrons der einstigen Burgkapelle trägt, bleibt dies die Ausnahme in der langen, über 800 Jahre währenden Familiengeschichte.
- 64 „Sie wurde 1275 als ‚Capella de Schauenburg‘ erwähnt, wobei Graf Heinrich von Fürstenberg u.a. auf das Patronatsrecht der Schauenburgkapelle verzichtete.“ In einer Urkunde vom 8. Mai 1275 (dieselbe Urkunde?) mit Heinrich von Fürstenberg ist festgelegt, dass dem Kloster Allerheiligen das Recht zusteht, „Vikare ... auf die Schlosskapelle auf der Schauenburg zu setzen“. Huber (wie Anm. 8), 34. Weitere urkundliche Nennungen der Schlosskapelle sind von 1441, 1471 und 1500 bekannt. Kauß, Dieter: Die Ulrichs-Kapelle auf der Schauenburg. In: Klöster, Kirchen, Wallfahrten ...; Ausstellungsbegleitheft, Red. Carl H. Ciz (Oberkirch 2009), 48.
- 65 Dies gilt zumindest für die obere/innere Burg, in der sich die Ulrichskapelle ja befand. In der Unterburg/Vorburg bzw. vor den Mauern mag es stets offener zugegangen sein, denn „auf der Schauenburg befand sich (im 15. Jh., Anm. d. V.) eine Wirtschaft, wo selbst der Fremde sich auf eigene Kosten verpflegen konnte“. Schauenburg (wie Anm. 43), 71. Das ist in der Kernburg nicht denkbar. War diese Wirtschaft die Vor-Vorgängerin der heutigen Schlossgaststätte auf der Schauenburg? Diese wurde erst Ende 19. Jh. durch Umbau des ehemaligen „Schlosshofes“ in eine Gaststätte umgewidmet. Pillin, Hans-Martin: Oberkirch – Die Geschichte der Stadt in großherzoglich-badischer Zeit 1803-1918 (Oberkirch 1978), 322 und 335.
- 66 Kauß (wie Anm. 64), 48.
- 67 Im Jahre 1612 wird „das Dörflein Gaisbach ... unter der Burg im Thal ... unweit Oberkirch“ mit „derzeit 24 Unterthanen“ von „Junker Mathes Josten von Schauenburg“, dem Anteilseigner am Schloss und Inhaber der Abgaben- und Fronrechte, erwähnt. Walz/Ostertag 2005, 221.
- 68 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, * um 1622 in Gelnhausen, + 17.8.1676 in Renchen, gilt als der bedeutendste deutsche Erzähler des 17. Jh. Nach einem gefährvollen Leben, von Jugend an als Trossjunge und Soldat, begann er erst 1665 mit dem Schreiben und hat in kurzer Zeit ein bedeutendes Werk geschaffen. Sein Hauptwerk „Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch“ (6 Bücher, 1669) ist der erste deutsche „Zeitroman“. Lex Herder 1967/3, 96.
- Kaiser, Reinhard (Bearb.) Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen – Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch (Frankfurt/M. 2009) Band 2, 724: Von 1649 bis 1661 arbeitet Grimmelshausen als „Schaffner“ oder Guts- und Burgverwalter der Familie von Schauenburg in Gaisbach, das heute ein Ortsteil von Oberkirch ist. In den Jahren 1656 bis 1658 betreibt er im dortigen Schaffnerhaus neben der Kirche, das bis heute erhalten geblieben ist, auch die Gastwirtschaft „Silberner Stern“, die heute wieder existiert. Von 1662 bis 1665 ist er Verwalter auf der Ullenburg in der Nachbarschaft, die dem Straßburger Arzt Johannes Kueffer gehört. Danach versucht er sich noch einmal als Gastwirt, bevor er 1667 Schultheiß im nahe gelegenen Renchen wird und damit in den Dienst des Bischofs von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg, tritt, zu dessen Territorium Renchen gehört. Zu seinen Aufgaben als Schultheiß gehören die niedere Gerichtsbarkeit, das Eintreiben von Steuern und Abgaben und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung.
- Aus der Chronologie kann geschlossen werden, dass Grimmelshausen vor allem sein 1668 erschienenes Hauptwerk (vordatiert auf 1669) während seiner Gaisbacher und Ullenburg Zeit vorbereitet und verfasst hat.
- 69 „Beginen (niederländisch) sind Jungfrauen und Witwen, die sich seit dem 12. Jh. zum gemeinsamen religiösen Leben, zu Werken christlicher Nächstenliebe, auch zur eigenen sozialen Versorgung in Gemeinschaften klosterähnlichen Zuschnitts zusammengefunden haben. Solche Gemeinschaften bildeten sich in den Niederlanden, ... Deutschland ... und fast allen Ländern der abendländischen Christenheit des Mittelalters. ... In den kleinen oder größeren ‚Beginenhöfen‘ lebten die Frauen unter einer ‚Meisterin‘ (magistra) zusammen, keineswegs klösterlich abgeschlossen. Sie beschäftigten sich mit Gebet, Handarbeit, Krankenpflege (auch auswärts), Leichenbesorgung und häufig auch Mädchenun-

- terricht“. Dass die Beginen „bis ins 14. Jh. ... überwiegend aus dem städtischen Patriziat“ und „dem ländlichen Adel“ Schwaiger (wie Anm. 7), 82 ff. kamen, bestätigt sich auch in der Beginenklausen Oberdorf, wo zahlreiche Priorinnen/Meisterinnen aus dem Renchtäler Adel nachgewiesen sind. Krieger, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 1. Band (Heidelberg 1904, Reprint 1990), Sp. 374.
- 70 Oberdorf, „das obere Dorf im Verhältnis zu Oberkirch und nicht zu Nußbach“ schreibt Hans-Martin Pillin, Pillin, Hans-Martin: Oberkirch, die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803 (Lahr 1975), 176, während Dieter Kauß die Sache anders sieht, wenn er schreibt: „Der Ortsname weist Oberdorf als Siedlung oberhalb von Nußbach auf“. Kauß (wie Anm. 64), 33. Oberdorf als Siedlung vermutlich schon im 11. Jh. von Nußbach aus gegründet, ebenso die Kirche. In einer Urkunde von 1313 ist „in dem obern dorf“ erwähnt. Krieger (wie Anm. 68), 373). Das lässt eher die Kauß'sche Version als richtig erscheinen, Oberdorf – von Nußbach aus gesehen.
- 71 Pillin (wie Anm. 69), S. 181. Dort auch: „Wann diese Klausen gegründet worden ist, wissen wir nicht. Wir hören das erste Mal in einer Urkunde vom 23. Juni 1316 von ihr. Priorinnen sind öfters Töchter des regionalen Adels.“ Die Urkunde ist bei Walz wiedergegeben. In ihr ist bezeugt, dass „Graf Konrad Herr zu Freiburg“ mit Willen des „ehrbaren Ritters Herr Johannes von Bocks von Kolbenstein“ Güter und Abgabenerträge „den ehrbaren Göttlichen Frauen in der Clausen im Kloster in dem Oberdorfe, nah bei der Stadt Oberkirch, in dem Bisthume Straßburg“ schenkt, und zwar „ewiglich“. In einer weiteren Urkunde, von 1317, schenkt Graf Egon von Freiburg einer „Schwester Adelheide von Neuenstein“, Klausnerin zu Oberdorf, ein Gut. Walz, Joseph: Das ABC oder Quellen zu einer Lokalgeschichte der ehemaligen Herrschaft und Oberamt-Stadt Oberkirch (Oberkirch 1871), übertragen von Wolfgang Ostertag (Ostertag 2005), 158 und 159.
- 72 „Die Oberdorfer Pfarrkirche war auch die Kirche der Oberdorfer Beginen. Funde in der alten Oberkircher Friedhofskapelle, die Spuren der Oberdorfer Kirche enthält, (weisen) in das 11. Jh.“. Pillin (wie Anm. 69), 176. Die „alte Friedhofskapelle“ stammt von 1818/1820. In den 1960er Jahren erfolgte Grabungen brachten Chormauerreste der einstigen Chorturmkirche des 12./13. Jh. zutage. Kauß (wie Anm. 64), 34. Seit Ende des 17. Jh., endgültig 1818, wurde der Friedhof um die Oberdorfer Kirche zum Begräbnisort der Stadt Oberkirch, die Oberdorfer Kirche ab 1868 zur Friedhofskirche. Seit der Eingemeindung von Oberdorf in die Stadt Oberkirch 1851 ist die dortige St. Cyriakskirche Pfarrkirche für Oberdorf. Kauß (wie Anm. 64), 33. Zur möglichen Nutzung der Oberdorfer Kirche als Grablege der Beginen bzw. deren Vorsteherinnen (Meisterinnen/Priorinnen) berichtet Walz, dass die Kirche „von Anfang dieses Jahrhunderts bis zum Jahr 1828 ... leer und offen“ stand und Schatzgräber „die Gräber im Chor, wo die Nonnen begraben waren“ durchwühlten, „um Schmuck und Schätze“ aufzuspüren. Es seien „Todengerippe, Fetzen von Kleidungsstücken, alles von Seidenstoffen“ gefunden worden, woraus Walz, wohl in Unkenntnis über die Beginenklausen, „ein adeliches Stift“ vermutete. Walz (wie Anm. 70), 154.
- 73 Joseph Walz hatte nach seinem eigenen Bericht nach 1828, „nachdem die alte Kirche abgebrochen und ... deren Chor zu einer Kapelle hergestellt worden ist“, in dieser Kapelle Anstricharbeiten durchzuführen. Als er zur Vorbereitung „uralte Tüch und fingerdicker Weisel“ abkratzte, stieß er auf „drei aufeinander gesetzte Kalkmalereien“, deren eine Schicht u.a. „zwei Figuren“ in „hellen bunten Farben ihrer Kleidungen zeigte“. An der Authentizität und Aussagekraft dieser Farben äußerte Joseph Walz Zweifel mit der Frage, „ob durch die vielen Jahrhunderte der Kalk von ihren gemischten Farbbestandteilen aufgelöst...“ die Farben verändert haben könnte. Walz (wie Anm. 70), 153 und 155.
- 74 Pillin (wie Anm. 69), 181.
- 75 Beginenklausen in Oberdorf, südlich der Rench, und Beginenhaus in Oberkirch, das im Eigentum der Stadt war, sind zwei verschiedene Baulichkeiten, in denen die Oberdorfer Beginen ihre Aufgaben erfüllten. Pillin (wie Anm. 69), 181 und 182. Solche Übernahme der Krankenpflege in städtischen Häusern durch Beginen war allgemein üblich. Pest- und Siechenhäuser sind, wegen der wohlthätigen Helferinnen, auch oft als „Gutleuthäuser“ bezeichnet. Glöckler (wie Anm. 18), 287. Eine „Beginengäß“ in Oberkirch, von der in einer Urkunde vom 2. Juli 1578 die Rede ist, Fischer (wie Anm. 6), Urk. 928, 593, bezieht sich wohl auf das der Stadt gehörende Beginenhaus.
- 76 Als Nachfolger der Zähringer hatten die Fürstenberger ihr Patronatsrecht über die Kirche Oberdorf 1327 an das Kloster Allerheiligen verkauft, 1447 wurde die Oberdorfer Kirche dem Kloster inkorporiert. Als Kirchherr von Oberdorf konnte sich der Propst von Allerheiligen offenbar auch wirksam in die Belange der dem Predigerkloster in Straßburg unterstehenden Oberkircher Beginen einmischen und das Schicksal der Klausen besiegen.

- 77 Pillin (wie Anm. 69), 182. Dort weiter: „Bischof Albrecht ging auf das Ansuchen des Probstes ein, löste am 14. Mai 1491 die Oberdorfer Klausur auf und übergab die Rechte, die Einkünfte und das gesamte Vermögen der Klausur der neugebauten Lautenbacher Kirche.“
- 78 „Der Ortenauer Adel war mit diesen Maßnahmen nicht einverstanden und erhob deshalb beim Straßburger Bischof Klage gegen den gefassten Beschluss.“ Dieser wurde jedoch nicht rückgängig gemacht. Wurde das „Predigerkloster in Straßburg“, dem die Oberdorfer Beginnen angeblich unterstanden (in welcher Hinsicht? seelsorgerisch, kirchenrechtlich?) zur Auflösung und Vermögensübertragung befragt, hatte es 1491 überhaupt noch irgendeine Funktion, irgendwelche Rechte? Zitate Pillin (wie Anm. 69), 181 und 182.
- 79 Lautenbach „war über Jahrhunderte hinweg keine dörfliche Siedlung, sondern bestand aus mehreren Einzelhöfen in Streulage“. Diese gehörten zum alten Königs- bzw. Reichshof Nußbach, der das Renchtal bis Oppenau umfasste (erste bekannte urkundliche Nennung 994), und von dem der „obere Nußbacher Hof“ sowie das Patronatsrecht für Nußbach, Oberkirch und Oppenau am 8. Mai 1275 endgültig an das Kloster Allerheiligen kam. Pillin (wie Anm. 50), 13.
- 80 Als die Prämonstratenser Mönche die Betreuung Lautenbachs 1303 übernahmen, bestand die Wallfahrt schon seit langem, jedoch ist „der Zeitpunkt des Beginns der Wallfahrt ... urkundlich nicht zu belegen“. Heid, Hans; Huber, Rudolf: Pfarr- und Wallfahrtskirche „Mariä Krönung in Lautenbach/Renchtal“ (München; Zürich 1983), 5.
- 81 Heid/Huber (wie Anm. 79), 6.
- 82 Aus den über 60 erhaltenen Steinmetzzeichen lassen sich zwei Bauphasen erschließen: Langhaus und Chor 1471-1482 sowie Gnadenkapelle und Lettner 1485-1488. Huber, Rudolf: Pfarr- und Wallfahrtskirche Mariä Krönung“ Lautenbach/Renchtal (Regensburg 1998), 14. Vermögen und Besitzungen der erst 1491 aufgelösten Beginnenklausur von Oberdorf dienten nach Übertragung auf Lautenbach wohl der „Restfinanzierung“ des Kirchenbaues und der langfristigen Grundlagensicherung der Wallfahrt.
- 83 Auf Initiative des Straßburger Bischofs und des Propstes von Allerheiligen, der dem Geschlecht derer von Neuenstein entstammte, traten die Junker Bernhard von Bach und Friedrich von Schauenburg als Stifter und Bauherren der Lautenbacher Kirche auf. Sie erwarben den Baugrund und legten 1471 den Grundstein. Friedrich von Schauenburg und Hans von Neuenstein sind als schmucke Ritter in Rüstungen auf den kunstvollen Scheiben der Chorfenster dargestellt. Absicht der Stifter und Bauherren war es, die schon seit Anfang des 14. Jahrhunderts bestehende Wallfahrtskapelle durch ein würdiges und auch standesgemäßes Gotteshaus zu ersetzen, das wohl auch als Grablege dienen sollte. Mit der Errichtung der Gnadenkapelle und dem Einbau eines Lettners wurde der prächtige Neubau beendet, der schon 1483 soweit gediehen war, dass Kirche und Hochaltar durch den Bischof von Straßburg geweiht werden konnten. Huber (wie Anm. 81), 2.
- 84 Um 1850 drückte Dr. Josef Bader dies so aus: „Diese Kirche ist aber auch ein würdiges Denkmal jener kunstbegeisterten Zeit. Welcher Kenner sie betritt, dem werden der reine Styl, das Gleichmaß der Verhältnisse, die Schnitzwerke, die Malereien der Altarblätter und Chorfenster einen seltenen Genuß gewähren“. Bader, Josef: Führer für Fremde nach dem Renchtal und seinen Bädern (Carlsruhe 1859), Faksimile-Nachdruck (Achern 1980); 6 und 7.
- 85 Inhaltlich nach Huber (wie Anm. 81), 2.
- 86 Der Name von Neuenstein, der uns neben den Schauenburgern und von Bach in Lautenbach als Stiftername begegnet, in Oberkirch steht noch der „Neuensteiner Hof“, war der im Renchtal mit am längsten bekannte Adelsname. Seit der Herrschaft der Zähringer waren die Neuensteiner im Bereich Lautenbach als zähringische Ministeriale ansässig. Diese „ersten Neuensteiner“ sind aus Urkunden „von 1123 bis etwa 1317“ bekannt. Sie hatten hier eine Burg, die „alte Neuenstein“ genannt, starben jedoch schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus. Kauß, Dieter: Die Burg Neuenstein. In: Die Ortenau 64 (1984), 220 und 221.
- 87 Pillin (wie Anm. 50), 52.
- 88 „Die vom Adel im 13. Jahrhundert entwickelten Lebensformen, besonders die Heraldik, die repräsentative Wehrhaftigkeit, die soziale Isolation des Burglebens, verbunden mit vornehmen Titeln, blieben aber bis über den Ausgang des Mittelalters hinaus als gesellschaftliches Leitbild für die nachrückende Oberschicht der städtischen und ländlichen Aristokratie erhalten“. Werner Meyer, zitiert nach Biller, Thomas: Die Adelsburg in Deutschland – Entstehung, Form und Bedeutung (München 1993), 72. Bei dieser „nachrückenden Oberschicht“, zu der die Rohart gehörten, hatte sich ein Selbstverständnis von Adel und Rittertum und ein Drang zur Selbstdarstellung (Biller, ebd., 20), wie er das Mittelalter über

- typisch war, wohl tiefgründend herausgebildet, dem sie mit ihrer Lehenburg nun entsprechen konnten.
- 89 Burg Neuenstein, um 1322 erst erbaut, ist eine bescheidene Anlage mit umlaufender Mantelmauer und einfachen Gebäuden. Ihr Lebenszyklus währte nur rund 200 Jahre, denn schon im 15. Jahrhundert wurde sie im bayrisch-pfälzischen Erbfolgestreit zerstört und danach, trotz Mahnung der Markgrafen von Baden als Lehensherren, nicht wieder aufgebaut. Kauß (wie Anm. 85), 220.
- 90 Pillin (wie Anm. 50), 55.
- 91 Zerstört „im 15. Jahrhundert im bayrisch-pfälzischen Erbfolgestreit ... und danach trotz mehrfacher Mahnung der Lehensherren nicht mehr aufgebaut“. Kauß (wie Anm. 85), 220.
- 92 Pillin (wie Anm. 50), 53. Sehr interessant dort auch die Schilderung der vergeblichen Bemühungen der Ritter/Edelknechte von Neuenstein, „ihre Oberkircher Häuser abgabefrei zu bewohnen und darüber hinaus sich und ihre Untertanen von der bischöflich-straßburgischen Hoheitsgewalt freizuhalten“, was der bischöfliche Stadtherr jedoch nicht zuließ.
- 93 „Nachdem die Familie der Rohart von Neuenstein im Jahre 1603 ausgestorben war, spaltete sich die Familie der Schultheiß von Neuenstein im 17. Jh. in die Linie Neuenstein-Rodeck und Neuenstein-Hubacker. Letztere Familie starb Mitte des 19. Jh. aus“. Kauß (wie Anm. 86), 221.
- 94 Auch „Bärenbach“ genannt, so z.B. bei Glöckler (wie Anm. 18), 263 und Metz (wie Anm. 20), 7, auch Dieter Kauß bezeichnet, wohl auf Grund von Urkundennennungen, die Inhaber der Bärenburg „das Geschlecht von Bärenbach“. Kauß, Dieter: Die Bärenburg. In: Die Ortenau 64 (1984), 222 und 223, hier 223. Als „Bärenbach“ genannt habe ich auch von einem Hof am Fuß der Bärenburg gelesen, kann aber die genaue Fundstelle nicht mehr ermitteln. „Bärenbach“ ist heute noch ein Flurname für einen Bereich ca. 1 km südlich der Bärenburg. 1649 wird allerdings ein zum „alt ruinierten Bergschloß Bärenburg“ gehörendes „Hofgut, welches ein Birk und Ehret zum Erblehen haben“ als württembergischer Besitz erwähnt. Walz (wie Anm. 70), 78. Wie auch immer, Burg und Hof gehören generell ohnehin untrennbar zusammen und bilden eine für die Burg lebenswichtige Funktionseinheit, weil eben „ein beträchtlicher Teil der handwerklich-gewerblichen Aktivitäten, die von Burgen ausgingen und auf sie hin bezogen waren, sich außerhalb abspielte“ (Info aus Seminar Passau, Febr. 2005). So mag sich in den Namen Bärenburg – Bärenbach der bei Thomas Biller beschriebene „Zusammenhang von Burg, Hof und Rodung“ (auch mit dem oberhalb der Burg liegenden Otschenhof?) beispielhaft spiegeln. Biller (wie Anm. 87), 77-80.
- 95 Kauß (wie Anm. 93), 223.
- 96 Wie generell im Renchtal die Burgen als Aktionsorte der Adelsökonomie, ihr jeweiliger wirtschaftsgeschichtlicher Kontext, nicht hinreichend erforscht sind, bleiben auch die Zusammenhänge zwischen Bergbau und dem Bau von Burgen, obwohl gelegentlich erwähnt, ebenfalls weitgehend unerforscht. Es muss m. E. jedoch davon ausgegangen werden, dass auch Renchtäler Burgen Funktionen in Bezug auf Bergbau innehatten. Bergbaunamen finden sich überall, z. B. Lautenbach/Luttenbach = Lutte oder „Knappeneck“ usw. Die Aufnahme eines Grubenbetriebes war ohne umfassende Organisations- und Schutzmaßnahmen nicht zu bewerkstelligen. Für diese war eine sichere Machtbasis, durch eine Burg nicht nur symbolisiert, sondern auch praktisch bewirkt, unumgänglich. So zutreffend dargestellt bei Harter, Hans: Die Schenkenburg. In: Die Ortenau 64 (1984), 476-486, hier 480/481. Verschiedene Ortsbegehungen von Mitgliedern der Fachgruppe Bergwesen des Historischen Vereins für Mittelbaden haben zahlreiche Bergbauspuren in der dortigen Gegend erkennen lassen. Zusammenhänge mit dem Bergbau könnten die Lage der Burg in ihrer Wirtschafts- und Organisationsfunktion schlüssig erklären. Auch die Burgensage mit der Frau im weißen Gewand, die einen schatzsuchenden Jungen vor Kisten und Truhen im Burgkeller führt, könnte solche Bergbau-Annahmen stützen, denn Burgen wurden oft als vorläufige Lagerstätten für wertvolle Erze genutzt.
- 97 „Im Jahr 1321 kauft Bischof Johann das Schloß Berenbach, in der Herrschaft Oberkirch“. Glöckler (wie Anm. 18), 263.
- 98 Der Besitz der Grafen von Freiburg im Renchtal, darunter die an die Edelknechte von Bärenburg verlehnte Bärenburg, fiel 1366 an die Markgrafen von Baden. „Das Geschlecht von Bärenbach ließ sich nach 1321 in Gengenbach nieder, stellte dort wiederholt die Schultheißen und starb dort 1422 aus“. Kauß (wie Anm. 93), 223. 1649 nennt der württembergische Oberamtmann, Herr von Lützelburg, die Burgstelle als Teil der Herrschaft Oberkirch, „ein alt ruiniertes Bergschloß Bärenburg“. Walz (wie Anm. 70), 78.
- 99 In der Literatur wird zum Teil angenommen, die Burg hätte den Weg in das Liehbachtal zum Kloster zu schützen gehabt, so auch Kauß, Dieter: Die Burg Friedberg. In: Die Ortenau 64 (1984), 223 und 224,

hier 223, die geografische Lage lege diese Überlegung nahe. Ich meine aber, dass neben dieser praktischen Aufgabe andere Gründe gewichtiger gewesen sein müssen, denn der Weg zum Kloster führte damals, von einem Fußpfad über die Höhen abgesehen, nicht durchs Lierbachtal. Gründe könnten in der Notwendigkeit gesehen werden, die Herrschaft an diesem Ort durch eine Burg sinnfällig, für alle sichtbar, zu machen. Denn Herrschaft, insbesondere Grundherrschaft, war immer an ein festes Haus des Grundherrn, eine Burg, gebunden und ohne sie nicht möglich. Die Burg, das feste Haus, war Verwaltungs- und Gewaltmittelpunkt und repräsentierte, legitimierte gewissermaßen die Herrschaftsgewalt.

- 100 Kauß (wie Anm. 98), 223.
- 101 Bernard Metz nennt den Bischof von Straßburg als Erbauer der Burg Friedberg. Das passt insoweit, als der Bischof, nach dem 1319 erfolgten Erwerb (durch Tausch) von Friedberg (evtl. eine bescheidene erste Anlage des Klosters, die Bernard Metz als „auf der grünen Wiese isoliert“ stehend bezeichnet [Metz, wie Anm. 20, 13], also allenfalls mit einer kleinen Streu- oder Einzelhofsiedlung im Tal) und Oppenau, Burg und Stadt wohl zielgerichtet ausgebaut, die Stadt ummauert und so versucht hat, sein Territorium im Renchtal auszubauen und die Kniebisstraße zu beherrschen. Eine Politik, die schon 1303 mit dem Kauf von Fürsteneck und 1321 der Bärenburg weitere Ecksteine setzte, „das beste Beispiel einer gezielten, auf Burgen und Städte gestützten Territorialpolitik“ darstellt. Nach Metz (wie Anm. 20), insbes. 7 und 13.
- 102 Bernard Metz geht von einem Neubau aus, indem er Friedberg als eine 1321 durch den Bischof neu erbaute Burg bezeichnet. Metz (wie Anm. 20), 8. Da muss es, wenn zuvor eine klösterliche Burg seit etwa 1300 bestanden haben soll, mit deren Baulichkeiten nicht weit her gewesen sein, evtl. bestanden diese nur aus Holz?
- 103 Kauß (wie Anm. 98), 223. Im Jahre 1649 „ein alt ruiniert Bergschlößlein genannt Friedberg“. Walz (wie Anm. 70), 78.
- 104 Huber, Heinz G.: Oppenau. In Lorenz, Sönke; Setzler, Wilfried (Hrsg.): Heinrich Schickhardt – Baumeister der Renaissance... (Leinfelden-Echterdingen 1999), 238-243, insbesondere die Wiedergabe des „Wiederaufbauplanes“ der Stadt Oppenau von Heinrich Schickhardt, nach dem großen Stadtbrand von 1615. Diesen, samt der Handskizze Heinrich Schickhardts, hat auch schon Josef Börsig wiedergegeben und ein Foto der einstigen Burgstelle vor der Neubebauung und die Stadtansicht von 1804 mit Mauerresten der Burg dazu. Börsig, Josef: Geschichte des Oppenauer Tales (Oppenau 1951), 211, 407 und 421.
- 105 Eine gesellschaftlich-soziale Diskussion über die Gesellschaftsstrukturen des MA und ihre Auswirkungen – z. B. Fluch oder Segen? – war unter der Zielsetzung der Tagung nicht zu führen, obwohl der Philosoph Peter Sloterdijk kurz zuvor mit sehr scharfem Schuss eine Steilvorlage dazu geliefert hatte: „Die wirkliche Sünde ... beging die alteuropäische Gesellschaft nicht durch ihre Christianisierung, sondern durch den Teufelspakt mit einem Ständesystem, indem vielerorts ein Adel ohne virtù (Virtus: Tüchtigkeit; Tapferkeit; Tugend [als ethische Maxime]. Anm. d. Verf.) obenauf kam. Dabei setzte sich eine nicht-meritokratische Ausbeutungsaristokratie durch, deren einzige Leistung in der identischen Übertragung ihres aufgeblähten Selbstbewusstseins auf gleichnichtsutzige Nachkommen bestand, oft über viele Jahrhunderte hinweg. Von dieser chronischen Schande Europas, dem Erbadel, macht sich einen Begriff, wer die Verhältnisse der alten Lernkultur China dagegenhält, das seit mehr als zweitausend Jahren den Erbadel durch einen Bildungsadel zurückdrängte.“ Sloterdijk fährt fort: „... es wurde ... die Mischung aus Faulheit, Ignoranz und Grausamkeit bei den Erben lokaler Macht zu einer psychopolitischen Größe ersten Ranges ausgebaut – der Hof von Versailles war nur die Spitze eines Archipels nobler Unbrauchbarkeit, der Europa überzog – und erst die von Bürgern und Virtuosen getragene neo-meritokratische Renaissance zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert hat dem Erbadelsspek in Europa allmählich ein Ende bereitet, sofern man von den immer noch virulenten Phantomen der Yellow Press absieht.“ Sloterdijk, Peter: Du mußt dein Leben ändern – Über Anthropotechnik (Frankfurt/M. 2009), 206 und 207.
- 106 So berichtet die Mittelbadische Presse (Acher-Rench-Zeitung) vom 8. Oktober 2009 unter der Überschrift „Unmut über Dekanatsreform“ über das Unverständnis der gewählten Dekanatsräte für die Pläne der Erzdiözese Freiburg zur Neustrukturierung der Seelsorgeeinheiten und deren teilweise Zusammenlegung. Am 28. Oktober 2009 ist, ebenfalls in der Mittelbadischen Presse, von einer „geografischen Weiterentwicklung“ der Seelsorgeeinheiten die Rede und der Absicht der Erzdiözese, im Renchtal die Seelsorgeeinheiten Nußbach und Oberkirch zusammen zu legen, wozu Pfarrer Lukas Wehrle

mit der Bemerkung zitiert wird. „Niemand schreit ‚Hurra‘ bei solchen Plänen.“ Diese Absichten zur Umstrukturierung kommen der einstigen Großpfarrei Nußbach doch schon recht nahe.

- 107 Zuletzt in der Mittelbadischen Presse (Acher-Rench-Zeitung) vom 17.3.2010. Berichtet wird über die Ablehnung eines Antrages zur Aufforstung an der Lierbachstraße in Oppenau-Lierbach. Der Lierbacher Ortschaftsrat hat sich gegen den Aufforstungsantrag ausgesprochen und der „Offenhaltung einer talprägenden Fläche“ eines ohnehin zu 90 Prozent bewaldeten Tales ausgesprochen.
- 108 Die Oberkircher Innenstadt soll einen anderen Charakter bekommen. Die geplante Innenstadtentwicklung, nach der für 2013 geplanten Fertigstellung der neuen B 28-Umgehung, wird in einem Pressebericht im Stadtanzeiger (ohne Datum, wahrscheinl. Herbst 2009) mit der Überschrift angekündigt: „Oberkirchs Herz soll neu aufgestellt werden.“

Edelkastanie und Rebkultur – eine Spurensuche in der Ortenau

R. Johanna Regnath / Regina Ostermann

1 Die Edelkastanie

1.1 Botanik und Ökologie

Sie trägt viele Namen, u. a. Edelkastanie oder Edle oder Echte Kastanie oder Esskastanie, in lokaler Mundart einfach nur Keschde oder Keschdebaum, botanisch *Castanea sativa* Miller 1768. Sie zählt zu den wenigen fruchttragenden Waldbaumarten, deren Früchte unmittelbar vom Menschen als Nahrungsmittel verwendet werden können. Nicht verwechselt werden darf sie mit der Rosskastanie, *Aesculus hippocastanum* Linné 1753, mit der „am appetitlichst glänzenden aller ungenießbaren Früchte“¹. Beiden ist nur gemeinsam, dass sie keine heimischen Baumarten sind.

Ihre Blätter sind nur kurz gestielt, aber lang, lanzettlich und am Rande stachelig gezähnt. Die Früchte (Abb. 1), Kastanien, auch Maronen oder im Badischen „d' Keschde“ genannt, stecken in einer stachelig bewehrten Cupula oder Fruchthülle. Ein Spaziergang durch blühende Edelkastanien-Wälder hat durchaus seinen optischen Reiz, kann je nach Sensibilität der Geruchsnerven durchaus belästigend wirken: Die männlichen Blüten locken mit dem Duftstoff Trimethylamin Insekten an.



Abb. 1: Früchte der Edelkastanie (Foto R. Johanna Regnath)

Pflanzensystematisch gehört die Edelkastanie zu den Buchengewächsen oder Fagaceen. Sie stammt ursprünglich aus Kleinasien und dem Kaukasus. In Mitteleuropa hat sie sich als fester Bestandteil der heimischen Flora auf geeigneten Standorten eingebürgert. Sie gilt in Fachkreisen als Archaeophyt, einem Florenelement, das schon vor 1500, vor Beginn der Neuzeit, im Gebiet heimisch wurde.²

Von ihren klimatischen Ansprüchen her ist sie eine wärmeliebende Baumart. Das Jahresniederschlagsmittel sollte 600 mm nicht unterschreiten und das Jahrestemperaturmittel sollte bei 9,5 °C liegen, mit einem absoluten Minimum von -1° C als Januarmittel (sog. Weinbauklima).³ Das Klima allein ist aber nicht ausschlaggebend für ihr Gedeihen, denn die Edelkastanie hat spezifische Ansprüche an den Boden: er muss (grob)grusig, tiefgründig verwittert und grundwasserfrei sein und einen pH-Wert von 4,8–5,5 haben, d. h. schwach sauer bis sauer und folglich kalkfrei sein. Auf kalkhaltigem Gestein muss zumindest der Oberboden entkalkt sein.⁴

Für den Menschen ist dieser Waldbaum ein ungemein vielseitig verwendbarer Nutzbaum: Seine essbaren Früchte dienen der Ernährung und sein Holz lässt sich in vielfältiger Weise nutzen. Es ist bemerkenswert dauerhaft und witterungsfest und eignet sich durch seinen hohen Heizwert auch als Brennholz. Nicht zuletzt aufgrund dieser Doppelnutzung wurde die Edelkastanie weit über ihre Heimat hinaus, die vermutlich im pontischen Raum, also im östlichen Kleinasien zur Schwarzmeerküste hin liegt, durch den Menschen verbreitet. In jenen Landstrichen, die sich klimatisch und standörtlich eigneten, ist die Edelkastanie zur landschaftsprägenden Kulturbaumart geworden, wie z. B. im Schweizer und italienischen Tessin, in den französischen Cevennen oder in den spanischen Bergwäldern westlich von Barcelona, um nur einige wenige zu nennen. In seinem Buch „Terre de Castanide – Hommes et paysages du Chatainier de l'Antiquité à nos jours“ hat der Franzose Jean-Robert Pitte 1986 eine Zusammenschau der vielfältigen Varianten über die Kastanienkultur und Kastanienkulturgeschichte rund um das Mittelmeer und im mittel- und westeuropäischen Raum erstellt.

1.2 Die Edelkastanie im Oberrheingebiet

1.2.1 Verbreitung

Obwohl von Karlsruhe bis ins Markgräfler Land die Vorhügelkette, die landschaftlich den Übergang vom Schwarzwald zur Oberrheinebene bildet, großflächig dem Weinbauklima angehört, findet sich die Edelkastanie nicht überall in gleicher Häufigkeit, wie die Verbreitungskarte (Abb. 2) vortäuscht. Die Punkte

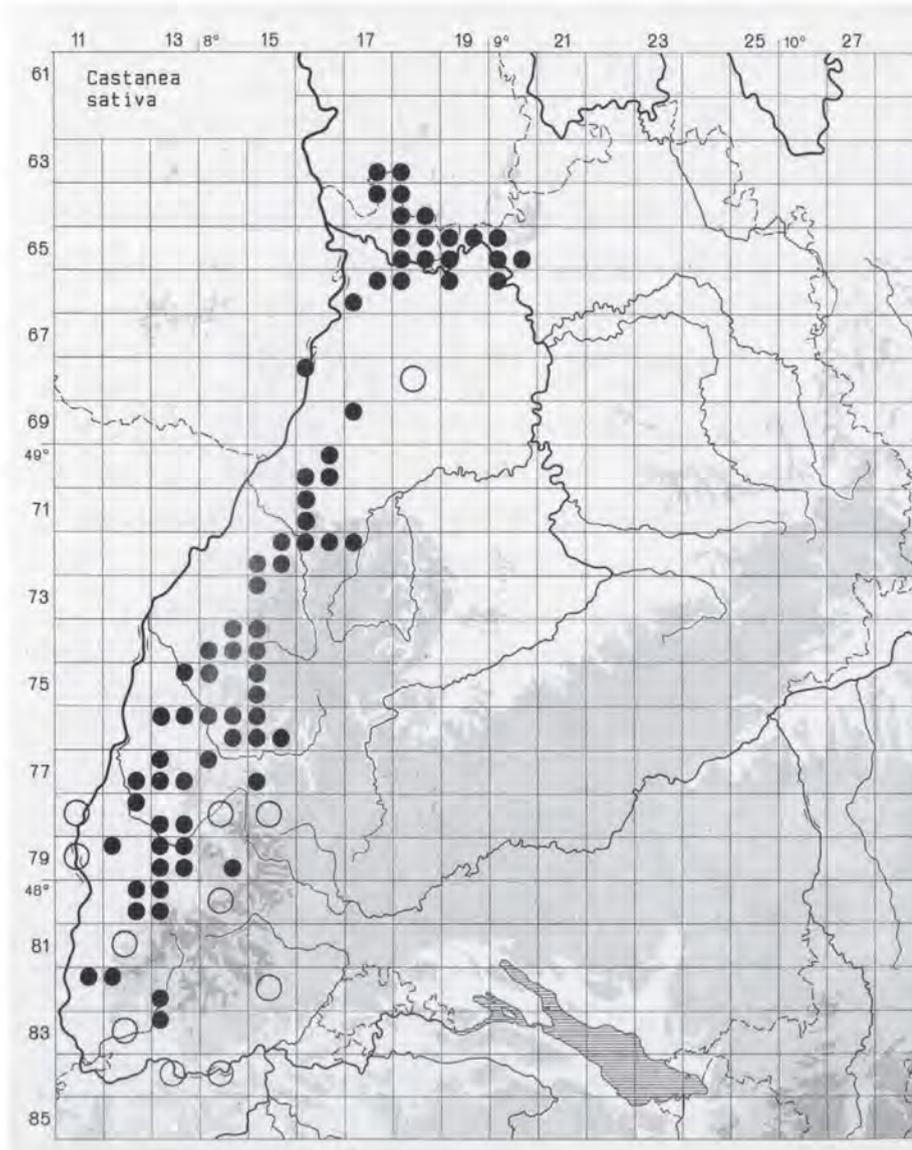


Abb. 2: Sebold et al. 1990 (S. 359): Verbreitung der Edelkastanie in Baden-Württemberg

geben sowohl Einzelbäume als auch Vorkommen ganzer Reinbestände wieder. Diese unterschiedliche Dichte hängt nicht mit der intensiven landwirtschaftlichen Landnutzung zusammen, wie man es vielleicht für die Schwarzwaldvorhügel vermuten könnte. Denn hier wurde der landwirtschaftlichen Nutzung gegenüber dem Wald der Vorzug gegeben. Es begründet sich vielmehr in den standörtlichen Ansprüchen der Baumart, da sie keine kalkhaltigen Böden verträgt, Böden also, wie sie aus Muschelkalk oder Löss hervorgehen und überwiegend südlich von Offenburg im Weinbauklima der Vorbergzone vorherrschen. Baumindividuen, die hier Fuß fassen, werden meist chlorotisch und kümmern dahin. Als Mischbaumart ist sie indes in den angrenzenden unteren Laubmischwaldgebieten des Schwarzwaldrands immer wieder eingestreut. In der nördlichen Ortenau hingegen stehen bodensaure Gesteine wie Granite und Gneise, sog. Grundgebirge, und der Bundsandstein bis in die weinbaufähigen unteren Schwarzwaldlagen an. Sie sind standörtlich und klimatisch optimales

Anbau- und überhaupt Wuchsgebiet für diese kalkfliehende Baumart. Im Nordschwarzwald trifft man sie vereinzelt bis auf 900 Meter über Meereshöhe an.

Bestandsbildend, d. h. in reinen Beständen findet sich die Edelkastanie im Oberrheingebiet nur in der nördlichen Ortenau mit einem Schwerpunkt im Vorderen Renchtal, im Acher- und im Bühlertal.

1.2.2 Verwendung

Welche Eigenschaften hat diese Baumart, dass man sie gar in Reinbeständen herangezogen hat? Worin begründet sich diese Häufung in Reinbeständen in der nördlichen Ortenau? Zunächst denkt man an die essbaren Früchte. Indes gibt es keine Quellen über eine ausgeprägte „Kastanienkultur“ wie in anderen Landstrichen Europas. Die Begründung hierfür liegt sicherlich an der Reichhaltigkeit der Landschaft: Deren klimatische Gunst ermöglichte den Anbau von Brotgetreide, vielen Arten von Obst und von Reben. So waren die stärkehaltigen Maronen bereits im Mittelalter allenfalls eine Bereicherung des Speisezettels oder sie wurden gleich den Eicheln an Schweine verfüttert.

Des Weiteren aber haben die Edelkastanien ein vielseitig einsetzbares Holz. Es eignet sich aufgrund seiner natürlicherweise vorhandenen Imprägnierung (hoher Gehalt an Gerbstoffen im Kern- und Splintholz) für den Einsatz überall dort, wo es der Luft- und Bodenfeuchte widerstehen muss: als Kellerbauholz, für Treppen und Böden im Außenbereich (speziell auch Stallböden) oder für Telegrafstangen (Starkholz). Als Schwachholz fand es im Weinbau Verwendung (Dauben und Fassreifen für die Herstellung von Weinfässern, Utensilien für die Weinlese und für die Weinpressen).⁵

Unübertroffen ist indes seine Eignung für Pfähle. Im Niederwaldumtrieb bewirtschaftet wachsen auf guten Standorten lange und gerade, leicht spaltbare Stockausschläge heran. Nach jedem Hieb treiben die Stöcke gut aus, die Holzproduktion beginnt von Neuem. Pfahlholz kam zum Einsatz als Rebstecken, als Zaunpfähle und als Stützen im Obstbau. An Dauerhaftigkeit ohne künstliche Imprägnierung wird das Holz nur von Robinienholz übertroffen. So kann ein Kastanien-Pfahl bis weit über 20 Jahre und mehr der Boden- und Luftfeuchte widerstehen.

Als Bau- und Pfahlholz eignet sich nur das Holz von geradschäftigen Stämmen. Bei der Holzernte und bei der Verarbeitung anfallendes Restholz kann außerdem noch als Brennholz verwendet werden. Denn der Heizwert des eichenähnlichen Hartholzes ist ausgesprochen hoch.

In der Hochzeit der Loheproduktion als Grundstoff der Ledergerbereien (Ende des 19. Jahrhunderts) wurden auch junge Edel-

kastanien beerntet. Die glatte Rinde der jungen Stangen (bis maximal 20 Jahre) enthält wie die Eichenrinde Gerbstoffe. Dieser Anteil ist jedoch weit geringer, so dass die Beerntung weit weniger einträglich war als die der Eichen.

Schließlich sei noch die Nutzung der Laubstreu erwähnt. Die Edelkastanie liefert auch eine leicht zersetzliche Streu, die als Einstreu in die Ställe begehrt war. Sie wurde in den Wäldern zusammengereicht und etablierte sich als „Streunutzung“ als bedeutende forstliche Nebennutzung im Wald – allerdings auf Kosten der Wuchsleistung der Wälder durch kontinuierlichen Nährstoffentzug.⁶

2 Zur Geschichte der Kastanien

2.1 Pollenanalysen und Ersterwähnungen

Die europäische Edelkastanie war ab dem Tertiär in weiten Gebieten Europas verbreitet, wurde jedoch während der Eiszeit auf den Balkan und nach Italien zurückgedrängt. Es gibt Hinweise, dass sich die Kastanienbestände bis zur Bronzezeit so weit erholten, dass ihr Verbreitungsgebiet den Alpenhauptkamm überschritt. Sie breiteten sich schließlich in die Südalpen und in Gebiete aus, die in der jetzigen Schweiz, Frankreich und vereinzelt auch in (südlichen) Teilen Deutschlands liegen.⁷

Diese Informationen gehen vor allem auf paläobotanische Untersuchungen zurück, in der Regel auf Pollenanalysen. Die Proben dazu werden aus Feuchtgebieten oder Seen gewonnen. Sie geben nicht nur Kenntnis über das tatsächliche Vorkommen von Pflanzen in festgelegten Zeitschichten, sondern auch über die Anzahl der Pollen und liefern damit Hinweise auf ihre quantitative Verbreitung in der Umgebung des Untersuchungsgebietes. So gibt es zum Beispiel für das Tessin ab der Eisenzeit eine geschlossene Kastanien-Pollenkurve. Daneben gibt es auch Makrofunde, wie zum Beispiel von hallstattzeitlicher Kastanienholzkohle im Kaiserstuhlgebiet.⁸ Bei Untersuchungen auf dem Auerberg (Oberbayern) gelang es, aus der Zeit um 1380 v. Chr. Kastanienpollen nachzuweisen. Einschränkend muss jedoch bedacht werden, dass die Reichweite von Pollenkörnern im Fernflug vereinzelt sehr weit ist und dass seltene Hölzer durchaus auch auf dem Handelsweg über die Alpen gelangt sein konnten. Dementsprechend gehen die Forschungsmeinungen über den Zeitpunkt der Einbürgerung der Esskastanie nördlich der Alpen nach wie vor auseinander. Der Schweizer Forstwissenschaftler Marco Conedera zum Beispiel sieht keinen wirklich stichhaltigen Beleg für ein bronzezeitliches Vorkommen von Kastanien nördlich der Alpen.⁹

Ein erstes Maximum in ihrer Verbreitung erreichten die Edelkastanien zu Ende der Römerzeit, um 500 nach Chr., das zum Teil sicherlich auf eine bewusste Kultivierung zurückzuführen ist. Dem folgt ein Rückgang in der Völkerwanderungszeit. Für das Hoch- und Spätmittelalter liegen wieder sehr hohe Pollenprozentwerte vor.¹⁰

Im Frühen Mittelalter stammen die ersten Erwähnungen von Kastanienbäumen aus Gesetzessammlungen und Rechtstexten. Der Edictus Rothari, 11 der auf einen Langobardenkönig aus dem zweiten Drittel des siebten Jahrhunderts zurückgeht, schützt und fördert durch Strafandrohung die Kultivierung von Kastanienbäumen. Im Kapitel 301 heißt es: „Wer einen Kastanienbaum umhaut, soll 1 Solidus Buße zahlen.“

Als weiteres Dokument in diesem Zusammenhang ist das vielzitierte *Capitulare de villis et curtis imperialibus* zu nennen.¹² Es handelt sich bei diesem Kapitularium um eine Sammlung von Vorschriften für Organisation und Verwaltung des karolingischen Krongutes, entstanden zwischen 790 und 800. Das *Capitulare de villis* besteht aus 70 Einzelkapiteln und stellt das Idealbild eines Königsgutes unter der Regierung Karls des Großen vor.¹³ An seinem Ende steht ein Katalog von Pflanzen und Bäumen, die auf den königlichen Gütern angebaut bzw. gepflanzt werden sollten. Über dessen Bedeutung und vor allem über die Frage der Verbindlichkeit dieser Forderung wurde in der historischen Forschung in der Vergangenheit kontrovers diskutiert.¹⁴ Grundsätzlich ist dazu zu sagen, dass Kapitularien normative Texte sind, deren Wirksamkeit in ihrer historischen Zeit sich nicht ohne die Hilfe weiterer (nicht-normativer) Quellen nachprüfen lässt. Heute wird allgemein davon ausgegangen, dass es sich hier um eine umfassende Liste handelt, aus der je nach klimatischen Bedingungen und Bodenbeschaffenheiten das jeweils Geeignete ausgewählt werden sollte. In dieser Aufzählung (Art. 70) wurde auch die Anpflanzung von Kastanienbäumen vorgeschlagen: *De arboribus volumus quod habeant ... castanearios...* Mit einem tatsächlichen Vorkommen von Kastanienbäumen dürfte aber eher bei den südwestlich gelegenen, linksrheinischen und italienischen Königshöfen im Reich Karls des Großen gerechnet werden.

Ganz ähnlich ist die Erwähnung eines Kastanienbaums auf dem St. Galler Klosterplan aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zu beurteilen. Auch hier handelt es sich um einen Idealplan und nicht um das Abbild eines real im 9. Jahrhundert existierenden Klosters. Jedoch zeigt dieser Beleg, dass die Esskastanie nördlich der Alpen in einem an Bildung interessierten Umfeld wie dem Galluskloster bekannt war und ihre Kultivierung nicht für unmöglich gehalten wurde. Auf den vertrauten Umgang mit den

Früchten verweist möglicherweise auch eine auf den 1. September 843 datierte Urkunde aus dem Kloster Reichenau. Hier werden unter den Einkünften des Klosters unter anderem zwölf Scheffel Kastanien aus der Lombardei (*De Longobardia XII modios castanearum*) aufgeführt.¹⁵ Jedoch ist einschränkend zu sagen, dass es sich hier um eine Fälschung aus der Zeit um 1150 handelt. Der Güterbesitz der Reichenau in der Lombardei, auf den sich der Eintrag bezieht, geht auf ein Geschenk König Karlmanns (* um 830, † 22. September 880) zurück. Wie so oft in solchen Fällen kann nicht mit Sicherheit entschieden werden, welche Teile der Fälschung auf alte Vorlagen zurückgehen und was hinzugefügt wurde.

2.2 Kastanien und Rebkultur in der Ortenau

Im Gegensatz zur Kastanienkultivierung ist beim Weinbau sowohl die historische Überlieferung als auch die Forschungsliteratur ungleich dichter und umfassender. Das liegt in erster Linie an der viel höheren Bedeutung, die dem Wein sowohl im religiösen als auch im kulturellen Leben zugeschrieben wurde und wird. Entsprechend übertraf (und übertrifft) die Fläche, die für den Weinbau genutzt wurde, die Anbaufläche von Kastanien um ein Vielfaches.

Allgemein wird vermutet, dass schon zu römischer Zeit am Oberrhein Weinbau betrieben wurde, obwohl die archäologische Fundlage diesbezüglich schwierig ist. Ein letztgültiger Beweis steht bislang noch aus, denn gefundene Messer zum Beispiel können statt als Rebmesser auch anderen Zwecken gedient haben oder Traubenkerne von getrockneten Importtrauben stammen.¹⁶ In der Nähe von Augst bei Basel (Schweiz) wurden die Überreste eines einzelnen antiken Weinstocks gefunden, der auf die Zeit um 400 n. Chr. datiert werden konnte,¹⁷ der jedoch als Einzelpflanze auch aus einem Ziergarten stammen könnte.

Erst ab dem Frühen Mittelalter werden sowohl die schriftliche als auch die archäologische Überlieferung dichter. Für den Breisgau sind im Codex Laureshamensis, dem Urkundenbuch der Abtei Lorsch, ab dem letzten Drittel des 8. Jahrhunderts in vielen Urkunden *vinea*, also Weinberge oder Weingärten erwähnt.¹⁸ Diese Nennungen finden sich zwar fast ausschließlich in den Per-tinenzangaben, den formalisierten und manchmal recht cursori-schen Zubehörslisten, in einigen Urkunden erscheinen aber auch Rebgärten mit Größenangaben oder aufgrund ihrer dezidierten Ausnahme aus der angeführten Schenkung. Das gegen die Be-deutsamkeit von Nennungen in Zubehörslisten ins Feld geführte Argument, sie würden nur eine Formel wiedergeben und nicht

die tatsächlichen Bestandteile der Schenkung,¹⁹ kann also zumindest in den letzteren Fällen nicht gelten.

Die ältesten Urkunden, die den Weinbau in der Ortenau betreffen, stammen aus der Zeit zwischen 1170 und 1192, als Berthold von Staufenberg zahlreiche Güter an das Kloster Hirsau verschenkte, u. a. Weinberge in Steinbach.²⁰ In der Stiftungsurkunde, die Uta, Herzogin von Schauenburg, um 1196 für das Kloster Allerheiligen ausstellen lässt, wird dem Kloster unter anderem in Elisweier (Wüstung bei Oberkirch) ein Waldstück übertragen, das mit Reben bepflanzt werden sollte.²¹ Aus der Überlieferung zu Allerheiligen liegen aus dem 13. Jahrhundert noch weitere Belege für den Weinbau vor.²² Auch das Kloster Schwarzach verfügte über Weinberge, die in der Ortenau jedoch erst für das 13. Jahrhundert belegt sind.²³ Diese Quellenlage ist symptomatisch für die Region und schon Karl Müller schrieb 1938 in seiner „Geschichte des badischen Weinbaus“: „Der Ortenauer Weinbau ist hiernach zweifellos viel später als jener weiter abwärts und weiter aufwärts im Rheintal entstanden.“ Die Gründe sieht er in „Unwegsamkeit, Überschwemmungen und Versumpfung“ des Gebietes.²⁴

3 Edelkastanie und Weinbau

3.1 Kulturtechniken im oberrheinischen Weinanbau

Im Gegensatz zur südeuropäischen Anbauweise (kniehohe Stöcke ohne Stütze) wurden die Rebstöcke nördlich der Alpen traditionell an Holzgestellen weit über den Boden erhöht gezogen, damit die Rebengerten möglichen bodennahen Spätfrösten entgehen und das Rebenlaub besser durchlüftet wird (Pilzerkrankungen sind für den Rebstock die bedeutendsten Gefahren in nördlichen Breiten), zur besseren Ausnutzung der flacheren Sonneneinstrahlung und schließlich auch für eine arbeitstechnisch günstigere Bewirtschaftung.²⁵ In der aus Strasbourg stammenden Buchillustration (**Abb. 3**) sind jene vier Kulturtechniken dargestellt, die seit dem Mittelalter angewendet wurden.

1. **Bäume als Rankhilfe:** Der Rebstock wird vorzugsweise an Obstbäumen gezogen, wie auch sein wilder Vorfahr, die Wildrebe, als Liane bzw. Kletterpflanze in den Auewäldern des Rheins sich der Waldbäume als Rankhilfe bediente. Diese Erziehung ist wohl eine der ältesten überhaupt und sowohl in der freien Landschaft als auch in Gärten angewendet worden.
2. **Laubenbau:** Über die Laube, ein gleichfalls aus Latten und Pfählen konstruiertes Gewölbe, kann enger Raum in der Nähe der Siedlungen maximal zum Ziehen von Rebstöcken ausge-

nutzt werden („Weingärten“). Die hochgebundenen Gerten des Rebstocks sind optimal der Sonne ausgesetzt und bequem zu beernten. Als Rebenlaube bot sie außerdem Schutz vor sengender Sonne.

3. **Kammerbau:** Es handelt sich dabei um ein nur meterhohes, mit Pfählen stabilisiertes Lattengestell, auf dem die Gerten der Rebstöcke ausgebreitet wurden. Bis ca. 1920 war es noch vereinzelt im Unterelsass und in der Pfalz verbreitet. Es ist eine Anbautechnik, die sich für ebene bis gering geneigte Lagen eignet.²⁶
4. **Pfahlbau oder Kunkelbau:** Nach dieser Erziehungsmethode erhält jeder Rebstock seinen eigenen Pfahl. Weil die einjährigen Gerten nach oben gebunden werden, ergibt sich eine Spindelform (die „Kunkel“). Die Pfahlbauweise eignet sich für Steilhänge, da mit den einzelnen Rebstöcken und ihrem Pfahl dem Relief des Terrains mühelos gefolgt werden kann. Außerdem ist er in der Bewirtschaftung ergonomischer als der Kammerbau und exponiert den Rebstock besser der Sonne.

3.2 Der historische Weinbau um Oberkirch am Beispiel des Archivs der Freiherren von Schauenburg

Wenden wir uns nun der direkten Umgebung von Oberkirch zu. Die wichtigsten Quellen für die vorliegende Fragestellung befinden sich im Archiv der Freiherren von Schauenburg. Die Urkunden dieses Archivs wurden durch Mitarbeiter des Generallandesarchivs Karlsruhe und mit Unterstützung der Stiftung Kulturgut verzeichnet und vor wenigen Jahren von der Hauptbearbeiterin Magda Fischer in Regestenform veröffentlicht.²⁷ Damit sind diese wertvollen Dokumente, die weit über die Geschichte Oberkirchs hinausweisen, auch für Nicht-Spezialisten bzw. überhaupt zugänglich geworden.

Die Familie, in deren Besitz sich die Urkunden nach wie vor befinden, benennt sich nach der Burg Schauenburg, die nördlich von Oberkirch am Eingang des Renchtals gelegen ist. Die namensgebende Burg geht wohl auf das Ende des 11. Jahrhunderts zurück und ist Teil eines Burgensystems, mit dem die Zähringer und ihr Gefolge die Schwarzwaldübergänge sicherten. Als Lehens-träger der Burg erschien erstmals im 12. Jahrhundert das Dienstmannengeschlecht der von Schauenburg, Ministerialen der Zähringer und des Reichs. Auf den Gesamtzeitrahmen bezogen wichtigste Lehensherren waren jedoch die Grafen von Eberstein. Im Lauf der Zeit spaltete sich die Familie in verschiedene Linien auf, von denen zwei über das Stammgebiet in der Ortenau hinaus im Elsass und in Luxemburg langfristig Fuß fassen konnten. Die



Abb. 3: Holzschnitt von 1502, Darstellung der traditionellen Kulturtechniken des oberrheinischen Rebbaus (Publii Virgilii Maronis Opera, 1502 Strasbourg Georgicorum liber secundus fol. 75v°, Boehler 1983).

Burg besaß strategische Bedeutung in einem jahrhundertlang umkämpften Gebiet, in dem mit wechselndem Erfolg die Bischöfe von Straßburg, die Grafen von Württemberg, vor allem aber die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen ihren Einfluss zu behaupten suchten.

In dieser Urkundensammlung verbirgt sich eine Vielzahl an Hinweisen auf den Weinbau und die Kastanienkultivierung in der Region. Die erste Urkunde, die in diesem Bestand das Thema Weinproduktion betrifft, stammt von 1354.²⁸

Die Brüder Henslin und Heitze Goch nahmen von Kunz von Schauenburg ein Weingut zu Erblehen, nämlich „den Obern Berg in Wolfhag“. Dazu gehörten vor allem Reben, aber auch Äcker, Wiesen, Bäume und eine Kelter. An den von Schauenburg müssen die beiden die Hälfte des Ertrags als Pacht abliefern. Solche Verabredungen über die Teilung des Ertrags waren in Bezug auf Weinberge sehr verbreitet und blieben das auch noch lange, als die Abgaben für Äcker und Wiesen längst in Fixmengen bzw. Geldsummen gezahlt wurden. Der Grund dafür dürfte in den starken Ertragsschwankungen im Weinbau zu suchen sein. Durch die Teilpacht verteilten sich Risiko und Chancen gleichermaßen auf Lehensherren und Lehensnehmer.

Im 15. und 16. Jahrhundert wird dann bei ähnlichen Verträgen die Drittelpacht vorherrschen, bei der nur der dritte Teil an den Lehensherren abgegeben werden musste. In anderen Regionen verpflichteten sich die Lehensherren in den Verträgen auch selbst zur Lieferung von Mist oder Pfählen in die verpachteten Weinberge und beteiligten sich damit an den Lasten, die für den Erhalt der aufwendigen Anbautechniken zu tragen waren.

Dass zusammen mit Weingütern auch Landstücke mit (Obst-)Baumbestand und Büschen verliehen wurden, war nicht unüblich. So lieferte Rüfflin Pallmar 1437 von seinem Rebberg und einer Halde mit „Böschchen“ neben einem Drittel der Trauben auch je die Hälfte der geernteten Kastanien und Quitten und vier Sester Nüsse ab.²⁹

Auch Martin und Margareta Palmer schlossen 1493 mit Reinhard von Schauenburg einen Vertrag über die Leihe eines Weingutes in Wolfhag, genannt „Windecker“ und weiterer Güter.³⁰ Die vereinbarte Drittelpacht umfasste neben den Trauben auch die dort wachsenden Äpfel und Birnen. Von Nüssen und Kastanien war je ein Sester abzugeben. Ausdrücklich von der Naturalabgabe ausgenommen waren dagegen Kirschen und Pflaumen. Es darf davon ausgegangen werden, dass diese Areale in erster Linie der Produktion von Rebstecken (aus Kastanienholz) und Bindematerial (z. B. Haselruten) dienten und der Obstanbau als „Nebennutzung“ zu beurteilen ist.

Auch die Verpflichtung, weitere Gebiete mit Weinstöcken oder mit jungen Bäumen zu bepflanzen, konnte in den Verträgen festgelegt werden. So sollten das oben genannte Ehepaar Palmer in Wolfhag neue Weingärten anlegen, durfte diese aber nur mit Edelsorten bestücken, wovon ein Drittel „Klevner“, eine Burgundersorte, sein sollte. Die Fläche des dafür vorgesehenen Gebietes war so groß, dass man zwölf Steckhaufen Rebstecken dafür benötigte.

Rebstecken waren ein wertvolles Gut, das man so lange wie möglich erhalten wollte. Steckholz ist durch Zersetzungspilze gefährdet, am stärksten am Übergang von Luft zu Boden und im Boden selbst. Bodenfeuchte begünstigt Pilzwachstum und das Eindringen und Zersetzen des Holzes. Sie wurden darum im Winter aus dem Boden gezogen und gelagert, im Frühjahr wieder neu in den Boden gesteckt („Steck- oder Stickholz“): Entweder zu Haufen zusammengestellt, um Bäume herum oder auf Gestellen gelagert (**Abb. 4**). Ein Rebsteckenhaufen etablierte sich zur Maßeinheit: „Da die Steckhaufen immer annähernd gleich groß gemacht werden, also die Pfähle gleich viele Reben enthalten, entstand aus dieser Bezeichnung auch ein Flächenmaß. Man verstand unter Steckhaufen 2 bis 3 Ar. 16 Steckhaufen waren in der Regel ein Morgen.“³¹

Die Steckhaufen-Erwähnungen in den Schauenburg-Regesten lassen darauf schließen, dass in den Weinbergen der Ortenau die Pfahlbauweise angewendet wurde. Das stark reliefierte Terrain ließe auch gar keine andere Anbautechnik zu.

Von großer Bedeutung sind die Regelungen zur Düngung der Weinberge. Zu den Weingütern gehörten immer auch Wiesen, damit die Weinbauern das nötige Großvieh zur Mistproduktion halten konnten. Zum Rebgut von Hans und Ursula Budistell in Niederringelbach zum Beispiel gehörten deshalb neben einem Weinberg im Umfang von 20 Steckhaufen und der daran anstoßenden Baumhalde auch noch genau bezeichnete Wiesen (Maten) am Ringelbach und am Niederlehen. Zur Düngung sollten sie in ihrem Weinberg Gruben mit Mist füllen.³²

Oft war sogar genau vorgeschrieben, wie oft und wie viel Mist in den Weinberg gebracht werden musste. So hieß es in der oben zitierten Urkunde mit Martin und Margarethe Palmers Leihevertrag, dass er jedes Jahr zehn Fuder Mist in den Weinberg führen solle. Wenn er das ein Jahr versäumte, sollte er den Mangel spätestens im nächsten Jahr ausgleichen.³³ Dem Cristman Rot aus Nesselried und seinen Erben wurde dagegen die Verpflichtung, jährlich drei Fuder Mist in den Weinberg zu bringen, erlassen, weil er zu wenige Wiesen hatte.³⁴

Im Württembergischen lieferten oft auch die Lehensherren Mist und Rebstecken in die Weinberge.³⁵ Rund um Oberkirch achtete man dagegen verstärkt darauf, dass die Winzer so mit eigenen Gütern ausgestattet wurden, dass sie Düngemittel und Pfähle selbst produzieren konnten.

In einem Fall von 1455 verpflichtete sich der Lehensherr Junker Reinhard von Schauenburg jedoch ausdrücklich dazu, seinem Winzer im Rahmen des geschlossenen Halbpachtvertrags jährlich eine bestimmte Summe Geld und Getreide zu geben. Auch zum



Abb. 4 : Aufbewahrung von Rebstecken. Vorlage: Regelman, Johann-Peter: *Wie guter, alter Wein. Geschichte und Geschmack eines ganz besonderen Safts*. Ostfildern 2005, S. 98 = Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.: Sign. Misc. fol 32-1

Setzen junger Bäume und zur Erhaltung des Geschirrhauses im Weinberg wurde ein finanzieller Zuschuss zugesagt.³⁶ Dieses Hofgut war offensichtlich noch mehr als üblich auf den Weinbau ausgerichtet. Im Rückschluss muss also vermutet werden, dass die übrigen Winzer – zumindest in geringem Umfang – auch noch selbst Getreide anbauten.

In den Quellen für die Gegend um Oberkirch ist auffällig, dass zu den Weingütern fast immer Baumgärten, Wald und so genannte „Bösche“ gehörten. Das Wort Bösche hängt mit „Busch / Büsche“ zusammen, und aufgrund der analysierten Quellen darf davon ausgegangen werden, dass es sich hier um niederwaldartige Gebiete handelte, die vor allem mit Büschen bestanden waren.

Das dürften einerseits Stockausschläge von den oben schon genannten Kastanien, aber auch von Eichen gewesen sein, die beide relativ witterungsbeständiges Holz liefern und als Rebstecken in großer Zahl benötigt wurden. Die Zweige von Weiden oder Haselnusssträuchern wurden in vielen Bereichen zum Binden benutzt, zum Beispiel für das Bündeln von Garben oder bei der Flößerei. Auch im Weinbau war der Bedarf sehr groß. In den hier genannten Quellen werden jedoch nur die Kastanien- und Nussbäume ausdrücklich genannt, weil nur von diesen Früchte als Naturalabgaben gefordert werden konnten. Möglicherweise wuchsen auf diesen Landstücken auch die Pionierbäume Birken.

So heißt es zum Weingut des Hans Veringer aus Winterbach im Jahr 1570, dass Bösche dazugehörten, zum Teil mit Kastanienbäumen dazwischen.³⁷ Das spricht für eine Niederwaldbewirtschaftung, die in enger Beziehung zur Bewirtschaftung der Rebflächen stand und als Produktionsort für die Rebstecken eine zentrale Ressource für den Weinbau darstellte. Die Indizien sprechen also sämtlich für diesen Zusammenhang, doch einen schriftlichen Beleg, der ausdrücklich die Verwendung von Kastanienholzstecken im Rebbau anspricht, müssen wir schuldig bleiben.

3.3 Niederwaldwirtschaft

Die Niederwaldnutzung bot die Möglichkeit, auf einfache Weise Pfahlholz zu produzieren. Niederwaldwirtschaft ist eine Form menschlicher Nutzung von Wald, die auf der vegetativen Regenerationsfähigkeit von Waldbäumen und Waldsträuchern basiert. In Forstkreisen wird sie als „primitivste Form planmäßiger Waldnutzung“ bezeichnet.³⁸ Sie gilt als älteste Form der Waldnutzung überhaupt. Sie basiert auf der vegetativen Regenerationskraft, der Ausschlagsfähigkeit, i. d. R. von Laubhölzern, nachdem diese abgeschlagen oder abgesägt, forstlich „auf den Stock ge-



Abb. 5: 3-jähriger Edelkastanien-Stock (Foto Regina Ostermann)

setzt“ wurden (Abb. 5). Es ist eine Waldnutzungstechnik, die gewissermaßen mit geeigneten Baumarten auf geeigneten Standorten von alleine funktioniert und dabei eine hohe Betriebssicherheit gewährleistet. Ein Bestand kann in für forstliche Verhältnisse kurzer Zeit mehrfach beerntet werden (z. B. alle 10–15 Jahre). Mit der Niederwaldwirtschaft wurde erstmalig der Nachhaltigkeitsgedanke umgesetzt. Wichtige Haupt- und Nebennutzungen über Niederwald waren: die Brennholznutzung, in manchen Gebieten auch die Holzkohlegewinnung und die Waldweide als älteste Nutzungen; jüngeren Datums sind die Streunutzung (Laub als Stroherersatz für die Stalleinstreu), die Lohrindengewinnung und regional in Weinbaugebieten die Pfahlholzgewinnung.³⁹

3.4 Holzbedarf für den Weinbau

Der Rebpfahlbedarf und die Möglichkeit, diesen Bedarf aus dem weinbergsnahen Niederwald decken zu können, verband Wald und Weinberg. In der Literatur wird zwar auf die hohen Holz-mengen hingewiesen, die im Rebbau nötig waren, doch fehlen in den wichtigen Werken, die sich mit Rebpfahlholz befassen, konkrete Angaben zu Mengen und Qualität. Daher wird eine Modellrechnung mit Eckdaten von Kaysing und Hertzog aus dem Elsass und Sölch aus dem Renchtal durchgeführt.⁴⁰ Sie beziehen sich auf die Methode des Pfahlbaus.⁴¹

Nach Sölch⁴² war im Pfahlbau ein Pflanzverband der Rebstöcke von 1,2 x 1,2 m üblich, was einem Bedarf von 7000 Rebstecken je ha entspricht. Für diese Zwecke wurden im Niederwaldbetrieb erzeugte Rundlinge oder Spaltstücke mit einer Länge von 2,6 m bis 3,3 m verwendet.⁴³ Für den Raum Oberkirch ist das sog. „Reb-Ster“ mit einem Raumvolumen von 1 x 1 x 2,6 m belegt.⁴⁴ Es diente als Maßeinheit für Verkaufszwecke (vgl. **Abb. 6**). Je nach Stärke der Rebstecken (7 bis 5 cm) ergab ein Reb-Ster zwischen 200 und 400 Rebstecken. Ein Reb-Ster mit 2,6 Raummetern entspricht ca. 1,8 m³. Aus dem Rechenbeispiel in **nebenstehender Tabelle** wird deutlich, dass für die Pfahlbauweise 17,5 Reb-Ster oder rund 32 m³ Pfahlholz bei einem mittleren Durchmesser von 5 cm je Stecken für ein Hektar Rebberg notwendig sind (bei einem mittleren Durchmesser von 7 cm wären es 35 Reb-Ster oder 24,5 m³).

Auf 20 368 ha Rebberg im Jahr 1878 (Badische Rebenfläche, Müller 1938) steckten folglich knapp 356 440 Reb-Ster (17,5 Reb-Ster je ha x 20 368 ha) oder 651 771 m³ (32 m³ je ha x 20 368 ha) Pfahlholz.

3.5 Baumarten und Rebstecken

Wo kam nun dieses Pfahlholz her, welche Baumarten wurden verwendet? War es die Edelkastanie, die bereits im Mittelalter die Rebpfähle im Oberrheingebiet lieferte?

3.5.1 Quellen aus dem Oberrheingebiet

Rebsteckenholz wurde nur aus witterungsresistentem Holz hergestellt, wäre doch der Aufwand für jährlich neu zu hauende Stecken viel zu hoch gewesen. Als einheimische Baumart mit hoher Wetterfestigkeit eignete sich insbesondere das Holz der Eichen, doch nicht immer standen genügend geradschäftige Stangen zur

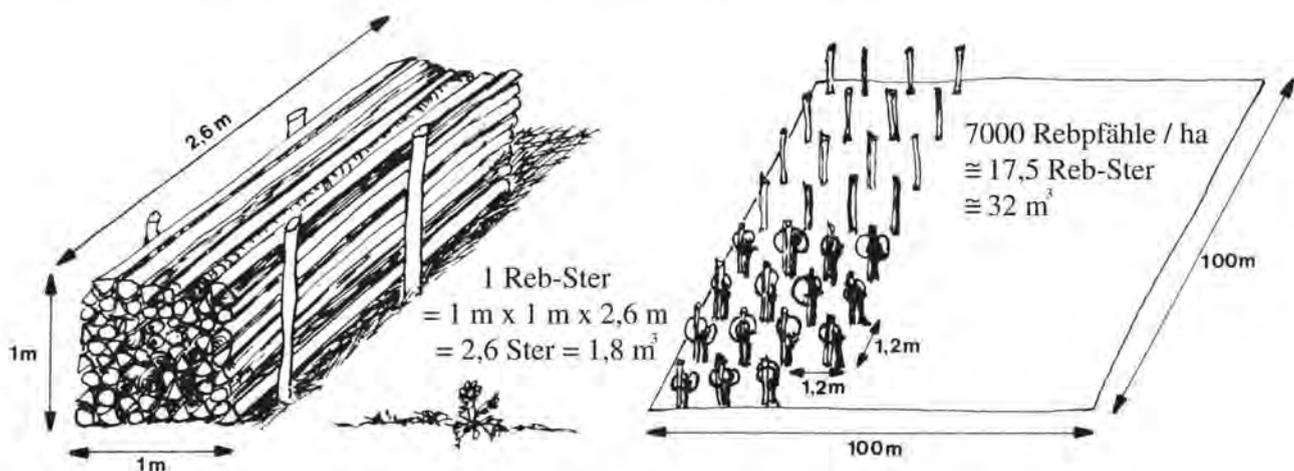


Abb. 6: Das „Reb-Ster“ und der Bedarf an Rebstecken für einen Hektar Weinberg

Tab.: Modellrechnung für den Bedarf an Rebsteckenholz unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Wuchsleistungen von Traubeneiche und Edelkastanie.

	Edelkastanien-Niederwald	Traubeneichen-Niederwald
Umtriebszeit im Niederwald	15 Jahre	25 Jahre
Durchschnittlicher Gesamtzuwachs auf gutem Standort je Hektar und Jahr (dGz/ha und l)	10	4
Ertrag an Schaftholz je Hektar \cong Pfahlholz (Reduktionskoeffizient für Derbholzverluste: 0,2)	ca. 150 m ³ \cong 120 m ³	100 m ³ \cong 80 m ³
Verwendungsdauer eines Rebsteckens	30 Jahre	25 Jahre
ein Hektar Niederwald produziert Pfähle mit \varnothing 0,05 m (entsprechend 32 m ³ / ha) für	7,5 ha Weinberg	2,5 ha Weinberg
Fläche der Badischen Weinberge	20 368 ha	
Um den Bedarf an Pfahlholz in Baden im Jahr 1878 zu decken, waren notwendig	2716 ha	11 738 ha

Verfügung. Rebsteckenholz aus Tanne ist für manche Gegenden bezeugt, wie zum Beispiel im benachbarten Elsass in den Reichenweierer Forstordnungen:

*„Da der Weinbau schon von Alters her einen großen Bedarf an Rebstecken erforderte, so finden wir schon in den ältesten Forstordnungen genaue Vorschriften über die freihändige Abgabe von Steckholz. Zu diesem wurden anfänglich spaltbare Tannen und Eichen zu einer Stammtaxe angewiesen, auch unterdrückte Tannenstangen, sog. Erdkiemen, welche sehr engringig, harzig und dauerhaft sind, später, etwa von der Mitte des 16. Jhs. ab, Kastanien. Die Reichenweierer Forstordnung 1581/96 bestimmt, dass das Steckholz nicht mehr in den herrschaftlichen Waldungen abgegeben werden dürfe, vielmehr an weiten, unschädlichen Orten ... Mit dem Aushieb von Tannenerdkiemen scheint schon früh Unfug getrieben worden zu sein, so dass deren Entnahme in jungen Waldungen oft verboten werden musste. Auch wurde im 18. Jh. seitens der hiesigen Herrschaft Klage darüber geführt, dass die Einwohner von Rappoltsweiler nur deshalb soviel Tannenmaien zum Fronleichnamsfest hauen wollten, um nachher Rebstecken daraus zu machen“.*⁴⁵

Lucien Sittler glaubte, dass die Verwendung der Edelkastanie als Pfahlholz im Elsass noch zu Beginn der Frühen Neuzeit unbekannt gewesen sei.⁴⁶ Das ist jedoch mit Blick auf die Quellen der

Freiherren von Schauenburg, in denen Kastanienbäume und -büsche im Zusammenhang mit dem Weinbau in der Ortenau schon im 15. Jahrhundert genannt wurden, nicht überzeugend. Der Hintergrund für diese unterschiedlichen Einschätzungen kann durch die Auswahl der Quellen begründet sein, aber auch in einem Wandel bei den historischen Konzepten von Produktion und Handel zu suchen sein. Dass die Entscheidung über die Quellenauswahl grundlegend unterschiedliche Perspektiven nach sich zieht, zeigt die folgende Einschätzung von August Kahl, der der Ansicht war, dass erst seit dem ausgehenden 17. Jh. das Edelkastanienholz für die Pfahlherstellung entdeckt und Niederwälder für die Steckholzproduktion begründet worden sei: *„Die freihändige Ausgabe eines Stücks ‘Köstebaum’ aus dem Reichenweierer Stadtwalde an die Bürger wird zum ersten Male 1667 erwähnt. Diese südländische Holzart war jedoch im benachbarten Walde von Ammerschweier bereits Mitte des 16. Jhs. heimisch; schon damals wird im Stadtbuch das eigenmächtige Abschlagen von Kastanien bei Strafe verboten.“*⁴⁷ Kahl spricht hier über einen Stadtwald. Die in Oberkirch genannten „Bösche“ gehörten ganz im Gegenteil zu diesem oben genannten Beispiel zur individuell genutzten landwirtschaftlichen Fläche. Die Grenze zwischen Wald einerseits und Wiesen und Äckern andererseits war bedeutsam und immer wieder umstritten, da sich hier Rechtsverhältnisse schieden. Der Wald lag bis zum Ende der Frühen Neuzeit vielfach in gemeinschaftlicher Nutzung und war mit ganz eigenen Regeln in das Verhältnis zwischen Forstherren und Nutzungsberechtigten eingebunden. Würde man also in einer Waldordnung oder in Forstrechnungen nach individuell genutzten Flächen zur Produktion von Rebstecken für den Eigenbedarf suchen, wäre es ein großer Zufall, wenn man etwas fände.

Kahl findet die Edelkastanie zum ersten Mal Mitte des 16. Jahrhunderts im Stadtbuch von Ammerschweier erwähnt. Für Reichenweier nennt er das Jahr 1633. In einem „Rottenzettel“ werden Anweisungen zur Schlagpflege eines Edelkastanien-Niederwaldes gegeben. Für Rappoltstein nennt er das Jahr 1688.⁴⁸ Nach Wolff sollen in Reichenweier bereits seit 1475 Rebpfähle aus Kastanienholz hergestellt worden sein.⁴⁹

Bezeichnenderweise tauchten die Kastaniennennungen in Oberkirch und Umgebung in Lehensurkunden auf, also gerade nicht im genossenschaftlichen oder kommunalen Umfeld von Waldordnungen oder Stadtbüchern. Wie oben aufgezeigt, hatten die Weingüter rund um Oberkirch ausdifferenzierte Betriebsstrukturen, die für den Rebenanbau eine weitgehende Autarkie ermöglichten: Wiesen dienten der Großviehhaltung und damit der Düngerproduktion; weinbergnahe Niederwaldflächen versorgten die Winzer mit Stecken und Bindematerial. Ob der Getreideanbau für die Selbstversorgung reichte, muss dahingestellt



Abb. 7: Rebstecken aus Edelkastanien in einem Weinberg am Florimont bei Colmar im Elsass (Barth 1958).

bleiben, jedenfalls wurde auch er in Massen betrieben. Hier zeigt sich eine grundlegende Konstante vormodernen Wirtschaftens: das Prinzip der Subsistenzwirtschaft. Betriebseinheiten sollten möglichst so aufgebaut sein, dass sie einen überwiegenden Teil des alltäglichen Bedarfs selbst produzieren konnten. Von einer absoluten Selbstversorgung wird man wohl nicht einmal für das Frühe Mittelalter ausgehen dürfen – so ist es vertretbar, bei Betrieben, die mindestens 50 Prozent ihrer Produktion für ihren eigenen Bedarf verwendeten, von Subsistenzwirtschaft zu sprechen.⁵⁰ Winzer waren durch ihre arbeitsaufwendige Sonderkultur in anderen Regionen oft nicht so stark subsistenzwirtschaftlich ausgerichtet. Bei den hier oben besprochenen Gütern wurde das Grundprinzip der Subsistenzökonomie – dass es nämlich wirtschaftlich sinnvoll ist, möglichst viel des Bedarfs selbst zu produzieren – konsequent auf den Weinbau angewandt. Und auch hier muss mit dem durchgängigen Problem bei der Erforschung der historischen Formen der Subsistenzökonomie gerechnet werden: Alles, was die Betriebe nicht in Form von Abgabenzahlungen oder als Handelsgut verließ, wurde nirgendwo dokumentiert. Ab dem Moment, in dem die Steckenproduktion nicht mehr im Rahmen der einzelnen Betriebe stattfand, sondern zu einem Handelsgut wurde, steigen die Chancen auf eine schriftliche Überlieferung sprunghaft. Für das Elsass trat dieser Moment scheinbar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein:

Nach Kahl brach seit Mitte des 18. Jhs. im Kerngebiet des Rebaus, bei Ammerschweier, Reichenweier und Rappoltsweiler, eine „Kastanienmanie“ aus.⁵¹ Sie bedeutete den endgültigen Durchbruch einer geregelten Niederwaldwirtschaft mit Edelkastanien. Es wurden Niederwälder begründet, wo dies immer möglich war, sogar bis in Höhenlagen um 900 m, wo sie aber wegen der klimatischen Ungunst bald wieder verschwanden. Eine „Anweisung zur Kastanienzucht“ wurde herausgebracht und neben der Bewirtschaftungstechnik wurde auch die Kenntnis über ihre ökologischen Ansprüche verfeinert. Eine Anweisung zur Pflege von Edelkastanien-Niederwäldern erschien 1898 von Ilse.

3.5.2 Edelkastanien-Niederwaldwirtschaft in der Ortenau

Ausführungen über die gewerbliche Rebsteckengewinnung in der Ortenau gibt es erst aus der zweiten Hälfte des 19. Jhs. Dies verdanken wir einem Bauer aus Durbach, dem „Ritterbur“ Andreas Kuderer vom Ritterhof in Durbach, gestorben im Jahr 1942. Er führte Tagebuch und dieses Tagebuch ist noch heute im Familienbesitz. Dort ist zu entnehmen, dass um Oberkirch und Offenburg in seiner Kindheit, der zweiten Hälfte des 19. Jhs., noch kein Edelkastanien-Niederwald bekannt war, im Acher- und Bühlertal hingegen fanden sich um diese Zeit bereits solche Niederwälder. Als dynamischer und innovativer Bauer führte er im Durbacher Wald deren gewerblichen Anbau ein. Im Jahr 1884 begründete er mittels Stecksaat von Kastanienfrüchten Reinbestände aus Edelkastanien mit dem forstlichen Produktionsziel, langschäftige Stangen zu erzeugen, die als Rebstecken dienen sollten. Es war eine Pioniertat mit folgendem Hintergrund:

- Ab der zweiten Hälfte des 19. Jhs. endete die sog. „Kleine Eiszeit“ und eine Wärmezeit brach an.
- 1870 bis 1879 waren ausgesprochen gute Weinjahrgänge in Baden wie im Elsass, so dass sich die Ausweitung des Rebenanbaus anbot. In der Folge stieg die Nachfrage nach Rebpfählen. Den Waldbauern versprach sich ein lukratives Zusatzeinkommen durch Pfahlholzproduktion.
- Zeitgleich standen Flächen zur Aufforstung zur Verfügung. Die vormalig weit verbreitete Reutberg- und Weidfeldwirtschaft der Schwarzwaldtäler wurde ab Mitte des 19. Jhs. aufgegeben aufgrund des einsetzenden sozioökonomischen Wandels (Bau der Bahnlinie in das Renchtal hinein, Zukauf von Brotgetreide wurde möglich, die extrem anstrengende Roggenproduktion an den Steillagen durch Reutbergwirtschaft konnte aufgegeben werden, durch Beginn der Stallfütterung Aufgabe der Weidbergwirtschaft).⁵²

Sölch 1951 führt an, dass Edelkastanien-Niederwälder bereits 30 Jahre früher im benachbarten Bühler- und Achertal gewerblich

angelegt worden seien. Grundsätzlich ist es aber auch als ein Kennzeichen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts anzusehen, dass die Waldwirtschaft (genauso wie die Landwirtschaft allgemein) vermehrt unter ökonomischen Gesichtspunkten betrieben wurde, in Abgrenzung zu den Jahrhunderten vor der Aufklärung, in der agrarische Innovationen vielfach durch komplexe Systeme von Nutzungsrechten und Nutzungsbeschränkungen verhindert wurden. Als bekanntestes Beispiel darf hier die Dreifelderwirtschaft angeführt werden. Ihre Optimierung wurde in vielen Regionen durch die grundherrschaftlichen Rechtsverhältnisse und die Koppelung der Abgaben an den Zyklus von Winterfrucht – Sommerfrucht – Brache verhindert. Als diese Zwänge wegfielen, konnten landwirtschaftliche Flächen viel leichter umgewidmet werden – zum Beispiel für Niederwälder.

Sukzessive wurden nun Edelkastanien-Niederwälder begründet, immer mit der Mehrfachfunktion der Pfahlholz- und Brennholzproduktion, aber auch um Kastanienrinde für Gerberlohe zu gewinnen und Streu zu rechnen.

Günstig waren die tiefgründigeren Nord-, Nordost- und Osthänge, im Höhengradienten immer unterhalb der etwa zeitgleich begründeten Eichen-Schälwälder, die im Übrigen auch auf Süd- und Südostlagen begründet wurden. Während Eichen-Schälwald und Brennholz-Niederwald sich bis heute auf das Gebiet des geschlossenen Hofgutes beschränken, kommt der Kastanien-Niederwald auch bis hinein in das Realteilungsgebiet vor, wo auch im Wald Grundstückzersplitterungen üblich waren. Landwirtschaftliche Zwischennutzungen gab es im Kastanien-Niederwald nicht und er eignet sich auch nicht als Reutberg, da die Stöcke das Überbrennen nicht ertragen.⁵³

4 Niedergang der Edelkastanien-Niederwaldwirtschaft und neue Perspektiven

Seit Beginn des 20. Jhs. setzte die Erziehung der Rebstöcke in Reihen und am Draht ein, ein Prozess, der Anfang der 70er Jahre weitgehend abgeschlossen war. Das Laub und die Gerten der Reben werden in längs der Reihen gezogenen Drähte hineingeflochten. In arbeitstechnischer Hinsicht lässt sich der Weinberg so rationeller bewirtschaften; in geordneten Rebzeilen ist der Einsatz von Maschinen möglich, dank besserer Durchlüftung ist die Pilzdurchseuchung geringer und die Sonneneinstrahlung lässt sich besser ausnützen. Allerdings sank der Bedarf an Pfahlholz bei der Erziehung des Rebstocks am Draht um 90%.⁵⁴ Seit dem Einsatz von Beton- und Eisenpfählen kann ganz darauf verzichtet werden.

Bis 1960 hat sich der Flächenanteil an Edelkastanien-Niederwäldern noch erhöht, danach begann sukzessive deren Umwandlung in Nadelholzforste, vor allem Fichte und Douglasie, da zu dieser Zeit der Niederwald keinen Reinertrag mehr abwarf.⁵⁵

In jüngerer Zeit gewinnt das raschwüchsige Edelkastanienholz mit Hilfe neuer Vermarktungsstrategien erneut an Marktwert. Bernhard Mohns errechnete für Niederwälder im Forstbezirk Oberkirch einen durchschnittlichen Gesamtzuwachs von 10,5 Vorratsfestmetern pro Hektar und Jahr. Der Volumenzuwachs kulminiert im Alter von 25 Jahren.⁵⁶ Über die regelmäßige Ernte in diesem Zeitintervall wäre eine maximale Schwachholzproduktion möglich (Industrieholz, Brennholz und Hackschnitzel). Neben ihrer außergewöhnlich hohen Biomasseproduktion im Niederwaldumtrieb ist die bodenpflegliche Wirkung des Edelkastanien-Laubs hervorzuheben. Ihre leicht sich zersetzende Streu und die hohe Schattwirkung der Baumkronen führen zur Regeneration vormals streugenutzter, verarmter und ausgehagerter Waldböden. Anders als Kiefern- und Douglasien-Bestände sind Edelkastanien-Niederwälder ökologisch recht stabil und wenig anfällig gegenüber biotischen und abiotischen Schadeinwirkungen.

Neben der Brennholz- und Hackschnitzelproduktion wäre auch die Wiederaufnahme der Pfahlholzproduktion möglich. Edelkastanien-Pfähle sind nicht nur im Rebbau, sondern auch im Obst- und Gartenbau einsetzbar. Bei ihrer Vermarktung muss die vorzügliche Eignung des Edelkastanien-Holzes als umwelt- und ressourcenschonender nachwachsender Rohstoff herausgestrichen werden.

Bibliographie

- Abetz, Karl: Bäuerliche Waldwirtschaft (Hamburg und Berlin 1955).
- Fischer, Magda (Bearb.): Archiv der Freiherren von Schauenburg Oberkirch. Urkundenregesten 1188–1803. In: Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg 33 (Stuttgart 2007).
- Boehler, Jean-Michel: Histoire de l'Alsace rurale (Strasbourg, Paris 1983).
- Conedera, Marco u. a.: The cultivation of *Castanea sativa* (Mill.) in Europe, from its origin to its diffusion on a continental scale. In: *Vegetation History and Archaeobotany* 13/3, 2004, 161–179.
- Ellenberg, Heinz: *Vegetation Mitteleuropas und der Alpen* (Stuttgart 1986).
- Forstamt Offenburg: Auszug aus dem Tagebuch (1940) des weit über die Grenzen seiner Heimat Durbach bekannt gewordenen Ritterbauern Andreas Kuderer (1854–1942). Unveröff. Skript (o. J.).
- Gilles, Karl-Josef: *Bacchus und Sucellus. 2000 Jahre römische Weinkultur an Mosel und Rhein* (Briedel 1999).
- Ilse: Über Edelkastanienzucht im Oberelsass. In: *Allgemeine Forst- und Jagdzeitung* 74, 1898, 225–228.
- Insam, Bernd D.: Die Edelkastanie. Aspekte einer europäischen Kultur. In: *Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg N.S.* 9 (Meran 1994).
- Jacob, Christina: Nachweise von Weinbau, Weinhandel und Weinverbrauch im Unterland in Römerzeit und Mittelalter aus archäologischer Sicht. In: *Christhard Schrenk / Hubert Weckbach (Hrsg.): Wein-*

- wirtschaft im Mittelalter. Zur Verbreitung, Regionalisierung und wirtschaftlichen Nutzung einer Sonderkultur aus der Römerzeit (Heilbronn 1997).
- Kahl, August: Forstgeschichtliche Skizzen aus den Staats- und Gemeindewaldungen von Rappoltsweiler und Reichenweier aus der Zeit vom Ausgange des Mittelalters bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen XIX (Straßburg 1894).
- Kaysing: Der Kastanien-Niederwald. Vortrag, gehalten bei der XII. Versammlung dt. Forstmänner in Straßburg 1883 (Berlin 1884), 118–158.
- Lang, Walter / Mettendorf, Bernhard: Die Edelkastanie – ein neuer Stern am Laubholzhimmel der Ortenau. In: Die Ortenau 87, 2007, 223–226.
- Martin-Kilcher, Stefanie: Weinanbau und Weinimport in der Schweiz zur Römerzeit. In: Karl-Josef Gilles u. a., Neuere Forschungen zum römischen Weinbau an Mosel und Rhein. In: Schriften zur Weingeschichte 115 (Wiesbaden 1995).
- Mohns, Bernhard: Untersuchungen über den Biomasseertrag in Edelkastanien-Niederwäldern des Forstbezirks Oberkirch. Referendararbeit am Forstamt Oberkirch (1986a).
- Mohns, Bernhard: Möglichkeiten zur Produktionslenkung in privaten Niederwäldern unter Berücksichtigung landschaftspflegerischer Kriterien, dargestellt am Beispiel der Gemarkung Oberkirch-Bottenau. Landespflegearbeit Forstamt Oberkirch (1986b).
- Müller, Karl: Geschichte des badischen Weinbaus (Lahr 1938).
- Ostermann, Regina: Die Niederwälder am Fuß der Ostvogesen. Eine kulturgeografische und vegetationskundliche Analyse. Diss. Forstwiss. Fak. Univ. (Freiburg 2002).
- Pitte, Jean-Robert: Terres de Castanide. Homme et Paysage du châtaignier de l'Antiquité à nos jours (Paris 1986).
- Schüllli, Ludwig: Aufbau und Umwandlungen in den Bauernwaldungen des Mittleren Schwarzwaldes von 1850 bis 1960. In: Schriftenreihe Landesforstverwaltung Baden-Württemberg 24, 1967.
- Sebald, Oskar / Seybold, Siegmund / Philippi, Georg (Hrsg.): Die Farn- und Blütenpflanzen Baden-Württembergs 1: Allgemeiner Teil und Spezieller Teil (Pteridophyta, Spermatophyta) (Stuttgart 1990).
- Sittler, Lucien: La viticulture et le vin de Colmar à travers les siècles (Colmar 1956).
- Sölch, Georg: Der Kastanien-Niederwald. Unveröff. Manuskript (Forstamt Bad Peterstal 1951).
- Zeiser, Gotthard: Studien zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeographie des Renchtales. Ein Überblick vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Diss. Geowiss. Fak. Univ. Freiburg (Freiburg 1976).

Anmerkungen

- 1 Johnson 1978
- 2 Hegi 1935
- 3 Pitte 1986
- 4 Sebald et al. 1990, 360.
- 5 Sölch 1951, 38, Kaysing 1884, 15.
- 6 Schüllli 1967
- 7 Insam 1994, 9 ff.
- 8 K. Bertsch, Das Heimatrecht der Edelkastanie in Südwestdeutschland. In: Die Natur 69, 9/10 (1961), 164–166.
- 9 Hansjörg Küster, Vom Werden einer Kulturlandschaft. Vegetationsgeschichtliche Studien am Auerberg (Südbayern) (Quellen und Forschungen zur prähistorischen und provinzialrömischen Archäologie; Bd. 3), Weinheim 1988. Dieser argumentiert vorsichtig „Man kann allerdings nicht ausschließen, dass es sich bei den Pollenkörnern am Auerberg um Fernflug handelt (116); Conedera u. a. 2004, 167 schreibt dagegen: „... there is no palynological evidence for such an early presence of chestnut in the Bronze Age north of the alps.“ – ohne jedoch auf den Fund am Auerberg einzugehen.
- 10 Conedera u. a. 2004, 174 f.; Heinrich Walter/ Helmut Straka, Arealkunde. Floristisch-historische Geobotanik, Stuttgart 1970, 266.
- 11 Die Gesetze der Langobarden. Übertr. und bearb. v. Franz Beyerle. Weimar 1947.
- 12 Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter, hg. v. Günther Franz (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters; Bd. 31). Darmstadt 1967; Die Landgüterordnung

- Kaiser Karls des Großen, hg. v. Karl Gareis. Berlin 1895; Fois Ennas, Barbara: Il „Capitulare de villis“. Milano 1981.
- 13 Zur Interpretation: Metz, Wolfgang: Capitulare de Villis. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 4 (1981), 334–340; Metz, Wolfgang: Zur Erforschung des karolingischen Reichsgutes (Erträge der Forschung; Bd. 4). Darmstadt 1971; Tautscher, Anton: Betriebsführung und Buchhaltung in den karolingischen Königsgütern nach dem Capitulare de villis. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 61,1 (1974), 1–28.
 - 14 Zu diesem Problem vgl.: Mordek, Hubert: Karolingische Kapitularien. In: Überlieferung und Geltung normativer Texte des Frühen und Hohen Mittelalters. 4 Vorträge, gehalten auf dem 35. Deutschen Historikertag 1984 in Berlin, hg. v. Hubert Mordek (Quellen und Forschungen zum Recht im Mittelalter; Bd. 4). Sigmaringen 1986, 26–50.
 - 15 Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 1, Nr. 108, 124–126, hier 125 (Online-Version, Stand 16. Oktober 2009). Zur Fälschung: Aloys Schulze, Die Urkunde Walahfrid Strabos von 843 eine Fälschung. In: ZGO, N.F. 3 (1888), 345–353, insb. 345 ff.
 - 16 Jacob 1997, 77–84; weitere Forschung und Literatur in: Gilles 1999.
 - 17 Martin-Kilcher 1995, 87–98, hier 89.
 - 18 Codex Laureshamensis, Bd. 3, Kopialbuch II. Teil: Die übrigen fränkischen und die schwäbischen Gaue, hg. v. Karl Glöckner, Darmstadt 1936, 61–71.
 - 19 Zur Thematik im Allgemeinen siehe: Schweineköper, Berent, „Cum aquis aquarumve decursibus“. Zu den Pertinenzformeln der Herrscherurkunden bis zur Zeit Ottos I. In: Festschrift für Helmut Beumann. Zum 65. Geburtstag, hg. v. Kurt-Ulrich Jäschke und Reinhard Wenskus. Sigmaringen 1977, 22–56; die Analyse eines Beispiels siehe unter: R. Johanna Regnath, Das Schwein im Wald. Vormoderne Schweinehaltung zwischen Herrschaftsstrukturen, ständischer Ordnung und Subsistenzökonomie (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 64), Ostfildern 2008, 49; 110–115.
 - 20 Gfrörer, August Friedrich, Codex Hirsaugiensis (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 1,5), Stuttgart 1843, 33; Codex Hirsaugiensis, hg. v. Eugen Schneider. In: Württembergische Geschichtsquellen, hg. v. dem königl. statistischen Landesamt. Teil 1. Stuttgart 1887, 7–58.
 - 21 Fischer 2007, 59–60.
 - 22 Zum Beispiel: Fischer 2007, 63; Müller 1938, 127–128; 132 (das Kloster Schwarzach erhielt 1283 fünf Steckhaufen Reben in Bühl und den Rebhof „Höwenbach“ in Altschweier, wiedergegeben von Karl Müller nach: Diplomatische Geschichte der Abtey Schwarzach. Bruchsal 1780, 51; Fürstenbergisches Urkundenbuch 1, Nr. 498, 241 (Vergleich zwischen Heinrich von Fürstenberg und dem Kloster Allerheiligen, unter anderem den Rebehof in Nußbach betreffend); ebd. Nr. 658, 343 (Ankauf eines Weinbergs zu Liehenbach).
 - 23 Müller 1938, 127–128. Seine Angaben basieren auf: Diplomatische Geschichte der Abtey Schwarzach. Bruchsal 1780, 14 ff.
 - 24 Müller 1938, 127.
 - 25 Boehler 1983.
 - 26 Boehler 1983
 - 27 Fischer 2007.
 - 28 Fischer 2007, 91 (1354, Nov. 11).
 - 29 Fischer 2007, 187–188 (1457, Juni 3).
 - 30 Fischer 2007, 331–332 (1493, Nov. 4).
 - 31 Müller 1938, 45
 - 32 Fischer 2007, 412 (1521, Nov. 18).
 - 33 Fischer 2007, 331–332 (1493, Nov. 4), hier 332.
 - 34 Fischer 2007, 427–428 (1528, März 15).
 - 35 Zum Beispiel belegt für Leonberg: R. Johanna Regnath, Die Stadt auf dem Lande – spätmittelalterliches Wirtschaftsleben in Leonberg zwischen Landwirtschaft und Handwerk betrachtet anhand der altwürttembergischen Lagerbücher. In: Streifzüge durch 750 Jahre Leonberger Stadtgeschichte, hg. v. Stadtarchiv Leonberg (Beiträge zur Stadtgeschichte; Bd. 7), Leonberg 2000, 23–53.
 - 36 Fischer 2007, 223–234 (1455, Feb. 3).
 - 37 Fischer 2007, 551–552 (1570, Nov. 13).
 - 38 Ellenberg 1986, 49
 - 39 Ostermann 2002, 10 ff.

- 40 Kaysing 1884; Hertzog 1896; Sölch 1951, 39
- 41 Ostermann 2002.
- 42 Sölch 1951, 39
- 43 Renchtal: Sölch 1951, 39; Elsass: Kaysing 1884, 30.
- 44 Sölch 1951, 39.
- 45 Kahl 1894, 41.
- 46 Sittler 1956.
- 47 Kahl 1894, 42
- 48 Kahl 1894, 53.
- 49 Wolff 1967, zit. in Pitte 1986.
- 50 Mehr zum Thema Subsistenzwirtschaft siehe in: R. Johanna Regnath, Das Schwein im Wald. Vormoderne Schweinehaltung zwischen Herrschaftsstrukturen, ständischer Ordnung und Subsistenzökonomie (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 64), Ostfildern 2008, 264 ff.
- 51 Kahl 1894, 53.
- 52 Zeiser 1976, 180 ff.
- 53 Abetz 1955.
- 54 Sölch 1951
- 55 Schüllli 1967
- 56 Mohns 1986a und 1986b. Zur heutigen Marktsituation und aktuellen Waldbaukonzepten siehe auch Lang / Mettendorf 2007.

Dr. R. Johanna Regnath (Geschäftsführerin), Alemannisches Institut Freiburg i.Br. e.V.,
Bertoldstr. 45, 79098 Freiburg

Dr. Regina Ostermann (Diplom-Forstwirtin), Rheinstraße 36, 77974 Meißenheim

Rheinebene und Schwarzwald – ein dialektaler Gegensatz

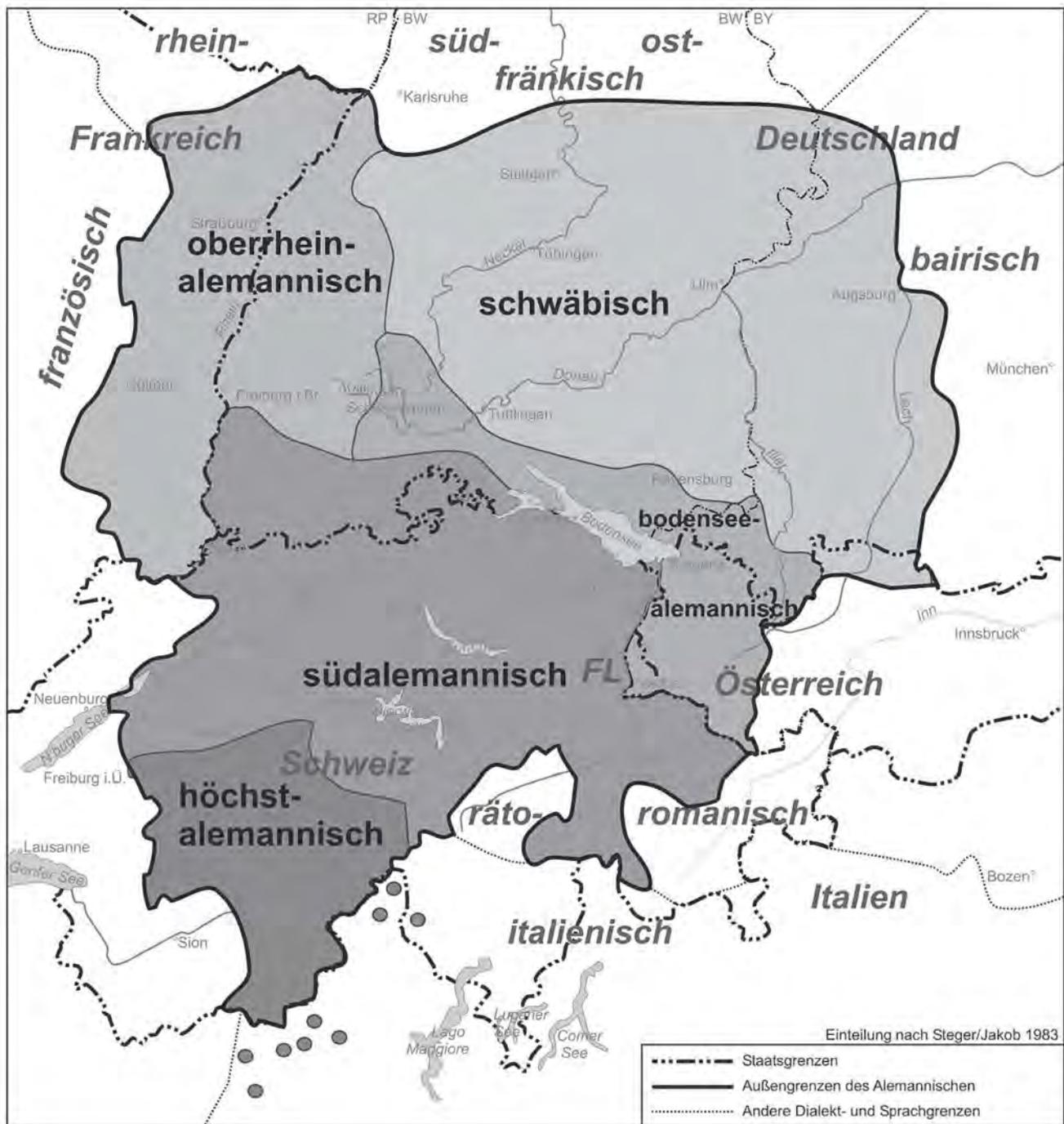
Eine Untersuchung am Beispiel der Sprachlandschaft um Oberkirch

Rudolf Bühler

Alemannisch – wer spricht das?

In der Dialektologie gehört der südwestdeutsche Sprachraum zu den westoberdeutschen Mundarten, die in der Sprachwissenschaft auch unter der Bezeichnung „Gesamtalemannisch“ zusammengefasst werden. Dazu gehören neben dem Alemannischen und dem Schwäbischen in Baden-Württemberg und Bayern auch Dialektgebiete von fünf weiteren Staaten. Das Alemannische ist also ein grenzübergreifender Dialekt; er wird heute in sechs Staaten gesprochen: In Deutschland in Baden-Württemberg und Bayern, in Frankreich im benachbarten Elsass, in der deutschsprachigen Schweiz, in Sprachinseln im italienischen Aostatal und im Piemont, im Fürstentum Liechtenstein sowie im österreichischen Vorarlberg. Das Alemannische lässt sich jedoch nicht nur nach außen hin von anderen Dialekten abgrenzen, auch innerhalb des alemannischen Sprachgebiets lässt sich eine Einteilung vornehmen. Eine Binnengliederung des Gesamtalemannischen¹ trennt das Schwäbische, das Alemannische am Oberrhein, am Bodensee und in Vorarlberg sowie das Süd- und Höchstalemannische in der Schweiz voneinander. Der Ortenauer Dialekt gehört nach dieser Einteilung innerhalb des südwestdeutschen Sprachgebietes zum Oberrheinalemannischen und grenzt im Norden an das Fränkische, im Osten an das Schwäbische. Er ist ständig Einflüssen durch seine Nachbarmundarten ausgesetzt, die entweder in Nord-Süd-Richtung – von Karlsruhe her – wirken, oder in West-Ost-Richtung aus Straßburg über den Rhein die Ortenau erreichen. Im Osten befindet sich eine alte Sprachgrenze, eine starke Barriere für Einflüsse aus dem Schwäbischen – die so genannte Schwarzwaldschanke.

Wie einerseits solche Grenzen entstehen und beschrieben werden, andererseits sprachliche Veränderungen und Einflüsse erklärt werden können, soll anhand von dialektgeographischen Untersuchungen im südwestdeutschen Sprachraum, insbesondere für die Ortenau, gezeigt werden.



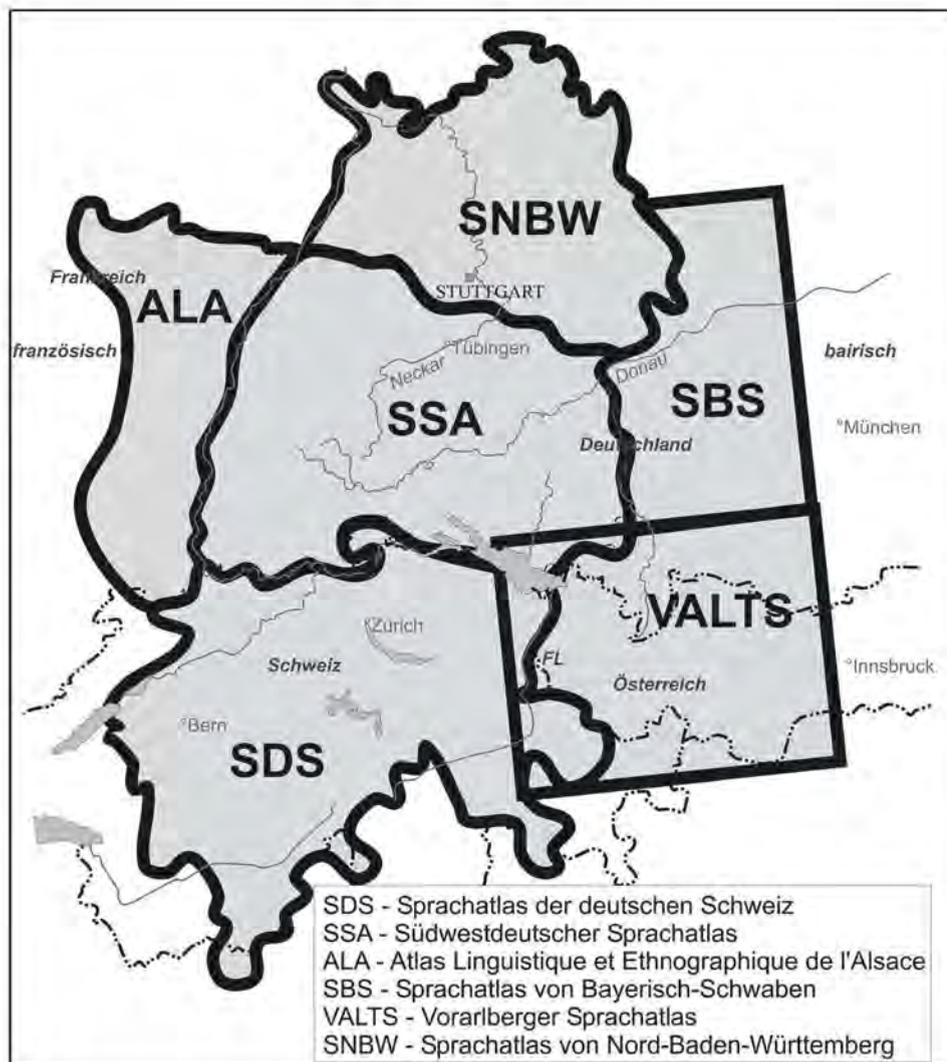
Kleinraumatlantent – Erhebung und Auswertung

Bereits im 19. Jahrhundert wurde damit begonnen, die Dialekte in Deutschland wissenschaftlich zu untersuchen. Man bediente sich zunächst der indirekten Erhebungsmethode, bei der die Forscher seit den 1870er Jahren mundartliches Material im ganzen Deutschen Reich mit Hilfe von Fragebögen sammelten. Sie wurden an Volksschulen und Pfarrämter geschickt und von Schülern unter Anleitung ihrer Lehrer und von den Pfarrern ausgefüllt. Bald zeigte sich, dass die ungeheure Datenflut – für den „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ etwa, der bis 1956 in Marburg ent-

stand, wurde Material aus circa 30000 Orten gesammelt – kaum zu bewältigen war.

In der Folge begann daher die systematische Erforschung des südwestdeutschen Sprachgebiets durch Regionalatlanten. In direkter Methode² erhobene Kleinraumatlanten sollten ein detailliertes Bild der Sprachlandschaft zunächst im alemannischen Sprachraum vermitteln. Seit den 1930er Jahren wird nun – beginnend mit dem Gebiet der deutschsprachigen Schweiz – der alemannische Sprachraum systematisch untersucht. Dazu werden anhand eines Fragebuchs Aufnahmen zum Wortschatz und dessen genauer Aussprache des bäuerlichen Alltags durchgeführt. Die erhobenen Daten werden für jeden Ort ausgewertet und die Ergebnisse in Kleinraumatlanten zusammengefasst. So entstanden in den letzten Jahrzehnten verschiedene Dialektatlanten für den alemannischen Sprachraum.

In der Schweiz startete Rudolf Hotzenköcherle 1935 mit der Planung eines „Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)³“. Dieses Projekt war Vorbild für weitere Forschungsvorhaben wie den „Südwestdeutschen Sprachatlas“ (SSA)⁴ für Süd-Baden-Württem-

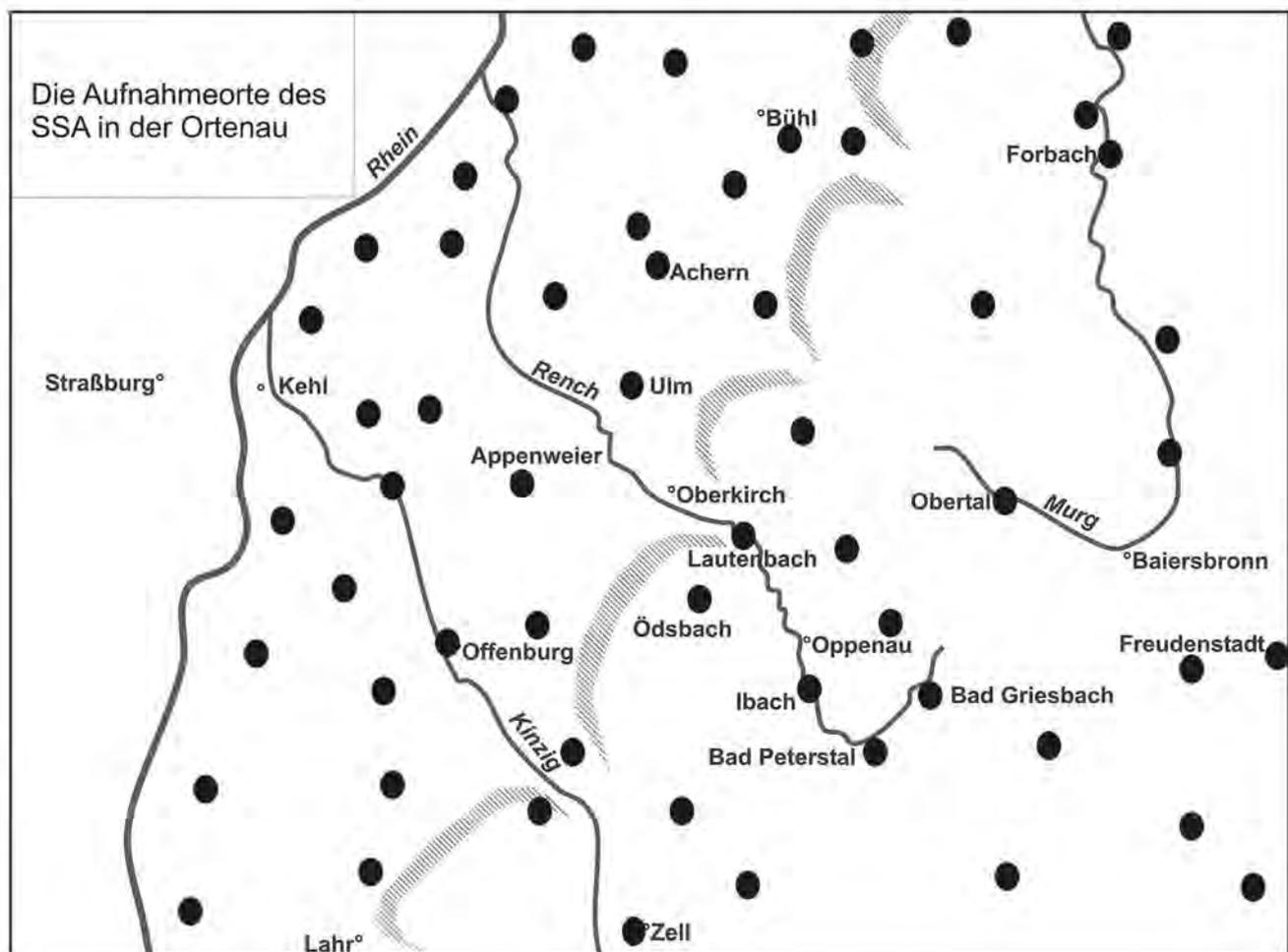


berg, den „Sprachatlas von Nord-Baden-Württemberg (SNBW), für den die Aufnahmearbeiten im Herbst 2009 begonnen haben, den VALTS⁵ für Vorarlberg und Liechtenstein sowie den „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ (SBS)⁶. Im Rahmen des französischen „Atlas linguistique de la France“ entstand auch für das Elsass ein entsprechendes Werk⁷.

Dialekt in der Ortenau

Die sprachlichen Daten für diese Arbeit stammen hauptsächlich aus dem Material des SSA, in dessen Untersuchungsgebiet sich auch die Gemeinden der Ortenau befinden. Eine weitere Grundlage für die folgenden Karten war der „Kleine Dialektatlas“ KDA⁸, zuletzt 1997 erschienen.

Für den SSA wurden insgesamt 579 Orte im südlichen Baden-Württemberg erhoben. Davon entfallen 54 auf den Ortenaukreis: Helmlingen, Freistett, Honau, Rheinbischofsheim, Großweier, Auenheim, Wagshurst, Achern, Sasbachwalden, Kork, Legelshurst, Ulm, Ottenhhöfen, Marlen, Willstät, Appenweier, Lautenbach, Liebach, Altenheim, Hohnhurst, Schutterwald, Offenburg,



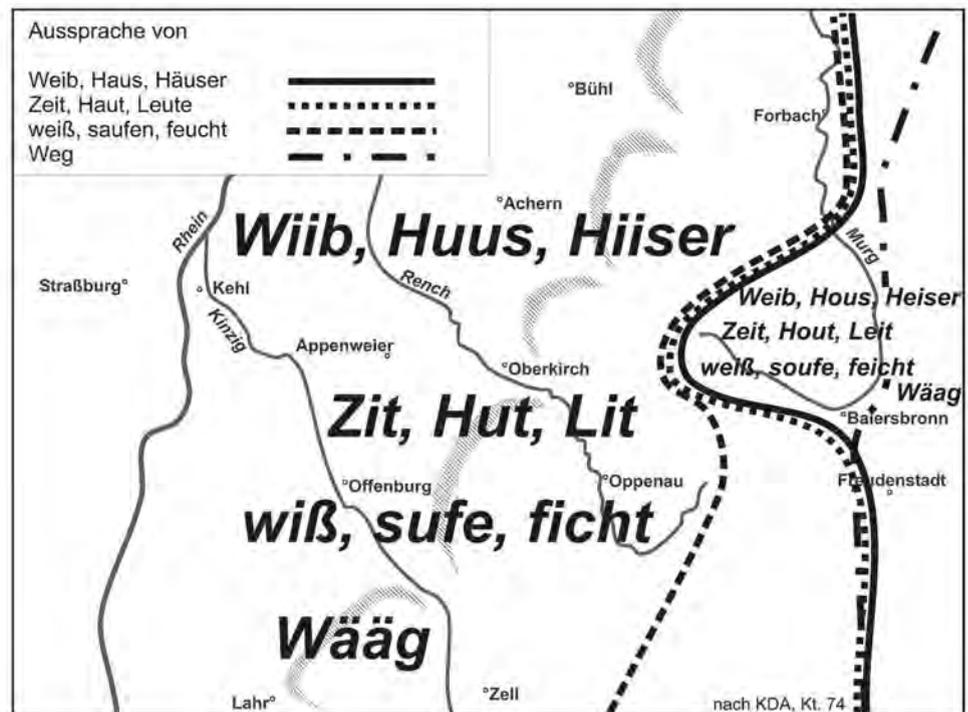
Zell-Weierbach, Ödsbach, Ibach, Maisach, Bad Griesbach, Bad Peterstal, Meißenheim, Niederschopfheim, Berghaupten, Reichenbach, Nordrach, Nonnenweier, Friesenheim, Zell am Harmersbach, Oberharmersbach, Wittenweier, Kappel am Rhein, Mahlberg, Sulz, Seelbach, Steinach, Fischerbach, Oberwolfach, St. Roman, Ettenheimmünster, Schuttertal, Hofstetten, Mühlbach, Gutach, Halbmeil, Schweighausen und Reichenbach. Die Aufnahmen fanden dort in den Jahren zwischen 1976 und 1991 statt; in direkter Umgebung von Oberkirch wurden im Rahmen des SSA Lautenbach und Ödsbach untersucht; im oberen Renchtal waren Ibach, Bad Peterstal und Bad Griesbach, in Richtung Rheinebene Ulm und Appenweier Aufnahmeorte.

Die Schwarzwaldschränke als Sprachgrenze

Nach Osten wird die Ortenau durch den Schwarzwaldkamm begrenzt. Dort kommt es zu einer Bündelung von Sprachgrenzen, so genannten Isoglossen, an denen verschiedene dialektale Lautungen und Begriffe aufeinandertreffen. Dieses Isoglossenbündel teilt hier auf dem Schwarzwaldkamm das Oberrheinalemannische vom Schwäbischen. Die Entstehung dieser nach Friedrich Maurer (1942)⁹ benannten „Schwarzwaldschränke“ reicht weit zurück: Zunächst wurde der Schwarzwald von zwei Seiten, von Westen und Osten her getrennt besiedelt.

Als geographisches Hindernis wurde der Kamm zur Verkehrsbarriere und damit zur Kommunikationsschränke. Schon im Mittelalter etablierten sich auf dem Schwarzwaldkamm zusätzlich politische und seit der Reformation konfessionelle Grenzen. Die Aufnahmen des SSA zeigen gerade zwischen Murg und Kinzig die stärkste Bündelung einzelner Isoglossen in der Region des Schwarzwalds; hier befindet sich auch der bis heute stabilste Abschnitt der gesamten Schwarzwaldschränke. Hinzu kommt das traditionell besondere Verhältnis zwischen den oberrheinischen Badenern und den schwäbischen Württembergern. Eine solche spezielle Beziehung kann mit der Zeit auch zu einer subjektiven, einer Bewusstseinsgrenze führen, die die sprachlichen Gräben noch verstärkt.

Um mundartliche Verhältnisse untersuchen zu können, betrachtet man sowohl Unterschiede bei der Bezeichnung von Gegenständen – z. B. wo die Kartoffel (*H*)erdapfel und wo sie *Grumbiire* heißt – als auch lautliche (phonologische) Verschiedenheiten – z. B. wo man *Huus* und wo *Haus* sagt – und Wesensmerkmale der Wortformen im Bereich der Grammatik, wie sie sich in den letzten 700–900 Jahren seit der Zeit des Mittelhochdeutschen verändert haben.



Lautgeographische Unterschiede

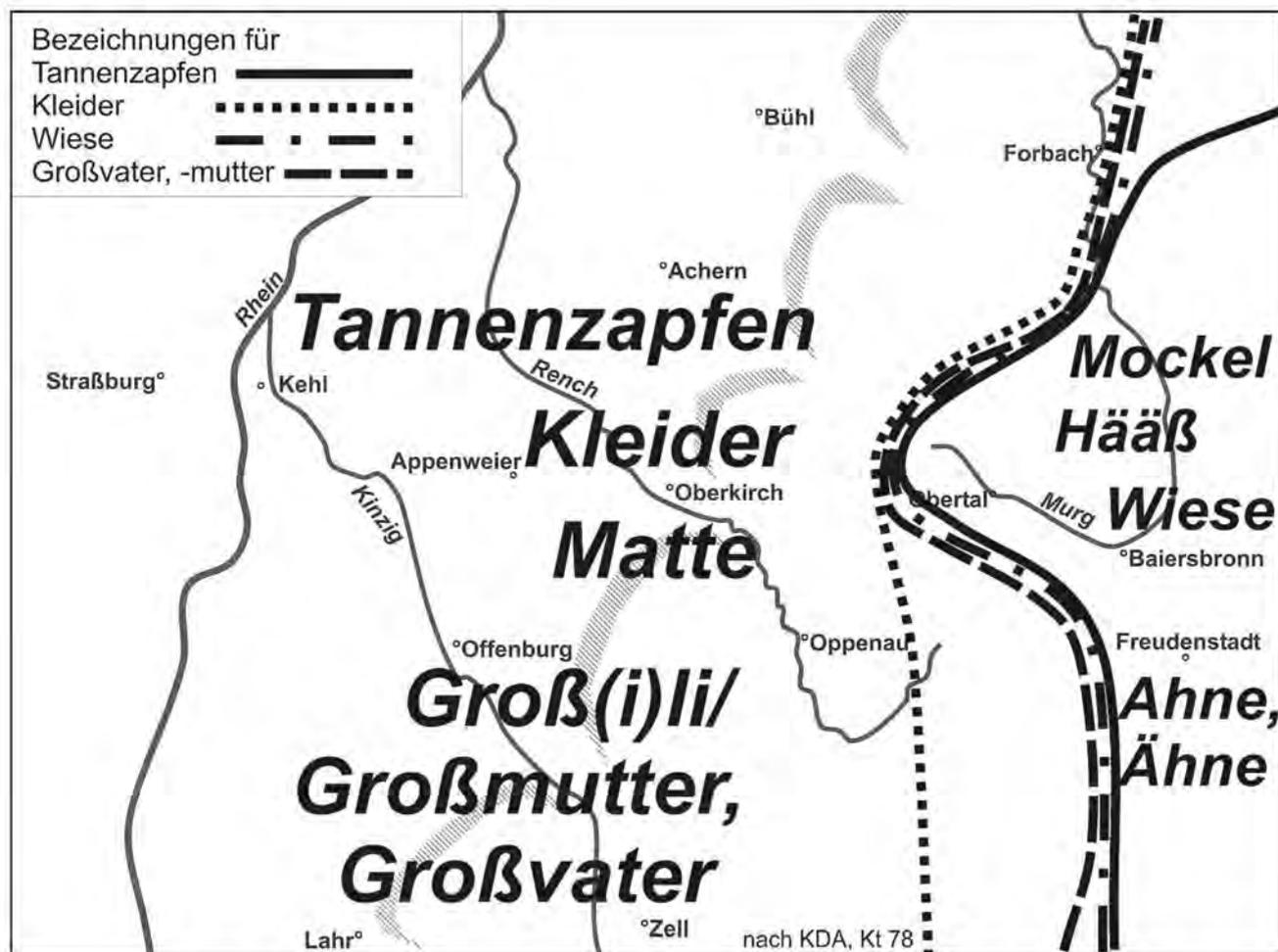
Die Entwicklung von Lautformen seit dem Mittelalter diente demnach als ein wichtiges Merkmal zur Definition von Dialekt-räumen und zur Bestimmung von Sprachgrenzen: So wurden im Neuhochdeutschen die alten Langvokale *î*, *û* und *iu* (langes „ü“) zu Doppellauten *ei*, *au* und *äu* diphthongiert. Im Ortenauer Dialekt sind die alten mittelhochdeutschen Monophthonge erhalten. In den Wörtern *Weib*, *Haus*, *Häuser* bestehen sie als Langvokale: *Wiib*, *Huus*, *Hiiser*. Vor harten Reibe- und Verschlusslauten

wie in *weiß, saufen, feucht* und *Zeit, Haut, Leute* werden Kurzvokale gesprochen: *wiß, sufe, ficht* und *Zit, Hut, Lit*. Im Schwäbischen spricht man diese Wörter mit Doppellauten: *Weib, Hous, feicht* etc. Ein weiteres lautliches Merkmal, durch das sich die Ortenau vom Schwäbischen unterscheidet, ist die Aussprache des alten germanischen *e*-Lautes vor weichem Konsonant in einsilbigen Wörtern wie in *Weg*. Westlich des Schwarzwaldkamms heißt es *Wääg*, östlich davon mit Doppellaut *Wääg*.

Doch wurden in Württemberg nicht nur die langen Hochzungenvokale *î* und *û*, sondern auch die langen Vokale *ê* und *ô* zu Doppellauten. Im Territorium von Alt-Württemberg findet man in Wörtern wie *Schnee* und *groß*, die in der Ortenau mit geschlossenen oder offenen Langvokalen gesprochen werden (*Schnee/Schnää*, aber *Schnää* im nördlichen Schwarzwald), die Aussprache *Schnai* und *grauß* mit Doppellauten.

Vor den Nasalen *n*, *m*, und *ng* wurden im Schwäbischen die alten mittelhochdeutschen Laute *i* und *u* zu *e* und *o* gesenkt. So trennt der Schwarzwaldkamm die Aussprache von Wörtern wie *Kind, Himmel, Finger* und *Hunger*. Während am Oberrhein die alten Lautungen erhalten sind, hört man jenseits des Höhenzuges *Kend, Hemmel, Fenger* und *Honger*.





Morphologische Merkmale

Eine weitere Möglichkeit, die Mundarten voneinander zu unterscheiden, ist der Vergleich von grammatischen Formen und deren charakteristischer Entwicklung in den einzelnen Gebieten. So gilt am Oberrhein für das Wort *ich* die Aussprache der betonten Form *ich*, bzw. *i* für die unbetonte Form, während *ich* im Schwäbischen als *ii* (betont) und *e* (unbetont) erscheint. Für die erste Person Singular der Verben *sein* und *haben* hören wir in der Ortenau (*i*) *bin* und (*i*) *hab*. Richtung Baiersbronn und Freudenstadt verändert sich diese Form: man spricht wieder einen Doppellaut und es heißt (*e*) *bāi* und (*e*) *hāū*. Diese nasalierten Formen von *sein* und *haben* sind aus den alten Lautungen (*b*)*in* und *hân* entstanden, die im Schwäbischen diphthongiert wurden. Die Nasalierung der Vokale, wie auch in den Fällen mhd. *gân* – *gāū* (gehen) und mhd. *stân* – *stāū* (stehen) rührt vom nachfolgenden Nasal *n* her. Bei den Verbformen der zweiten Person Singular und im Plural schwindet im Oberrheinalemannischen das alte mhd. *-t*. Es heißt im Oberrhein-Alemannischen (*du*) *machs*, (*wir, ihr, sie*) *mache*, während am Oberlauf der Murg das auslautende *-t* noch vorhanden ist: (*du*) *machscht*, (*wir, ihr, sie*) *machtet*. Zu mit-

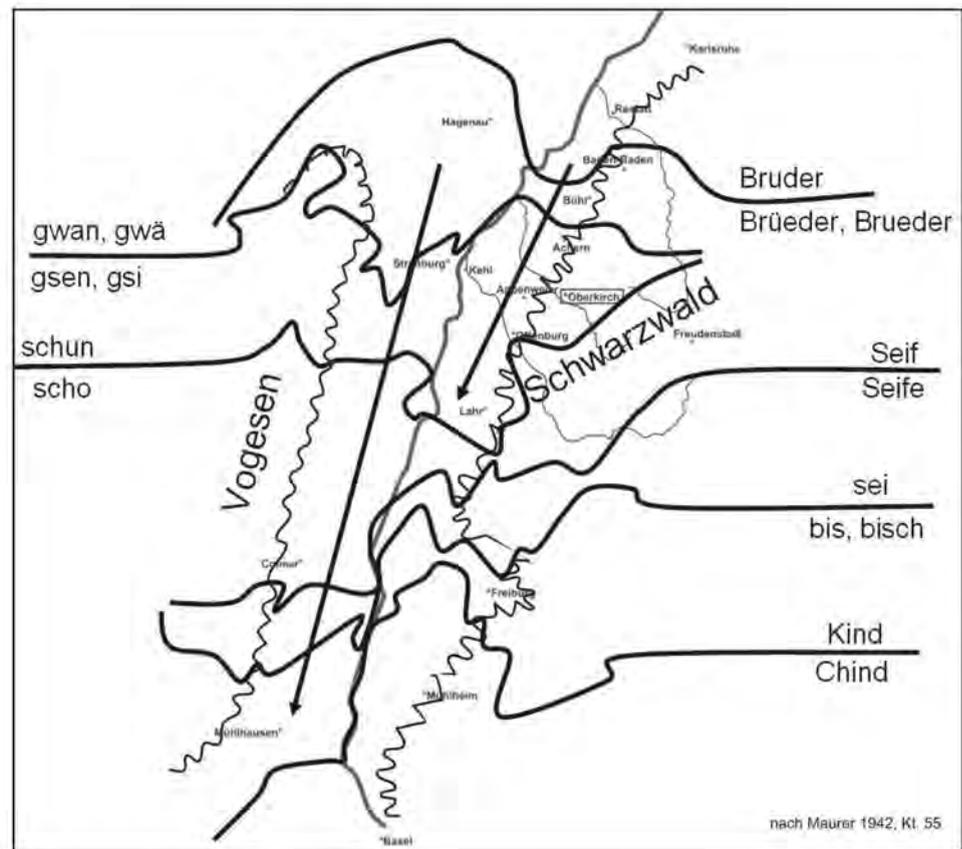
telhochdeutscher Zeit gibt es wie auch heute im Standarddeutschen für die Konjugation der Verben im Plural verschiedene Formen: (*wir*) *machen*, (*ihr*) *macht*. Die alemannischen Dialekte haben hingegen einen Einheitsplural für alle drei Formen der Mehrzahl entwickelt, der sich am Oberrhein an der ersten Person mhd. (*wir*) *machen* (dialektal: *mache*), im Schwäbischen an der zweiten Person mhd. (*ir*) *machtet* orientiert.

Wortgeographie

Eine dritte Möglichkeit, die Besonderheiten von Mundarten zu beleuchten, sind die verschiedenen Bezeichnungen, die sich im Laufe der Zeit ausgebildet haben. Oft sind alte Begriffe in mundartlichen Benennungen erhalten und haben ihre Bedeutung verengt, erweitert oder verändert. So erscheint am Oberrhein der *Tannenzapfen*, während im Schwäbischen dafür der *Mockel* – entstanden aus dem alten oberdeutschen Wort *Mocken*, für „Brocken, dickes Stück“ – gebräuchlich ist. Das Wort *Kleider* kam zur mittelhochdeutschen Zeit als *kleit* zunächst mit der allgemeinen Bedeutung *Stoff*, *Tuch* an den Oberrhein (die es mit *cloth* im Englischen heute noch hat). Mit der Zeit verengte sich die Bedeutung des Wortes allmählich zur *Kleidung*. Im Schwäbischen hält sich hingegen das alte oberdeutsche Wort *Häß*. Es kommt bereits im Mittelalter als mhd. *hæze*, *hâz* mit der Bedeutung *Kleider* vor; dieses *Häß* ist am Oberrhein nur im Zusammenhang mit dem traditionellen Fastnachtskleid erhalten.

Das oberrheinische Wort *Matte* für die Bergwiese ist alt und seit dem 11. Jahrhundert belegt. Es kommt vom Verb *mähen*, bezeichnet also die *Mahd*, „das Grasland, das gemäht wird“ gegenüber der Grasfläche, die abgeweidet wird. Aus dem Fränkischen dringt östlich des Schwarzwalds der Ausdruck *Wiese* ins Schwäbische vor. Ursprünglich war eine *Wiese* Weideland für das Vieh und hat nun die Bedeutung für das durch Mähen landwirtschaftlich genutzte Grünland erhalten.

Die Ausdrücke *Großvater*, *Großmutter* für die Großeltern sind aus dem Französischen (*grand-père*, *grand-mère*) entlehnt. Im 14. Jahrhundert erscheinen diese Benennungen in Westeuropa und ersetzen am Oberrhein das alte *Ahn(e)*. Ursprünglich bestand mit dieser Bezeichnung keine Möglichkeit zur Unterscheidung von männlichem und weiblichem *Vorfahr*, so wird der mittelhochdeutsche *an(e)* fast am gesamten Rhein und in der Schweiz verdrängt. Es gibt allerdings mit dem *Großili*, das sich aus *groß-anele* zusammensetzt, den alten Ausdruck am Oberrhein heute noch. Im Schwäbischen sind die Begriffe *Ahne*, *Ähne* für *Großmutter*, *Großvater* bewahrt worden.

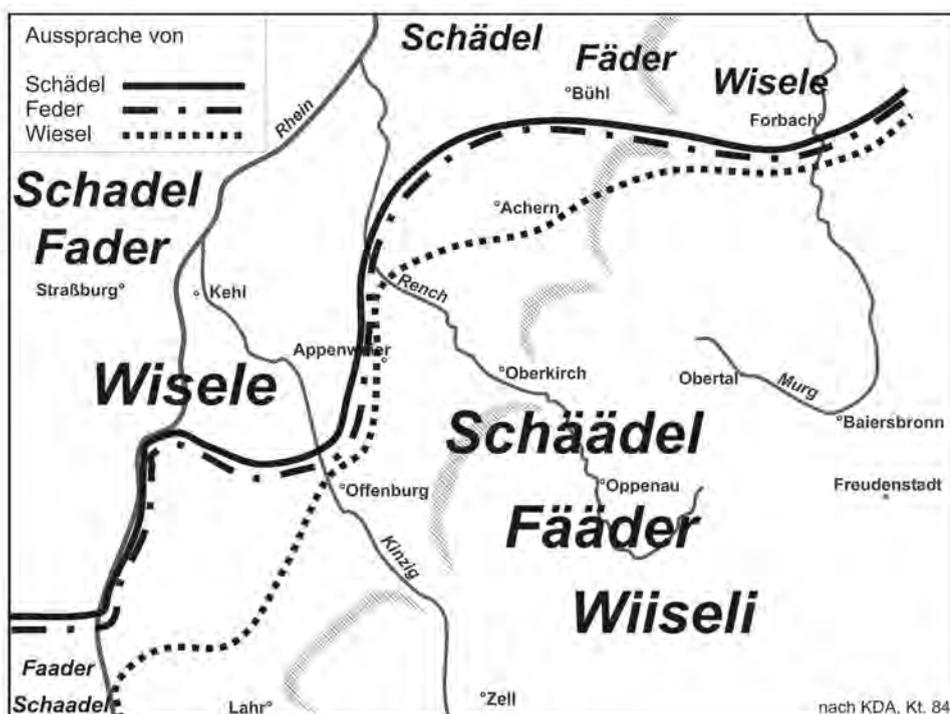


Diese Beispiele haben gezeigt, wie sich entlang einer geographischen, politischen und konfessionellen Grenze auf dem Schwarzwaldkamm sprachliche Unterschiede etablieren können und die Isolierung der Menschen links und rechts des Gebirges voneinander zu einer unterschiedlichen Entwicklung der jeweiligen Mundart führen kann.

Dynamik

Von einer stabilen Sprachgrenze abseits des Verkehrs nun zu dynamischen Erscheinungen: ebenso wie sich fehlender Kontakt auf die Spaltung von Dialektgebieten auswirkt, fördern ständiger Kontakt und häufige Kommunikation der Menschen untereinander die Vermischung von Mundarten. Sprachgrenzen, die im gesamten Oberrheintal von West nach Ost, von den Vogesen zum Schwarzwald verlaufen, wurden 1942 von Friedrich Maurer untersucht und als „Rheinstaffeln“ bezeichnet¹⁰; Ernst Ochs nannte diese Aneinanderreihung von Lautgrenzen „Treppen- und Stufenlandschaft“, die sich als Übergangsbereich zwischen dem nördlichen Fränkischen und dem südlichen Alemannischen darstellt. Man stellte fest, dass diese von West nach Ost verlaufenden Grenzen ältere alemannische Lautungen im Süden von neueren aus dem Fränkischen vordringende Lautungen im Norden trennen.

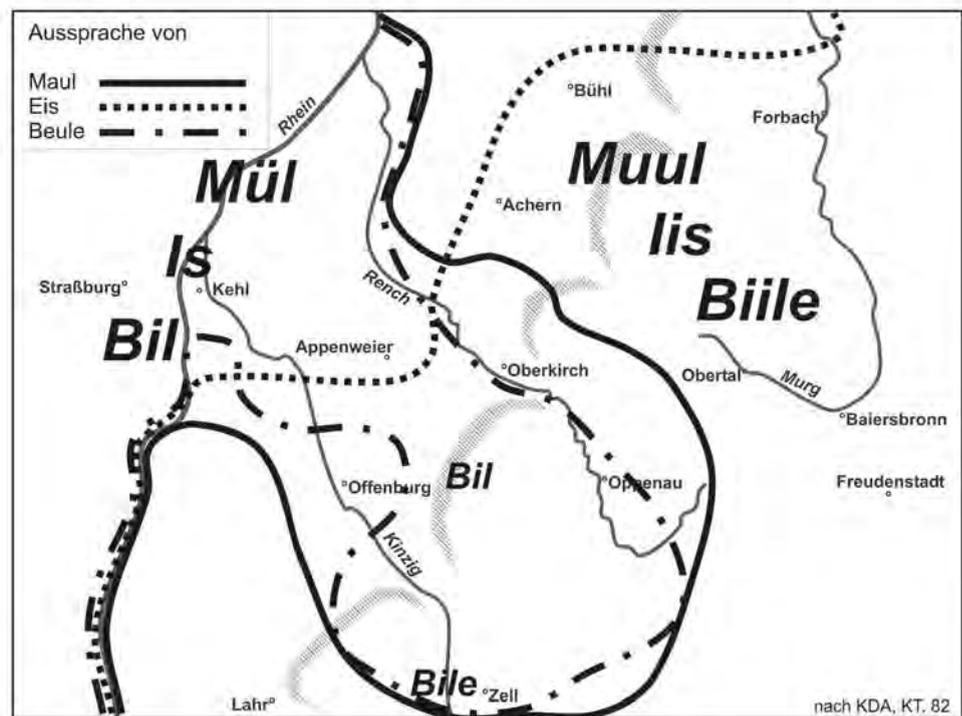
So passiert die Grenze zwischen dem neueren *Bruuder* – mit dem langen fränkischen Monophthong *uu* – und dem alemannischen *Brueder* – mit dem alten mhd. Diphthong *uo* – bei Baden-Baden die Rheinebene. Der einstige Doppellaut wird hier zu einem einfachen Langvokal. Weiter nach Süden vorgedrungen ist die fränkische Form des Partizips von sein. Hierfür existieren bereits in mittelhochdeutscher Zeit zwei unterschiedliche Formen. Man findet *wësen* (aus dem sich das standarddeutsche Partizip *gewesen* entwickelt) ebenso wie „*sîn*“. Aus diesen beiden Formen bildet sich im Schwäbischen und im Fränkischen *gwan* und *gwää* (aus mhd. *wësen* [Inf.], wie nhd. *gewesen*) sowie im Oberrheinalemannischen *gsii* (aus mhd. *sîn* [Inf.]). Nach Aufnahmen des SSA ist *gsii* bereits bis Achern zurückgedrängt. Der Norden und der Süden unterscheiden sich ebenfalls in der Aussprache von *schon*: im Süden heißt es *scho*, im Norden gilt bis auf die Höhe von Lahr die Lautung *schun*. Der Einfluss der fränkischen Lautungen von *Seife* (*Seif* gegen altes *Seife*) und *Kind* (*Kind* gegen altes *Chind*) sowie der Imperativform von *sei* (*sei* gegen altes *bis*, *bisch*) – z. B. in *sei still*, *bisch still* – ist am weitesten fortgeschritten. Bei den letzten drei Grenzen fällt auf, um wie viel stärker sich der fränkische Einfluss im linksrheinischen Elsass ausgewirkt hat. Hier verlaufen die einzelnen Isoglossen weiter südlich. Daraus lässt sich schließen, dass über die früher durch das Elsass verlaufenden Handels- und Hauptverkehrsrouten das Fränkische einen erheblichen Einfluss auf das Oberrheinalemannische hatte. Die ehemalige Lage der Verkehrswege führte demnach zu einer verschobenen Symmetrie der Sprachgrenzen am Oberrhein.





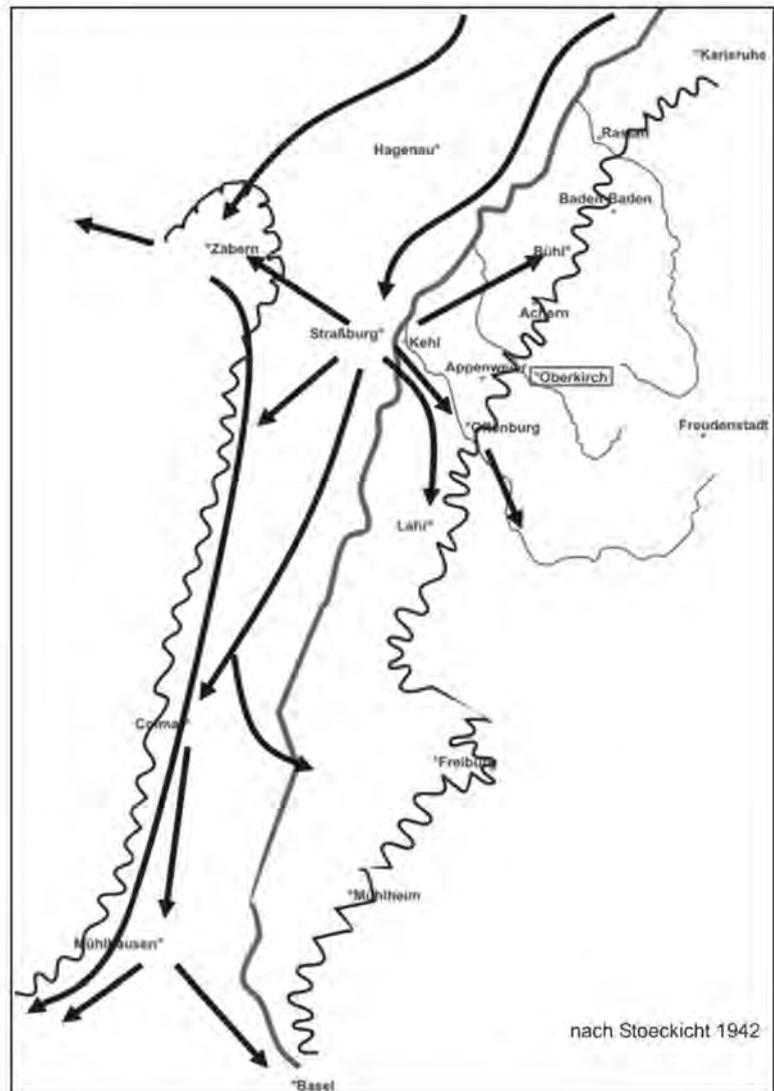
Die Stufenlandschaft zeigt sich auch bei der Aussprache der Wörter *Schädel*, *Feder* und *Wiesel*. Von Norden her dringt die Lautung mit Kurzvokal aus dem Fränkischen nach Süden. Dabei wird wieder deutlich, wie der fränkische Einfluss linksrheinisch weiter bis auf die Höhe von Gengenbach reicht, während der Kurzvokal rechtsrheinisch nur bis Bühl gelangt ist. Der fränkische Kurzvokal, der um Kehl gesprochen wird, rührt jedoch nicht von einer Einwirkung von Norden her. Vielmehr steht dieses Gebiet unter dem Einfluss des benachbarten Straßburg, von wo sich die fränkische Lautung über den Rhein schiebt. Es ist also eine Nord-Süd-Bewegung einerseits zu erkennen und ein Einfluss von Straßburg in West-Ost-Richtung andererseits.

Manche Lauterscheinungen dringen aus dem Elsass nur in die



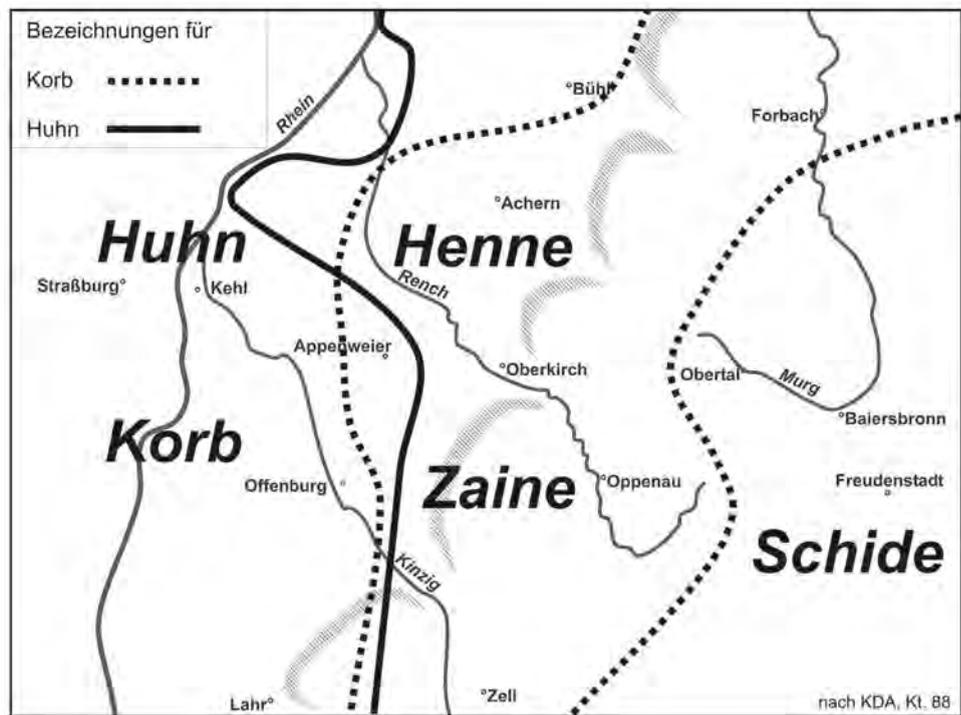
Kehler Gegend vor, andere bis zum Schwarzwaldrand, weitere bis in die Schwarzwaldtäler, ins Kinzigtal und ins Renchtal. Straßburg hat beispielsweise eine fränkische Neuerung – den g-Schwund – aufgenommen und gibt diese über den Rhein weiter, wo sie sich weiter verbreitet. Dies wird deutlich in der Aussprache der Wörter *Auge* und *Tag*, in denen rechtsrheinisch nicht nur um Kehl, sondern bereits bis zur Schwarzwaldkante von Rastatt bis auf die Höhe von Lahr der fränkische g-Schwund durchgeführt wird.

Ein Beispiel für den Einfluss von Straßburg bis in die Schwarzwaldtäler ist die Aussprache der Wörter *Maul*, *Eis* und *Beule*. Es zeigt sich, dass die Stadt nicht nur fränkische Lautungen weitergibt; auch alte, typisch elsässische Lautungen werden rechtsrheinisch übernommen, bei-



spielsweise die Vokalkürzungen zu *Miil*, *Is*, *Bil*, die nicht nur im Hanauerland zu finden sind, sondern bis ins Kinzigtal und ins Renchtal vordringen.

Otto Stoeckicht hat den geographischen Verlauf, den der Einfluss des Fränkischen im Oberrheintal genommen hat, untersucht¹¹. Dabei wird klar, wie einerseits das linksrheinische Gebiet durch die ehemaligen Handels- und Verkehrswege unter dem Eindruck des Fränkischen stand und andererseits besonders die Ortenau mittels der Einwirkung von Straßburg Sprachformen aus dem Elsass übernommen hat.



Doch nicht nur Lautungen und Wortformen werden aus dem Elsass in die Ortenau übernommen. Auch Wortbezeichnungen finden sich hier, die ihren Ursprung links des Rheins haben. Während für den Ausdruck *rülpsen* ein klarer Nord-Süd-Gegensatz zwischen nördlichem *aufstoßen* und südlichem *räupsen* – von mhd. *reibzen* – herrscht, findet bei den Bezeichnungen für *Sommersprossen* und *Kirsche* eine deutliche Grenzverschiebung zugunsten der elsässischen Begriffe statt. Die alemannischen *Sommerriselen* – vom Mittelhochdeutschen *risel* „das Herabfallende, Tau“, was sich wie Tau oder feiner Regen auf die Haut niederschlägt – erfahren nördlich von Kehl einen Einfluss von jenseits des Rheins; hier heißt es *Sommerflecken*. Noch deutlicher wird die Rolle Straßburgs beim Verlauf der Grenze, welche die alemannische *Kriese* von der nördlichen *Kirsche* trennt. Zwar besteht rechtsrheinisch ein klarer Nord-Süd-Gegensatz. Offensichtlich hat jedoch das Hanauerland die fränkische Bezeichnung für die *Kirsche* aus dem Elsass übernommen. Beide Lautungen bestehen bereits im Mittelhochdeutschen. Die fränkische *Kirsche* ist aus dem Lateinischen *cerasium* / *ceresia* entlehnt, in dem das kurze *e* getilgt wird; die *Krise* geht auf lateinisches *cerēsia* zurück, in dem der lange *ē*-Laut zu *ie* wird.

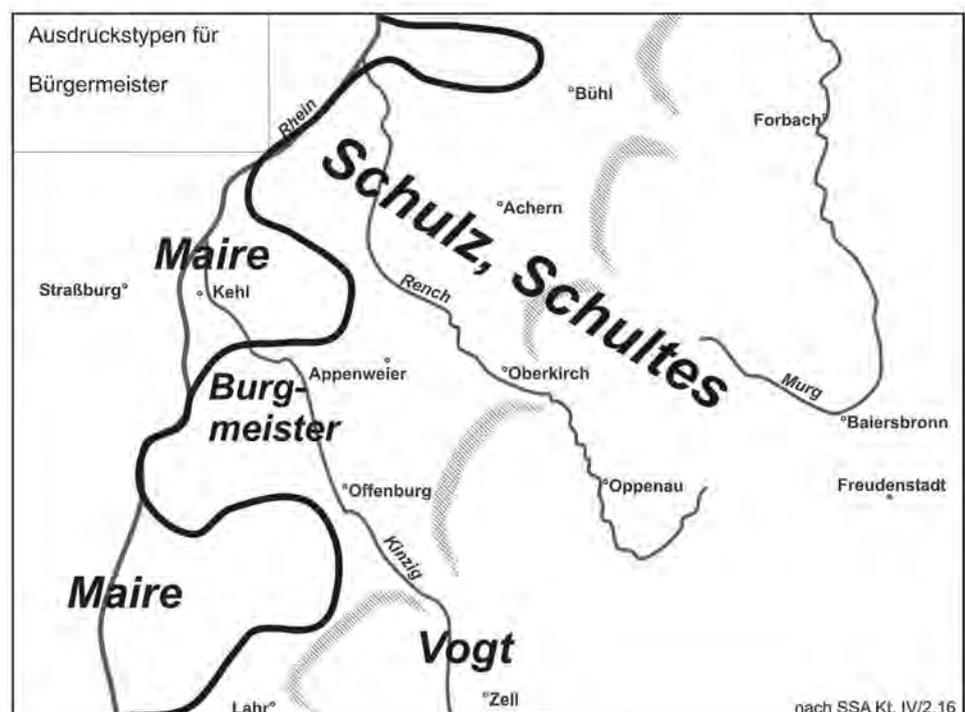
Vom Nord-Süd-Gegensatz nun zu Grenzen, die entlang der Rheinebene verlaufen. Dabei trifft man auf die Bezeichnungen für das *Huhn*. Auch sie gehen auf zwei mittelhochdeutsche Ausdrücke zurück; das *Huhn* – mhd. *huon* – findet man neben dem Elsass auch um Rheinbischofsheim sowie in der Ebene südlich ab Kehl und Appenweier. Das Gebiet der *Henne* erstreckt sich östlich davon in der Ebene nördlich der Rench und im Schwarzwald.



Eine ähnliche Verbreitung finden die Ausdruckstypen für den *Korb*. Das westliche Gebiet verwendet das aus dem Lateinischen (*corbis*) stammende *Korb*, der Osten bevorzugt das Mittelhochdeutsche *Zaine*. Dieser Ausdruck geht auf die alte Bedeutung von *zein* „Gerte, Stab“ zurück und bezeichnet „das aus Gerten gemachte“, den geflochtenen Korb.

Es lassen sich in der Rheinebene Sprachbewegungen in Nord-Süd-Richtung feststellen wie bei den Rheinstaffeln. Dazu kommen in der Ortenau Einwirkungen in West-Ost-Richtung aus dem Elsass über Straßburg ins Hanauerland. Die Resultate reichen meist nur bis in die Ebene und können nur in einzelnen Fällen die Schwarzwaldtäler erreichen. Im Beispiel der Lautungen von *gehen* treffen beide Sprachbewegungen aufeinander. Wieder konkurrieren zwei mittelhochdeutsche Formen miteinander: mhd. *gên* ist ursprünglich im Nordelsass, in Nordbaden und Nordwürttemberg beheimatet; mhd. *gân* ist die alte Form in der Rheinebene. Die Aussprachen *geen* und *gii(ə)* stammen beide vom mhd. *gên*; während *gii(ə)* aus dem Norden über Bühl und Achern bis nach Oberkirch vordringen konnte, erreicht *geen* das Hanauerland, Offenburg und Lahr über das Elsass und Straßburg in West-Ost-Richtung.

Im Fall des *Maulwurfs* erhalten wir wieder einen Ost-West-Gegensatz. Auch diesmal hat die Ebene links und rechts des Rheins mit dem *Maulwerfer* – vom Mittelhochdeutschen *mülwerf* – einen einheitlichen Ausdruckstyp. Die Grenze zur *Schermaus* – vom Mittelhochdeutschen *schermūs* – verläuft etwa entlang des Schwarzwaldrands. Hier separiert sich also abermals das Flachland vom Bergland.



Ein Beispiel für die punktuelle Geltung des Elsässischen für die Mundart der Ortenau ist die Verbreitung der Ausdruckstypen für den *Bürgermeister*. Auf der Höhe von Bühl in den vom SSA untersuchten Orten Lichtenau und Moos (Landkreis Rastatt), zwischen Offenburg und Lahr in Schutterwald, Meißenheim, Niederschopfheim und Nonnenweier, sowie um Kehl in den Orten Auenheim, Kork und Legelshurst wurde die französische Bezeichnung *Maire* notiert. In der übrigen Ortenau dominiert der Typ *Schulz*, *Schultes*, der auf den mittelalterlichen Amtstitel *schultheize* „der die Schuld festsetzt“ zurückgeht. Im Kinzigtal trifft man auf den *Vogt*, ebenfalls einen mittelalterlichen Titel, der über das mittellateinische *vocatus* mit dem *Advokat* verwandt ist.

Es zeigen sich also noch weitere mögliche Grenzverläufe innerhalb des Alemannischen. Die Schwarzwaldkante kann hier in ihrer Funktion als kulturelle Grenze zwischen der Ebene und dem beginnenden Höhenzug des Schwarzwaldes verstanden werden. Die kulturellen Unterschiede schlagen sich schließlich nicht nur in der Sprache, sondern in allen Lebensbereichen wie den Trachten, dem Hausbau und dem Erbrecht nieder. So spiegeln Mundartgrenzen auch immer die Verbreitung von Sitten und Gebräuchen wider. Weiteren Einfluss auf die Ausbildung des Dialekts in der Ortenau hatte auch die alte Diözesangrenze zwischen dem Bistum Straßburg und dem Bistum Konstanz, die hier zur Verstärkung der von Norden nach Süden verlaufenden Grenzen geführt hat.

Letztendlich manifestiert sich die Schwarzwaldschränke auf dem Höhenkamm des Schwarzwaldes als stärkstes und stabilstes Grenzbündel; hier vereinigen sich zusätzlich geographische, kulturelle, politische und konfessionelle Grenzen.

Der Rhein hat freilich im Bereich der Ortenau als politische Grenze ein starkes Gewicht bei der Ausbildung der Sprachgrenzen, wie die Rheinstaffeln mit ihrer verschobenen Symmetrie gezeigt haben. Wo aber wie zwischen Straßburg und dem rechtsrheinischen Hanauerland dennoch Kontakt und Austausch zwischen den Menschen stattfindet, kommt es weiterhin zu Vermischung und Übernahme von Lautungen, Wortformen und Ausdruckstypen.

Anmerkungen

- 1 Steger, Hugo, Karlheinz Jakob, 1983: Raumgliederung des Mundarten. Vorstudien zur Sprachkontinuität im deutschen Südwesten (Arbeiten zum historischen Atlas von Südwestdeutschland 7). Stuttgart.
- 2 bei der die Forscher die Erhebungen in den Aufnahmeorten durch Interviews selbst durchführten.
- 3 Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS). Hrsg. von R. Hotzenköcherle und R. Trüb. Bern 1962–2003.
- 4 Südwestdeutscher Sprachatlas (SSA). Hrsg. von E. Gabriel, U. Knoop, V. Schupp, H. Steger. Marburg 1989–2010.
- 5 Vorarlberger Sprachatlas mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS). Hrsg. von E. Gabriel. Bregenz 1985–2006.
- 6 Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben (SBS). Hrsg. von W. König. Heidelberg 1996–2006.
- 7 Atlas linguistique et ethnographique de l'Alsace (ALA). Bd. 1 hrsg. von E. Beyer und R. Matzen. Paris 1969; Bd. 2 hrsg. von A. Bothorel-Witz, M. Philipp, S. Spindler. Paris 1984.
- 8 Klausmann, Hubert, Konrad Kunze, Renate Schrambke, ³1997: Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg. Bülh/Baden.
- 9 Maurer, Friedrich, 1942: Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. Räume und Kräfte im geschichtlichen Aufbau des deutschen Südwestens. Straßburg.
- 10 Maurer, Friedrich, 1942: Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. Räume und Kräfte im geschichtlichen Aufbau des deutschen Südwestens. Straßburg.
- 11 Stoeckicht, Otto, 1942: Sprache, Landschaft und Geschichte des Elsass (DDG 42). Marburg.

Wandmalereien des 15. und 16. Jahrhunderts im Hanauerland

Regine Dendler, Bernhard Wink

Einführung

Die Fachgruppe Wandmalerei hat in mittlerweile zahlreichen Exkursionen die Wandmalereien der Ortenau erkundet, unter anderem auch im Hanauerland die Kirchen von Linx, Leutesheim und Hausgereut.¹

Beim Gang durch die drei Kirchen soll bewusst ein anderer Weg als üblich beschritten werden. Im Vordergrund steht nicht die Beschreibung von Bildfolgen – dafür wird ein Besuch in den jeweiligen Kirchen empfohlen – sondern die Sichtweise des Restaurators.

Zunächst wird am Beispiel der Kirchen von Linx und Leutesheim die Arbeitsweise einer restauratorischen Untersuchung einschließlich der Betrachtung der Bau- und Restaurierungsgeschichte erläutert – ein Blickwinkel mit überraschenden Einsichten.

Bei der Kirche von Hausgereut wird dagegen ein Blick hinter die Bilder einen Sinngehalt aufzeigen, der über Putz und Farbe hinausgeht.

In Wandgemälden ist mehr Information verborgen, als man zunächst vermuten möchte.

St. Vincentius in Linx (Abb. 1)

Die Chorturmkirche St. Vincentius in Linx besitzt eine Ersterwähnung 1371.² Auf einen älteren Vorgängerbau im Bereich des Kirchenschiffs verweisen archäologische Befunde, die jedoch den Bautyp nicht definieren können.³ Bauhistorische Untersuchungen erhellen den Ursprung von Chor und darüberliegendem viergeschossigem Turm.⁴ Der Chorturm aus Backsteinmauerwerk, durchsetzt mit Bruchsteinen, geht mit Sicherheit auf die Zeit vor der Ersterwähnung zurück, da dendrochronologische Datierungen des Gebälks ein Fälldatum von 1344/45 bzw. 1338 (Zweitverwendung?) ergeben haben. Das vierte Geschoss des Turms wurde dann um 1356 in Bruchsteinmauerwerk aufgestockt. 1790 kam der Turmhelm hinzu, und 1619 wurde im Zuge der Kirchenschiffneuerrichtung das Gebälk oberhalb des Chorraums unter Verlust eines Kreuz-

Abb. 1: St. Vincentius, Linx



gratgewölbes angehoben. Letzteres Datum ist uns als eingemeißelte Inschrift über dem Südzugang zum Kirchenschiff überliefert.⁵

Der Durchgang von dem im 17. Jahrhundert angesetzten Kirchenschiff in den erheblich älteren Chor besteht aus einem spitzbogigen Chorbogen. Die Wandmalereien im Chor waren bereits 1951 erkannt worden⁶ und wurden 1970 durch Restaurator Horst Leyendecker⁷ freigelegt. Dies war möglich geworden durch die Entfernung eines Kriegerdenkmals im Chor und die Wiedereinbeziehung des Chorraums in den Kirchenraum. Der Kirchenraum erhielt in diesem Zuge mit dem Einbau der Holzdecke seine aktuelle Gestalt. Im Jahre 2003 fand eine Restaurierung durch Restaurator Bernd Baldzuhn⁸ statt.

Aufgrund der Baugeschichte (Erneuerung des Kirchenschiffes) können die Wandmalereien auf die Chorwände eingegrenzt werden. Auf der Westseite des Chors, der Chorbogenseite, liegen keine Befunde vor.

Die Stratigrafie weist innerhalb des Chorraums drei Putzschichten mit insgesamt sieben bis neun Fassungsschichten auf, die wiederum in drei Ausmalungsphasen eingeteilt werden können. Nicht berücksichtigt in dieser Zählung sind Ausbesserungen nach Abgang des Gewölbes und die Retuschen der Restauratoren Leyendecker (1970) und Baldzuhn (2003).

Im Folgenden werden die Malereien entsprechend ihrer stratigrafischen Zugehörigkeit zu den Ausmalungsphasen beschrieben.

Ausmalungsphase 1:

Dargestellt sind die Apostel paarweise innerhalb eines Registers aus schwarzen Linien. Im Sockelbereich befindet sich ein stilisierter Wandbehang, in den Fenstern Ranken- und Blätterwerk mit Bollenfriesen zur Fensteröffnung hin. Nach Dr. Christoph (Christoph-Inventar) ist diese Ausmalung niederrheinisch beeinflusst und kann stilistisch auf das späte 14. Jahrhundert bzw. um 1400 herum datiert werden. Einzelne Fachleute setzen die Datierung dieser Schichtebene noch früher an (Architekt Prof. Wenzel im 12. Jahrhundert, Restaurator Baldzuhn in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts).

Eindeutig identifizierbar ist der Apostel Paulus mit Schwert und Buch auf der Ostwand (**Abb. 2**). Weiterhin sind Petrus mit dem Schlüssel und Philippus mit dem Kreuzstab auf der Nordwand erkennbar (siehe **Abb. 4**). Die anderen Apostel können aufgrund ihrer schwer erkennbaren Attribute nicht eindeutig benannt werden. Eine Gestalt mit scheibenförmigem Attribut auf der Südwand könnte unter der Annahme, dass es sich um die Lammscheibe handelt, als Johannes der Täufer bezeichnet wer-

den. Johannes der Täufer ist allerdings kein Apostel. Alle Apostel bzw. Jünger sind barfuß und halten ein fragmentarisches Spruchband, dessen Inschrift jedoch in keinem Fall erkennbar ist.

Ausmalungsphase 2:

Diese Ausmalungsphase kann aufgrund einer dünnen Putzschicht durch exakte materielle Befundung eindeutig von der vorangehenden Ausmalung unterschieden werden. Sie besteht aus figürlichen Darstellungen in wesentlich kleineren Dimensionen als in der 1. Ausmalungsphase. Kennzeichnend ist die Register-einteilung mit gelben Bändern und rötlichen Begleitstrichen. Stilistisch ist die Darstellung der 2. Ausmalungsphase nicht weit von der 1. Ausmalungsphase entfernt, was zu zeitlich nahen Einschätzungen führt (Dr. Christoph, 1. Hälfte 15. Jahrhundert). Leider ist aus dieser Ausmalungsphase nicht genügend Bestand erhalten, um die dargestellten Szenen benennen zu können, da Restaurator Horst Leyendecker nach eigenen Aussagen zur Freilegung der ältesten Ausmalung auch Malschichten mit figürlichen Darstellungen entfernte. So sind kleinere Figurenfragmente nur in Bereichen erhalten geblieben, wo in der 1. Ausmalungsphase keine Malerei oder monochrome Hintergrundfläche vorlag. Auf der Südwand kann man einen Soldatenkopf und eine Lanze (**Abb. 3**) erkennen sowie ganz am unteren Randbereich eine Gestalt, die vermutlich eine Stifterfigur verewigt. Falls es sich um einen schlafenden Soldaten handelte, so könnte eine Auferstehungsdarstellung postuliert werden.

Auf der Nordwand befindet sich eine Darstellung, die der 2. Ausmalungsphase zuzuordnen ist, mit zwei betenden, dem Hochaltar zugewandten Gestalten (siehe **Abb. 4**). Auf der Südwand ist eine Figur in heftiger Bewegung erkennbar (**Abb. 4**).

Die 1. und die 2. Ausmalungsphasen können auch an architektonischen Bauelementen festgemacht werden (**Abb. 8**). Auf der Nordwand des Chors gehört die Fensternische mit Rankenmalerei und Bollenfries zur 1. Ausmalungsphase. Die Fensternische wird vermauert und eine Türe mit einem kielbogenförmigen Sturzstein in die Nordwand eingebrochen. Die Türe führt zu einer Sakristei, die im Laufe des 15. Jahrhunderts einen älteren Annxbau ersetzte.⁹ Zu diesem Türeinbau, der das ältere Fenstergewände stört, gehört die Putzschicht der 2. Ausmalungsphase mit der gelb-rötlichen Felle- rung. Restaurator Leyendecker unterscheidet innerhalb der Dekorationsmalerei der Fenstergewände zwischen Bollenfries und Rankenmalerei und meint beobachtet zu haben, dass letztere erst mit der 2. Ausmalungsphase ausgeführt wurden. Hierfür fehlen



*Abb. 2: St. Vincentius,
Linx: Ostwand, Paulus*

*Abb. 3: St. Vincentius,
Linx: Südwand, Apostel,
Krieger und Stifterfigur*





*Abb. 4: St. Vincentius,
Linx: Südwand, bewegte
Gestalt und zwei
Figuren in ehem.
Lunette*

*Abb. 5: St. Vincentius,
Linx: Südwand, Jakobus
der Jüngere*



jedoch nachvollziehbare Befunde. Auch Dr. Christoph postuliert hier eine Nachzeitigkeit der Rankenmalerei, die sie sogar in der 3. Ausmalungsphase ansiedelt. Dies kann jedoch aufgrund der bereits beschriebenen Überlagerung der Figur des Jakobus des Jüngeren über die Rankenmalerei im Südfenstergewände nicht zutreffen.

Ausmalungsphase 3:

Im oberen Bereich der Wände, begrenzt durch das vermutlich 1619 abgebrochene Kreuzgratgewölbe, befindet sich eine 3. Putzebene mit lebensgroßen Figurendarstellungen. Aufgrund dieser relativ dicken

Putzschicht kann eindeutig der Zusammenhang dieser Ausmalungsphase mit dem Einbau eines Kreuzgratgewölbes und der Vergrößerung des Südfensters befundet werden. Stilistisch aufgrund des fragmentarischen Charakters schwer einschätzbar, werden die Malereien auf Ende 15./Anfang 16. Jahrhundert vermutet. Die begrenzenden Bänderungen sind in Rot ausgeführt. Aufgrund der Freilegung der 1. Ausmalungsphase sind die fragmentarischen Darstellungen vor allem im Lunettenbereich anzutreffen. Auf der Südwand erkennt man zwei Figuren mit Spruchbändern und Nimben (siehe Abb. 4). Als Lunettendarstellung der 3. Ausmalungsphase erkennt man auf der Nordwand mehrere der Mitte der Wand zugewandte Gestalten mit Nimben (siehe Abb. 8). Im Südfenster ist der Apostel Jakobus der Jüngere auf dem östlichen Fenstergewände erkennbar (Abb. 5). Seine Darstellung überlagert die Rankenmalerei der 1. Ausmalungsphase. Jakobus der Jüngere wurde mit der Tuchwalkerstange erschlagen und trägt diese als Attribut (nicht zu verwechseln mit dem Pilgerstab Jakobus des Älteren). Hier scheint allerdings schon ein Wollbogen dargestellt zu sein, der im späten 14. und im 15. Jahrhundert die Walkerstange ablöste.

Restaurator Leyendecker unterschied in dieser Ausmalungsphase in den Lunetten mehrere Schichten, vermutlich vielfache Ausbesserungen oder sogar Veränderungen der Gemälde, die auch nach der Durchführung der Reformation 1556 stattgefunden haben können. Auf der Ostwand ist ein begrenztes Malereifragment erkennbar, das die Werkzeuge eines Feiertagschristus darstellt (Abb. 6), wie der Vergleich mit dem Hausacher Feiertagschristus belegt.

Aufgrund der Vielschichtigkeit der Malereiebenen wird der Kreuzgratgewölbeeinbau teilweise auch später angesetzt. Restaurator Leyendecker verlegt ihn auf das Baudatum des Kirchenschiffs 1619. Dieser sehr späten Datierung widerspricht der Befund einer Sakramentsnische in der nördlichen Chorwand (Abb. 7). Die Ge-

wändesteine mit gotischer Formensprache stehen in Zusammenhang mit der relativ dicken Putzschicht, welche die 3. Ausmalungsphase kennzeichnet. Die Nische wurde vermutlich in der Zeit nach 1619 stark reduziert und überputzt. Erkennbar ist noch ein Wappen der Hanau-Lichtenberger und auf dem angrenzenden Putz die fragmentarische Inschrift MCCCC. Das bedeutet, dass die 3. Ausmalungsphase in das späte 15. Jahrhundert eingeordnet werden kann.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in dem relativ begrenzten Zeitraum zwischen 14. und 16. Jahrhundert der Chor der Linxer Chorturmkirche drei vollständige Ausmalungen erfahren hat. Diese dichte Abfolge wurde durch die Umnutzung des Kirchenraums ab 1619 mit der Neuerrichtung des Kirchenschiffs unterbrochen. Vermutlich war der Chor ab diesem Zeitpunkt nicht mehr als zentraler liturgischer Ort in Gebrauch.

St. Margaretha in Leutesheim (Abb. 9)

Auch bei St. Margaretha in Leutesheim handelt es sich um eine Chorturmkirche. Wie in Linx findet auch hier die Ersterwähnung im Jahre 1434 vermutlich erst nach einer komplexen älteren Baugeschichte statt.¹⁰ Leider wurden hier keine klärenden archäologischen oder bauhistorischen Untersuchungen durchgeführt, sodass hier nur Mutmaßungen vorliegen. Gegenüber der Annahme, dass vom 1434 erwähnten Kirchenbau gar nichts mehr vorhanden ist, vertritt Architekt Hans-Jürgen Treppe¹¹ die Meinung, dass der Rechteckchor mit Tonnengewölbe bereits in „gotischer“ Zeit bestand und der Chorturm im 16. Jahrhundert aufgestockt wurde. Sicher datiert werden kann das oberste Turmgeschoss auf 1724 und die Neuerrichtung des Langhauses auf 1749.

Der Wandmalereibestand im Kircheninnern beschränkt sich auf den vom Kirchenschiff vor 1749 umfassten Bereich der Chorwand. Bis 1950 war diese durch die umlaufende Emporenanlage mit Orgel verstellt. 1979 entdeckte und restaurierte Restaurator Horst Leyendecker die Wandmalereien. Im Chor selber wird von keinen Befunden berichtet, und es sind aufgrund des flächigen Neuverputzes auch keine zu erwarten.

Bei der Betrachtung des Malereibestands auf der Chorwand müssen nun ähnlich wie in Linx verschiedene Bau- bzw. Ausmalungsphasen beachtet werden (Abb. 10).



Abb. 6: St. Vincentius, Linx: Ostwand, Werkzeuge des Feiertagschristus

Abb. 7: St. Vincentius, Linx: Nordwand, Sakramentsnische

Abb. 8: St. Vincentius, Linx: Nordwand, Gesamtaufnahme



*Abb. 9: St. Margaretha,
Leutesheim*

*Abb. 10: St. Margaretha,
Leutesheim:
Chorwand, Gesamtaufnahme*

Einer genauen Untersuchung stellen sich drei Bauphasen dar. Bei der Betrachtung der 1. Bauphase, d. h. des ältesten Bestands, muss beachtet werden, dass die Quaderung am rundbogigen Chorbogen wie auch der Rankenfries an der Holzdecke eine Rekonstruktion des Restaurators Horst Leyendecker von 1979 darstellt. Daher kann die Ebene der Quadermalerei nicht mehr exakt zugeordnet werden. Horst Leyendecker¹² beschreibt außer den Fragmenten der Quader, aus denen er die aktuell sichtbare Gestaltung des Bogens ableitete, auch Fragmente mit ornamentalen und geometrischen Motiven, die bedauerlicherweise nirgends dokumentiert sind.

Wenn man sich die optisch übergewichtigen Quader wegdenkt, fällt auf, dass die figürlichen Malereien rechts und links des Bogens gut an diesen anpassen, ohne angeschnitten zu sein. Für die dichte Gruppierung figürlicher Malerei finden sich Beispiele in nächster Umgebung, wie z. B. in Hausgereut (siehe unten). Es kann also keine Nachzeitigkeit zwischen Malereien und Chorbogen befundet werden. Vermutlich gehören beide der 1. Bauphase innerhalb des vorhandenen Bestands an, und Architekt Treppe schreibt zurecht, dass die Malereien in diesen Bereichen den Fortbestand der Bausubstanz des 1434 erwähnten Kirchenbaus belegen.¹³

Die rötlichen Bänderungen um die Malereien lassen eine flache Holzdecke vermuten. Etwa 2 m oberhalb des Rundbogens befinden sich die Wandanschlüsse eines Satteldachs, das mit seinem Neigungsgrad wie der Rundbogen selbst in einer Kirche des 14./15. Jahrhunderts gut denkbar ist. Im Bereich der Kreuzigungsszene sind Rissbildungen (mit eingegipsten Glasmarken, um etwaige Rissdynamik feststellen zu können) vorhanden, die einen ehemaligen Durchgang im Dachbodenbereich markieren, der wiederum die durch die rote Bänderung bezeichnete flache Kirchendecke in dieser Bauphase belegt. Es gibt keine Hinweise auf verschiedene Bauphasen bezüglich Chorbogen, Wandmalerei innerhalb der rötlichen Bänderung und Satteldach!

Die Kreuzigungsszene selbst (**Abb. 11**) kann erst nach der Neuerrichtung des Kirchenschiffs 1749 entstanden sein, da dieser Wandbereich oberhalb der eingezogenen Decke vorher nicht sichtbar war. Dieser Wandmalereibereich lässt sich stratigrafisch, d. h. bezüglich der Putz- und Fassungsebene, und stilistisch eindeutig vom Wandmalereibereich unterhalb der roten Bänderung

unterscheiden. Es liegt ein Kostenbeihilfeersuchen aus dem Jahre 1742 vor,¹⁴ in dem ein Kostenvorschlag des Malers J. H. Jüngken über 6 fl. für eine Kreuzigung Christi (und weitere Bilder für 29 fl. 24 cr.) erwähnt wird. Eine 3. Bauphase wird durch die Konsolen des 1820 dokumentierten Emporeneinbaus markiert.

Einen wichtigen Datierungshinweis stellt die in der Nordwand des Chors eingemauerte Sakramentsnische dar. Auf dem unteren Gewändestein kann im extremen Streiflicht eine eingemeißelte Datierung entdeckt werden (Abb. 12): erkennbar sind die Ziffern 1 4 5 7 und ein kleines Kreuz weiter rechts. Vermutlich korreliert dieses Datum mit dem von Architekt Treppe erwähnten nachträglichen Einbau des Tonnengewölbes im Chor.¹⁵

Die Malereien der 1. Bauphase innerhalb der rötlichen Bänderung (Abb. 13) stellen eine Kreuzigung oder aber eine Weltgerichtsszene dar, die sonst eher auf der Westwand anzutreffen ist. Leider sind die Wandbereiche durch den Einbau der Konsolen von 1820 gestört. Eine stilistische Betrachtung der Köpfe ergibt Ähnlichkeiten mit der 1. Malschichtebene in Linx, sowohl von der Art der Gesichtszeichnung als auch von den absoluten Dimensionen her. Man kann also eine Datierung im 14. Jahrhundert annehmen, vor der Ersterwähnung.

Der durch den Strahlennimbus hervorgehobene Kopf des Christus zwischen den erhobenen Händen wurde von Restaurator Horst Leyendecker 1979 als Gekreuzigter interpretiert¹⁶ und damit die gesamte Szene als Kreuzigung beschrieben. Später fand eine Umdeutung als Weltgericht statt, und diese Deutung wurde 1980 auch restauratorisch umgesetzt. Anstelle der Kreuzbalken befinden sich die erhobenen Hände Christi nun an zwei Schwertern, die dem Mund des Christus als Weltenrichter entspringen. Für diesen Vorgang gibt es keine Dokumentation. Pfarrer Ulrich Schüz¹⁷ meint, dass durch die zwei Schwerter die Zweischneidigkeit, die in Offenbarung 1,16 und 2,26,19,15 sowie im Hebräerbrief erwähnt ist, dargestellt werden soll. Architekt Hans-Jürgen Treppe interpretiert dieses Element als Darstellung der mittelalterlichen Zwei-Schwerter-Theorie, d. h. der weltlichen und geistlichen Macht.¹⁸

Angesichts der unterschiedlichen Interpretation ist es hilfreich, sich die Lage und Dimensionen der eigentlichen Malereifragmente zu vergegenwärtigen. Gut erkennbar ist, dass das nörd-



Abb. 11: St. Margaretha, Leutesheim: barocke Kreuzigung

Abb. 12: St. Margaretha, Leutesheim: Chor, Sakramentsnische

Abb. 13: St. Margaretha, Leutesheim: Kreuzigung bzw. Weltgericht

liche, also das von Christus aus gesehen rechte Schwert, im Bereich der Parierstange und des Griffs nach dem Vorbild des gegenüberliegenden Schwertes rekonstruierend retuschiert wurde. Vorausgesetzt, es handelt sich bei diesem Vorbild um einen exakten Befund, stellt sich die Frage, ob nicht eigentlich Schwert und Lilie dargestellt waren, die fest in der Ikonografie des Weltgerichts verankert sind. Dem Schwert als Symbol für Gerechtigkeit und exakte Trennung zwischen Gut und Böse steht die Lilie als Symbol für Gnade und als notwendige Ergänzung der Gerechtigkeit des Weltenrichters gegenüber. Oft werden Schwert und Lilie auch als Zeichen für weltliches und geistliches Gericht interpretiert. Es gibt auch Beispiele für zwei Schwerter, jedoch oft in der historischen Epoche übermalt durch über eine Retusche weit hinausgehende Rekonstruktionen.

Auch die umliegenden Malereifragmente bieten letztendlich keine eindeutige Lösung der Problematik. Die Personen können nicht eindeutig identifiziert werden und entweder als Maria und Johannes in einer Kreuzigung oder als Maria und Johannes der Täufer in einem Weltgericht anwesend sein.

Die Betrachtung der Leutesheimer Wandmalereien kann uns somit nicht nur aufeinanderfolgende Ausmalungsphasen verdeutlichen, sondern vergegenwärtigt uns auch, wie die Ausmalungsphasen sich in der Gegenwart durch die Vorstellungen der Betrachter fortschreiben. Durch restauratorische Eingriffe können den beschriebenen drei Bauphasen noch zwei weitere von Restauratorenhand geschaffene hinzugefügt werden.

St. Nikolaus in Hausgereut (Abb. 14)

Die evang. Pfarrkirche St. Nikolaus in Hausgereut ist eine der wenigen in der Ortenau noch in ihrer Funktion erhaltenen Chorturmkirchen und stammt aus dem 13. Jahrhundert. Die Erstnennung datiert in das Jahr 1280. Weiterhin ist für das Jahr 1288 aktenkundig, daß der Rektor der Kirche zu Kork die Mittel für einen „Neubau“ der Kirche stiftet. Es dürfte sich dabei um eine Ausstattung mit Vermögen und Pfarrechten und nicht um einen echten

Neubau gehandelt haben, die Kirche selbst (oder ein Vorgängerbau) kann bereits bestanden haben. Im Jahre 1289 gewährte Papst Nikolaus IV. einen Ablass zugunsten der Gläubigen, die die Vollendung der Kirche unterstützten, daher das Nikolauspatrozinium.¹⁹ Der heutige Baukörper entstammt im Wesentlichen dieser Zeit.

Bereits 1913 wurden an den Wänden Malereispuren entdeckt; freigelegt und restauriert wurde allerdings erst 1937 und 1957. Insgesamt

*Abb. 14: St. Nikolaus,
Hausgereut*



konnten vier malerische Ausstattungen festgestellt werden,²⁰ von denen allerdings keine vollständig erhalten ist.

Ausmalung 1: Die älteste festgestellte Malereiebene ist heute nur noch in Form roter Farbreste auf der Langhausnordwand erkennbar. Nähere Aussagen können nicht getroffen werden. Sie gehören wohl noch ins 13. Jahrhundert.

Ausmalung 2: Die roten und grünen Weihekreuze im Chor gehören in diese Phase. Sie liegen stratigrafisch unter der figürlichen Ausmalung, sind also älter als diese.

Ausmalung 3: Die figürliche gotische Ausmalung von Schiff und Chor stammt aus dem 15. Jahrhundert.²¹ Sie ist von allen am besten erhalten und wird uns im Folgenden näher beschäftigen.

Ausmalung 4: Ein barocker Rankenfries an der Schiffseite des Chorbogens.

Prägendes Element des heutigen Kirchenraumes ist die freigelegte dritte Ausmalung. Wie in der Gotik weit verbreitet, sind die Bilder in Registern übereinander angeordnet, die von Ornamentstreifen unterteilt werden. Zunächst ein kurzer Überblick über den Bestand.

Auf der Langhaus-Nordwand war ehemals großflächig eine Passionsfolge dargestellt, von der sich nur der Teil zwischen einem später eingebauten Fenster in der Wandmitte und dem Chorbogen erhalten hat.

Das obere Register zeigt schlecht erhaltene Reste wohl einer Kreuztragung, rechts daneben eine teilweise zerstörte Landschaftsdarstellung mit Christus im Elend.²² Im unteren Register sind ein Auferstehungschristus (über einer Nische ziemlich genau in der Wandmitte) und rechts daneben die drei Frauen am Grabe zu erkennen. In diesem Bereich befinden sich auch die roten Farbreste der ältesten Ausmalung (Abb. 15).

Auf der an die Nordwand anschließenden Langhausseite des Chorbogens haben sich nur auf der Nordhälfte Malereien erhalten. Dargestellt sind links eine Verkündigungsszene und daneben die Heimsuchung (Abb. 16).²³

Die Ausmalung des Chores ist fast vollflächig erhalten und praktisch aus einem Guss. Darüber hinaus wurde bei der Restaurierung in gewissen Bereichen die figürliche (dritte) Ausmalung entfernt, um die darunterliegenden Weihekreuze der älteren (zweiten) Ausmalung sichtbar zu machen.²⁴

Abb. 15: St. Nikolaus, Hausgereut: Kirchenschiff Nordwand, Passion.

Abb. 16: St. Nikolaus, Hausgereut: Kirchenschiff Chorwand, Verkündigung und Heimsuchung.





Abb. 17: St. Nikolaus, Hausgereut: Chor Westwand, Geburt und Beschneidung Christi, Weihekreuz, Engel (Symbol des Evangelisten Matthäus, Decke).

Abb. 18: St. Nikolaus, Hausgereut: Chor Nordwand, Szene aus der Nikolauslegende (Lunette), Propheten (Zwickel), Apostel und Weihekreuz, Vorhangmalerei.

An der kreuzgratgewölbten Decke sind die Symbole der vier Evangelisten (Engel, Löwe, Stier und Adler) vor einem Sternenhimmel dargestellt.

Das obere Register der Chor-Westwand zeigt die Geburt und Beschneidung Christi, rechts darunter die Darstellung im Tempel.²⁵ Weitere Szenen sind leider zerstört (**Abb. 17**).

Die drei übrigen Chorwände tragen im oberen Register Szenen aus der Nikolauslegende: die Rettung der drei Mädchen vor der Schande (Nordwand), Nikolaus rettet Seeleute (Ostwand), Nikolaus rettet drei unschuldig angeklagte Offiziere (Südwand). In den Zwickeln jeweils rechts und links der Szenen sind Halbfiguren, wohl Propheten, dargestellt.

Die unteren Register zeigen Apostel mit Spruchbändern in einer Architekturrahmung.

Die Sockelzone trug ehemals eine Vorhangmalerei, von der aber nur noch wenig Originalsubstanz erhalten ist (**Abb. 18**).

Ein überraschendes Detail ist in der Nikolausszene der Ostwand zu finden (**Abb. 19**): Die kleine Abbildung einer Kirche mit einem niedrigen Turm mit Spitzdach – eine zeitgenössische Darstellung der Hausgereuter Nikolauskirche!

Der tiefere Blick

Von der Ausmalung fehlen zwar größere Teile, aber es ist so viel erhalten, daß nicht nur einzelne Szenen erkennbar sind, sondern auch der Gedanke dahinter.

Die *Leserichtung* der Bilder gibt auf den ersten Blick Rätsel auf. Die zeitliche Abfolge der Ereignisse im Leben Christi scheint durcheinandergelassen zu sein: Im Schiff erscheint mit der Passion zuerst das Ende der Geschichte, daran anschließend auf der Nordhälfte des Chorbogens mit Verkündigung und Heimsuchung der Anfang. Die Geschichte findet ihre Fortsetzung aber nicht auf der Südhälfte des Chorbogens, sondern im Chor selbst, mit Geburt und früher Kindheit Christi. Da in der christlichen Bildkunst zwischen Heimsuchung und Geburt keine weitere Szene vorgesehen ist, die sich vielleicht ehemals auf der Südhälfte befunden haben könnte, liegt die Leserichtung zweifelsfrei fest.

Vom Standpunkt des Mittelalters aus gesehen ist die Bildverteilung im Raum aber durchaus sinnvoll:

Das *Langhaus*, durch das die Kirche betreten wird, symbolisiert die reale Welt – und die Welt ist ein Jammertal. Dies wird sehr sinnfällig dargestellt durch die Leidensgeschichte Christi, die hier auch für die Leiden der Menschheit steht. Gleichzeitig besteht aber Hoffnung, weil Christus zur Erlösung der Menschheit am Kreuz gestorben und wieder auferstanden ist – wiederum verkörpert durch den Auferstehungschristus (siehe Abb. 15).

Der *Chorbogen* bildet eine Überleitung von der weltlichen in die sakrale Sphäre und steht für die Heilsverheißung an die Menschen. Die Erlösung wird bildlich vorbereitet durch die Darstellungen der Verkündigung und der Heim-suchung (siehe Abb. 16).

Im *Chor*, dem eigentlichen Sakralraum, nimmt die Heilsgeschichte ihren Lauf. Christus wird geboren, und bei der Beschneidung (die mit der Namensgebung verbunden ist) fließt zum ersten Mal sein Blut, das später entscheidend wird für die Erlösung der Menschheit (siehe Abb. 17).²⁶

Die Szenen aus dem Leben Christi lassen sich also zu einem schlüssigen und für den damaligen Betrachter sicher sofort nachvollziehbaren Bedeutungsinhalt zusammenfügen. Vergleichbare Erzählstrukturen sind auch für die verlorenen Malereien im südlichen Bereich der Kirche anzunehmen. Ein sinnfälliges Zusammentreffen der beiden Erzählstränge auf der Chor-Westwand wäre dann wahrscheinlich.

Die „Schauseiten“ des Chores (Nord-, West-, Süd-wand), die auch ohne Betreten des Chorraumes vom Schiff her weitgehend einsehbar sind, sind dagegen dem Kirchenpatron und den Aposteln gewidmet, die durch ihr Leben und Werk als Vorbild für die Gläubigen dienen.

Das *Geburtsbild* im Chor wartet mit einer weiteren Merkwürdigkeit auf: Maria ist doppelt vorhanden, aber Joseph fehlt (Abb. 20, siehe auch Abb. 17). Was ist hier passiert?

Wir haben die seltene Gelegenheit, einen Maler bei der Komposition und Ausführung eines Gemäldes zu beobachten.

Das Geburtsbild war zuerst in ganzer Breite der Wandfläche geplant und Maria wurde etwa in die Mitte der Bildfläche gemalt. Dann wurde während der laufenden Arbeiten eine Änderung beschlossen, nämlich eine Neuaufteilung der Bildfläche. Sie wurde durch ein senkrechtes Ornamentband zweigeteilt, um auf derselben Höhe wie die Geburt auch die Beschneidungsszene unterbringen zu können. Diese Maßnahme lässt sich dahingehend



Abb. 19: St. Nikolaus, Hausgereut: Chor Ostwand (Lunette), Detail mit Darstellung der Nikolauskirche.

Abb. 20: St. Nikolaus, Hausgereut: Chor Westwand (Lunette), Geburt Christi.

interpretieren, dass – wie schon weiter oben angedeutet – Geburt und Beschneidung Christi als gleichermaßen wichtig für das Heilsgeschehen betrachtet wurden.

Eine „neue“ Maria wurde in derselben Körperhaltung wie in der ersten Bildkomposition weiter links platziert, die bereits ausgeführte trat ihren Platz an Joseph ab und wurde übermalt. Bei der Freilegung wurde Joseph entfernt, die erste Maria kam wieder zum Vorschein. Ein Rest von seinem Nimbus zeugt noch von seiner ehemaligen Anwesenheit.

Aus älteren Berichten ist ersichtlich, dass die Freilegung sehr schwierig war, weil sich Malerei und Übertünchung fest verbunden hatten. Es ist gut möglich, dass der Restaurator die Figur des Joseph unabsichtlich entfernt hat, weil er sie einer jüngeren Übermalung zugeordnet hat.

In mittelalterlichen Bildern wird häufig eine Art *Zeichensprache* verwendet, die die gemalten Personen zu aktiv Handelnden macht.

Ein gutes Beispiel sind die Prophetenbilder in den Gewölbezwickeln. Die lebhaften Gesten ihrer Hände sind nicht zufällig. Zum Teil zeigt die eine Hand auf die Person selbst, die andere weist auf einen der anderen Propheten. Mit malerischen Mitteln in Form von Redegesten wird ein angeregtes Wechselgespräch verbildlicht, und zwar über die Grenzen der Bildfelder hinweg quer durch den ganzen Raum (siehe Abb. 18).

Diese „Gebärdensprache“ geht letztlich auf die antike Redekunst zurück. In der „*Institutio oratoria*“ des Quintilianus (1. Jahrhundert n. Chr.) z. B. sind genaue Anweisungen für die Gestik des Redners überliefert, besonders für die der Hände und Finger, da sie die Sprache der Wörter verstärken.²⁷ Einen Reflex darauf finden wir bei den Hausgereuter Propheten wieder.

Die auf der Chorsüdwand dargestellte Szene aus der Nikolauslegende hat folgende Geschichte zum Thema: Drei Offiziere werden bei Kaiser Konstantin unschuldig des Hochverrats angeklagt und zum Tode verurteilt. Daraufhin rufen sie den Hl. Nikolaus um Hilfe an. Dieser erscheint Kaiser Konstantin im Traum und droht ihm die Rache Gottes an, falls er das Urteil vollstrecken läßt. Sie werden freigelassen.²⁸

Uns interessiert aber weniger die Geschichte als die *Kleidung* der abgebildeten Personen. In mittelalterlichen Malereien werden üblicherweise die Hauptpersonen wie Christus oder die Apostel in antikisierenden Gewändern dargestellt, die einer römischen Toga ähneln, oder aber wie hier der Hl. Nikolaus in Pontifikalkleidung. Die anderen Personen treten dagegen in zeitgenössischer Kleidung auf, wie sie tatsächlich in Gebrauch war (Abb. 21).

Der Hl. Nikolaus erscheint im Bischofsornat, der sich seit dem Mittelalter nur wenig verändert hat. Im Bild sind die wichtigsten Bestandteile erkennbar. Auf dem Kopf trägt er die Mitra, in der linken Hand hält er den Bischofsstab. Bekleidet ist er mit einem langen weißen Untergewand, der Albe. Darüber trägt er eine Dalmatik, ein etwas kürzeres, seitlich offenes Ärmelgewand mit geradem Saumabschluss. Als Obergewand folgt die Kasel, ein voluminöser Überwurf ohne Ärmel.²⁹



Abb. 21: St. Nikolaus, Hausgereut: Chor Südwand (Lunette), Nikolauslegende: Gerichtsszene.

Der sitzende Kaiser Konstantin trägt ein gegürtetes mantelähnliches Gewand. Es dürfte sich um eine sogenannte Schaubehandeln, ein beliebtes Männer-Obergewand, das im 15. Jahrhundert vor allem als Amtstracht von Richtern, Universitätslehrern etc. getragen wurde. Dazu würde ein topfförmiger Hut, Birett genannt, gehören. Er ist auf dem Gemälde aber nur noch schwer zu erkennen.

Drei der vier Personen rechts neben dem Hl. Nikolaus (der erste ein Wächter, die übrigen die drei Offiziere), tragen lange, eng anliegende Beinlinge. Es sind keine zusammengenähten Hosen im heutigen Sinne, sondern getrennte Beinröhren, die mit Nesteln am Oberteil oder an einem Gürtel befestigt wurden.

Der Wächter trägt dazu ein körpernah geschnittenes kurzes Wams. Die andersfarbigen Ärmel dürften Teil des Wamses sein und nicht zu einem separaten Hemd gehören.

Der Offizier ganz rechts ist mit einer sogenannten Schecke bekleidet, ein dem Wams sehr ähnliches Kleidungsstück, das sich von diesem durch den Rockansatz unterscheidet. Auf der Brust ist ein Schlitz angebracht, der das darunterliegende Hemd sichtbar macht. Seine Beinlinge sind unterschiedlich gefärbt und folgen damit dem im Mittelalter sehr beliebten Mi-Parti-Stil (etwa „in der Mitte geteilt“).

Die abgebildeten Personen tragen, soweit erkennbar, spitze Schnabelschuhe oder -stiefel.³⁰

Gemälde sind eine wichtige Quelle für die Realienforschung. Darüber hinaus kann die abgebildete Kleidung innerhalb gewisser Grenzen einen Anhaltspunkt oder einen Terminus post quem für die Datierung des Bildes bieten.

Die Schnabelschuhe z. B. kommen gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus der Mode und werden durch die breiten Kuhmaulschuhe abgelöst. Die Schaubeh, im 15. Jahrhundert hauptsächlich Amtskleidung und bodenlang, wird im 16. Jahrhundert kürzer und allgemein getragen, manchmal auch von Frauen. Geschlitzte Kleidung kommt ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Mode.³¹

Die dargestellte Kleidung deutet im Wesentlichen auf eine Entstehung des Gemäldes in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Datierung in die Zeit um 1410/20 (siehe Anm. 21) erscheint damit weniger wahrscheinlich. Es tauchen allerdings gewisse Unklarheiten auf. So scheinen die kurzen Hosen (zweite Person von rechts) erst in der Landsknechtskleidung aus der Zeit um 1500 oder später aufzukommen. Für den dalmatikähnlichen Überwurf (dritte Person von rechts) konnte in der Literatur keine wirkliche Entsprechung gefunden werden. Am ehesten könnte es sich um eine Art Waffenrock handeln, wie er über Rüstungen getragen wurde.³² Der Grund für diese Unklarheiten könnte im Erhaltungszustand des Bildes liegen bzw. auf freie oder sogar falsche Ergänzungen bei einer Restaurierung zurückgehen.

Man stelle sich vor, dass heute im selben Geiste wie im Mittelalter eine Kirche ausgemalt würde:

Der Hl. Nikolaus würde Bischofsornat tragen wie hier, wäre also auch für unsere Augen ein gewohnter Anblick. Kaiser Konstantin trüge als Richter einen schwarzen Talar und wäre damit dem Kaiser im Hausgereuter Bild nicht unähnlich. Damit wäre es mit der Ähnlichkeit aber auch schon vorbei. Vielleicht hätte er stattdessen einen dunklen Anzug mit Krawatte an, was einen deutlich anderen Eindruck ergäbe. Dazu die Offiziere in Bundeswehruniform, der Wächter in Polizei-Grün ...

Auf einen Betrachter des 21. Jahrhunderts könnte das etwas befremdlich wirken und dürfte für reichlich Diskussionsstoff sorgen. Vielleicht müssen wir uns die Wirkung der damals „modernen“ Kunst auf einen Menschen des 15. Jahrhunderts ähnlich vorstellen.

Literatur

- Bruhn/Tilke 1941: Wolfgang Bruhn, Max Tilke: *Das Kostümwerk* (Berlin 1941).
- Honold/Schütt 1988: Nikolaus Honold, Kurt Schütt: *Chronik der Stadt Rheinau* (Ottersweier 1988), 45–47.
- Ev. Kirchengemeinde Linx (Hrsg.) 1969–71: *Ev. Kirchengemeinde Linx* (Hrsg.): *Kirche Linx*. Herausgegeben zur Renovierung 1969–71 (Linx 1969–71).
- Kühnel 1992: Harry Kühnel (Hrsg.): *Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung* (Stuttgart 1992).
- Müller 1965: Wolfgang Müller: *Die Ortenau als Chorturmlandschaft: ein Beitrag zur Geschichte der älteren Dorfkirchen*. In: *Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts* 18, 1965.
- Sachs/Badstübner/Neumann 1991: Hannelore Sachs, Ernst Badstübner, Helga Neumann: *Christliche Ikonographie in Stichworten* (Berlin/Leipzig 1991).
- Sauer 1960: Joseph Sauer: *Die Kunst in der Ortenau*. In: *Die Ortenau, Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden* 40, 1960, 365–368.
- Schmitt 1992: Jean-Claude Schmitt: *Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter* (Stuttgart 1992).
- Schüz 1990: Ulrich Schüz: *Was uns die Wandmalereien sagen*. In: *Kirchengemeinde Leutesheim* (Hrsg.), *Leutesheim, ein Dorf im Hanauerland und seine Kirche* (Leutesheim 1990).
- Treppe 1990: Hans-Jürgen Treppe: *Die evangelische Kirche in Leutesheim*. In: *Kirchengemeinde Leutesheim* (Hrsg.), *Leutesheim, ein Dorf im Hanauerland und seine Kirche* (Leutesheim 1990), 96–124.
- Wimmer/Melzer 2002: Otto Wimmer, Hartmann Melzer: *Lexikon der Namen und Heiligen* (Hamburg 2002).

Unpublizierte Literatur

Christoph-Inventar: Dr. Gertrud Christoph: Inventar der mittelalterlichen Wandmalereien in Süd- und Mittelbaden (1970-er Jahre, unpubliziert). Einsehbar beim RP Freiburg, Bau- und Kunstdenkmalpflege. Akten des RP Freiburg, Bau- und Kunstdenkmalpflege.

Abbildungsnachweis

Digitale Bildaufnahmen: Bernhard Wink

Anmerkungen

- 1 Linx und Leutesheim wurden von Bernhard Wink bearbeitet, Hausgereut von Regine Dendler.
- 2 Ev. Kirchengemeinde Linx (Hrsg.), 1969–71.
- 3 Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen in der evangelischen Pfarrkirche in Linx, Gemeinde Rheinau, Matthias Reinauer und Dr. Peter Schmidt-Thomé, 2004, in den Akten des RP Freiburg.
- 4 Bauhistorische Kurzanalyse von Burkhard Lohrum, 2002, in den Akten des RP Freiburg.
- 5 Beurteilung zum baulichen Zustand und Sanierungsvorschläge von Prof. Fritz Wenzel, 2002, in den Akten des RP Freiburg.
- 6 Christoph-Inventar.
- 7 Horst Leyendecker in Ev. Kirchengemeinde Linx (Hrsg.), 1969–71.
- 8 Restaurierungsbericht von Bernd Baldzuhn, 2003, in den Akten des RP Freiburg.
- 9 Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen in der evangelischen Pfarrkirche in Linx, Gemeinde Rheinau, Matthias Reinauer und Dr. Peter Schmidt-Thomé, 2004, in den Akten des RP Freiburg.
- 10 Müller 1965.
- 11 Treppe 1990, 96, 97.
- 12 Horst Leyendecker, Untersuchungsbericht an das Landesdenkmalamt, zitiert in Treppe 1990, 114–117.
- 13 Treppe 1990, 96.
- 14 zitiert in Treppe 1990, 98.
- 15 Treppe 1990, 96.
- 16 Horst Leyendecker, Untersuchungsbericht an das Landesdenkmalamt, zitiert in Treppe 1990, 114–117.
- 17 Schüz 1990, 133.
- 18 Treppe 1990, 117.
- 19 Honold/Schütt 1988, 45–47.
- 20 Sauer 1960, 365–368 – Christoph-Inventar.
- 21 Christoph-Inventar: zweite Hälfte 15. Jahrhundert; Schreiben des evang. Pfarramtes Rheinbischofsheim (1950) in den Akten des RP Freiburg: 1410/20
- 22 Christus im Elend: Christus erwartet nach der Kreuztragung die Kreuzigung. Sachs/Badstübner/Neumann 1991, 82–83.
- 23 Heimsuchung: Besuch Marias (der Mutter Jesu) bei Elisabeth (der Mutter Johannes des Täufers), während beide schwanger sind. Sachs/Badstübner/Neumann 1991, 170–171.
- 24 Heute würde man das sicher nicht mehr machen. Bestandsschutz geht vor Neugier, auch wenn sie wissenschaftlich begründet ist.
- 25 In der Literatur werden Beschneidung und Darstellung z. T. in umgekehrter Reihenfolge genannt (Sauer 1960, 365 – Berichte in den Akten des RP Freiburg). Die Beschneidung jüdischer Knaben findet jedoch traditionell am 8. Tag nach der Geburt statt, die Darstellung/Darbringung im Tempel aber am 40. Tag. Demnach muss die Szene direkt neben dem Geburtsbild die Beschneidung sein, auch wenn die Szenen erhaltungsbedingt etwas verunklärt sind (Sachs/Badstübner/Neumann 1991, 60 bzw. 92).
- 26 Es ist kein Zufall, dass heute nicht der 24. Dezember der Neujahrstag ist, sondern der 1. Januar. Dieser Tag fällt mit der Beschneidung Christi zusammen. Sachs/Badstübner/Neumann 1991, 60.
- 27 Schmitt 1992, 46–49.
- 28 Wimmer/Melzer 2002, 606.
- 29 Bruhn/Tilke 1941, 52/Taf. 30.

30 Bruhn/Tilke 1941, 57/Taf. 45, 59/Taf. 51, 62/Taf. 61 – Kühnel 1992, 7–8, 27–28, 81, 220–222, 259–260, 278–279.

Die Mi-Parti-Mode ist auch heute noch nicht ganz vergessen. Eine Variante davon erfreut sich neuerdings bei Skispringern großer Beliebtheit: Anzüge mit unterschiedlicher Vorder- und Rückseitenfarbe.

31 Kühnel 1992, 228–229.

32 Bruhn/Tilke 1941, 62–63/Taf. 64. – Kühnel 1992, 278.

Klosterdämmerung – Die Benediktinerabtei Schwarzach am Vorabend der Säkularisation*

Christoph Schmider

1 Einstimmung

Das Kloster Schwarzach ist Vergangenheit, schon mehr als zwei Jahrhunderte. Die Geschichte der Abtei, die rund tausend Jahre lang von Benediktinermönchen bewohnt und belebt war – in unterschiedlicher Intensität – endete definitiv am 25. April 1803. Eigentlich war es mit ihrer eigenständigen Existenz schon ein halbes Jahr früher vorbei, am 29. November 1802, mit der endgültigen Inbesitznahme durch die Markgrafschaft Baden. Und noch einmal etwa einen Monat zuvor, am 25. September 1802, hatte der zuständige badische Beamte die Abtei provisorisch in Besitz genommen und somit ihr Ende faktisch besiegelt.¹

Wenn wir heute auf die Geschichte dieses Gotteshauses zurückblicken, dann aus dem Wissen um dieses Ende heraus, und wir könnten in Versuchung kommen, die zu ihm führenden Entwicklungen als zielgerichtet zu interpretieren. Vieles fügt sich ganz gut ins Bild, wenn man die Ereignisse der letzten Jahrzehnte vor der Säkularisation aus der Rückschau betrachtet, und mit unseren historischen Kenntnissen könnten wir geneigt sein, das Ende des Klosters als unausweichliche Folge von Vorgängen und Entscheidungen anzusehen, die vom Konvent beeinflusst worden sind. Doch solch eine teleologische Herangehensweise ist – vorsichtig ausgedrückt – heikel und dürfte zudem kaum dem heutigen Verständnis von Geschichtswissenschaft entsprechen.

Vielleicht sollten wir lieber die Frage stellen, wie denn die Zeitgenossen, insbesondere die Bewohner des Klosters selbst, die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte gesehen haben. Wussten sie, dass es ihnen – nicht unbedingt ihnen persönlich, aber dem Kloster als Lebens- und Schicksalsgemeinschaft – an den Kragen gehen würde? Oder, anders formuliert, ab wann wussten sie es, ab wann konnten sie es wissen? Und wenn sie es ab einem bestimmten Zeitpunkt wussten, wirkte sich dieses Wissen dann auf ihr Leben und Handeln aus? Wenn ja, in welcher Weise? Bäumten sie sich auf, versuchten sie, den Fortbestand ihrer Gemeinschaft und ihrer Rechte zu sichern? Oder fügten sie sich ganz fatalistisch in ihr

* Um einige Anmerkungen und Quellennachweise erweiterter Festvortrag zur Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 4. Oktober 2009 in Rheinau-Freistett.

Schicksal und ließen, gewissermaßen von einer Art „Schreckstarre“ befallen, alles auf sich zukommen? Vertrauten sie auf Gesetz und Tradition, pochten auf ihre Rechte und darauf, dass ihnen vor diesem Hintergrund schon nichts passieren würde? Oder verhielten sie sich etwa wie die sprichwörtlichen Ratten, verließen das sinkende Klosterschifflein und versuchten jeweils für sich selbst das Beste aus der Situation herauszuschlagen?

Auf solche und ähnliche Fragen will ich in meinem Referat Antworten geben – oder, sollte ich vielleicht ein wenig bescheidener formulieren, ich will versuchen, mich an Antworten anzunähern. Mit dem Titel „Klosterdämmerung“ spiele ich darauf an, dass es schon vor dem endgültigen „Aus“ für die Abtei Schwarzach so etwas wie eine Endzeitstimmung gegeben hat, dass das Ende nicht aus heiterem Himmel kam, dass sich die Säkularisation und die Aufhebung des Klosters nicht erst in den Wochen, Monaten oder Jahren unmittelbar davor ankündigten, sondern schon deutlich früher hätten erahnt werden können.

Die Gliederung meines Referats sieht folgendermaßen aus: Zunächst will ich in einigen groben Strichen ein Bild der Geschichte Schwarzachs von den Anfängen bis zu seinem abrupten Ende zeichnen. Dann will ich einige wesentliche geistes- und kirchengeschichtliche Entwicklungen der letzten zehn bis fünfzehn Jahrzehnte vor der Schwarzacher „Klosterdämmerung“ skizzieren, und zuletzt will ich mich noch etwas gezielter und detaillierter einigen Aspekten der Geschichte des Klosters zuwenden.

2 Zur Geschichte des Klosters Schwarzach

Wann genau das Kloster Schwarzach gegründet wurde, wissen wir nicht, doch dürften seine Anfänge ins 8. Jahrhundert zu datieren sein. Der Pirminsvita zufolge – die freilich keineswegs eine exakte historische Quelle, sondern eine mehr oder minder stark legendenhaft ausgeschmückte Erzählung ist – soll der heilige Pirmin nicht nur das Benediktinerkloster auf der Reichenau, sondern später auch Schwarzach gegründet haben. Manches deutet freilich darauf hin, dass es sich bei Schwarzach nicht um eine Neugründung handelt, sondern um einen vermutlich noch im 8. Jahrhundert hierher verlegten Konvent, den der auch als Mitgründer des Gengenbacher Klosters bekannte Graf Ruthard um 749 auf der Rheininsel Arnulfsau gestiftet hatte.²

Der erste schriftliche Beleg für die Existenz des Klosters Schwarzach datiert aus dem Jahr 817 und findet sich im Kapitulare Ludwigs des Frommen über den Kriegsdienst der Abteien. Drei Jahrhunderte später, einer Urkunde aus dem Jahr 1104 zufolge, war das Kloster wirtschaftlich fast völlig zugrunde gerichtet, und auch in geistig-geistlicher Hinsicht dürfte es seinerzeit

nicht zum Besten bestellt gewesen sein. Einen deutlichen Aufschwung erlebten Abtei und Konvent unter dem von 1144 bis 1154 regierenden Abt Konrad, der aus Hirsau gekommen war. In Konrads Amtszeit fiel auch der Beginn eines Klosterneubaus, der sich an den Hirsauer Reformideen orientierte. 1299 und dann noch einmal 1330 brannte es im Kloster, wobei die Schäden jeweils beträchtlich waren. Eine gut gemeinte, aber sehr folgenreiche Entscheidung traf der von 1410 bis 1437 regierende König Sigismund im Jahr 1422, als er Schwarzach dem Schutz durch die Markgrafen von Baden unterstellte.

Die Badener versuchten fortan, Schwarzach völlig unter ihre Landeshoheit zu bringen. Zwar blieben diese Versuche bis zuletzt – rein juristisch gesehen – erfolglos, doch die Auseinandersetzungen kosteten die Abtei viel Kraft und Geld. Und de facto hatte Baden die Landesherrschaft und die Landeshoheit sehr wohl nach und nach an sich gezogen, was schließlich in einem 1790 geschlossenen provisorischen Vergleich festgeschrieben wurde. Ein seit dem frühen 18. Jahrhundert vor dem Reichskammergericht in Wetzlar anhängiger Prozess, der die finanzielle Handlungsfreiheit des Klosters sehr stark eingeschränkt hatte, war auch im Jahr 1802 noch nicht entschieden. Durch die Aufhebung infolge der Säkularisation war dieser Prozess natürlich obsolet geworden, denn nun hatte sich Baden endgültig geholt, was es schon seit fast 400 Jahren haben wollen.

Doch ich habe vorgegriffen. Stark gefährdet wurde der Fortbestand der Abtei durch die Reformation und den Bauernkrieg. Am 25. April 1525 wurde sie durch den sogenannten „Schwarzacher Haufen“ geplündert und verwüstet, sodass das monastische Leben völlig zum Erliegen kam. In der Folgezeit musste sich das Kloster nicht nur gegen die badischen Herrschaftsansprüche zur Wehr setzen, sondern auch dagegen, dass die Markgrafen die Reformation nach Kräften förderten – so regierte von 1570 bis 1571 ein reformierter Abt. Und noch bis weit ins 17. Jahrhundert hinein lebten meist nur drei bis fünf Mönche in Schwarzach, weshalb von einem „richtigen“ Konvent kaum die Rede sein konnte.

Den Dreißigjährigen Krieg überstanden zwar die Gebäude der Abtei weitgehend unbeschadet, doch wurde das Kloster mehrfach ausgeraubt. Versuche, das monastische Leben dadurch zu fördern, dass sich der Konvent der Bursfelder Reformkongregation anschloss, scheiterten sowohl im Jahr 1607 als auch 1654 – in dieser Hinsicht hatte Schwarzach ausnahmsweise einmal nicht Baden zum Gegner, sondern den Straßburger Bischof. Wirtschaftlich kam die Abtei bis zuletzt nicht mehr recht auf die Beine, sondern häufte immer mehr Schulden an.

Insofern war die Säkularisation für Baden kein gutes Geschäft.³ Zwar besaß die Abtei umfangreichen Hof- und Grundbesitz, und

die jährlichen Einkünfte schienen mit mehr als 32 000 Gulden durchaus nennenswert. Allerdings bestanden auch fixe Verpflichtungen in Höhe von gut 20 000 Gulden per anno, die unter anderem für Löhne und Gehälter, aber auch für Zins und Tilgung von Krediten aufzubringen waren. Von den verbleibenden rund 12 000 Gulden wurden die Pensionen der säkularisierten Konventualen bezahlt, sodass unterm Strich kaum noch etwas fürs badi-sche Staatssäckel übrig blieb. Bei der Aufhebung hatte das Kloster noch rund 20 Insassen. Sechs von ihnen, darunter der am-tierende und der resignierte Abt, wurden pensioniert, einige kamen ins Kloster Gengenbach, mehrere Priester-mönche wurden in den Weltpriesterstand versetzt und arbeiteten fortan in der Pfar-seelsorge in Vimbuch, Stollhofen und Söllingen sowie Schwarzach. Die beiden Novizen erhielten jeweils eine Abfindung – so würde man das wohl heute nennen – in Höhe von 1000 Gulden und wurden entlassen.

Die Paramente und Kirchenggeräte wurden weggebracht, nur diejenigen, die für die neu errichtete Pfarrei Schwarzach erforderlich waren, blieben an Ort und Stelle. Die Vorräte, die beweglichen Gerätschaften und ein Teil der Felder wurden versteigert und brachten einen Erlös von rund 11 700 Gulden. Auch mehrere Nebengebäude wurden verkauft, während in einem Teil der Hauptgebäude die provisorische Verwaltung untergebracht wurde. Außerdem wurden die Bibliotheksbestände mehrerer säkularisierter Klöster vorübergehend nach Schwarzach verlagert, geordnet und anschließend auf dem Wasserwege nach Karlsruhe und Heidelberg verbracht. Anschließend wurden in der ehemali-gen Abtei verschiedene nicht unbedingt florierende Gewerbe- und Industriebetriebe angesiedelt, darunter Textilfabriken, eine Zuckersiederei und eine Tabakfabrik, und zudem dienten mehr-fach Teile der Klosteranlage als Lazarett. In den 1840er-Jahren schließlich wurden mehrere Gebäude abgerissen, sodass heute von der einstmals imposanten Abtei nur noch wenig mehr als die – freilich überaus sehenswerte! – Kirche übrig geblieben ist.

3 Kirchengeschichte im 18. Jahrhundert – Aufklärung und antimonastische Ressentiments

Nach diesem „Schweinsgalopp“ durch gut tausend Jahre Ge-schichte nun zum eigentlichen Thema und zu den eingangs ge-stellten Fragen. Wie gingen die Angehörigen des Konvents im ausgehenden 18. Jahrhundert mit der Situation um, die uns in der Rückschau wie eine „Klosterdämmerung“ vorkommen mag? Dämmerte ihnen, was auf sie zukommen würde? Versuchten sie, ihr Schicksal zu wenden, resignierten sie und fügten sich, oder

benahmen sie sich wie die sprichwörtlichen drei Affen, die nichts sehen, nichts hören und nichts sagen wollen?

Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien publizierte im Jahr 1788 seine drei Bände umfassende „*Historia Nigrae Silvae*“, eine groß angelegte Darstellung der Geschichte Südwestdeutschlands zwischen Oberrhein, Neckar und Bodensee.⁴ Der von 1720 bis 1793 lebende Gerbert, einer der großen Universalgelehrten des 18. Jahrhunderts, gliedert darin das 18. Jahrhundert in zwei Abschnitte: Einen bis etwa zur Jahrhundertmitte reichenden ersten, der durch enorme politische Veränderungen geprägt war, und einen zweiten, in dem sich das Glaubensleben sowie Stand und Stellung der Kirche grundlegend umwälzten.⁵ Aus heutiger Sicht würde man Gerberts Einschätzung wohl nicht in allem unterschreiben wollen, und auch er selbst wäre wohl zu einer anderen Beurteilung gelangt, hätte er die Folgen der Französischen Revolution noch erlebt. Gleichwohl stellt Gerberts Perspektive einen guten Ausgangspunkt für den angestrebten Blick auf die Geschichte der Abtei Schwarzach in ihren letzten Jahrzehnten dar.⁶ Was also sind – kirchenpolitisch und kirchengeschichtlich gesehen – die wichtigsten Entwicklungen jener Zeit?

Gewissermaßen zur kirchengeschichtlichen Allgemeinbildung gehört es zu wissen, dass das christliche Leben hierzulande im Hochmittelalter eine besondere Blütezeit erlebt habe, die von einem sich immer mehr verstärkenden Niedergang gefolgt worden sei, der fast zwangsläufig zur reformatorischen Kirchenspaltung und dem sich hierin wie in den daraus resultierenden Glaubenskriegen manifestierenden Tiefpunkt geführt habe.⁷ Angestoßen vom Konzil von Trient, getragen und gefördert von heiligmäßigen Gestalten und neuen oder an Haupt und Gliedern reformierten Ordensgemeinschaften, sei es spätestens ab der Mitte des 17. Jahrhunderts zu einem erneuten Aufschwung gekommen, der bis weit ins 18. Jahrhundert hinein angehalten habe.

In der öffentlichen wie in der privaten Frömmigkeit, in der kirchlichen Kunst und Kultur wie in der Liturgie sei es zu einem geradezu überbordenden, in jeglicher Hinsicht opulenten, bunten und lebensfrohen religiösen Leben gekommen, das, teils gezielt, teils mehr oder minder unbewusst, als Gegenentwurf zur Schlichtheit und Rationalität der reformierten Kirchen gedacht war. „Barocke Pracht“ also herrschte allenthalben, und manche geistliche Institution gab viel Geld – eigenes wie geliehenes – dafür aus, sich und ihre Bedeutung zu inszenieren und ins rechte Licht zu rücken. Der sprichwörtliche „Bauwurm“ verbreitete sich seinerzeit unter den geistlichen und weltlichen Potentaten ähnlich epidemisch wie heute mancher Computerschädling.

Nahezu zeitgleich aber entwickelte sich eine Gegenbewegung, die mehr auf die „inneren Werte“ der Kirche setzte, wobei auch

hier der Protestantismus, insbesondere in seiner pietistischen Ausprägung, exemplarische oder katalytische Wirkung zeitigte. Noch eine weitere geistesgeschichtliche Strömung, deren Ursprung und hauptsächliche Ausformung außerhalb der katholischen Kirche liegen, entfaltete zunehmend prägenden Einfluss: die Aufklärung. Wenn man die „katholische Aufklärung“ als eine Erscheinungsform des Glaubens versteht, der es vor allem um die *„die Reflexion des Glaubens über sich selbst, über sein Wesen und seinen Inhalt“* zu tun ist, *„wobei alle kritischen Faktoren aufgeboten werden, mit denen die Vernunft arbeiten kann“*, dann müsste man den im Pietismus vorherrschenden, *„nach Verwirklichung drängenden, sich im Tatbeweis bewährenden Glauben“*⁸ als Gegensatz dazu verstehen, wobei sich die Spannung zwischen diesen beiden Grundströmungen als überaus fruchtbar gerade für die theologische Entwicklung der katholischen Kirche erwies.

Im gesamten 18. Jahrhundert also bewegte sich die katholische Kirche in einem Spannungsfeld gegenläufiger Tendenzen. Auf der einen Seite der Aufschwung des Glaubenslebens in seinen vielfältigen Ausprägungen, auf der anderen Seite die von aufgeklärtem Gedankengut getragene Beförderung einer rationalen, auf das Wesentliche reduzierten religiösen Praxis. Es gab also, gerade im 18. Jahrhundert, den Gegensatz zwischen „barocker“ Pracht und „rationalistischer“ Schlichtheit, und das in unmittelbarer räumlicher und zeitlicher Nachbarschaft: Während einerseits prunkvolle Kirchengebäude entstanden, in denen künstlerisch üppig ausgestattete Gottesdienste zelebriert wurden, während sich eine bunte und lebensfrohe Volksfrömmigkeit entwickelte, sollte andererseits, in der Regel von oben verordnet, die Religionsausübung auf ihr „Kerngeschäft“ der – für jedermann verständlichen – Verkündigung zurückgeführt werden.

Besonders eindrücklich manifestierten sich diese gegenläufigen Tendenzen in den Ordensgemeinschaften und Klöstern, die, so der allgemeine Konsens, im 18. Jahrhundert *„ihre größte Blüte“* erlebten, was sich nicht zuletzt in *„einer alle Lebensbereiche umfassenden, zugleich aber übersteigenden Kultur zeigte“*.⁹ Man kann dies sicherlich teilweise als Reaktion auf die Glaubensspaltung und die existenziellen Bedrängnisse der zahlreichen Kriege erklären. Ähnlich bedeutsam ist aber auch die sich in jener Zeit entwickelnde neue Vorstellung davon, wie die Nachfolge Christi im monastischen Leben verwirklicht werden könne: Nicht mehr Weltabgeschiedenheit und Kontemplation galten als Ideal, sondern viele Ordensgemeinschaften maßen nun dem Apostolat unter den Menschen große Bedeutung bei und versuchten, ihren so verstandenen Auftrag durch physischen und geistlichen Beistand zu erfüllen. Und wo die Orden nicht von sich aus die Zei-

chen der Zeit verstanden, wurden sie, wie beispielsweise in Österreich in der zweiten Jahrhunderthälfte, durch aufgeklärte Monarchen nachdrücklich dazu angehalten. Dieses verstärkt in die Welt hinein gerichtete Wirken der Kirche manifestierte sich in Wissenschaft, Forschung und Lehre, im seelsorgerlichen und sozialen Engagement sowie in Kunst und Architektur.

Nun wäre es allerdings reichlich verwegen, den unter den Kirchenoberen des 18. Jahrhunderts grassierenden „Bauwurm“ auf besonders ausgeprägten pastoralen Eifer zurückzuführen oder auf das Bestreben, den Willen Gottes zu erfüllen und anschaulich zu machen. Nein, auch Bischöfe und Äbte waren Kinder ihrer Zeit und standen in ihrem Repräsentationsbedürfnis den weltlichen Fürsten in der Regel nicht nach: Wer Fürst war – oder sich als solcher verstand – benötigte eine „fürstliche“ Residenz. Insofern ist es leicht einsichtig, warum das in den letzten Jahren zu so trauriger Berühmtheit gelangte Salem in der Öffentlichkeit vor allem als Schloss und nicht als Kloster wahrgenommen wird.

Die Prälaten der Abtei Schwarzach unterschieden sich in dieser Hinsicht nicht von ihren Kollegen in anderen Konventen und waren keineswegs immun gegen den „Bauwurm“. Keinen Geringeren als Peter Thumb beauftragte der von 1711 bis 1728 amtierende Abt Bernhard Steinmetz damit, die Pläne für einen Klosterneubau zu entwerfen, die dann zwischen etwa 1724 und 1732 realisiert wurden.¹⁰ Peter Thumb war zu jener Zeit als „Klosterbaumeister“ ganz groß im Geschäft und wirkte unter anderem in St. Peter auf dem Schwarzwald, in Ebersmünster, in Ettenheimmünster, in Friedenweiler oder in Frauenalb – ihn verpflichten zu können dürfte also, ungeachtet seiner unbestrittenen Fähigkeiten, zugleich so etwas wie ein Statussymbol gewesen sein.¹¹

Repräsentationsbedürfnis und Statusgefühl spielten bei der Bautätigkeit der Bischöfe und Prälaten eine bedeutende Rolle, aber auch so „niedere“ Beweggründe wie Nachahmungstrieb und Konkurrenzdenken sind oftmals nicht von der Hand zu weisen. Um noch einmal auf Salem zurückzukommen: Die Äbte beschränkten sich nicht allein auf den Ausbau ihres Klosters zu einer Barockresidenz, sondern ließen auch im eigens dazu vergrößerten Turm der Klosterkirche ein Geläute installieren, das in seiner Größe und klanglichen Opulenz das der Konstanzer Bischofskirche deutlich in den Schatten stellte. Und auch das von ihnen geschaffene „Barockjuwel am Bodensee“¹², die Wallfahrtskirche Birnau – sie gilt vielen als das Meisterwerk Peter Thumbs schlechthin –, trägt unverkennbar repräsentative Züge.

Eindeutiges Konkurrenzdenken zwischen benachbarten geistlichen Institutionen lässt sich auch in kleinerem Maßstab immer wieder feststellen, so etwa zwischen den beiden in Sichtweite voneinander auf den Höhen des Schwarzwaldes gelegenen Klös-

tern St. Märgen – ein recht kleines Augustiner-Chorherrenstift – und St. Peter – eine nicht viel größere Benediktinerabtei – die ihre barocken Neubauten zwischen 1716 und 1727 erstellten. Hans-Otto Mühleisen beschreibt den Vorgang folgendermaßen:

„Als man 1716 in St. Märgen mit dem Bau einer neuen Kirche begann, war dies für St. Peter in gewisser Weise eine Provokation. (...) Wenn nun das noch nicht einmal als Kloster restituierte, vergleichsweise unbedeutende St. Märgen statt einer Reparatur der Brandruine einen richtigen barocken Neubau erstellte, sah St. Peter daneben – im Wortsinn – alt aus. Es ist sicher kein Zufall, dass St. Peter 1717 begann, seine Kirche wenigstens mit einer barocken Fassade und einem größeren Kirchturm auszustatten, ein Aufwand, der für ein Provisorium nicht angemessen gewesen wäre. (...) Als er [= Abt Ulrich Bürgi] dann im April 1725 mit dem Konstanzer Weihbischof zur Kirchweihe nach St. Märgen kam, war der st. petrinische Bau schon soweit fortgeschritten, dass die unterschiedlichen Größenordnungen sichtbar wurden und somit die Relation der beiden Klöster auch wieder augenfällig war. (...) Für St. Peter war die Konkurrenz des zurückgekehrten Chorherrenstiftes zumindest ein zusätzliches Motiv für die Errichtung einer Klosterkirche, deren Dimensionen weder durch die Größe des Konvents noch durch die der Gemeinde erklärt werden können.“¹³

Auch das vielleicht imposanteste Klosterbauprojekt des 18. Jahrhunderts in unserer Region, der Neubau der Benediktinerabtei St. Blasien mit ihrem riesigen Dom, war nicht allein vom Wunsch getragen, dem Ruhm des allmächtigen Gottes zu dienen. Vordergründig war der Bau schlicht eine zwingende Notwendigkeit, war doch das Kloster im Jahr 1768 einer gewaltigen Brandkatastrophe zum Opfer gefallen, zugleich aber sollte er von der Finanzkraft und der politischen Bedeutung des gefürsteten Reichsstifts wie von seiner künstlerischen Leistungsfähigkeit und vom Ruhm seines Fürstabtes künden.

Von der regen Bautätigkeit der geistlichen Institutionen nehmen wir heute vor allem den künstlerischen Wert wahr. Für viele Zeitgenossen dürfte sie von weit profanerer Bedeutung gewesen sein, verschaffte sie doch zahlreichen Handwerkern und Tagelöhnern aus der Region Lohn und Brot. Nicht wenige Klöster bemühten sich auch ganz direkt um die Wirtschaftsförderung – aus durchaus egoistischen ökonomischen Motiven heraus: Ich denke beispielsweise an jene Schwarzwaldklöster, die Uhren- und Musikinstrumentenbau oder Glasmacherei betrieben oder die Ansiedlung entsprechender Betriebe in ihren Territorien ermöglichten. Auch die wirtschaftlich zuletzt sehr erfolgreiche badische Staatsbrauerei in Rothaus wurde von einem Kloster, nämlich St. Blasien, gegründet.

Mit diesem kleinen Ausflug in die Gastronomie sind wir nun mitten in der für die Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts so wichtigen Aufklärung angelangt. Mit dem Bau der Brauerei in Rothaus verband der Fürstabt von St. Blasien nicht nur wirtschaftliche, sondern auch pädagogische Zwecke: Hierdurch sollte nämlich der im Schwarzwald teilweise exzessiv betriebene Schnapskonsum eingedämmt werden. Bildung und Erziehung gewannen im Verlauf des Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung und wurden gerade von geistlichen Institutionen gezielt gefördert. Dabei stand keineswegs nur der je eigene Nachwuchs im Fokus. Manche Orden erkoren Schule und Unterricht zu einem zentralen Ziel ihres Wirkens und erhielten dadurch eine zusätzliche Daseinsberechtigung: Zu nennen wären beispielsweise die Jesuiten, die bis zur Aufhebung des Ordens im Jahr 1773 die Freiburger Universität¹⁴ prägten oder in Konstanz für das mittlere und höhere Schulwesen zuständig waren.¹⁵ Doch auch außerhalb der Städte bemühten sich Ordensniederlassungen um die Schulbildung, so etwa in der Zisterzienserabtei Tennenbach¹⁶ – einer der dort als Lehrer tätigen Patres, Bernhard Boll, wurde übrigens 1827 erster Erzbischof von Freiburg.

Diese weit über den eigentlich pastoralen Bereich hinausreichenden Aktivitäten wurden theologisch begründet. Dahinter stand die Überzeugung, die gesamte Welt in all ihren Erscheinungen sei letztlich aus dem Willen des Schöpfers entstanden und es sei mithin der Kirche geboten, die Talente und Fähigkeiten der Menschen zu fördern. Im Kirchenbau, bei der Ausgestaltung der Liturgie, in der Wissenschaft und in der Lehre konnte das Beste zum Lob des Schöpfers nicht gut genug sein, und auch der größte Aufwand war nichts anderes als der anschaulich gemachte Wille des Allerhöchsten und allein dadurch schon gerechtfertigt.¹⁷

Spätestens seit sich im Österreich Maria Theresias und Josephs II. die bevorstehende Aufhebung der Klöster abzeichnete, wurde klar, dass nur jene würden überdauern können, deren Wirken aus aufgeklärt-rationalem Denken heraus als „nützlich“ anzusehen war. Nun erhielten zunehmend ganz pragmatische Nützlichkeitsüberlegungen eine handfeste Grundlage. Gleichwohl dürfte in den ersten beiden Jahrhundertdritteln kaum jemand so hell-sichtig gewesen sein, dass er in den staatskirchenrechtlichen Veränderungen seit Reformation und 30-jährigem Krieg schon den Keim der letztlich zu Säkularisation und Mediatisierung führenden Entwicklung erkannt hätte.

Dadurch kam es freilich bisweilen zu abenteuerlichen Ungleichzeitigkeiten, so etwa im rechtsrheinischen Teil des Bistums Straßburg. Da absolvierte Fürstbischof Louis René Edouard de Rohan vom 11. bis zum 15. Juli 1789 eine mit spätab-solutistischem Pomp geradezu zelebrierte Visitationsreise durch seine

Ämter Oppenau und Ettenheim, also just in den Tagen, als in Paris mit dem Sturm auf die Bastille die Revolution losbrach.¹⁸

Diese entwickelte, wie Sie wissen, recht schnell kirchen- und klosterfeindliche Tendenzen. Die geistigen Grundlagen der französischen Revolution erwiesen sich in ihrem Gefolge als „Export-schlager“, und so wurde auch außerhalb Frankreichs das Klima für die Kirche, insbesondere aber für die Ordensgemeinschaften, sehr rasch ziemlich rauh. Die Ideen und Vorstellungen lagen freilich in der Luft und wurden keineswegs erst von den französischen Revolutionären erdacht. Nein, Gegner der Klöster und der monastischen Lebensform gab es auch andernorts, und einige der schärfsten Kritiker des Klosterlebens kamen selbst aus dem Ordensstand.

Manche Zeitgenossen, darunter gerade auch besonders aufgeklärte, sahen in den Klöstern Relikte eines vermeintlich finsternen Mittelalters. Sie galt es zu beseitigen, um endlich die Menschen von diesem Joch befreien zu können. Typisch ist eine gern zitierte Äußerung von Friedrich Carl von Moser¹⁹ aus dem Jahr 1787:

„Da sprach Gott abermals: Es werde Licht. Religion und Vernunft suchten ihre verlorne Rechte wieder. Das unmoralische, lasterhafte Leben der Geistlichen, ihr Stolz, Herrschersucht, Habsucht und Tyrannie empörte den gemeinsten Menschenverstand, die Pfaffheit ward das Scandal und der Spott des Volks, die durch Wiederkehr der Wissenschaften in Deutschland hie und da erwachte helle Köpfe schwungen die Geißel der Satyre über den Rücken der faulen Mönche, die untere Geistlichkeit begann über das ärgerliche Leben und Geiz ihrer Bischöfe zu seufzen“²⁰.

Und ein anderer Autor, Christian Thomasius²¹, hatte sich schon im Jahr 1707 äußerst despektierlich über die Mönche im Allgemeinen und Besonderen geäußert, wenn er schrieb:

„Mönche aber sind von Natur unvernünftige Thiere, nemlich im höchsten Grad abergläubisch, entweder tumm, oder arglistig“²².

Um dieses negative Bild noch ein wenig zu ergänzen: Die Mönche, so behauptete die in den 1780er-Jahren in Ulm und Freiburg erscheinende Zeitung „Der Freimüthige“, hätten dazu beigetragen, „anstatt einer heitern, liebenswürdigen, weisen, und den Vorschriften der Vernunft harmonierenden, mit einem Worte göttlichen Religion die abscheulichen Geburten einer kranken Einbildung, und eines trübsinnigen Fanatismus auf den Schauplatz zu stellen“.²³ Die Folgen, so „Der Freimüthige“ weiter, waren dramatisch: „Der höchste Jammer, der aus diesem beschaulichen, einsamen, und geschäftslosen frommen Leben hervorging, war der Fanatismus, der die sanfte Religion Jesu mit Blut befleckte und das Lamm umwandelte in einen reißenden Tiger“.²⁴

4 Letzte Reste der alten Herrlichkeit

Ich habe vorher auf die Ungleichzeitigkeiten ausgangs des 18. Jahrhunderts hingewiesen und als Beispiel eine Visitationsreise des Straßburger Bischofs in seine rechtsrheinischen Territorien erwähnt, die etwa zu der Zeit stattfand, als in Paris die Revolution losbrach. Dabei hätte ich gar nicht so weit gehen müssen, denn auch das Kloster Schwarzach bietet ein schönes Beispiel dafür, wie disparat und vielschichtig sich die Geschichte in jenen Jahren entwickelte. Anfang April 1790, da war in Frankreich die Revolution schon weit vorangeschritten, wählten die Konventualen in Schwarzach einen neuen Abt, nachdem der bisherige, Anselm Gaukler, zurückgetreten war. Über den äußerlichen Verlauf des Wahlakts gibt es einen schönen Bericht aus der Sicht der markgräflich-badischen Wahlkommissare, demzufolge es bei dieser Wahl nach allen Regeln des adlig-höfischen Zeremoniells zugegangen sein muss.²⁵

Den Termin für die Wahl setzte das Bischöfliche Ordinariat Straßburg fest, und zwar auf Mittwoch, den 7. April 1790. Nachdem das Kloster

„hievon den Herrn Marggraven zu Baden Hochfürstl[iche] Durchl[auch]t als seines Landesfürsten, Schuz und Schirmherrn, auch Erb Kasten Vogt durch zwey Klösterl[iche] Deputirte Persohnen überreichten Schreibens benachrichtiget hatte, haben Höchstgedacht des Herrn Margg[raven] Hochfürstl[iche] D[ur]chl[auch]t dero wirklichen adelichen Geheimen Rath Freyh[err] Von Edelsheim, ingleichen ihren wirklichen geheimen Rath und Obervogt Krieg zu Rastat als Landesfürstl[iche] Commisarien zu dem Wahl acta abgeordnet, um dasjenige dabei zu beobachten, was Höchstihnen als Landesfürst, Schutz- und Schirmherrn und Erbkastenvogt des Klosters zustehet.“

Die beiden Abgesandten des badischen Markgrafen machten sich also am 6. April 1790 auf den Weg nach Schwarzach, wobei sie ganz standesgemäß *„in einem sechsspännigen Herrsch[aft]l[ichen] Wagen nebst einem Secretario Commissionis mit einer Bedienung von zwey Hoflaquayen“* reisten.

Der Sekretär wurde zusammen mit einem Rittknecht vorausgeschickt, um im Kloster das Nahen der Kommission zu melden. Sie musste ja mit angemessenem Zeremoniell empfangen werden, was einige Vorbereitungen erforderte. Die hohen Herren selbst kamen gegen Abend in der Abtei an. An der inneren Klosterpforte warteten schon der Prior, P. Benedikt Wehrle – in dem Bericht leicht französisiert „Werlé“ genannt –, und mehrere Konventualen, um den Abgesandten des Landesherrn die Honneurs zu machen. Sofort nach dem Austausch der gewöhnlichen Höflichkeits-

floskeln und Komplimente wurden die Herren vom Prior in den besten Zimmern im Obergeschoss einquartiert. Bei dieser Gelegenheit übergaben sie ihm auch das Antwortschreiben des Markgrafen, „welches ermelter P. Prior unter unterthänigster Dankserstattung für die Absendung der Landesfürstl[ichen] Commission abnahm“.

Der Straßburger Weihbischof und Generalvikar Jean Jacques Lantz²⁶, der schon früher in Schwarzach angekommen war, statete der badischen Kommission gleich darauf einen Besuch ab. Ihn begleiteten die Äbte aus Gengenbach und Ebersmünster und der zurückgetretene Schwarzacher Abt Anselm II. Kaum waren der Weihbischof und die anderen geistlichen Würdenträger wieder in ihre Gemächer zurückgekehrt, machten die badischen Kommissare einen Gegenbesuch und wurden anschließend durch zwei Klosterbrüder zum Abendessen geführt.

Am folgenden Tag, es war der 7. April 1790, sollte dann die eigentliche Abtwahl stattfinden. Was die beiden badischen Abgesandten dabei erlebten, möchte ich Ihnen mit ihren eigenen Worten in einem etwas längeren Zitat schildern, wobei ich allerdings die mitunter sehr barocken Satzkonstruktionen ein wenig gekürzt und vereinfacht habe.

„Mitwoch d[en] 7ten frühe zwischen 7 und 8 Uhr wurde denen H[er]re[n] Commissarien durch eine Capitul-Deputation (...) hinterbracht, daß das Capitul im refectorio (...) versammelt seyn, und gewärtigen wollen, ob der Hochfürstl[ichen] Commission, dem Capitul No[mi]ne Serenissimi (...) etwas vorzutragen belieben mögte. Commissio begab sich hiernach ceremonialiter (...) ins Refectorium, woselbst sich die Capitularen versammelt hatten. Commissarii setzten sich auf die für sie bereitete zwey Lehnssessel (...) nieder, und Commissarius primus hielt eine Anrede, in welcher Er die (...) Capitularen des Fürstl[ichen] Schuzes und Schirmes versicherte, und sie ermahnete, die Wahl nach ihren Pflichten auf eine Persohn zu richten, welche dem Klösterl[ichen] Werden im Geistlichen und Zeitlichen aufs beste vorzustehen im stande wäre und von der man sich verstehen könne, daß sie zugleich durch ein friedliebendes, sanftmüthiges Betragen die innere und äußere Ruhe des Klosters zu erhalten, auch die gegen das Hochfürstl[iche] Hause Baden tragende Pflichten aufs genaueste zu befolgen beflissen seyn werde“.

Am anschließenden Gottesdienst, mit dem die Wahl eingeleitet wurde, nahmen die Kommissare nicht teil, obwohl für sie „der Ehrenstuhl an dem gewöhnlichen Orte vor dem Hohen Altar“ bereitstand. Auch vom eigentlichen Wahlakt, der von Weihbischof Lantz geleitet wurde, hielten sich die badischen Abgesandten fern, ebenso wie von der förmlichen öffentlichen Bekanntgabe des Wahlergebnisses in der Klosterkirche. Nicht lange danach kam wieder eine aus zwei Konventualen bestehende Abordnung

zu den badischen Abgesandten und meldete, dass der Weihbischof mittlerweile den neuen Klostervorsteher – gewählt war Pater Hieronymus Krieg – in die Abtswohnung gebracht habe und dort auf sie warte.²⁷

„Commissarii“ so heißt es in dem Bericht weiter, *„begaben sich hierauf in das nemliche Zimmer, und der Herr Weybischof stellte ihnen den neuen Herrn Prälaten mittelst einer lateinischen Rede vor, und empfahl ihn nebst dem Gotteshaus zu Serenissimi (...) höchsten Hulden und Gnaden; worauf er sich sodann entfernte. Commissarii Badenses setzten sich auf die für sie zubereitete Lehnstühle nieder, hinter welche sich der Actuario stellte, und auf der rechten Seite derselben setzte sich der neu erwählte Herr Abt gegen den ersten Herrn Commissarium gewendet ebenfalls auf einem Lehnstuhle nieder. Der erste Commissarius hielt hierauf (...) eine Anrede, übergab dem neuen Herrn Abt die Keller und Speicher Schlüssel (...) zum Zeichen übertragener Verwaltung der Temporalien und lies demselben durch den Klosterbeamten und die Anwesende Schultheissen und Gerichtsleute das Handgelübde ablegen; versicherte auch den Herrn Abt des gnädigsten Schuzes und Gnad seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Marggraven. Der neue Herr Abt nahm die Schlüssel an, und bat die Hochfürstliche Commission in einer (...) stehend gehaltenen kurzen Rede, ihn und sein Gotteshaus des regierenden Herrn Marggraven Hochfürstlichen D[urch]l[au]cht zu Hulden und Gnaden (...) zu empfehlen [und] versprach auch, sich in allen seinen Handlungen, insofern es ohne Schaden des Gotteshauses geschehen könne, nach Höchstem Wohlgefallen zu richten.“*

Damit hatten die beiden badischen Kommissare ihren Auftrag eigentlich erfüllt, aber sie reisten nicht etwa gleich ab, denn es blieben noch ein paar weitere Formalitäten zu erledigen. So gab es am 7. April noch ein feierliches Mittagessen, bei dem die beiden Badener links und rechts vom Straßburger Weihbischof saßen und *„die Gesundheiten beider gnädigsten Herren Committenden ausgebracht“* wurden – es wurde also feierlich auf das Wohl des Straßburger Bischofs und des badischen Markgrafen angestoßen. Erst am nächsten Tag, es war mittlerweile Donnerstag, der 8. April 1790, reisten die *„Domini Commissarii Badenses“* wieder ab, nicht ohne noch einmal in der Abtei zu Mittag gegessen zu haben. Und selbstverständlich ließen sie sich vom alten wie vom neugewählten Abt zu ihrem Wagen geleiten.

Das, was ich eben so ausführlich beschrieben habe, waren nun wohlgemerkt nur die unmittelbaren Formalitäten und Feierlichkeiten der Abtswahl – anschließend folgten in den kommenden Tagen und Wochen noch diverse weltliche Feiern. Am 22. Juni 1790 schließlich kamen 685 Personen im Klosterhof zur Huldi-

gung zusammen. Dabei handelte es sich, so ist es in den Akten vermerkt²⁸, um „*Summa summarum aller Bürger in beiden Abts Stäben Schwarzach und Vimbuch*“ die „wirklich bey Leben waren und gehuldigt haben“ – die „Wittweiber“ allerdings waren ausgenommen. Damit trat Abt Hieronymus dann endgültig auch die weltliche Herrschaft im Kloster an und unterstrich zugleich, ganz im Sinne des Ende Mai 1790 mit Baden geschlossenen Vergleichs²⁹, dass er keineswegs gewillt war, alle herrschaftlichen Ansprüche des Klosters aufzugeben.

5 Auseinandersetzungen mit Baden

Das weite Feld der jahrhundertelangen Auseinandersetzungen zwischen Baden und Schwarzach um die Frage der Landesherrschaft wollte ich eigentlich ganz bewusst nicht betreten – aber ganz auslassen sollte ich die Frage vielleicht doch nicht, denn was da im Lauf der Zeit so alles geschah, ist mehr als spannend. Wer will, kann die Geschichte recht ausführlich und detailliert in einem Aufsatz nachlesen, den Ludwig Uibel in Band 71 (1991) der „Ortenau“ veröffentlicht hat.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, im Jahr 1721, um genau zu sein, strengte Baden vor dem Reichskammergericht einen Prozess gegen das Kloster an, um die Frage der Landeshoheit ein für allemal – in seinem Sinne – klären zu lassen.³⁰ Der Anlass scheint aus heutiger Sicht nichtig: Am 21. März 1721 heiratete Markgraf Ludwig Georg die Prinzessin Maria Anna von Schwarzenberg. Dem Kloster ließ er befehlen, am 3. April ein öffentliches Dankfest zu veranstalten, wobei dieser Tag für die Untertanen ein Feiertag sein sollte. Der Abt antwortete, er werde, obwohl die Gemeinden der beiden Abtsstäbe nicht im badischen Territorium lägen, verfügen, dass ein öffentliches Dankfest abgehalten werde. Abt Bernhard Steinmetz pochte also darauf, dass nicht etwa der Markgraf, sondern er der Landesherr sei. Baden empfand dies als Provokation, auch wenn es möglicherweise gar nicht so gemeint war: Abt und Kloster dürften an einem Prozess in Wetzlar kaum interessiert gewesen sein, denn von vornherein war klar, dass die Auseinandersetzung langwierig und kostspielig werden würde. Seitens der Markgrafschaft hingegen könnte die Aussicht, das Kloster mit Hilfe des Verfahrens vielleicht in den wirtschaftlichen Ruin zu treiben, die Streitlust sogar erhöht haben.

Die Auseinandersetzung, die über viele Zwischenstationen und Teilurteile mal die eine, mal die andere Seite in die bessere Position zu bringen schien, zog weite Kreise. Die Bischöfe von Straßburg, Speyer und Mainz waren zeitweilig ebenso involviert wie das Herzogtum Württemberg und am Ende gar der Heilige Stuhl, und letztlich spielte immer wieder die ganz große „Deutsch-

landpolitik“ mit hinein. Allein die Titel mancher der Akten, die über die Auseinandersetzungen in der badischen Verwaltung geführt worden sind, lassen schon erahnen, wie heftig und intensiv damals gestritten worden ist:

Eine Akte aus den Jahren 1775 bis 1779 trägt den Titel: *„Die von dem Bischof zu Strasburg nach der diesseitigen Anordnung eines administrators der temporalien in dem Closter Schwartzach und der Cammergerichtl[ichen] Cassation dieser Anordnung allda vorgenommene visitation, dieseits dagegen abgeordnete commission, sofort von dem Bischof verfügte Aufhebung der administration und bestrafung der Badisch gesinnten Religiosen, die hierauf von diesen dagegen an den Erzbischof nach Mainz ergriffene Berufung und derselben von hieraus geschehene Unterstützung“*.³¹

Und eine andere, die den Zeitraum von 1781 bis 1783 umfasst, ist folgendermaßen betitelt: *„Die Bischöfl[ichen] Visitationen des Closters Schwartzach (...) besonders die von dem durch das Erzbischöfl[iche] visitations Decret deponirten praelaten zu Schwarzach und dessen Auszug dagegen nach Rom interponirte Appellation und die von den Römischen Gerichtshöfen von Zeit zu Zeit desfalß ergangenen decrete (...), auch die von den antipraelatischen Religiosen zu ihrer Vertheidigung herausgegebenen Druckschriften“*.³²

In den 1770er- und 1780er-Jahren also wurde der Konflikt sogar in den Konvent hineingetragen, gab es doch zeitweilig zwei Fraktionen unter den Mönchen, eine „badische“ und eine „praelatrische“. Einen besonderen Höhepunkt erreichte der Fall im Jahr 1781, denn der Mainzer Erzbischof als zuständiger Metropolit setzte den amtierenden Abt Anselm Gaukler ab. Dieser erkannte die Absetzung zwar nicht an, ging aber gleichwohl ins „Exil“ nach Straßburg, während das Kloster von einem der „antipraelatrisch“-badischen Fraktion angehörenden Mönch verwaltet wurde. In den folgenden Jahren bahnte sich allmählich eine Einigung an, die dann im Jahr 1790 tatsächlich besiegelt wurde – aus juristischen Gründen allerdings als provisorischer, zunächst nur auf 20 Jahre befristeter Vergleich. Voraussetzung dafür war, dass Abt Anselm von sich aus sein Amt niederlegte – was er dann, als der Vergleich unterschriftsreif war, im Frühjahr 1790 auch wirklich tat. Unmittelbar danach, im April 1790, folgte die Neuwahl des Abtes, über die ich vorhin schon berichtet hatte.

Dieser letzte Schwarzacher Abt, Hieronymus Krieg, scheint sich in vielerlei Hinsicht so betragen zu haben, wie es dem bis heute verbreiteten – und seinerzeit, wie gesagt, oftmals heftig angeprangerten – Klischee eines Barockprälaten entspricht. Ein Indiz hierfür ist beispielsweise die Namenstagskantate, die 1791 zu seinen Ehren gedichtet, komponiert – und vermutlich am 30. September auch aufgeführt – worden ist.³³ Den Text hatte ein Herr Meyer geschrieben, der seinerzeit Poetik- und Rhetorikpro-

fessor am Gymnasium in Baden-Baden war³⁴, und die Musik stammte von Joseph Lumpp, dem Chordirektor der Baden-Badener Stiftskirche – dessen einziger Sohn Leopold wurde 1838, dies nur nebenbei, der erste Domkapellmeister in Freiburg. Die Musik zu dieser Kantate scheint nicht erhalten zu sein – ich allein könnte Ihnen freilich ohnehin keine Kostprobe davon bieten – aber die Texte des Eingangs- und des Schlusschors will ich Ihnen nicht vorenthalten. Die Dichtung hebt folgendermaßen an:

*„Ha! was haben wir heute, ihr Brüder erblicket,
der Tag, welchen der Nahm Hieronimus schmücket,
stieg mit Roßen bekränzt am Himmel lächelnd empor.
Auf! wie rauschende Wogen in tobenden Meeren,
wie frohlockendes Jauchzen bei singenden Heeren,
laßt thönen ein Lied, und bildet alle ein Chor.“*

In den anschließenden Arien und Chören ist unter anderem von den himmlischen Freuden die Rede, die den Christen nach dem Ende ihres irdischen Daseins winken. Abt Hieronymus allerdings soll, so heißt es im Schlusschor, darauf noch einige Zeit warten müssen:

*„Ihn soll aber der Seraph noch lange nicht grüßen.
Er soll lang noch uns, Brüder, die Tage versüßen!
Weh uns! hörte Er bald des Himmels Jubel Gesang!
Gott, erfülle der Frömmeren Wünsche, beschütze
Ihn, den Vater, vom hiesigen Hause die Stütze,
Laß Ihn leben noch lang, Ihn leben, leben noch lang!“*

Ein weiteres Indiz dafür, dass dieser Abt Hieronymus Krieg großen Wert auf einen standesgemäßen Lebensstil legte – auch über die Säkularisation und das Ende des Klosters hinaus –, ist das Vermögen, das er bei seinem Tod am 28. Januar 1820 hinterließ. Johannes Werner hat darüber in Band 75 (1995) Ihrer Zeitschrift einen sehr aufschlussreichen Beitrag veröffentlicht – man sieht, wenn man diesen Aufsatz liest, förmlich die hochgezogenen Augenbrauen und die gerunzelte Stirn des Autors. Kein Wunder, denn Hieronymus Krieg hinterließ einen üppig ausgestatteten Hausstand und ein Gesamtvermögen von über 14 500 Gulden – er war also ein reicher Mann gewesen. Das Nachlassinventar hatte einen Umfang von rund 80 Seiten – und das bei einem (wenn auch ehemaligen) Benediktiner, der eigentlich in persönlicher Armut und Besitzlosigkeit hätte leben sollen.

Damit will ich zum Schluss meines Referats noch einmal auf die eingangs gestellte Frage zurückkommen: Dämmerte den Konventualen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, dass die Tage des Klosters Schwarzach gezählt waren? Ahnten sie schon vor der definitiven Aufhebung, dass es mit der alten klösterlichen Herrlichkeit

– die so herrlich oftmals gar nicht gewesen war – bald zu Ende gehen würde? Ich denke ja: Sie konnten es ahnen, spätestens seit der Revolution in Frankreich. Aber ich denke auch, sie wollten es gar nicht so genau wissen, führten ihr Leben wie gewohnt weiter und hofften vielleicht sogar insgeheim auf einen *deus ex machina*, der alles wieder ins Lot bringen würde. Daraus, dass sich in vielen Konventen die Mönche recht bereitwillig säkularisieren ließen, könnte man zwar in der Tat folgern, sie hätten innerlich mit dem Klosterleben längst abgeschlossen gehabt und hätten nur auf den Tag gewartet, an dem sie endlich in die „Freiheit“ entlassen wurden. Vielleicht aber verhielten sie sich einfach nur so, wie die meisten von uns es angesichts von Klimawandel oder Atommüllproblematik tun – sie hofften, es werde schon nicht so schlimm werden. Und als das Schicksal sie dann doch ereilte, blieb ihnen kaum etwas anderes, als sich zu fügen und zu versuchen, sich damit zu arrangieren – was freilich längst nicht allen so leicht gemacht wurde wie dem letzten Abt, dem seine Pension weiterhin ein „fürstliches“ Leben ermöglichte.

Anmerkungen

- 1 Hermann Schmid: Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980, 199–200.
- 2 Vgl. Kurt Andermann: Benediktinerabtei Schwarzach – Geschichte. (<http://www.kloester-bw.de/>). Eine gute, knapp gefasste Darstellung der Geschichte Schwarzachs bietet auch Armin Schlechter/Gerhard Stamm: Die Handschriften der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. Band 13, Die kleinen Provenienzen. Wiesbaden 2000, 108–118. Die folgenden Ausführungen zur Geschichte Schwarzachs stützen sich im Wesentlichen auf diese beiden Darstellungen.
- 3 Vgl. zum Folgenden Schmid (wie Anm. 1), 199–202.
- 4 Martin Gerbert: *Historia Nigrae Silvae, ordinis sancti Benedicti coloniae*. 3 Bände, St. Blasien 1788. Eine deutsche Übersetzung publizierte Adalbert Weh 1993 bis 1996 in zwei Bänden in Freiburg.
- 5 Vgl. hierzu Franz Quarthal: Die vorderösterreichischen Klöster in der Zeit des Josephinismus. In: Achim Aurnhammer (Hrsg.): Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Freiburg 2002, 49–114, speziell 49–50.
- 6 Die Geschichte der Abtei Schwarzach wird, anders als etwa die der gleichfalls in der Rheinebene gelegenen Abtei Schuttern, in Gerberts Werk nicht eingehender dargestellt.
- 7 Einen gut lesbaren, nicht allzu ausführlichen, gleichwohl mit hinreichender Detailfülle ausgestatteten Überblick aus katholischer Perspektive bietet beispielsweise August Franzen: *Kleine Kirchengeschichte*. Neuausgabe Freiburg 2008.
- 8 Vgl. Peter Meinhold: *Kirchengeschichte in Schwerpunkten*. Ein ökumenischer Versuch. Graz, Wien, Köln 1982, 194.
- 9 Vgl. Peter Hawel: *Das Mönchtum im Abendland*. Geschichte – Kultur – Lebensform. Freiburg, Basel, Wien 1993, 393–394.
- 10 Vgl. Hartmut Zückert: *Die sozialen Grundlagen der Barockkultur in Süddeutschland*. Stuttgart etc. 1988 (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 33).
- 11 Zur Person und zum Schaffen Thumbs siehe Hans-Martin Gubler: *Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb 1681–1766*. Ein Beitrag zur südwestdeutschen Barockarchitektur. Sigmaringen 1972.
- 12 Vgl. Bernd Mathias Kremer (Hrsg.): *Barockjuwel am Bodensee*. 250 Jahre Wallfahrtskirche Birnau. Lindenberg 2000.
- 13 Hans-Otto Mühleisen: *Zum spannungsvollen Verhältnis zweier Schwarzwaldklöster*. St. Peter/St. Märgen. Freiburg 2000 (= Volksbank-Edition), 14–15.

- 14 Vgl. Theodor Kurrus: Die Jesuiten an der Universität Freiburg i. Br. 1620–1773. Band 1, Freiburg 1963 (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 21), Band 2, Freiburg 1977 (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 37).
- 15 Vgl. Schmid (wie Anm. 1), 93.
- 16 Vgl. ebd., 128–129.
- 17 Vgl. Hawel (wie Anm. 9), 433–437.
- 18 Vgl. Jörg Sieger: Kardinal im Schatten der Revolution. Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein. Kehl etc. 1986.
- 19 Friedrich Carl von Moser-Filseck (1723–1798).
- 20 Friedrich Carl von Moser: Über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland. Frankfurt und Leipzig 1787. Zitiert nach Bernd Mathias Kremer: Das Ende der Reichskirche und der Klöster – Die Säkularisation des Jahres 1803, in: Theodor Hogg (Hrsg.): Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart, 52.
- 21 Christian Thomasius (1655–1728).
- 22 Christian Thomasius: Kurtzer Entwurf der politischen Klugheit. Zitiert nach Kremer (wie Anm. 20), 57.
- 23 Zitiert nach Kremer (wie Anm. 20), 57.
- 24 Zitiert nach Kremer (wie Anm. 20), 57.
- 25 GLA, 105/249: „*Ceremonial / Bey der Abtswahl im Kloster Schwarzach de 7ten / April 1790*“. Die folgenden wörtlichen Zitate sind, soweit nicht anders angegeben, diesem Bericht entnommen.
- 26 Vgl. Erwin Gatz (Hrsg.): Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Berlin 1983, 261.
- 27 Zu seiner Vita vgl. Johannes Werner: Der letzte Abt von Schwarzach und sein Ende, in: Die Ortenau 75 (1995), 308–316.
- 28 GLA, 105/249.
- 29 Vgl. Ludwig Uibel: Die Endphase der Auseinandersetzung der Abtei Schwarzach mit der Markgrafschaft um die Landeshoheit nach den Prozeßschriften des 18. Jahrhunderts, in: Die Ortenau 71 (1991), 206–243, hier: 237f.
- 30 Vgl. hierzu Uibel (wie Anm. 29), 223 ff.
- 31 GLA, 105/317.
- 32 GLA, 105/320.
- 33 GLA, 105/249.
- 34 Nach Auskunft von Hans Heid, dem Leiter der Historischen Bibliothek Rastatt – dem hierfür herzlich gedankt sei –, wurde 1788 ein Kanonikus Anton Joseph Maier als Mathematik- und Naturkundelehrer ans Baden-Badener Gymnasium berufen, der später, nach der Verlegung nach Rastatt, dessen Direktor wurde. Ein Poetik- und Rhetorikprofessor namens Meyer lässt sich offenbar für die fragliche Zeit in Baden-Baden nicht nachweisen.

Heiligenleben und Alltag. Offenburger Stadtgeschichte im Spiegel eines spätmittelalterlichen Beginenlebens

Eugen Hillenbrand

Dis ist von dem heiligen leben der seligen frowen, genant die Rickeldeggen, und waz grozer wunder unser lieber her mit ir gewürcket het. Und mit irme eigen namen wz sú Gerdrut genant. So beginnt die Schrift, die im Mittelpunkt der Untersuchung stehen soll.¹ Sie nimmt ganz selbstverständlich das seit dem Frühmittelalter geläufige literarische Muster auf, mit dem ein Heiligsprechungsprozess in Gang gesetzt wurde: *Vita et Miracula* bildeten die Grundlage für den Prozess, an dessen Ende die Aufnahme in das Verzeichnis der Heiligen stand.² Diesem Programm will ich einen zweiten Aspekt hinzufügen, der sozusagen quer dazu steht: Offenburger Alltagsleben. Dabei interessieren nicht so sehr die großen Wunder, sondern die kleinen Alltagsgeschichten, in denen sich das Leben einer Frau widerspiegelt mit all seinen Zwängen und Möglichkeiten. Zugegebenermaßen verengt dieser Blick das überlieferte Bild der Offenburger Heiligen in ungebührlicher Weise. Denn in erster Linie widmet sich die Schrift dem spirituellen Leben einer Frau, ihrer Askese und ihrem Ringen um eine neue Lebensform. Meine Engführung soll Einblicke bieten in das Tagesgeschehen einer kleinen Stadt des 14. Jahrhunderts, in der Gertrud fast 30 Jahre lang gelebt hat.

Ihre Vita ist das mit Abstand wichtigste Zeugnis der spätmittelalterlichen Geschichte Offenburgs. Ich möchte mich bei der Interpretation möglichst eng an den überlieferten Text halten. Da er in oberdeutscher Mundart abgefasst ist, kann ich viele Passagen auch original zitieren. Es gibt eine einzige Handschrift, die den Text überliefert und heute in der Bibliothèque Royale de Belgique unter der Signatur Ms.8507-09 aufbewahrt wird.³ Sie enthält drei Schriften von bzw. über Frauengestalten des 14. Jahrhunderts:

1. Die mystischen Erlebnisse der Zisterzienserin Gertrud von Helfta († 1302), die kurz vor ihrem Tode in fünf Büchern unter dem Titel *Legatus divinae pietatis* zusammengefasst wurden und ihren Ruf als größte deutsche Mystikerin begründeten. Deshalb wurde der Text auch zu Beginn des 15. Jahrhunderts ins Deutsche übersetzt: *Botte der göttlichen miltekeit*. Die Brüsseler Handschrift enthält diesen in der vollständigsten Fassung.⁴

2. Das „Leben der Gertrud von Rickeldegen“ († 1335), von derselben Hand geschrieben wie das eben genannte Werk der Gertrud von Helfta.

Der Verfasser oder die Verfasserin sind nicht bekannt. Der Entdecker der Handschrift vermutet auch, dass die Vita nicht vollständig überliefert ist, weil Tod und Wunder der Heiligen unerwähnt bleiben. Der Text ist bis heute kaum bekannt. Zwar hat ihn Hans Derkits 1990 in seiner Wiener Dissertation maschinenschriftlich ediert und den Druck in Aussicht gestellt, aber der steht bis heute noch aus. Allerdings befindet sich eine Kopie der Arbeit im Stadtarchiv Offenburg. Darauf stütze ich meine Interpretation. Wichtige Ergebnisse seiner Untersuchung hat Derkits selbst im Band 71 der „Ortenau“ zusammengestellt.⁵

3. Die *Legenda maior* der Katharina von Siena († 1380) aus der Feder des Ordensgenerals der Dominikaner, Raimund von Capua.⁶ Dessen Ziel war die Heiligsprechung dieser großen Frau, die 1357 in den Dritten Orden seiner Gemeinschaft eingetreten war und bald einen ungewöhnlichen Einfluss auf die kirchlichen und weltlichen Großen ihrer Zeit gewonnen hatte. Raimunds Katharinenvita wurde rasch aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und fand unter dem Titel *Ein geistlicher Rosengarten* weite Verbreitung. Sie lag auch den Schreiberinnen der Brüsseler Handschrift vor.

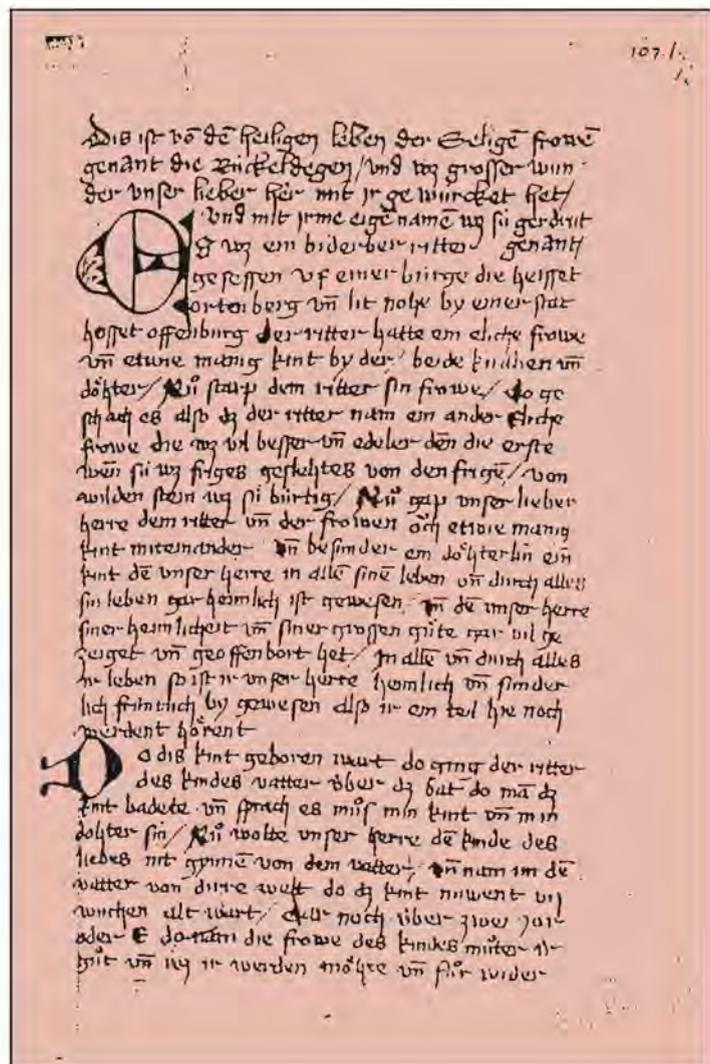
Es überrascht natürlich, in welchen Überlieferungszusammenhang die Vita der Offenburger Heiligen eingebunden ist. Die Gründe dafür kennen wir nicht. Wir können nur feststellen: Sie ist sehr hoch eingestuft. In allen drei Lebensberichten werden außergewöhnliche, willensstarke Frauen zu Zeugen einer neuen weiblichen Spiritualität aufgerufen. Die Erinnerung daran sollte den Anstoß geben zu einer offiziellen kirchlichen Heiligsprechung. Das dauerte freilich noch geraume Zeit. Katharina von Siena wurde 1461 kanonisiert, Gertrud von Helfta erst 1734, Gertrud von Rickeldegen wurde 1658 in die *Acta Sanctorum* aufgenommen, obwohl es keine Spur eines Heiligsprechungsprozesses gibt. Holländische Jesuiten hatten im 3. Februarband (1658) des bis heute bedeutendsten Lexikons der Heiligen einen Artikel über *Gertrudis Ortenbergica vidua tertii ordinis sancti Francisci* zum 23. Februar eingefügt.⁷ Die kalendarische Einordnung ist begründet in der Grabschrift, die im Offenburger Franziskanerkloster zu finden war. Der lateinische Text lautet in deutscher Übersetzung etwa folgendermaßen: *Im Jahre 1335 am 23. Februar wurde unter diesem Grabhügel die Ehefrau des verstorbenen Herrn Rickeldeigin bestattet. Wahrerin der Tugenden, durch inständiges Gebet Beschützerin*

Offenburgs vor vielfältigen Gefahren, mach es auch weiterhin, wir bitten dich.⁸

Einer der rührigsten Mitarbeiter des großen hagiographischen Unternehmens der *Acta Sanctorum*, Pater Johannes Gamans,⁹ war wohl in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts eigens nach Offenburg gereist, um das Grab zu besuchen und weitere Informationen zu sammeln. Aber der dortige Pfarrer erklärte ihm nur, Gertrud habe hier wohl heiligmäßig gelebt, doch ihre Verehrung habe sich wegen der Nachlässigkeit späterer Generationen nicht durchgesetzt, sodass ihr Fest nicht gefeiert wurde. Die Offenburger hatten sie vergessen. Sie hatten sich zwischenzeitlich für andere Schutzheilige entschieden. Denn wenige Jahre bevor die holländischen Jesuiten das Andenken an Gertrud retten wollten, legte der Rat der Stadt 1632 in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges feierlich ein Gelübde ab:¹⁰ Wenn die Stadt vor den Schweden gerettet würde, wollten die Bürger eine Wallfahrt zur Weingartener Kirche unternehmen und das Fest der heiligen Ursula, Aper und Gangolf jedes Jahr feierlich begehen. Tatsächlich berichtet eine Legende, dass die heilige Ursula auf der Stadtmauer erschienen sei und die Stadt gerettet habe. Die Offenburger Lokalheilige Gertrud wurde durch andere Heilige verdrängt, deren mächtige Gestalten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts vom Hochaltar der Pfarrkirche Heilig Kreuz bis heute alle Besucher an die drei stärkeren Patrone erinnern.

Der Jesuitenpater aber konnte dem Offenburger Pfarrer einen Beleg für die einstige *magna existimatio apud Offenburgenses*¹¹ (die große Wertschätzung/Verehrung Gertruds bei den Offenburgern) präsentieren. Er war nämlich im Besitz einer Handschrift, die Gertruds Leben „in deutscher oder sächsischer Sprache“ enthielt. Der Titel, den er in den *Acta Sanctorum* lateinisch wiedergab, entspricht genau dem zu Anfang zitierten deutschen Text. Und er fügte hinzu, der Schreiber der Handschrift habe alles so festgehalten, wie es ihm eine Augenzeugin und Gefährtin Gertruds, Heilke von Staufenberg, geschildert habe. Diese Urfassung existiert nicht mehr. Der einzige noch

Abb. 1: Brüssel, Bibliothèque Royale Ms. 8507-09, fol.133r.: Der Anfang der Vita Gertruds.



vorhandene Textzeuge, die Brüsseler Handschrift, wurde erst in den fünfziger Jahren des 15. Jahrhunderts geschrieben. Ob der Jesuitenpater Gamans diese Handschrift zwei Jahrhunderte später dem Offenburger Pfarrer vorlegte, ist fraglich. Sein Hinweis auf den Umfang des Codex („Fünzig Quaternionen“) trifft auf die Brüsseler Handschrift nicht zu, die insgesamt 363 Blätter umfasst, von denen wiederum 106 das Gnadenleben Gertruds vor dem Leser ausbreiten. Genauer müsste man wohl sagen: vor den Hörerinnen. Denn das Buch ist zum Vorlesen geschrieben worden: *Got wirkte vil jor vor irme tode vil wunderlicher werk mit ir, der ir ouch ein teil werdent hoerende.*¹² Der Text ist nicht an eine Leserin gerichtet, die sich in eine erbauliche Erzählung vertieft, sondern an eine Hörerschaft, die einer Vorleserin lauscht, entweder bei Tisch oder bei sonstigen Zusammenkünften im Hause. Der Bericht soll Gemeinschaft stiften.

Die Burg als Lebensraum Gertruds von Ortenberg

Die Vita beginnt gleich in der Form einer volkstümlichen Legende: *Es wz ein biderber (tüchtiger) ritter gesessen uf einer búrge, die heisset Ortenberg und lit nohe by einer stat, heisset Offenburg. Der ritter hatte ein eliche frowe und etwie manig kint by der, beide knaben und doechter. Nuo starp dem ritter sin frowe. Do geschach es also, dz der ritter nam ein ander eliche frowe, die wz vil besser und edeler denn die erste, wenn sú wz friges geslehtes. Von den frigen von Wildenstein wz sú búrtig. Nuo gap unser lieber herre dem ritter und der frowen ouch etwie manig kint miteinander, und besunder ein toechterlin, ein kint, dem unser herre in allem sinem leben und durch alles sin leben gar heimlich (vertraut) ist gewesen.*¹³

Die wenigen Eingangssätze umreißen die lokale und familiäre Situation der Heldin unserer Geschichte: eine Burg in der Nähe einer Stadt. Die Menschen, die hier leben, sind ständisch definiert. Ein Ritter aus dem Dienstadel heiratet in zweiter Ehe eine Frau aus dem freien Adel.¹⁴ Das Töchterlein Gertrud ist dadurch ausgezeichnet, dass Gott ihm während des ganzen Lebens eng verbunden bleibt.

Als das Mädchen sieben Wochen alt war, starb der Vater. Die Kinder aus der ersten Ehe machten der Witwe das Leben schwer, sodass sie nach zwei Jahren nach Wildenstein im Donautal zurückkehrte, wo sie bald darauf starb. Ihre Kinder durfte sie nicht mitnehmen.

In Ortenberg erlebte Gertrud eine harte Kindheit. Zuerst wurde sie gegen Entgelt an Bauern in der Nachbarschaft gegeben, *einem geburen nach dem andern*. Dann nahmen die Stiefgeschwister das Mädchen wieder heim auf die Burg *und zugend es do gar hertiklich und ungútlich*. Seine Reaktion: es sprach jahrelang kein

Wort, sondern blieb *stümmelin*. Nur eine Rittersfrau auf der Burg war freundlich zu ihm *und seite gerne von got und von unsers herren liden*. Das wird zum großen Thema der Vita: die Passion Christi und ihr Auftrag zum Mitleiden, zur Solidarität mit den Schwachen der Gesellschaft.

Das kleine Mädchen legte bei Tisch heimlich Brot und Fleisch beiseite, um es *den armen Kint, die uf die burg nach brot giengent*, zu verteilen. („Nach Brot gehen“ ist in der Vita der geläufige Ausdruck für „Bettel“.) *Es wz im also gar wol mit der gesellschaft der armen kinde*. Die bettelnden Dorfkinder passen eigentlich nicht in unser gewohntes Bild einer mittelalterlichen Burg, in der sich Ritter und Pferde tummelten. Die Legendenschreiberin kann diese im Burghof spielenden Kinder nicht einfach zur frommen Erbauung ausgedacht haben. Hier erscheint Alltag.

Dasselbe vermute ich auch bei einem andern Bericht, in dem zwei weitere Burgen der engeren Ortenau genannt werden. Gertrud wollte, als sie *ein wol gewachsene jungfrow worden*, ins Kloster gehen. *Nu hette sú nit guotes* (kein Vermögen), *daz sú in ein kloster moechte kummen*, weil ihr Bruder den größten Teil des Besitzes heruntergewirtschaftet hatte. Gertruds Schwager, der auf der Schauenburg (bei Oberkirch) saß, schaute sich nach einem standesgemäßen Ehemann für die junge Frau um und fand ihn in dem Ritter Rickeldegen von der Ullenburg (bei Tiergarten). Die Bedingung war: *Er muoste sú ane guot nemen*. Rickeldegen ging darauf ein, nahm Gertrud zur Frau und stattete sie großzügig aus. *Nuo waz sú in der E und lebete in der E in grozer widerwertikeit ihres herzen und ihres willen*. Ihr Mann war ihr zuwider, denn *er waz ein weltlich unverstanden mann und nit ihres sinnes*.¹⁵ Als sie im vierten Jahr mit dem vierten Kind schwanger war, starb der Ritter. *Und do sú ob dem boum (Sarg) saz und in beklagen sollte, do mochte sú nit vil weinen*. Ihre Schwester *hette gerne gesehen, daz sú durch der lúte willen ein wenig me hette geklaget und geweinet, doch wollte sú sú nit heißen und liez sú tuon wie sú wollte, denn sú hette lieber gelachtet denn geweinet*.¹⁶

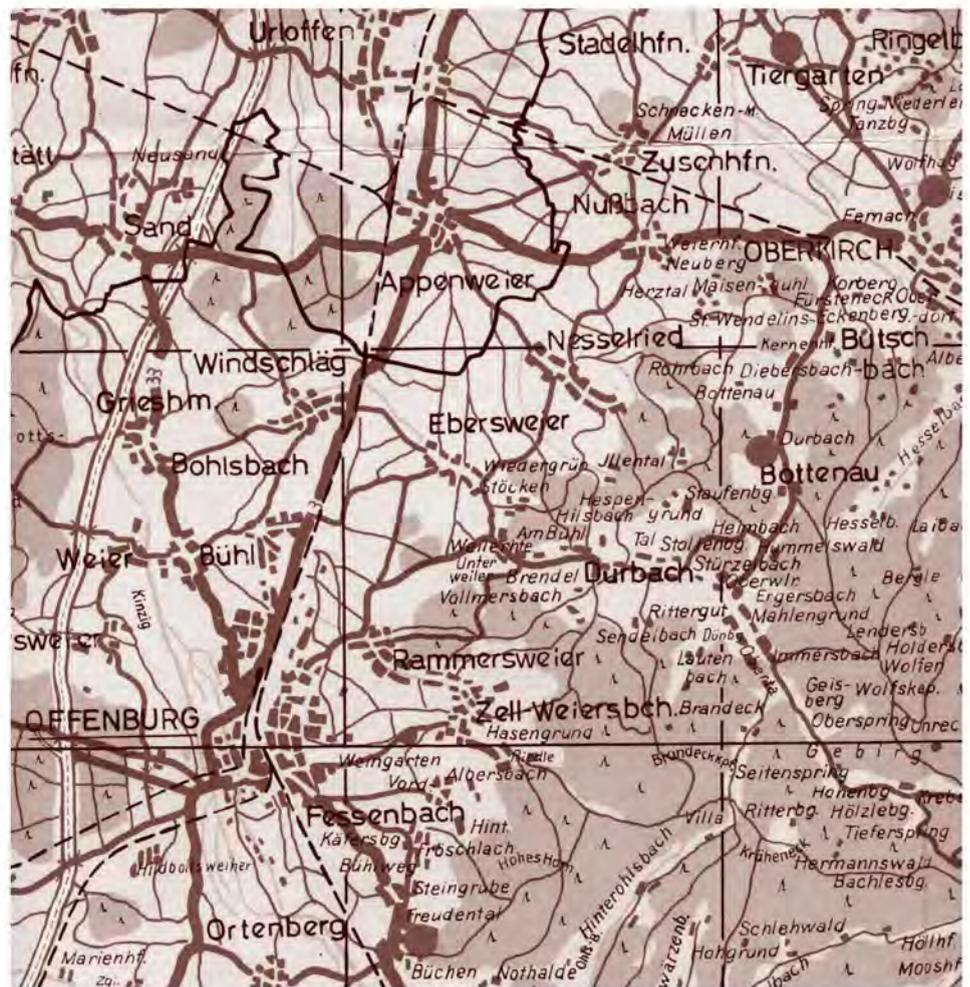
Nach der Beerdigung zog Gertrud mit ihren Kindern zu ihrer Schwester auf die Schauenburg. Wie üblich musste sie den sogenannten Sterbfall entrichten, eine Nachlasssteuer für das Gut, das die Rickeldegische Familie als Lehen bewirtschaftet hatte. Es gehörte dem Kloster Schuttern. Also machte sich Gertrud zusammen mit ihrem Schwager und einem Knecht auf den Weg nach Schuttern in der Hoffnung, *daz man ir genediclich dete mit dem valle*. Ein Pferd sollte sie dort abliefern im Wert von sieben Pfund Pfennigen.¹⁷ *Und do sú herwider fuoren, do fuorent si fúr die stat Offenburg. Und do sú gegen der stat kam, do kam sú in ein weinen, daz sú recht hinflos von weinende. Also kam sú in ein jomer, daz sú gerne allewegen in der stat were gewesen und erwant och nie* (ließ nicht ab), *untz sú in die stat gezoch*.¹⁸

Gertruds Flucht in die Stadt

Vorerst aber nahm ihr Schwager sie wieder mit auf die Schauenburg, wo man ihr heftige Vorhaltungen machte: *Wz wiltu tuon? Wiltu ziehen under froemde lúte, die nit wissent, wer du bist? Man wirt sprechen: dz kint, dz du treist, es sy eines pfaffen oder múnches. Wenn sú hette nuwen drei wuchen ein kint getragen, do ir wirt (Ehemann) starp. Und sú sprach: Weis got, es mag nit anders sin, ich will es wagen. .. Und rehte zuohant machte sú sich uf und sas uf einen karch, sú und ir zwei kint (eines war bereits gestorben, mit dem vierten war sie schwanger) ... Die zwei nam sú und wz sú hette, des dennoch nit vil wz, und leite es uf einen karch und fuor zuo Offenburg in die stat zuo einer armen swester. (So nannte man damals die Beginen). Die erkannte sú wol. By der bleip sú do und wz by ir und truog einen swartzen mantel und wúrkende tuocher (Tücher aus grobem Leinen).*¹⁹

Der Text, den ich so ausführlich zitiert habe, schildert ein Schlüsselszene der Vita: Gertrud verlässt zusammen mit ihren Kindern den Lebensbereich, in den sie hineingeboren war, die Adelsburg. Bis zu dieser Entscheidung bildeten die Burgen Ortenberg, Staufenberg, Ullenburg und Schauenburg den Rahmen ihres

Abb. 2: Der überschaubare Raum der Heiligenvita: Die Stadt Offenburg und die sie umgebenden Adelsitze Ortenberg, Staufenberg, Ullenburg und Schauenburg.



alltäglichen Lebens. Hier wuchs sie in den traditionellen Familien- und Sippenbindungen auf, abgesichert, aber fremdbestimmt. Das Waisenkind wurde Bauern der Umgebung in Pflege gegeben, das heiratsfähige Mädchen einem reichen adligen Nachbarn angedient. Ihr Entschluss, die Burg auf einem wackligen zweirädrigen Karren hinter sich zu lassen, stieß bei der Familie auf völliges Unverständnis: Was willst du dort tun? Willst du wirklich unter fremde Leute ziehen, die nicht wissen, wer du bist?

Gertrud entschied sich, aus ihrem bisherigen Lebensmuster auszubrechen und einen eigenen Weg zu suchen. Deshalb zog sie in die Stadt, die schon zum Synonym für Emanzipation geworden war. Hier, innerhalb der städtischen Mauern, hatte sich ein anderes Sozialgefüge entwickelt, das von dem Gedanken der Autonomie und Selbstbestimmung geprägt war. Das wollte Gertrud wagen; sie fand Unterkunft bei einer „armen Schwester“ und lebte fortan als Begine, d. h. nicht hinter Klostermauern, religiös, ohne einem Orden anzugehören.

Als äußeres Zeichen ihrer neuen Lebensform trug sie einen schwarzen Mantel und darunter einen Rock aus einfachstem Leinen. Durch diese übliche Beginnenkleidung hob sie sich von den andern Frauen der Stadt ab, die *more saecularium* (weltlich) gekleidet waren. Ihre Kinder blieben auf der Burg, um nicht ihr Erbteil zu verlieren. Für sie selbst stritten ihre Freunde um das Vermögen, das ihr zustand. Ihr neuer Lebensmittelpunkt aber wurde das Haus der armen Schwester in Offenburg.

Sie hatte sich hier noch nicht lange eingerichtet, da klopfte eine junge Frau an ihre Türe und bat dringend um Einlass. Sie hieß Heilke von Staufenberg. Aus dieser Burg über Durbach war auch sie vor ihren Brüdern geflohen, die sie nach dem Tode der Eltern *in die welt geben* (also verheiraten) wollten ... *Do mahte sich die jungfrowe uf und nam knecht und jungfrowen zuo ir und ging us an dem obende, do es vinstert wart, und ging durch einen grozzen walt, da sú vorhte, ginge sú die rehten wege, dz man ir gewar wurde. Do der tag uf ging, do wz sú vor der stat Offenburg. Sú kam zuo dirre frowen, die empfangt sú froelich, wann sú geistlich wolte werden.*²⁰

Ohne große Schwierigkeiten konnten sich die Offenburger Zuhörerinnen den nächtlichen Fluchtweg der Gruppe aus der Burg in die Stadt vorstellen: Heilke vermied, aus Vorsicht, den kürzesten Weg durch das Durbach-Tal, sondern zog über Durbach-Gebirg, um wohl über die Brandeck ins Riedle herunter zu ziehen und an Weingarten vorbei zum Schwabhauser Stadttor zu gelangen. An diesem frühen Morgen begann eine langjährige Gemeinschaft der beiden Frauen, die sich unabhängig von einander gegen ihr bisheriges Leben entschieden hatten und einen neuen Anfang machten: *Sú worent byeinander XXX jor und XXVIII wuchen und hielten hus miteinander.*²¹ Wie wir aus der Grabinschrift wis-

sen, ist Gertrud im Februar 1335 gestorben; demnach ist Heilke von Staufenberg Mitte August 1304 zu Gertrud gezogen.

Heilke musste ihr Ziel, Ordensfrau zu werden, noch aufschieben. Die Begründung ist aufschlussreich: Ihre Brüder hätten das Erbe nicht herausgegeben, wäre sie in einen Orden eingetreten. Und es muss beträchtlich gewesen sein. Ein Kaufvertrag von 1302 erwähnt drei Höfe im Zentrum von Gengenbach, die Heilke kaufte und zu Erbpacht verlieh.²² Um weitere Ansprüche auf ihr Erbe durchzusetzen, fuhr sie nach Straßburg. Dort hatte sie Verwandte, mit deren Unterstützung sie rechnete. Es muss ein zäher Handel gewesen sein; erst nach 18 Wochen kam sie wieder aus dem Elsass nach Offenburg zurück. Die Erzählerin stellt dazu lapidar fest, Heilke habe zwar *ere und guot und wart ein geistlich mensch hie noch zuohant*.

Abb. 3: Das Ordenskleid der Franziskanerin.
Aus: Bonani, Philipp:
Verzeichnis der geistlichen Ordens-Personen in der streitenden Kirche, 1724.



Während ihrer Abwesenheit hatte Gertrud eine für sie wichtige Entscheidung getroffen: Sie war in den Dritten Orden der Franziskaner eingetreten. Den Anstoß dazu hatte wohl das Colmarer Provinzialkapitel der Minoriten von 1303 gegeben, das allen Beginenngemeinschaften die seelsorgerliche Betreuung verweigerte, solange sie nicht die Drittordensregel angenommen und die Verwaltung ihres Eigentums den Brüdern anvertraut hätten.²³ Also tauschte Gertrud die schwarze Beginenkleidung mit dem geistlichen Gewand dieser Gemeinschaft, einem grauen Mantel und Rock von einfachstem Wolltuch. Bis ins Detail hinein beschreibt die Vita Material und Schnitt der Kleidung, die der Trägerin eine neue Identität gab.²⁴

Ihre Umgebung aber riet ihr, sich doch zusätzlich einen Mantel aus Angorawolle zu kaufen, mit der Begründung, sie habe ja umfangreichen Besitz und sei oft unterwegs, um diesen zu beaufsichtigen. Den Widerspruch löste Gertrud in einer heftigen Reaktion: *In disen ziten nam sú iren kembeilin mantel, so sú von der kirchen kam, und warf in uf ein kiste oder an die erde von zorne, also ungerm truog sú in. Und etwann (einmal) trat sú mit den füßen darauf, also widerwertig wz er ir. Sú truog in ouch nit lange und verkouffete in und truog donoch growen berwer und nit*

*lange donoch truog sù growen wifeling rock und mantel untz an iren dot.*²⁵ Gleichwohl scheint Gertrud auch nach dem Eintritt in den Dritten Orden der Franziskaner die Verfügungsrechte über ihren Besitz noch behalten zu haben.

Die Vita der heiligen Gertrud ist über weite Strecken eine Geschichte zweier vermögender, gesellschaftlich anerkannter Frauen, die ihren Status ablegen wollten und sich darin gegenseitig unterstützten. *Iegliche wz der andern notdurftig.* Sie teilten nicht nur ihr äußeres Leben, sondern auch ihre inneren Erfahrungen. *Gertrud enrette weder heimlich noch offenlich zuo nieman kein überswenckig hoch wort von der gotheit noch von grossen gnoden*²⁶, außer eben zu Heilke. Es fällt auf, wie viele Gespräche zwischen den zwei Frauen durch die Erzählerin in direkter Rede wiedergegeben werden. Einmal beteuert sie: *Ich scribe es also mir jungfrowe Heilke seite, aber sù hette sin ein teil selber vergessen, und also ich ungeistlicher mensch an dem lebende es allerbest verston kunde von jungfrow Heilken, also han ich es geschriben.*²⁷

Beginnenleben in der Stadt Offenburg

Wo wohnten die beiden Frauen in Offenburg? Wir erfahren zu Anfang nur, dass Gertrud zu einer ihr bereits bekannten Schwester in ein altes baufälligen Häuschen gezogen war. Dazu gehörten auch ein kleiner Hof, ein Garten und ein Stall. Die hygienischen Verhältnisse müssen einfachst gewesen sein. Einmal heißt es nämlich: *Heilke führte Gertrud hinunter in den stall umb ir notdurft.* Wie viele Frauen unter ihrem Dach wohnten, wissen wir nicht. Ob es sich bei den Beginnen, die in einer Urkunde von 1326 erwähnt werden, um diese Gemeinschaft handelt, lässt sich ebenso wenig klären. In diesem Testament²⁸ vermachten zwei Geschwister einen Teil ihrer Einkünfte an Bodenzinsen in Ebersweier und Nesselried den Franziskanern, den Beginnen, dem Andreasspital und der Pfarrkirche, genau in dieser Reihenfolge. Nicht die Pfarrkirche wird als erstes bedacht, auch nicht das Andreasspital, das auf der Grundlage der Statuten von 1310 seinen Bau für *die armen siechen und dürftigen lüte* in Offenburg begonnen hatte. An erster Stelle profitierten die Franziskaner und die Beginnen von der Stiftung. Die Bettelbrüder waren erst 1280 durch Schultheiß und Bürgerschaft der Stadt eingeladen worden, eine Klosterkirche und Konventsgebäude innerhalb der Stadtmauern zu errichten: „Wir bitten euch sehr, ein Grundstück auszusuchen, wo ihr bleiben und wohnen und engagierte Brüder unterbringen könnt, durch deren Rat wir geleitet und geführt werden.“²⁹ Mit andern Worten: Die Bürger suchten Seelsorger, die anders waren als die an der Pfarrkirche angestellten Kleriker; sie wünschten sich Seelsorger, die bereit waren, sie in Lebens- und Glaubensfragen zu begleiten.

Dass die Bittsteller hier in erster Linie an die seelsorgerliche Betreuung der Beginen ihrer Stadt dachten, ist kaum anzunehmen.³⁰ Zwar werden 1287 die Offenburger Franziskaner in einem Rundschreiben an verschiedene Klöster ihres Ordens aufgefordert, ihre Kirchen während des derzeit verhängten Interdikts auch nicht für Mitglieder des Dritten Ordens zu öffnen, aber Weiteres ist dazu nicht gesagt.³¹ Eine Offenburger Begine wird erstmals in einer Urkunde von 1307 genannt, also 27 Jahre nachdem die Franziskaner sich in der Stadt niedergelassen hatten.³²

Das Häuschen, in das Gertrud nach ihrer Flucht von der Burg eingezogen war, scheint bald ausgebaut worden zu sein, wohl mit ihren eigenen finanziellen Mitteln. *Si nam arme swestern in ir hus* und gründete eine Wohngemeinschaft, die über Jahre hin funktionierte. Ob es eine Gemeinschaft von „armen Schwestern“ war, bleibt im Unklaren. Immerhin ist mehrfach die Rede von Mägden, die ihnen dienten. Personalprobleme gab es auch schon. Von einem Mädchen war Heilke sehr angetan, weil es flink und fleißig war, bis sich herausstellte, dass es ihnen Geld, ein Buch und acht Ellen neues Tuch gestohlen hatte.

Gertrud und Heilke hatten ihre eigenen Kammern. Doch *ir bettstat und ir bettgewet* (Bettzeug) *dz wz alles einvaltig*. Andere mussten sich mit einem Strohsack auf dem Fußboden begnügen. Und: *do sú sah, daz die andern uf strousecken lagen, so hette sú ouch gerne also getan, und lag neun naecht uf einem strousag. Das det ir also we, dz sú sin III jor gewar wart in irme libe.*³³

Auch beim gemeinsamen Essen gab es feine Unterschiede. Die Hagiographin rühmt Gertruds Demut mit dem Hinweis: *So sú hette gessen, so truog sú selber ir geschirr enweg*. Ja, sie wollte nicht mehr am Gemeinschaftstisch sitzen, sondern bedienen *als ein ander arme swester*. Ihren Mägden bot sie an, sie mit „Gertrud“ anzusprechen *alse sú hieß*. *Ir wz ouch recht leid, dz man ir in dem huse ere bot.*³⁴

Sie scheint im Hause auch eine leitende Funktion eingenommen zu haben. Sie bestimmte, wann die Schwestern zur Kirche und Kommunion gingen, ob und wie gefastet wurde, sie versammelte am Abend die Gemeinschaft um sich und sprach auch selbst *ir schulde vor den swestern*. Durchsetzen konnte sie sich nicht immer. Z. B. an Fastnacht, *do alle die lúte sungent und dantzeten und froelich worent, also man gewonlich ist an der vastnacht.*³⁵ (Das ist, soweit ich sehe, die erste Erwähnung von Fastnacht in Offenburg). Da zog sie sich in den Stall zurück und versteckte sich hinter einer Bretterwand. An einer andern Fastnacht machte sie sich einen Haferbrei, da die Regelschwestern ja fasten sollten. Ihnen aber *buok sú kúchlin selber mit iren henden und hies inen sieden und broten genuog geben.*³⁶ Bei einem Schlachtfest im Hause nahm Gertrud nichts, *weder fleisch noch wurste noch broten. Dis det*

*jungfrow Heilke dick (oft) vil we, so sú die guoten broten und wúrste aßen und sú (=Gertrud) davon nit geturste versuochen.*³⁷ Gertrud entschied sich lieber für das einfachste Essen, das war Roggenbrot, Rotwein, geräuchertes Hammelfleisch und Gemüse. Ja, sie übte sich in strenger Askese, indem sie das Gemüse so aß, *also es den armen für die túre wirt gegeben, gerunnen (zäh) und kalt.*

Nach der Darstellung der Erzählerin wurde das Haus eine Art Sozialstation für arme Frauen der Stadt.³⁸ Einige wohnten hier für längere Zeit, andere bekamen *ein seckelin* voll Fleisch und Brot; das Haus war offen für alleinstehende Frauen mit Kindern und für Wöchnerinnen. Denen gab Gertrud genug zu essen und zu trinken, nahm die Kinder, säuberte sie und wickelte sie in frische Windeln. Waren diese brüchig, so gab sie ihnen gleich neue. Auch größere Kinder nahm sie auf, um sie zu waschen und ihre zerschissenen Kleider auszubessern. *Etlich hette sie zehh wochen by ir in dem huse, untz sú im sin houpt schoen und heil gemacht.*

Ihre Sozialarbeit beschränkte sich nicht auf ihr Haus. Einem armen aussätzigen Nachbarn, *der also widerwaertig anzusehen wz,* brachte sie Essen und fütterte ihn. In einem andern Haus, in dem aussätzige Frauen wohnten, besorgte sie zusammen mit einer ihrer Schwestern Bett und Wohnung und nahm sich Zeit für Gespräche mit den Kranken. Ihre innere Stimme forderte von ihr, *dz du dich úbest und einem dúrftigen nach dem andern sin houpt wúschest und im den grint heiltest und in ir gewendelin suvertes und erschúttelst und im Spital einen noch dem andern für dich nimest.*

Das Spital selbst war natürlich ein zentraler Ort, an dem Gertrud vorbildhaft wirken konnte, sodass auch andere Frauen der Stadt zur Mithilfe bereit waren. Die hygienischen Verhältnisse müssen schauderhaft gewesen sein, jedenfalls nach der drastischen Schilderung der Vita. Bettzeug und Kleider waren voller Wanzen. *Si nam einen besen und machte es domit abe, und erschú(ttelte) inen ir lilachen und hies iegliches einen zipfel heben und ersluog es mit einer ruoten ob den gluoten, dz der gesmag also gros wz, dz er unlidelich wz zu lidende.*³⁹

Die Kranken und Alten bildeten nur ein Teil der Armen in der Stadt. In den Gassen begegnete sie oft bettelnden Menschen und hörte deren Ruf: „Brot durch Gott“. Ihnen gab sie *win und brot, fleisch und (ge)muos, korn und mel. Sú gap in ouch ir alt gewant, bette und kissen, pfulwen und wz sú ir abgeben moehte, dz gab sú armen*

Abb. 4: „Ich war krank und ihr habt für mich gesorgt.“ Aus dem Radfenster im nördl. Querhaus des Freiburger Münsters.



lúten. Hatte sie keine Vorräte mehr im Hause, ging sie mit Heilke *us uf dz veld und gewan krut und mahte einen kessel vol oder großen hafan vol und ging dann zuo den richen frouwen in der stat und bettelte kese und speck und schmaltz und maht ein guot (ge)muos und gab es armen lúten*. Ihre Sozialarbeit in der Stadt muss außergewöhnlich gewesen sein.

Daneben trat Gertruds sonstige Tätigkeit in den Hintergrund. Zuhause saß sie am Spinnrad und am Webstuhl *um Ion*. Den Kindern der Bürger gab sie Unterricht. Sie konnte ja deutsch lesen; das hatte sie bereits als Kind auf der Burg gelernt, als sie täglich im Psalter las. Ihre pädagogische Arbeit war geleitet von einem seelsorgerischen Motiv. Denn ausdrücklich heißt es: *si lerte nit allein richen lúte kind, me arm und rich zoch sú zuo geistlichem leben also vil sú mohte*. Und nicht nur *der búrger kint von der stat, ouch ander junge kint von den doerfern, arm und rich, zuo den sprach sú vil gütlich: liebes kint, wiltu nit ein núnnelin werden?* Ja, sie wollte ihre Mitbürger frömmer machen. Drohten der Stadt Unruhen, ging sie selbst von Haus zu Haus und bat darum, Messen zu stiften und Kerzen anzuzünden, und wurde oft bitter enttäuscht, wenn ihr die *richen lúte das gebet und ouch die pfennige verseiten*, ausgerechnet die, *die doch gros guot zuo verlieren hetten gehebet*.⁴⁰

Bettelorden in der Stadt Offenburg

Gertrud *wz der brúder und des ordens guot frúnt*.⁴¹ Der enge Bezug der Beginengemeinschaft zum Franziskanerkloster war auch schon äußerlich gegeben. Denn das Haus, in das Gertrud einzog, muss in der Nähe des Klosters gelegen haben, wohl in der Schullergasse, die heute nicht mehr existiert, aber noch im 19. Jahrhundert auf der Höhe der heutigen Vitus-Burg-Straße von der Lange Straße zur Stadtmauer führte. In Urkunden ist sie erwähnt als *die gassen an der Barfüßer Clostergarten gelegen*.⁴²

Von ihrer Kammer aus konnte Gertrud den Gesang der Brüder hören: *Sú sas in ir kammeren an irem bette und hoerte, dz die brúder messe sungent*.⁴³ Die Franziskanerkirche war nicht nur ihr Nachbargebäude, sondern ihr geistiger Mittelpunkt. Dort besuchte sie Messe, Vesper und Predigt. Am Morgen konnte sie es kaum erwarten, bis die Brüder zur Messe läuteten und ihre Kirche aufschlossen.

Auf dem Klosterfriedhof wurde Gertruds Schwester bestattet, nicht auf dem Ortenberger Pfarrfriedhof in Käfersberg oder bei der Stadtkirche am Ölberg. Zwei ihrer Brüder traten in den Franziskanerorden ein, nachdem sie verwitwet waren. Der jüngere *wart so gar demütig, das er alle zit gern in der kúchen wolt sin und den brúdern kochen und schússelen weschen*. Vermutlich hat er dann auch den Imbiss zubereitet, den seine Schwester alljährlich zum

Johannisfest (27. Dezember) den Brüdern spendete. Sie mästete dazu eigens vom Martinstag bis Weihnachten Hähnchen, die sie als Pachtzins von ihren Gütern bezog. Das müssen schon einige Kapaunen gewesen sein, wir erfahren nämlich bei der Gelegenheit die Konventsgröße der Franziskaner: 20 bis 24 Brüder. Beiläufig erhalten wir so einige handfeste Informationen über das Leben im Offenburger Kloster, das uns bisher nur über Verwaltungsurkunden zugänglich war.

Auch die erste Nachricht vom Bau der gotischen Klosterkirche, deren Mauern bis heute noch hochragen, können wir der Vita entnehmen. Denn als Gertrud den Guardian einmal bat, ihr die Beichte abzunehmen, entschuldigte sich dieser, er sei derzeit sehr in Anspruch genommen *durch einen großen buw*. Sie selbst setzte sich persönlich für den Innenausbau der Klosterkirche ein, indem sie Spenden sammelte, um den Lettner, der Chor und Langhaus trennte, mit Fresken zu schmücken: Also ließ sie *die VII zit molen an dem lettener zuo den brüderen, do manig mensch andacht abnimet* ((gewinnt), *daz lihte in vil joren oder niemer geschehen wer.*⁴⁴ Die sieben Tagzeiten der Passion Christi sollten den Betrachter in einen spirituellen Nachvollzug einstimmen, *dz der mensch niemer vergesse des demütigen ellenden versmechten lebens unsers herren Jesus Christus*⁴⁵. Mit diesem Anliegen stellte sich Gertrud in die Tradition der großen Mystikerinnen des 13. Jahrhunderts, wie etwa Mechthilds von Hackeborn. Auch in ihrer heimatlichen Klosterkirche suchte sie den Gedanken der Passionsmystik für alle sichtbar umzusetzen.

Neben dem Minoritenorden war in Offenburg noch ein zweiter Bettelorden tätig: die Predigerbrüder oder auch Dominikaner genannt, nach ihrem Gründer Dominikus. Allerdings hören wir nur von einem Dominikanerinnenkloster, und das nur aus zwei päpstlichen Schreiben von 1246, danach nie mehr.⁴⁶ Nun berichtet die Gertrud-Vita: *eines morgens frühe wz diese frouwe (Gertrud) gangen zuo den predigern, mit den hette sú ernstlich zu reden.*⁴⁷ Sie besuchte dort auch die Messe. Der Herausgeber Derkits bezieht diesen Bericht auf das erwähnte Frauenkloster des Predigerordens und wertet ihn als Beweis für dessen Existenz auch nach 1246.⁴⁸

Abgesehen davon, dass die Bezeichnung „Prediger“ für ein Frauenkloster, in dem zudem die Messfeier abgehalten wird, recht ungewöhnlich wäre, erscheint mir eine andere Möglichkeit wesentlich plausibler. Im jüngst veröffentlichten Stadtkataster Offenburg ist ein sogenanntes Terminierhaus der Straßburger Dominikaner erwähnt.⁴⁹ Eine Urkunde von 1416 beschreibt dessen Lage mitten in der Stadt folgendermaßen: *stoßet hinden an der prediger herberge und vornan an die kirchgasse*. Es ist also nicht die Rede von einem Kloster, sondern von einer Herberge, in der die herumziehenden Bettelmönche Unterkunft fanden. Noch 1460

ist der *prediger huß von Stroßburg* eine feste Größe in der Topographie Offenburgs. Solche Häuser hatten in der Regel auch eine Hauskapelle, wo die Brüder ihre Messe lesen konnten. Um dort dem Gottesdienst beizuwohnen, musste Gertrud nur durch die Vitus-Burg-Straße zur Kirchstraße hinübergehen.

Derkits freilich vermutet, dass Gertrud enge Beziehungen zu dem Frauenkonvent der Dominikaner in Offenburg pflegte und dort auch Predigten Meister Eckharts hörte, von denen sich noch Spuren in der Gertrud-Vita fänden.⁵⁰ In der Tat lehrte Eckhart seit 1314 am Ordensstudium in Straßburg und predigte in verschiedenen Frauenklöstern.⁵¹ Aber sein Name ist in der ganzen Vita nie erwähnt. Trotzdem hat die neueste Forschung zur Deutschen Mystik die Vermutung von Derkits bereits als Tatsache übernommen. Kurt Ruh, der bekannte Kenner der deutschen Mystik, fasste das Ergebnis folgendermaßen zusammen: „Das Aufregende dieser Vita ist: Es war die Predigt Meister Eckharts, die Gertrud nach Straßburg zog.“⁵² Er verweist dabei auf eine Urkunde von 1318, worin eine *Gertrudis begina* ihr Testament zugunsten der Straßburger Dominikaner ausstellte.⁵³ Er hat allerdings übersehen, dass Gertrud in der Urkunde als Tochter des Hugo von Truchtersheim bezeichnet wird und folglich nicht identisch sein kann mit Gertrud, Tochter des Erkenbold von Ortenberg. Als Faktum bleibt trotzdem bestehen, dass die beiden Offenburger Beginen für einige Jahre in Straßburg lebten.

Die Großstadt Straßburg eröffnet neue Perspektiven

Es liegt nahe, dass die beiden Frauen auch die Nachbarstadt Straßburg besuchten: *si fuorent underwilent miteinander zuo Stroßburg, darumb dz sú woltent aplan holen und guote predigen hoeren und betteln (den tag noch brote gon).*⁵⁴ Heilke schätzte die Stadt sehr. Sie schlug ihrer älteren Freundin gar einen Umzug vor. Gertrud lehnte ab wegen ihrer Güter in der Ortenau. Dabei hatte sie schon versucht, die Naturalabgaben, die sie als Pacht aus Reben und Höfen einnahm, in Geldzinsen umzuwandeln, was offensichtlich nicht einfach war, aber ein typisches Problem des spätmittelalterlichen Wirtschaftslebens im ländlichen Raum. Erst nachdem Gertrud ihre wirtschaftlichen Verhältnisse neu geregelt hatte, willigte sie in den Ortswechsel ein. Gertrud und Heilke erwarben von einer Straßburger Begine ein Haus in der Nähe des dortigen Franziskanerkonventes und diskutierten die Entscheidung mit den Offenburger Franziskanern. Die rieten ihnen nicht nur ernsthaft davon ab, sondern machten ihnen auch Vorhaltungen. Gertrud und Heilke aber bestellten auf den Tag vor Allerheiligen ein Schiff. *Und do sú an dz schiff koment und die lúte und ir quoten frúnt gesegetent, do weinent sú alle.*⁵⁵ Die rührende Ab-

schiedsszene an der Schiffslände nahe der Stadt ist ein erster willkommener Beleg für den Schiffsverkehr auf der Kinzig. Mit der Kinzig verbindet man üblicherweise nur die Flößerei. Aber es scheint in deren mäanderndem Unterlauf bis zum Rhein hin auch eine Art von Personen-Nahverkehr gegeben zu haben. Da ist noch Forschungsbedarf angesagt.⁵⁶

Doch zurück zu den beiden Frauen, die mit ihrer ganzen Habe nach Straßburg gezogen waren: *do worent sú froemde und unerkant allen lúten und nam ir nieman war und enachtet ir nieman*. Sie machten die Erfahrung der Anonymität der Großstadt. Selbst ihre franziskanischen Brüder in Straßburg ließen sie das spüren. Sie mussten stundenlang an der Klosterpforte warten, als sie den Lesemeister sprechen wollten. Heilke beschwerte sich heftig: Der Pförtner aber bemerkte nur trocken: Glaubt ihr, dass ein Lesemeister so einfach Zeit für euch hat? Als der endlich kam, rügte er zwar seinen Mitbruder, aber Gertrud rügte auch ihre Freundin Heilke. Sie wollte lieber wie eine ganz arme Schwester behandelt werden.

Die neuen Erfahrungen der beiden Frauen deutete die Legenschreiberin um in eine zweite Wende im Leben Gertruds: *Gott wollte sú haben in gantzer lidiger armuot alles zitlichen guotes*.⁵⁷ Sie wollte nichts mehr haben und vom Bettel leben. Sie wollte sich nicht nur den Armen zuwenden und ihnen Gutes tun, sondern selbst arm werden, nicht mehr nur Wohltaten von oben nach unten durchreichen, sondern selbst bedürftig sein. Der Bericht über Gertruds Jahre in Straßburg ist zum größten Teil ein Bericht über die Konsequenzen dieser radikalen Entscheidung.

Gertrud beauftragte die Franziskaner, ihren gesamten Besitz zu verkaufen. Deren Ordensvater selbst hatte ja seine Gemeinschaft auf das Prinzip der vollkommenen Armut gegründet. Seine ursprüngliche Regel bestand nur aus drei Bibelziten; das erste war das bekannte Matthäuszitat: „Willst du vollkommen werden, so geh hin und verkaufe alles, was du hast und gib den Erlös den Armen.“ Die strikte Durchführung dieses Prinzips stellte den Orden vor immer größere Schwierigkeiten. Es führte ihn in die Aporie zwischen Ideal und Wirklichkeit, der er sich durch Kompromisse, Reformen oder Sezessionen zu entziehen suchte.⁵⁸ Während die einen streng am Wortlaut der Regel festhalten wollten, erklärten die andern den Besitz, der das Existenzminimum sicherte, für erlaubt. In langen Auseinandersetzungen profilierten sich beide Parteien innerhalb des Ordens immer deutlicher in die Gruppe der Regelstrengen (oder Spiritualen) und die der Gemäßigten (oder Konventualen). In Gertrud und Heilke treten sie uns gewissermaßen personifiziert entgegen: Gertrud die Radikale, Heilke die Gemäßigte.

Das Haus, das die beiden Frauen gemeinsam in Straßburg erworben hatten, vermachte Gertrud der jüngeren Freundin und gab ihr als äußeres Zeichen den Hausschlüssel. Auch einen Hof übertrug sie Heilke zum Nießbrauch und mit der Auflage, dass er nach deren Tode an das Franziskanerkloster fallen solle. Ihr Beichtvater riet ihr von diesem Schritt ab: *im wz leid, dz sú es also gar enweg wollte geben und sich also gar in gottes hand und in die armuot wollte geben, und vorhte, so sú not und gebrest wurde angon, dz es ir krankheit nit geliden moechte und dz es sú denn wurde geruwen.*⁵⁹ Sein Hinweis auf eine kluge Alters- und Krankheitsvorsorge half nichts. Gertrud ließ eine Notariatsurkunde zugunsten Heilkes ausstellen. Als bald darauf der Maier eines Hofes den Pachtvertrag an seinen Sohn abgeben wollte, empfing dieser das Objekt nicht mehr von Gertrud, sondern von Heilke.

Aber die Legende steigert die Radikalität franziskanischer Armut, indem sie beschreibt, wie Gertrud mit sich ringt, *dz sú ouch die herberge muoste rumen und dz sú eine nacht nit sollte sin do sú die ander wer.*⁶⁰ Sie wollte unbehaust sein. Das aber verhinderte Heilke. Gertrud musste unter ihrem Dach bleiben *als eine arme fremde swester, die man durch got ladet*. Gertrud räumte *ir húbsches kemmerlin* und schlief unter dem Dach *im snoedesten kemmerlin*. Auch das Essen wollte sie nicht mehr am gemeinsamen Tisch einnehmen, sondern separat, – wie eine Bettlerin. Gertrud wollte frei sein, *nút enhan und nút begeren.*⁶¹

Diese Formel der bewusst geübten Bedürfnislosigkeit umfasst prägnant zwei Hauptformen der Armut, die aktuelle Armut als Besitzlosigkeit, und die potenzielle als Angst vor einer kommenden Armut. Dieser zweite Aspekt war für Heilke besonders wichtig. Sie wollte ihre alte Freundin durch eine testamentarische Verfügung absichern: *wenn ich nit enbin, dz sú doch ir notdurft hie von habe*. Erwartungsgemäß lehnte Gertrud ab, willigte aber wenigstens in ein Gespräch mit einem alten erfahrenen Franziskanerbruder ein, *der wz ein guoter andechtiger bruoder und wz vil jor lesemeister gewesen und wart provincial, und do lies man in ruowen durch sines gemaches willen, und wz zuo strosburg und predigete und horte bihte, er wz wol ahtzig jor alt oder me*⁶². Diese Personenbeschreibung trifft eigentlich nur auf einen Lesemeister des Ordens zu, der zu den führenden Köpfen der strengen Richtung im franziskanischen Armutsstreit gehörte, Heinrich von Talheim. Er wird in der Vita als einziger unter den Beichtvätern Gertruds namentlich erwähnt. Im Gespräch mit Gertrud und Heilke gab er zu bedenken: *Recht als unser herre unsern orden fürsehen und geordnet het on eigenschaft (Eigentum) und on alle sicherheit, dz will unser herre ouch von ir. .. Er will sú arm haben und dz sú allein siner gnaden warte und von nieman kein sicherheit habe.*⁶³

Rückkehr nach Offenburg

Die Auseinandersetzung um die rechte franziskanische Lebensform spielte sich noch in Straßburg ab. Doch 1327 beschlossen beide Frauen nach einem verheerenden Stadtbrand, dem auch ihr Häuschen zum Opfer gefallen war, wieder nach Offenburg zu ziehen.⁶⁴ Dort mussten sie zur Miete wohnen, *und kam sú das ouch underwilent kumberlich an*. Erst nach drei Jahren machten zwei *erbere regelschwestern* Heilke das Angebot, bei ihnen zu wohnen. Es war *ein húbsches húselin.. an dem allerbesten und heimlichsten ende der stat*. Gertrud sträubte sich dagegen, erst nach Monaten gab sie nach und zog mit Heilke in das Häuschen *und vertrieben do ir leben heiliklich in dem dienste gottes und in einem tugendsamen heiligen leben*.⁶⁵

Gertruds zweiter mehrjähriger Aufenthalt in Offenburg bestand sozusagen nur noch in heiligem Leben. Der Bericht darüber fällt auch ziemlich kurz aus. Vom Alltag, in dem sich ihr Leben abspielte, ist überhaupt keine Rede mehr. Die Verfasserin der Vita deutet bereits eine plausible Erklärung an: *Die sunder wisen, die unser herre an ir (Gertrud) wúrkte, die missvielen allen menschen, dz ir alle besunderen frúnde abgiengent denn allein jungfrow Heilke*. Banal gesagt: Sie ging ihren Mitmenschen auf die Nerven. Ihre radikale Lebensform hat sie einsam gemacht.

Auch ihre franziskanischen Freunde blieben fortan in der Vita ohne jede Beachtung. Die wenigen Nachrichten zur spätmittelalterlichen Geschichte des Offenburger Minoritenklosters lassen erkennen, dass der Konvent immer auf der Seite der Gemäßigten stand, ja sogar eine führende Rolle unter den Conventualen einnahm. Ihre pastorale Tätigkeit in der Stadt war auf die Akzeptanz durch die Bürger angewiesen. Andererseits mussten sie auch bestrebt sein, den Unterhalt und die Ausbildung der Brüder zu sichern. Es war ihnen erlaubt, Liegenschaften und feste Einkünfte, vor allem in der Form von Jahrtagsstiftungen, anzunehmen. Dafür erwarteten die Bürger Gegenleistungen, sowohl in der pastoralen Betreuung (Messe, Predigt und Beichte) als auch in der Pflege des Totengedächtnisses. „Sie sollen für die Toten beten“, schreibt die Ordensregel den Brüdern vor. Die Bestattung auf dem Klosterfriedhof konnte die Memorialleistung noch steigern und absichern. So ließ die Schützenbruderschaft, ein Honoratiorenverein der Stadt, jeden Montag eine Seelenmesse lesen, darüber hinaus reservierte sie für ihre Mitglieder vier Grabstätten auf dem klösterlichen Friedhof neben der Kirche. Ähnliches galt für die Bruderschaft der Schmiede und Wagner. Zwangsläufig entwickelte sich daraus ein enger Kontakt zwischen der Bürgerschaft und den Franziskanern.

In einem solchen Milieu blieb wenig Platz für eine radikale Lebensform, wie sie Gertrud verwirklichen wollte. Das lässt den Schluss zu, dass ihre kultische Verehrung von den Offenburger Franziskanern offensichtlich nicht besonders gefördert wurde, obwohl das Heiligengrab in ihrer Klosterkirche seinen Ort gefunden hatte. Ein Kult muss gepflegt werden. So konnte der Jesuitenpater, der im 17. Jahrhundert Gertruds Grab besuchen wollte, nur zur Kenntnis nehmen: Die fromme Frau, die so viele Jahre in Offenburg gewirkt hatte, war vergessen worden. Das „heilige Leben“ Gertruds wurde nicht zu einem Leitbild der bürgerlichen Gesellschaft. Es blieb in deren Alltag eine ständige Provokation. Selbst die Mitschwestern ihrer Gemeinschaft, in deren Tischlesung das Andenken lebendig gehalten werden sollte, waren überfordert. Mehrfach äußert die Vorleserin dafür Verständnis, indem sie ihr eigenes Erschrecken eingesteht: *wenn ich schreibe und betrachte und erkenne, wie gar gantzlich und alzemole ir natur erdötet wart, so erschrik ich von hertzen, und wenn ich schriben sol die werk, die got mit ir gewirket hat, so erschrike ich.*⁶⁶

Anmerkungen

- 1 H. Derkits: Die Lebensbeschreibung der Gertrud von Ortenberg. Diss. phil. Wien 1990. Im Folgenden zitiert: GvO
- 2 Dubois, J.: Sources et méthodes de l'hagiographie médiévale, 1993 ; – Lotter; Friedrich, Methodisches zur Gewinnung historischer Erkenntnisse aus hagiographischen Quellen; in: *Histor.Ztschr.* 229, 1979, 298–356; – Opitz, Claudia: Weibliche Biographien des 13. Jahrhunderts zwischen hagiographischer Topik und historiographischer Fragestellung. In: *Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung (Frauenforschung, Bd.3)*, 1984, 327–336.
- 3 Brüssel, Bibliothèque Royale de Belgique Hs.8507-09; Eine eingehende Beschreibung der Handschrift bietet O. Wieland: Gertrud von Helfta ein botte der göttlichen miltekeit. (Studien u. Mitteilungen z. Gesch. d. Benediktinerordens, 22. Ergänzungsbd.), 1973.
- 4 Wieland zählt 19 Textzeugen der Schrift auf, unter denen die Brüsseler Handschrift die vollständigste ist; – Schindele, Maria Pia: Der heiligen Gertrud von Helfta „both der göttlichen myltigkeit“ in einer Lichtenthaler Handschrift von 1566, in: *Freiburger Diözesanarchiv* 120, 2000, 53–107, fügt dem erwähnten Textbestand eine neue Fassung in alemannischer Sprache hinzu; – Grubmüller, Kl.: Gertrud von Helfta, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon* (im Folgenden zitiert: *Verfasserlexikon*) 3, 1981, 7–10.
- 5 Derkits, Hans: Die Vita der Gertrud von Ortenberg – Historische Aspekte eines Gnaden-Lebens. In: *Die Ortenau*, 71, 1991, 77–125. Im Folgenden zitiert: Derkits, Ortenau
- 6 Williams-Krapp, Werner: Raimund von Capua, in: *Verfasserlexikon* 7, 1989, 982–986; Helbling, Hanno: Katharina von Siena. *Mystik und Politik*, 2000.
- 7 *Acta Sanctorum* Febr. III, Antwerpen 1658, 360.
- 8 *Anno MCCCCXXXV (!), Kalendas Martii hoc claudebatur antro Domina Gertrudis legitima consors quondam Domini Rickgeldeigin virtutum cultrix, Offenburg missis precibus pluribus protegens a periculis. Fac amplius, precamur.*
- 9 Sawilla, J.M.: Antiquarianismus, Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert. Zum Werk der Bollandisten. Ein wissenschaftshistorischer Versuch, 2009. Sawilla nennt Gamans „die zentrale Vermittlungsfigur für die Materialbeschaffung in den süddeutschen Territorien“ (S. 36); Benz, Stefan: *Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich (Histor. Studien Bd.473)*, 2003.
- 10 Kähni, Otto: *Offenburg und die Ortenau*, 1976, 133.

- 11 Acta Sanctorum, wie. Anm.7
- 12 GvO f. 155v; vom „Hören“ spricht der Text noch mehrfach.
- 13 GvO f. 133r.
- 14 GvO f. 135r. Die genealogischen Bezüge des Ministerialengeschlechts von Ortenberg erläutern bereits Vollmer, Franz: Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle, 1976, 36 f. und H. Derkits, Vita (wie Anm 5), 82 ff.
- 15 GvO f. 136r. und 138r.
- 16 GvO f. 138v.
- 17 Ein Pferd kostete in der selben Zeit in Basel sechs Pfund Pfennige. Dirlmeier, Ulf: Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters. (Abh. d. Heidelberger Akademie d. Wiss., Phil.-histor.Kl. 1978, 1) 1978
- 18 GvO f. 138v
- 19 GvO f. 139r
- 20 GvO f. 141v
- 21 GvO f. 145v
- 22 GLA Karlsruhe 30/449; diplomatischer Abdruck in: Derkits, GvO (wie Anm.1), 516–519.
- 23 Phillips, Dayton: Beguines in medieval Strasburg, 1941, 179.
- 24 Die Tertiärenregel, die 1289 von Papst Nikolaus IV. bestätigt wurde, widmet der Kleidung ein ganzes Kapitel; Degler-Spengler, Brigitte: Drei Fassungen der Tertiärenregel aus der oberdeutschen Franziskanerprovinz, in: Archivum Franciscanum Historicum, 62, 1969, 509517; Nachdruck in: Föbel, A. und Hettinger, A.: Klosterfrauen, Beginen, Ketzerinnen. Religiöse Lebensformen von Frauen im Mittelalter (Historisches Seminar, NF.12), 2000, 150–153; – Grübel, Isabel: Bettelorden und Frauenfrömmigkeit im 13. Jahrhundert. Das Verhältnis der Mendikanten zu Nonnenklöstern und Beginen am Beispiel Straßburg und Basel, 1987.
- 25 GvO f. 142r
- 26 GvO f. 153v
- 27 GvO f. 146r
- 28 1326 Nov. 28: Heinrich Schelme von Offenburg, Chorherr in Toul, und seine Schwester vermachen verschiedenen Adressaten in Offenburg Güter. Als Regest aufgeführt von Haid, W.: Über den kirchlichen Charakter der Spitäler, besonders in der Erzdiözesen Freiburg, in: Freiburger Diözesanarchiv 2, 1868, 308, N.9; Die Tatsache, dass bereits 1341 von dieser Urkunde ein Vidimus angefertigt wurde, zeigt ihre große Bedeutung.
- 29 Batzer, Ernst: Die Berufungsurkunde der Minoriten nach Offenburg. In: Freiburger Diözesanarchiv 64, 1936, 358–363.
- 30 Wie Derkits, Vita (wie A.5), 95 f. vermutet. Wesentlich vorsichtiger äußert sich dazu Müller Wolfgang: Beginen und Inklusen, in: Die Klöster der Ortenau, 1978, 472 f.
- 31 Urkundenbuch der Stadt Straßburg II, 91 f., Nr.131.
- 32 Kähni (wie Anm.10), 67 f.
- 33 GvO f. 144r
- 34 GvO f. 161v
- 35 GvO f. 140r
- 36 GvO f. 143r
- 37 GvO f. 170rv
- 38 Ihre soziale Tätigkeit in der Stadt ist vor allem f. 161–166 ausführlich beschrieben.
- 39 GvO f. 163rv.
- 40 GvO f. 165r.
- 41 GvO f. 198v
- 42 Jenisch, Bertram u. Gutmann, André: Offenburg. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 33, 2007, 128 f.; – Gutmann, André: Straßennamen und Straßenverlauf. – Zum Wegenetz der Offenburger Altstadt zwischen dem 14. und frühen 19. Jahrhundert. In: Die Ortenau 89, 2009, 475–502.
- 43 GvO f. 194v
- 44 GvO f. 202v
- 45 GvO f. 157r. – Nach Braunfels, Wolfgang: Leben Jesu, in: Lexikon der christlichen Ikonographie Bd. 3, 1971, 39 ff. wurde die Darstellung der Passion Christi von den Mystikern sehr bevorzugt. Häufig gehörte die Passion zu den Lettnerprogrammen, so etwa im Naumburger Dom. – Mechthild von Hacke-

- born (1241–98) gab in ihrem *Liber specialis gratiae* genaue Anweisungen zur Verteilung der einzelnen Leidensstationen auf die sieben Tagzeiten. Dazu: Hilpisch, Stephan: Chorgebet und Frömmigkeit im Spätmittelalter. In: Heilige Überlieferung, Festschr. J. Herwegen, 1938, 275.
- 46 Hillenbrand, Eugen: Unser fryheit und alt harkommen. Mittelalter in Offenburg und der Ortenau, 1990, 75–77.
- 47 GvO f. 138r.
- 48 Derkits, Vita (wie Anm. 5), 94.
- 49 Jenisch-Gutmann (wie Anm.42), 120, Nr. 66.
- 50 Derkits, Vita (wie Anm. 5), 94 u. 100.
- 51 Hillenbrand, E.: Der Straßburger Konvent der Predigerbrüder in der Zeit Eckharts. In: Meister Eckhart: Lebensstationen Redesituationen, hrsg. v. Kl. Jacobi (Quellen u. Forsch. z. Geschichte des Dominikanerordens, NF 7), 1997, 151–173.
- 52 Ruh, Kurt: Rezension von Meister Eckhart, Lebensstationen – Redesituationen, hg. v. K. Jacobi, in: Zeitschrift f. deutsches Altertum und deutsche Literatur, 127, 1998, S. 465.
- 53 Urkundenbuch der Stadt Straßburg III, 267 Nr.880: 1318 Februar 1.
- 54 GvO f. 202v , 210v
- 55 GvO f. 212r
- 56 Stalf, Alfred: Korrektur und Unterhaltung der Kinzig, In: Die Ortenau 19, 1932, 124–144; – Eckoldt, Martin: Schifffahrt auf kleinen Flüssen, 3. Nebenflüsse des Oberrheins und des unteren Mains., in: Deutsches Schifffahrtsarchiv 9, 1986, 59–88; – Hornung, Klaus: Die Straßburger Rheinfähren vom 6. bis 14. Jahrhundert und der Gewässer- Flur- und Ortsnamen „Hund.“ In: Ortenau 45, 1965, 223–231.
- 57 GvO f. 216r
- 58 Feld, Helmut: Franz von Assisi und seine Bewegung, 2007; – Miethke, Jürgen: Paradiesischer Zustand – Apostolisches Zeitalter – Franziskanische Armut. Religiöses Selbstverständnis, Zeitkritik und Gesellschaftstheorie im 14. Jahrhundert, in: Vita religiosa im Mittelalter, Festschrift f. K. Elm z. 70. Geb., hrsg. v. F. Felten und N. Jaspert, (Ordensstudien 13), 2007.
- 59 GvO f. 219v
- 60 GvO f. 223v
- 61 GvO f. 230r
- 62 GvO f. 237rv; zu Heinrich von Talheim K. Ruh, Verfasserlexikon 3, 1981, 882 ff. und K. Eubel: Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz, 1886, 48 ff.
- 63 GvO f. 237v
- 64 Über die Rückkehr der beiden Frauen nach Offenburg und deren zweiten immerhin achtjährigen Aufenthalt in der Ortenaustadt berichtet die Vitenschreiberin auf gerade mal vier Seiten.
- 65 GvO f. 239v
- 66 GvO f. 187r

Joann Conrad Machleid, Chirurgus und Chronist der Stadt Ettenheim, zum 300. Geburtstag¹

Franz Michael Hecht

Die Tagebücher des Ettenheimer Bürgers und Chirurgus Joann Conrad Machleid sind die wertvollsten Quellen für die Geschichtsforschung der Stadt Ettenheim in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, einem Zeitraum, der für diese Stadt von großer Bedeutung war.

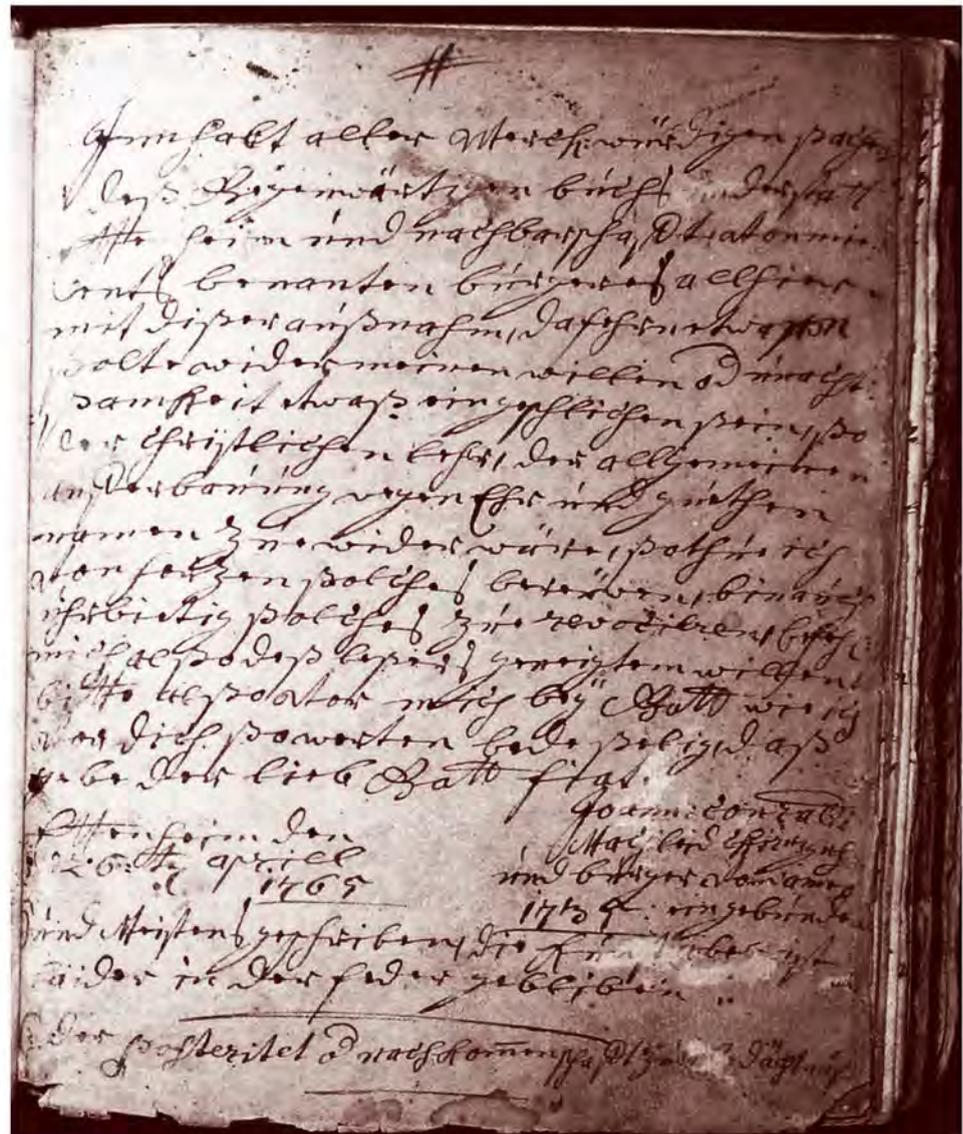
Joann Conrad Machleid hat zwei großvolumige Tagebücher hinterlassen, Diarien, wie er sie nennt.



Die beiden Tagebücher des Joann Conrad Machleid.

Sie umfassen insgesamt 1144 Seiten, meistens eng beschrieben. Die beiden Bücher befinden sich noch heute im Familienbesitz. Der erste Band beginnt im Jahr 1755. Der zweite Band endet im Jahr 1794, kurz bevor Machleid starb. In diesen beiden Bänden berichtet Machleid über all die Geschehnisse, die er für so wichtig erachtete, dass er sie aufschrieb. Teilweise reichen seine Aufzeichnungen auch weit in die Vergangenheit zurück und beruhen dann auf mündlichen Überlieferungen. Dadurch blieb das Wissen über viele Ereignisse im Stadtgeschehen erhalten, was ohne seine Aufzeichnungen sicher verloren gegangen wäre.

Joann Conrad Machleid wurde am 18. Oktober 1708 in Villingen geboren.



Erste Seite von
Machleids erstem
Diarium-Band (A/003).

Seine früheren Vorfahren stammten aus der Gegend von Alpirsbach: Der Ur-Ur-Großvater Jakob Machleid war im 16. Jahrhundert Vogt von Reutin. Der Ur-Großvater Hildeprant Machleid lebte ab 1608 nachweislich in Reutin. Der Großvater Franz Machleid (geboren 1650, gestorben 1701) war Schneider und Krämer in Villingen.

Der Vater Josef Anton Machleid (geboren 1681, gestorben 1714) war ebenfalls Schneider und Krämer in Villingen. Seine Mutter Maria Anna Neidingerin war nur acht Jahre lang mit Machleids Vater Josef Anton verheiratet. Nach seinem Tod heiratete sie Jacob Christoph Salamon. Mit diesem war sie 48 Jahre lang verheiratet. Sie starb 1763 im Alter von 85 Jahren.

Joann Conrad Machleid hatte vier Geschwister: eine Schwester Elisabeth sowie die drei Halbgeschwister Martin, Maria Eva und Franziska aus der zweiten Ehe seiner Mutter.²

Joann Conrad Machleid hat in jungen Jahren im Kloster St. Blasien die Ausbildung zum Barbierer gemacht.³

Am 17. Juli 1735 kam Machleid von Freiburg nach Ettenheim. Zuvor war er als „*barbierer zu schön / im wißenthal*“ tätig.⁴

Was Machleid veranlasste, in Ettenheim sesshaft zu werden, darüber lässt sich nur spekulieren. Mehrere Gründe könnten dafür ausschlaggebend gewesen sein:

- Vielleicht sein Vetter Joann Caspar Machleid, der in Ettenheim schon seit vielen Jahren die Kaplanstelle inne hatte?
- Bestimmt aber Anna Ursula Leiblin, die er am 29. August 1735 heiratete, also bereits einen guten Monat nach seiner Ankunft in Ettenheim. Es darf vermutet werden, dass er sie bereits zuvor bei irgendeiner Gelegenheit (vielleicht bei seinem Vetter?) kennengelernt hatte.
- Vielleicht bestand damals auch ein Mangel an Chirurgen hier vor Ort?

Tatsache ist, dass Machleid sehr rasch eine geachtete Persönlichkeit in Ettenheim war. Er erwarb nämlich bereits im Jahr seiner Ankunft das Bürgerrecht.

Aufgrund seines Ansehens bekleidete er in Ettenheim zahlreiche Ämter: Er war Steuermeister (1757 und 1758), mehrfach Ratsherr, dreimal Zunftmeister (1762, 1768, 1776) beziehungsweise Beisitzer der Allgemeinen Handwerkszunft sowie Präfekt der Sebastianus-Bruderschaft (1783).

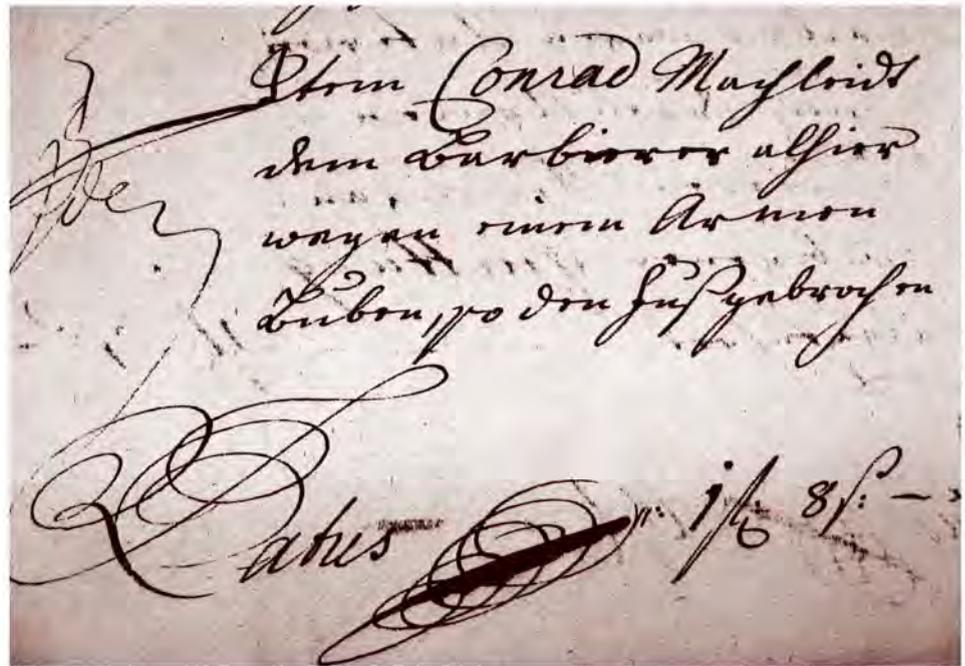
Über die medizinische Versorgung der Bevölkerung Ettenheims im Jahr 1735, als Machleid nach Ettenheim kam, haben wir praktisch keinerlei Wissen.

Das älteste Zeugnis von Machleids Tätigkeit als Chirurg in Ettenheim findet sich im Spitalrechnungsbuch des Jahres 1754: „*Item Conrad Machleid dem Barbierer alhier wegen eines armen Buben, so den Fuß gebrochen auf Befehl eines löblichen Raths zu Curieren vermög Schein (No 18) gegeben: 4 fl*“.⁵

Machleid ist in den folgenden Jahren in den Spitalrechnungsbüchern noch weitere vier Mal mit chirurgischen Behandlungen nachweisbar:

- 1760 als Chirurg: „*Item Hern Conradt Machleyd dem Chirurgo dahier für gelieferten medicamenten in das Spital lauth Conto und Quittung No 6 bezahlt 2 fl 7 ß*“.
- 1763 als Barbierer: „*Item Conrad Machleyd und Frantz Berger Beeden Barbiereren, wegen Theresiam Eblin zu Curiren bezahlt Lauth anweisung und Quittung No 9 10 fl*“.
- 1764 als Chirurg: „*Erstlichen Conrad Machleyd dem Chirurgo Christoph Witschger Zur Curirung bezahlt Lauth ahsignation No 11 1 fl 5 ß*“.
- Zuletzt 1767 als Chirurg: „*Item Conrad Machleyd dem Chirurgo – Lauth Conto und assignation No. 9 bezahlt 1 fl 2 ß*“.⁶

Der erste Nachweis
Machleids chirurgischer
Tätigkeit in Ettenheim
im Spitalrechnungsbuch
1754.



Aber Machleid muss über diesen Zeitpunkt hinaus chirurgisch aktiv gewesen sein, denn er berichtet in seinem Tagebuch unter dem Datum des 14. Februar 1769, dass an diesem Tag sein „*geßell Jossep / speicher von freyburg breißgau in die / fremde von mier nacher Rastatt abgereißt*“ ist.⁷

Im Alter von knapp über 60 Jahren hat er sich dann offenbar aus dem chirurgischen Berufsleben zurückgezogen, jedenfalls finden sich ab diesem Zeitpunkt diesbezüglich keine Zeugnisse.

Am Ende seiner Chirurgentätigkeit resümiert er:

„1772 – daß sprichworth lautet wegen alten dieneren:
alte diener, hund, und pferdt, / seynd bey hof in einem werth.
NB (Nota bene): vorbey gegangene dienst von alten, und / brauchen die fürsten oder herren ihre diener, wie die handwerksleut ihren werkzeüg, / den sie, wann er abgenuzet ist, hinweg / werfen, daß will sagen, also gehet eß hier / alten Ehrlichen barbiereren od chirurgis, / herr dein will geschehe wie du willst allein“.⁸

Die Frage, von welchen Krankheiten die Ettenheimer Bevölkerung damals heimgesucht wurde, ist heute schwierig zu beantworten. Es gab weder Krankheits- noch Todesursachenstatistiken, außerdem sind die damals verwendeten Krankheitsbezeichnungen zum großen Teil ungenau.

Machleid hatte als Chirurgus natürlich berufsbedingt ein gesteigertes Interesse an Krankheiten. In seinem Diarium, besonders im zweiten Band, sind viele Seiten gefüllt mit den Todesdaten von verstorbenen Ettenheimer Bürgern. Dabei erwähnt er oftmals die Krankheit, die zum Tode führte. Aus der Anzahl ihrer Erwähnungen lassen sich gewisse Rückschlüsse auf die Häufigkeit

ihres Auftretens ziehen. In absteigender Häufigkeit werden genannt: Schlagfluss, Dörrsucht, hitzige Krankheit, Friesel,⁹ Fleckfieber,¹⁰ Wassersucht, Gichteren,¹¹ Durchschlechten,¹² rote Ruhr. Einzelfälle betreffen Krebs an der Wange und am Mund, wobei zu vermuten ist, dass es sich hierbei um fortgeschrittene Syphilis oder um Hauttuberkulose handelte; ferner Brustkrebs, Wundbrand, Epilepsie, Blutsturz, hitziges Gallenfieber und anderes. Daneben berichtet er von Unglücksfällen.

Machleid berichtet, dass im Zeitraum 1755 bis einschließlich 1790 in Ettenheim 720 Erwachsene starben.¹³ Das sind etwas mehr als 20 verstorbene Erwachsene pro Jahr. Die Aufstellung für die einzelnen Jahre zeigt einen Tiefststand in den Jahren 1762 (sechs Verstorbene) und 1764 (sieben Verstorbene) sowie einen Höchststand im Jahr 1786 (34 Verstorbene) und 1787 (36 Verstorbene). Diese Sterblichkeit unter den Erwachsenen ist auch unter heutigen Gesichtspunkten unauffällig.

Gelegentlich konnten die Ettenheimer Bürger ein hohes Lebensalter erreichen. So berichtet er, dass im Jahre 1759 der Bäcker Jacob Berger im hohen Alter von 96 Jahren starb, zu diesem Zeitpunkt ältester Bürger der Stadt.

Erschreckend war die Kindersterblichkeit. Im Jahre 1786 starben 34 Erwachsene und „113 kinder vil an durchschlichten“.¹⁴

Beträchtlich war auch die Anzahl der Frauen, die im Wochenbett verstarben.

Zu der Zeit, da Machleid in Ettenheim als Chirurgus tätig war, galt Krankheit als das Ergebnis einer gestörten Säftemischung. Deshalb musste die *materia peccans*, der schädigende Stoff, aus dem Körper entfernt werden. Hierzu dienten der Aderlass und das Klistier. In den Spitalrechnungsbüchern finden sich zahlreiche Quittungen für diese Therapien. Auch bei Machleid findet sich ein Hinweis, dass er diese Therapiemaßnahmen durchführte. So findet sich unter dem Datum vom 8. Januar 1757 der Eintrag „*habe ein neweiß fueß / kibeles zum adlaß und brenen Machen / lassen*“.¹⁵

Manche Therapiemaßnahmen hatten allerdings offenbar mehr oder weniger rasch den Tod zur Folge. So berichtet Machleid: „1775–12. Jener ist ... gestorben Jacob Riß der blotter macher an der / wasserßucht hat ßich anzopfen lassen / und ist den anderen dag gestorben“.¹⁶

Machleid und seine Chirurgenkollegen standen zeitlich gesehen an der Schnittstelle in der Entwicklung des Chirurgenstandes von der mittelalterlichen, handwerklich orientierten Gildenchirurgie der Barbierer hin zu studierten Ärzten. Die Naturwissenschaften gewannen grundlegende Bedeutung.

Ein bedeutsames Merkmal dafür sind die Sektionen verstorbener Menschen, durch die Krankheiten und Todesursachen objektiviert werden können. Machleid berichtet mehrfach von Sektionen.¹⁷

Interessant ist, welche medizinischen Vorstellungen Machleid von Krankheiten und Therapien hatte. Leider wurde Machleids „Rezeptbuch“ mit „schönen Zeichnungen und Pausen“ samt der Villinger Examensordnung im 2. Weltkrieg vernichtet. Bereits im Jahre 1893 hatte es sich „ein eifriger Jurastudent“ aus dem Familienbesitz verschafft und dem Germanischen Museum in Nürnberg übergeben. Dort ging es dann verlustig.¹⁸

Doch finden sich in Machleids Diarien einige Notizen zu speziellen Erkrankungen und Therapien:

So gibt eine Notiz aus dem Jahr 1789 Hinweis auf seine Vorstellung bezüglich des Schlaganfalls: *„Der herr doctor schmidt sagte öffters zue / mier, der mensch habe drey bluetsstropfen im / hirn, wann der mittlere tropfen falle so sey / der mensch gleich mauß dodt, so aber der rechte tropfen falle so / werde der mensch auff selber seit lamb, / so aber der lincke blutstropfen falle so werde mann auff der lincken seiten lamb“*.¹⁹

Als eine Sensation wurde in der damaligen Zeit das neu entdeckte Elektrisieren und Magnetisieren angesehen, bekannt unter dem Begriff „Mesmerismus“ nach seinem Erfinder Friedrich Anton Mesmer (1734–1815 in Meersburg). Machleid berichtet über Erfahrungen damit aus dem Kloster Ettenheimmünster und schreibt, dass *„sie einen bueben von hier Joseph doldt an der fallenten sucht in der chur haben“*.²⁰

Schließlich berichtet er auch von einer Wunderheilung, die sich in St. Landelin zugetragen hat:

„1786 – In der Dreyfal= / tigkeit= / wochen / ein neüwes / miracel / zue / Sanct= / Landelin / in der Kirchen Gott sei ewig lob. Es hat sich ein neüweß mirackel zue sanct / Landelin begeben, mit einer frau von / straßburg, welche an 2 krucken dahin / komen, wie auch mit einem blinden Kind / ein glein meitele, und bey 3 wochen im bad, / und hatten ein großes vertrauen zue dem / großen heiligen Landelin, sie badeten / bede in dem bad, und waren vil zeit in der / kirchen zu betten, die frau wurde grad / und gefünd, und daß kind wurde in der / kirchen sehend, daß sie vor dem landelinß / altar betteten, so stunde daß kind auf von / seiner muetter, ware sehend, und läufte / in der kirchen herum, alß gefünd, mann / hat der muetter und dem kind, von seiten / dem gloster, wo sie 3 wochen lang in dem / wirts ware, keine bezalung sowohl vor / kost, alß vors bad abgenomen, ware ein / mittel bare burgers frau auß straßburg“.²¹

In die Zeit von Machleids Tätigkeit fallen zwei für die Medizin in Ettenheim wichtige Ereignisse:

1. Der Neubau des Spitals
2. Die Einstellung eines Arztes mit vereinbarter jährlicher Bezahlung.

Über das Ettenheimer Spital ist schon mehrfach berichtet worden.²² Das Spital war im Sozialgefüge und Gesundheitswesen der Stadt Ettenheim jahrhundertlang ein wichtiger Faktor. Das mittelalterliche Spital hatte die Zerstörung der Stadt Ettenheim im Dreißigjährigen Krieg als eines von drei Gebäuden überstanden. Dann war es im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte abbruchreif geworden. In den Jahren 1781 bis 1786 wurden das alte Spitalgebäude und die Spitalkirche durch einen Neubau an der gleichen Stelle ersetzt. Machleid berichtet in seinem Diarium an vielen Stellen minutiös darüber.

Der zweite wichtige Faktor für die medizinische Versorgung der Bevölkerung war die Anstellung eines Arztes mit vereinbarter jährlicher Bezahlung.

Am 9. Februar 1776 kam „Iro Exzellenz / der neuwe Herr Doctor“ Joßep Gisi aus Solothurn nach Ettenheim. Er bekam „Wundt gelt“, von der Gemeinde 30 fl, vom Spital 20 fl, von den drei Dörfern zusammen 50 fl. Für einen ersten „Gang“ (Krankenbesuch) erhielt er 5 fl von dem, der ihn beehrte, für jeden weiteren Besuch 2 fl. „den 14=ten hornung hat er den Eidt abgelegt“.²³ Im Spitalrechnungsbuch 1776 findet sich der Eintrag „Item Hr. Doctor Gisy die regulierte Jahres Besoldung bezahlt 20 fl“. Dr. Gisi unterschrieb die entsprechende Quittung am 18. März 1777 mit „Gisi statt und ambts physicus“.

Ein knappes $\frac{3}{4}$ -Jahr nach Gisis Ankunft in Ettenheim schreibt Machleid: „1776 den 28=ten wintermonat hat der herr / Doctor Joßep Gißi ihro Exzellenz mit der vil / Ehr und tugent sammen Jungfrau Walburga / Dornbluetin von wolfach zu Ettenheiminster / hochzeit gehalten gott geb ihnen glück und ßegen“.²⁴ Der fromme Segenswunsch Machleids war leider vergebens, das Schicksal war dem Doktor nicht hold, denn schon ein weiteres $\frac{3}{4}$ -Jahr später muss Machleid in seinem Tagebuch vermerken: „1777: Herr Joßep Gißi Doctor allhier: den 30=ten august ist abents zwischen 6 und 7 / uhr in Gott ßelig mit allen heiligen sacra= / menten verßehen gestorben, herr franz / Joßep Gißi Medicine Doctor allhier, / ßeines alters nur 28 und ein halb iar, tröste / ihne und alle arme ßelen der groÙe Gott. / er starb in dem Reichischen stamenhauß. / er war verheyratet nur 3 viertel iahr, und / die frau ßo hoch schwanger ware, Reißte wider / zu ihren Elteren nacher wolfach, wo ßie / gebürtig ware, gleich am ßibeten, und dem ambte“.²⁵

Machleids Tätigkeit war zweifelsfrei nicht nur die eines Chirurgus. Sein Alltag war nicht mit der heutigen Tätigkeit eines niedergelassenen Arztes vergleichbar, der tagein tagaus von morgens bis abends medizinisch tätig ist.

Machleid berichtet mehrfach in seinem Tagebuch, dass er Ländereien kaufte. So kaufte er 1759 seinem Schwager Joannes Hockh Reben und Matten ab, als dieser in „das neüwe Land“ wegzog, und zwar mehrere Mannshauet in dem „neüwen Weg“, im Weilerberg und an den Riethdolen.²⁶ Eine Woche später kaufte er weiteres Gelände an den Riethdolen von seinem Schwager Josef. Zehn Jahre später, 1769, kaufte er Reb Gelände im Offenthal.²⁷ Und im Jahre 1765 berichtet er, dass er seine drei Mannshauet Reben in der Langenbruck hat neu anlegen lassen.²⁸ Daraus ergibt sich eindeutig der Nachweis, dass er neben seiner Chirurgen-Profession zusammen mit seiner Familie auch ausgiebig Landwirtschaft betrieb.

Seitenlang führt er in seinem Diarium die Weinpreise von 1735 bis 1778 auf,²⁹ die offensichtlich für ihn von essentieller Bedeutung waren.

Zusätzlich nahm er in der Stadt, wie bereits erwähnt, zahlreiche wichtige Ämter wahr. So erhielt er laut Bürgermeisterrechnung des Jahres 1770 für 23 Wochen „gehabe Bemühung bey dem Kirchenbau“ (also beim Neubau der Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus) 11 fl 5 β.³⁰

Wie bereits berichtet, heiratete Machleid kurze Zeit nach seinem Herzug nach Ettenheim am 29. August 1735 Anna Ursula Leiblin. Bei ihrer Hochzeit bekamen die beiden von dem aus Weerberg bei Schwaz in Tirol stammenden bedeutenden Kunstmaler Franz Bernhard Altenburger ein Gemälde verehrt, das dieser gefertigt hatte und das die Heilige Familie darstellt. Der Grund für dieses Geschenk war, dass der Künstler zwei Tage lang gratis bei der Hochzeit dabei sein durfte.³¹ Von Altenburgers Werken sind heute in unserer Region unter anderem noch das Hochaltarbild und die Deckengemälde in der Kirche St. Margaretha in Waldkirch sowie

„Heilige Familie“.
Hochzeitsgeschenk des
Tiroler Malers Franz
Bernhard Altenburger
für Joann Conrad
Machleid und Anna
Ursula Leiblin 1735.



ein Altarblatt in der Pfarrkirche St. Hilarius in Ebnet erhalten. Machleids Frau Anna Ursula starb aber schon früh.

So schloss Machleid bereits sechs Jahre später am 26. Juni 1741 zum zweitenmal den Ehebund, diesmal mit Maria Barbara Hochin.

Machleid bewohnte mit seiner Familie das Haus in der Friedrichstraße unmittelbar neben der Apotheke des Johann Gottfried Mylius. Die Apotheke befand sich im Haus Ecke Friedrichstraße/Ettikostraße (spätere Drogerie Fuchs). Machleid berichtete über den Apotheker: „1770 neuwer apoteker der statt allhier: den 14=ten august ist der neüwe apotheker / von zabern hierhero komen namens / gottlieb Mylius, gebürthig auß saxon ein / convertit, er solle zuegleich Doctor und / alleß zu ßamen verßehen, ein lediger / bestandener mensch“.³² Das nachbarschaftliche Verhältnis zwischen Machleid und dem Apotheker war offenbar nicht ungetrübt. So berichtet Machleid in seinem Tagebuch unter anderem über „Eine große brunst allhier in der apoteckh“. Dabei hatte die Frau „Apoteckherin“ in einer Novembernacht das Pech, mit ihrer Weihnachtsbäckerei eine Feuersbrunst zu verursachen, die auch das Machleidische Haus gefährdete.³³ Machleid bezeichnete später den Apotheker mehrfach als „ein falßcher sax“.

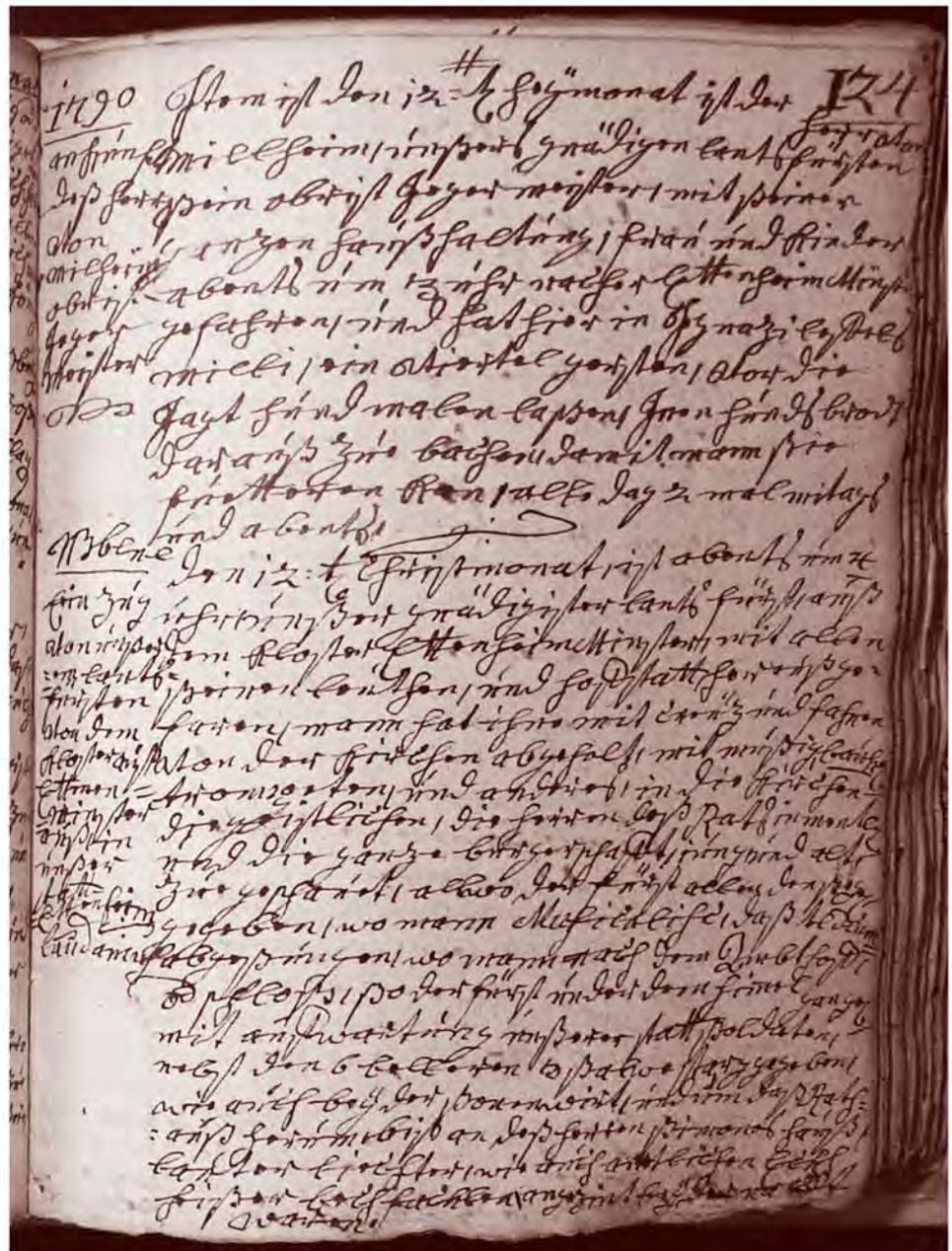
Machleid hatte in seinem Haus eine Kammer, in der er für sich „allein schreiben, lesen und rechnen“ konnte.³⁴ Im September 1772 ließ Machleid sein Haus, insbesondere die Küche sowie die Haus- und Kellertreppe ausbessern.³⁵

Zwei weitere, bedeutsame Schwerpunkte in Machleids Diarien sind

1. der Neubau der Ettenheimer Pfarrkirche St. Bartholomäus in den Jahren 1768 bis 1782.
2. die Ereignisse, die mit der Flucht von Kardinal Rohan vor den Wirren der französischen Revolution nach Ettenheim im Jahre 1790 verbunden sind.

Machleid berichtet in seinen Tagebüchern an vielen Stellen vom Neubau der Ettenheimer Stadtpfarrkirche, angefangen vom Abbruch des Kirchturmes der alten Kirche bis hin zu den einzelnen Baumaßnahmen des Neubaus. Er berichtet vom Akkord mit den Stukkateuren, der Errichtung der Kanzel, dem Vertrag mit dem Orgelbauer Stieffel, den neuen Beichtstühlen, dem Aufbau des Hochaltars, den Gemälden für Hauptaltar und die beiden Nebentaltäre, über die neue Turmuhr, die Glocken, über die Anschaffung neuer Messgewänder, neuer Messkännle und Kirchenfahnen, über die Benediktion des Tabernakels, die Weihe des Chorraumes, den ersten Gottesdienst am Hochaltar ... die Liste lässt sich noch lange fortführen.³⁶

Ein weiterer Schwerpunkt in Machleids Diarien sind seine Mitteilungen über die Ereignisse in Ettenheim während des Aufenthalts von Kardinal Rohan in seiner rechtsrheinischen Amtsstadt. Der Kardinal war vor den Wirren der französischen Revolution hierher geflüchtet. Die Geschehnisse in Ettenheim und Umgebung in dieser Zeit, in der Rohan in Ettenheim residierte, waren für die Geschichte der Stadt von großer Bedeutung. Ausführlich berichtet Machleid an zahllosen Stellen in seinen Tagebüchern über



Machleids Bericht über den Einzug des Kardinals Rohan in Ettenheim am 12.12.1790 nach seiner Flucht vor der französischen Revolution (B/357).

den Kardinal, die französischen Adligen, die Soldaten der konterrevolutionären Truppen und die schweren Belastungen, die die einheimische Bevölkerung durch den Zuzug der vielen Fremden ertragen mussten. Über diese Ereignisse wurde schon vielfach und umfassend berichtet,³⁷ auf eine nochmalige Darstellung wird deshalb hier verzichtet.

Machleid war dazu fähig, Fehlverhalten der Obrigkeit, der Gemeindevertretung, der Kirche und des Spitals zu erkennen und dieses zu kritisieren:

So schreibt er bereits auf Seite 7 seines ersten Diariums: „1755 – in dißem Jahr ist keine Rats und zunfftneuer ung gehalten worden bleibt ein jeder in ßeinem ambt eß ware aber vor die gemeind nicht guet zum nuzen“.

Auch die Kirche sowie das Spital und der Spitalfonds werden kritisiert: Das Ettenheimer Spital besaß zahlreiche Äcker, Matten und Reben, die nicht selten zu sehr hohen Preisen verpachtet waren. Außerdem lieh der Spitalfonds Gelder gegen Zins aus. Im Jahre 1791 wurde von Machleid das Spitalvermögen auf 30000 Gulden geschätzt. Aber der Reichtum des Spitals und auch der Kirche fand keineswegs Machleids uneingeschränkte Zustimmung: „1777... eß ist halt ein groß Elend / anfangen in Ettenheimb, eß wirdt alle / stund schlimer, eß kombt niemalen etwaß / beßers nach, die statt, kirch und ßpital, / wird reich, und die burgerschafft wirdt / arm od. gar zu lest bettler...“.³⁸

Viele Seiten in Machleids Tagebüchern sind gefüllt mit Verzeichnissen der Amtsinhaber der verschiedenen Ämter in der Stadt Ettenheim. Da finden sich Pfarrherren, Kirchenschaffner, Schulmeister, Oberamt männer, Steuermeister, Bürgermeister, Amtsbotten, Zunftmeister, Präfekten der Sebastianusbruderschaft, Kirchenschaffner, Spitalschaffner, Totengräber, die Wirte, Nachtwächter, Scharfrichter, die geschworenen Hebammen, die vier Hirten (Rosshirt, Ochsenhirt, Schweinehirt und der Kuhhirte, zugleich Beschließer der Malefikanten), der Mausfänger und vieles andere mehr ...

Ebenso zahlreich sind die Eintragungen von Hochzeiten, Geburten, Taufen, Todesfällen.

Außerdem gibt es zahllose Mitteilungen über Baumaßnahmen in der Stadt, auch über Baumaßnahmen am Rathaus.

Darüber hinaus finden sich Mitteilungen über Dekrete und Erlasse oder besondere Vorkommnisse in der Stadt. Willkürlich seien drei davon herausgegriffen:

Am 25. März 1764 berichtet Machleid über zwei neue Dekrete der hochfürstlichen Regierung aus Zabern, die der Stadtschreiber vor der ganzen Bürgerschaft verkündet: Danach müssen in der Stadt und in Ettenheimweiler die Bammerten und der Wachtmeister zu viert am Abend visitieren, dass die ledigen Burschen in der Winterzeit um neun Uhr und in der Sommerzeit um zehn Uhr von den Gassen und Wirtshäusern nach Hause gehen. Wenn sie dies nicht befolgen, müssen sie acht Tage lang bei Wasser und Brot im Turm sitzen.³⁹

Zweites Beispiel: Am 22. Januar 1769 wird auf Veranlassung des Oberamtes auf 1 fl Strafe verboten, bei Hochzeiten, Kindstauen oder bei Neujahr zu schießen, um Unglücksfälle zu vermeiden.⁴⁰ Dass es bei Festen im wahrsten Sinn des Wortes gelegentlich „heiß“ herging, davon zeugt ein Eintrag im Spitalrechnungsbuch 1802, wo das Spital dem „Baptist Kollefrath eine ihm von Stadt Rath bewilligte Entschädigung wegen seiner am Frohnleichnamstage gehalten von den Böllern erhaltenen Wunde“ bezahlt.

Drittes Beispiel: 1778 wird am Fastnachtssonntag von Pfarrer Mast von der Kanzel herab ein Mandat des „gnädigsten Landesfürsten“ verlesen. Danach müssen uneheliche Schwangerschaften sowohl dem Pfarrer als auch der weltlichen Obrigkeit gemeldet werden. *„Die straff solle / sein vor bede sowohl der mann als / weibs person, daß sie von öffentlicher / kanzel drey sontag nacheinander solen / öffentlich in der kirchen vor allen leiten / abgelesen werden, und die weibs person / od s:v: huer (= Hure) daß Kind an ihr selber haben, / und der Kerbe (Anmerkung: der Kerbe ist bei Hans Sachs ein Schimpfwort für das Hinterteil des Menschen) od. manns person ihren / nichts bezalen darff, ob es dem also / wirdt die Zeit es lehren, und daß ist / Recht, lassen sie die übermüethige boßheit / bleiben“*.⁴¹

Von den historischen Mitteilungen, das heißt den Berichten, die Machleid nur vom Hörensagen her kennt, sind zweifelsfrei am wichtigsten seine Mitteilungen über die Zerstörung Ettenheims im Dreißigjährigen Krieg im Jahre 1637 und von der Pestepidemie 1582, die zur Gründung der Sebastianus-Bruderschaft führte.⁴²

„1637 ist die ganze statt Ettenheim von schweden / abgebrant worden biß auf den / spital und deß simon knieß hauß daß schlaghauß daß alte und / corneliuh beckhen hauß od deß nillisen / hauß außgenommen diß sein allein / stehn bliben.

1655 waren so üble zeiten daß alle / bürger vortloffen in andere ort die / etwaß gehabt haben, und hinweckh geflohen / daß nicht mehrer als 36 daglöner / in der ganzen Ettenheim gemeind verbliben / vor lauter üblen griegs zeiten“.⁴³

Noch weiter ins Mittelalter zurück reichen Mitteilungen über die frühere mittelalterliche Kirche. Machleid berichtet: Der alte Kirchturm soll 1449–1459 gebaut worden sein laut einer alten Schrift zu Grafenhausen. Die Sakristei ist bei dem ersten Fenster beschriftet mit 1479. Die große Glocke stammt von 1493.⁴⁴

Bezüglich Machleids Einstellung zum Judentum sei Hubert Kewitz aus dem Buch „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden“ zitiert (1988, S. 197): „Die Lektüre der Diarien erweist

ihn uns als eine unmittelbar liebenswerte „Natur“ im Goethischen Sinne, aber freilich mit einem blinden Fleck im klaren Auge, das seine barocke Welt erfasst: das jüdische Wesen, das zum Bösen an sich zurechtgemacht wird. Die tiefverwurzelte Judenfeindschaft im Ettenheim seiner Tage, deren dürre Formeln er mechanisch wiederholt, wird uns in seinen Niederschriften deutlich. Rundheraus wird erklärt: *„Ein Jud ist dem Teufel gleich“* ... Besonders gefährlich ist er dem Katholiken: *Der „Vornemste Jud ist nix wert, und wan der Christ drey Köpf auff einander sizen hätte, so ist er dem Juden doch nicht gescheid genug, dann ohne betrogen kommt mann ohnmöglich Von ihnen, dann wer solches nit klaubt, der probiere eß, er wirts erfahren“* (I/86).“

Machleid hat in seinen beiden Tagebüchern über zahlreiche Persönlichkeiten berichtet, über Ratsherren, Geistliche, Mediziner usw. Stellvertretend dafür einige Anmerkungen über zwei Personen:

1. Über den Benediktinerpater Ildefons Haas von Ettenheimmünster, dessen kompositorisches Schaffen bis heute nachwirkt.⁴⁵

Machleid berichtet: *„1759 den 7=te jener hat Thro hochwürden / herr pater Ildefons von Ettenheim / Münster zu hl. Landelin primiciert / gebürtig von Offenburg ein beckhen / sohn H. Rath herren haafse ein gelerter / schöner großer herr gott erhalte alle / geistliche in guetter gesundheit -- / Ich war auch bey dem gotteßdienst / und mittag eßen“*.⁴⁶ Viele Jahre später, im Jahre 1791, muss Machleid im 2. Band seiner Diarien bei der Aufzählung der Verstorbenen mitteilen: *„den 27 ten may 1791. Mer ist laider, mit allen heiligen sacramenten / verßehen ßehr hart gestorben Reverendys / pater Ildefons haafß, gebürtig von / offenburg, ware profes 40 iar priester / ware prister 33 iar ßeines alters 56 iar / er ware pfarher zue müchweyr etliche iar, / er ware auch etliche iar pater prior, ein vornemer Kelist (= Cellist, Cello-Spieler) und componist der Mußig= / =alien ... er ware ein guetter freind von / Mier und dene meinigen RIP“*.⁴⁷

2. Über den Ettenheimer Scharfrichter Jacob Mengis.

Unter dem Verzeichnis der Hochzeiten des Jahres 1759⁴⁸ vermeldet Machleid die Hochzeit des Scharfrichters am 8. Januar 1759 mit Elisabetha Reinin. 25 Jahre später dann Machleids Bericht: *„1784 den 12 ten heymonat, ist mitags zeit, / zwischen 1 und 2 uhr, in gott ßelig / mit allem wohl verßehen gestorben, / Jacob menges gewefster scharffrichter / allhier, ware in der Ehe verbunden / mit Elisabetha reinin von anno / 1759 den 8=ten Jener, wie auch scharffri= / =chter allhier +25 und ein halb iar / hat hinder lassen 8 kinder, 4 ßöhn, / und 4 döchteren, er ware 3 Jar lang / kranck, von dem disch in den ßeßel, / von dem ßeßel in daß bett,*

ein halb / iar kame er nicht mehr auß dem bett, / man mießte ihn lupfen und tragen /wo mann eß haben wolte, er ßorbte (= zehrte) / an der ßucht ganz aus, biß auff / den leßten tropen (= Tropfen), er ware ein ge= / =scheider braffer guetter mann, und verstunde / vil von der medicin, an Menschen und / s:v: (= salva venia; mit Verlaub) vich, tröste ihne und alle arme ßelen / der große Gott, amen, eß ist schad daß / ßeine große beiner an ihme verdtauben (Anmerkung: taub, gefühllos wurden). NB: ßein frau lißabeth ist dato alt 43 iar / ßeine alt muetter ware auch noch bei / ßeinem besten Endt von Reinfelden auß, / un der Jacob thäte ßich bey ihren bedancken / alß ein kind, daß sie ihne christlich auffge / =zogen hat, alß dan fiele er in daß End und / kunte nix mer reden, ßeine hinderlaßene / Kinder grißen, Joßep, Joannes, lebold und / Jacob, die döchteren Prcila, anna Maria, / lißabetha, und thereß“.⁴⁹

Der Ettenheimer Chirurgus und Chronist Joann Conrad Machleid starb am 9. Oktober 1794 im Alter von 86 Jahren in Ettenheim.

Bereits zu seinen Lebzeiten wurde sein Sohn Joseph Antonius sein Nachfolger als Chirurg. Dieser wurde 1745 in Ettenheim geboren und starb auch hier 1811. Er heiratete am 31. Januar 1780 Katharina Kinstlin. Der Vater berichtet in seinem Tagebuch,⁵⁰ dass am gleichen Tag außerdem zwei Geschwister der Braut heirateten; die drei Hochzeiten wurden gemeinsam gefeiert. Der erste Nachweis einer chirurgischen Tätigkeit von Joseph Antoni stammt aus dem Jahre 1780, der letzte von 1804.

Auch Machleids Enkel Johann Baptist (1785–1856) war Mediziner, „Großherzoglicher Bürger und Amtschirurg“.

Wie bereits erwähnt, datiert der letzte Nachweis von Joann Conrad Machleids chirurgischer Tätigkeit in das Jahr 1767. Direkt bei diesem Nachweis im Spitalrechnungsbuch findet sich ein weiterer Eintrag: „Conrad Machleyd dem Buchbinder die Messbücher auszubessern bezahlt 6 ß“.

Diese Affinität zu den Büchern, wohlensichtlich auch an seinen Diarien, hat sich offenkundig in den späteren Machleid-Generationen fortgesetzt: Machleids Urenkel Karl Joseph Machleid (1821–1889) war Buchbinder und Bürgermeister der Stadt.

Die Liebe zu den Büchern ist den nachfolgenden Machleid-Generationen erhalten geblieben und auch in unseren Tagen wohlensichtlich.

Danksagung:

Dank gebührt Frau Waltraud Machleid sowie Herrn Christian Machleid und Herrn Dieter Weis für ihre freundliche und hilfsbereite Unterstützung.

Literatur:

- Furtwängler, Robert: Vor 200 Jahren starb Stadtchronist Joann Conrad Machleid. In: Ettenheimer Stadtanzeiger 15.12.1994.
- Harden-Rauch, Philipp: Die Tagebücher des Joann Conrad Machleid, Chirurgus und Bürger der Stadt Ettenheim von anno 1735. In: Geroldsecker Land 8 (1965/66), 190–201 und 9 (1966/67), 154–166.
- Hecht, Franz Michael: Spital und Krankenhaus in Ettenheim 1452–1952–2002. Selbstverlag, Stückle Druck, Ettenheim 2002, 380 S.
- Hecht, Franz Michael: Joann Conrad Machleid. In: Bernhard Uttenweiler (Hrsg.): Ettenheim. Geschichte der Stadt in Bildern und Dokumenten. Ettenheim 2005, 122.
- Hecht, Franz Michael: Gesundheitswesen in Ettenheim zur Zeit des Kardinals Rohan. In: Die Ortenau 86 (2006), 43–84.
- Kewitz, Hubert: Aus den Aufzeichnungen des Ettenheimer Chronisten Joann Conrad Machleid (1708–1794). In: Dieter Weis (Hrsg.): St. Bartholomäus Ettenheim. Schnell & Steiner, München/Zürich 1982, 11–14.
- Kewitz, Hubert: Vor dem Ende der alten Welt. Aus den Aufzeichnungen des Joann Conrad Machleid. In: Die Ortenau 63 (1983), 127–130.
- Machleid, Joann Conrad: Diarien I und II (1755–1794). 2 Bände. Handschrift in Privatbesitz in Ettenheim (Fotokopien und digitalisierte Version auf CD im Ettenheimer Stadtarchiv).
- Sieger, Jörg: Louis René Edouard, Prince de Rohan Guémené. Dissertation Freiburg 1984.
- Sieger, Jörg: Kardinal im Schatten der Revolution. Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein. Morstadt, Kehl 1986.
- Sieger, Jörg: Kardinal im Schatten der Französischen Revolution. CD-ROM 2003 (www.joerg-sieger.de)
- Weiß, Carl Theodor: Sprichwort und Lebensklugheit aus dem 18. Jahrhundert. Aus Aufzeichnungen des Ettenheimer Stadtchronisten J. C. Machleid von Villingen. In: Alemannia 27 (1899), 124–152.

Anmerkungen

- 1 Gekürztes Manuskript eines Vortrags, der am 4. Dezember 2008 im Museum der Stadt Ettenheim gehalten wurde.
- 2 Machleids Tagebücher weisen eine nicht durchgehende, recht unregelmäßige Seitennummerierung auf. Dr. Jörg Sieger konnte die beiden Bände vollständig auf CD digitalisieren und 2003 dem Stadtarchiv Ettenheim übergeben. Auf dieser zweifelsfreien Seitennummerierung basieren die Seitenangaben der vorliegenden Arbeit. Machleid A/499, Machleid A/502.
- 3 Machleid A/349.
- 4 Machleid B/069.
- 5 Spitalrechnungsbuch Ettenheim 1754 Nr. 18.
- 6 Spitalrechnungsbücher Ettenheim 1760 Nr. 6, 1763 Nr.9, 1764 Nr. 11, 1767 Nr. 9.
- 7 Machleid A/218.
- 8 Machleid A/623.
- 9 Friesel: Scharlach, Masern, Röteln.
- 10 Fleckfieber: Typhus exanthematicus.
- 11 Gichteren: Krämpfe.
- 12 Durchschlechten: Durchfall.
- 13 Machleid B/607.
- 14 Machleid B/567.
- 15 Machleid A/036.
- 16 Machleid A/540.
- 17 Machleid A/481, Machleid A/596.
- 18 Harden-Rauch, Philipp: Die Tagebücher des Joann Conrad Machleid. In: Geroldsecker Land 8, 1965/66, 190–201 und 9, 1966/67, 154–166.
- 19 Machleid B/596. Bei dem von Machleid erwähnten Dr. Schmidt dürfte es sich um den letzten Klosterarzt der Abtei Ettenheimmünster handeln; dieser starb 1804.
- 20 Machleid B/255.

- 21 Machleid B/261.
- 22 Hecht, Franz Michael: Spital und Krankenhaus in Ettenheim 1452–1952–2002. Stückle, Ettenheim 2002. Hier ausführliche Literaturangaben.
- 23 Machleid A/338.
- 24 Machleid A/640.
- 25 Machleid A/555.
- 26 Machleid A/136.
- 27 Machleid A/219.
- 28 Machleid A/182
- 29 Machleid A/165–168.
- 30 Kewitz, Hubert: Der Bau der Pfarrkirche St. Bartholomäus in Ettenheim. In: Weis, Dieter (Hrsg.): St. Bartholomäus Ettenheim. Schnell & Steiner, München-Zürich, 1982, 36
- 31 Machleid A/255.
- 32 Machleid A/246.
- 33 Machleid B/223.
- 34 Machleid A/036.
- 35 Machleid A/288.
- 36 Einzelheiten bei Weis, Dieter (Hrsg.): St. Bartholomäus Ettenheim. Schnell & Steiner, München-Zürich 1982
- 37 Einzelheiten bei Sieger, Jörg: Louis René Edouard, Prince de Rohan Guemené. Dissertation Freiburg 1984. Ferner: Jörg Sieger: Kardinal im Schatten der Französischen Revolution. CD-ROM 2003 (www.joerg-sieger.de)
- 38 Machleid B/004.
- 39 Machleid A/171.
- 40 Machleid A/216.
- 41 Machleid B/016
- 42 Machleid B/014.
- 43 Machleid A/124.
- 44 Machleid A/118.
- 45 Klär, Bernhard: Pater Ildefons Haas (1735–1791) aus Ettenheimmünster. Ein Beitrag zur Musikgeschichte eines süddeutschen Benediktinerklosters im 18. Jahrhundert. Dissertation Heidelberg 1971. Von B. Klär wurde 2006 von P. Ildefons Haas eine Ausgabe der „XV Offertoria opus II“ (1766) als Band 19 der „Denkmäler der Musik in Baden-Württemberg“ herausgegeben; außerdem 1999 eine CD „Kirchenwerke von Pater Ildefons Haas“.
- 46 Machleid A/117
- 47 Machleid B/615
- 48 Machleid A/375
- 49 Machleid B/546
- 50 Machleid B/086

„Umständ einer völligen Rebellion und Mörderey gleich“

Aufbruch in Furtwangen, Triberger Herrschaft (1743)

Karl Volk

Zur Situation der europäischen Staatenwelt

Die politische Situation zu Beginn der 40er-Jahre des 18. Jahrhunderts in Europa war so verwirrend wie denkbar. Zu den jahrhundertelangen Konstanten der europäischen Geschichte gehörte der Gegensatz zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg (Frankreich und Österreich). In Europa herrschte Chaos. England lag mit Frankreich und Spanien im Krieg, Russland führte mit Schweden Krieg, in Spanien wollte Königin Elisabeth ihren Sohn Philipp mit Ländereien in Italien versorgen. Österreich war durch die Türkenkriege stark geschwächt und befand sich in einer Existenzkrise. In Preußen dagegen hatte „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. 1740 seinem Sohn Friedrich II. (d. Gr.) ein diszipliniertes Heer von 83 000 Mann und eine gefüllte Staatskasse zurückgelassen. Der Krieg schien in diesem Jahrhundert zum „Normalzustand“ geworden zu sein.

Friedrich d. Gr. fiel in seinem und Maria Theresias ersten Regierungsjahr (16. Dezember 1740) in Schlesien ein, und seine Siege bei Mollwitz (10. April 1741) und Chotusitz (17. Mai 1742) waren für Marschall Belle Isle und die Kriegspartei in Frankreich Grund genug, sich Preußen anzuschließen, sodass ein Bündnis zwischen Frankreich, Preußen und Bayern zustande kam, gegen das Österreich, England, Holland und einige Reichsstände das Gegengewicht bilden sollten. Zwei französische Armeen standen auf deutschem Boden! Legendar geworden sind die Reise am 19. Mai 1741 nach Pressburg und der Hilferuf Maria Theresias in Trauerkleidung mit dem eben geborenen Söhnlein Joseph auf dem Arm vor dem ungarischen Reichstag und die Begeisterung der Ungarn für ihre Königin. Sie erreichte ihre Krönung zur Königin von Ungarn und die Bewilligung eines bedeutenden militärischen Aufgebots. Die Kaiserwürde ging dem Haus Habsburg von 1742–1745 an Kurfürst Karl Albrecht von Bayern (Karl VII.) verloren. Maria Theresia handelte als Landesherrin. Ergebnis des Ersten Schlesischen Krieges war im Frieden von Breslau (11. Juni 1742) die Abtretung Schlesiens an Preußen, doch ein echter, dauerhafter Friede sollte es nicht werden, das wussten Friedrich wie Maria Theresia. Diese musste sich Frankreichs und Bayerns erwehren. Marschall Belle Isle und Karl Albrecht waren 1742 immerhin bis zur böhmischen Hauptstadt Prag vorgestoßen. Unübersichtlich waren die Verhältnisse am Oberrhein. Erzherzog

Karl von Lothringens Versuch, ins Elsass vorzudringen, scheiterte, aber die wilde Kavallerie-Einheit der Panduren unter dem Anführer Franz von der Trenck durchstreifte das Elsass und verbreitete Schrecken. Vorübergehend kam bei Maria Theresia die Hoffnung auf, das Elsass und Lothringen zurückzuerobern. Aufs Ganze gesehen konnte das Reich den Westen nicht ausreichend schützen. Auch jetzt lag die Befürchtung nahe, dass ein französischer Angriff auf die österreichischen Vorlande, auf Freiburg und den Breisgau bevorstand. Vom Wiener Hof kam die Weisung, im Südwesten eine Landmiliz aufzustellen, in zwei Aktionen je 1000 Mann.

Landmilizen sollen in der Herrschaft Triberg angeworben werden

Obervogt Johann Franz Meinrad von Plummern erreichte ein Schreiben von Statthalter, Kanzler, Regenten, Kammerräten der Vorderösterreichischen Lande in Freiburg vom 17. Juli 1741 mit dem Auftrag, angesichts der „gegenwärtig: misslichen Zeiten“ und der Unmöglichkeit, die Festung Freiburg im Belagerungsfall anders zu schützen als durch die zwei „Landfähnen“ des oberen Rheinviertels, diese zur Verteidigung des Vaterlands in die Festung Freiburg zu schicken. Doch waren die Teilnehmer erst noch zu werben. Als Löhnung waren eine tägliche Ration Brot und 6 Kreuzer vorgesehen. Der Dienst würde ein Vierteljahr dauern. Wer dazu bereit war, sollte in einer vom Obervogt erstellten Liste („Specification“) verzeichnet werden.

Der Obervogt informierte das „vorderösterreichische Weesen“ (die Regierungsstelle in Freiburg) über seine Recherchen, wie in früheren Zeiten bei der Aufstellung der vorderösterreichischen Landmiliz, die aus 1000 Mann bestand, vorgegangen wurde. Er fand in den Akten eine Handschrift seines Amtsvorgängers Franz Xaver Noblat aus dem Jahre 1702, nach der fünf Fahnen zu je 200 Mann aufgestellt wurden. Nach dieser Aufstellung war Triberg mit 53 Mann betroffen.

Nach einem Schreiben ohne Absender vom 15. Mai 1743 sollten die Einrückenden nicht jünger als 18 und nicht älter als 40 Jahre alt sein. Eine Liste mit Namen ist anzulegen. Das „Obergewehr“ würde das Zeughaus in Freiburg stellen, mit dem „Untergewehr“ (Säbel) sollten sie sich so gut es geht, selbst versehen. Pro Tag erhielten sie 9 Kreuzer und das Brot „allernädigst zue gesagt“. Erwartet wurde, dass die Aufstellung in der „Belagerungsgefahr, warzue dato noch kein ahnsehen hath ... ohne den mündesten Saumbsahl“ vor sich gehen werde.

Eine „Repartition“ vom gleichen Tag gliedert die 1000 Mann Landmiliz nach Ständen auf: Der Prälatenstand hatte 119 Mann,

der Ritterstand 380 Mann und der dritte Stand 501 Mann aufzustellen. Summe: 1000 Mann.

Dass keine unmittelbare Kriegsgefahr drohte, änderte nichts daran, dass die Regierung es mit dem Schanzen sehr eilig hatte. Syndikus Freiherr Camuzi ordnete am 26. Mai 1743 an, dass am Pfingstfreitag, dem 4. Juni, 100 Mann in Freiburg anzurücken hätten, um am nächsten Morgen die Arbeit aufzunehmen. (Die bisherige Schanztruppe rückte am 29. Mai ab.) Gefordert wurden starke junge Männer. Als Lohn wurden sogar 10 Kreuzer ausbezahlt. Mit guten Arbeitern sollte das Werk rasch voranschreiten und bald zum Abschluss gebracht werden. So hoffte man.

Eine am 6. Mai aufgehobene Ausfuhrsperr für Getreide, Wein und Vieh, wurde am 26. dahin eingeschränkt, das „Mastvieh“ nicht in der Menge auszuführen, „dass das Land nicht selbst Mangel leyde“.

Sollte die Regierung mit großer Begeisterung vieler Freiwilliger gerechnet haben, so hatte sie sich verrechnet, und zwar gründlich. Die Vorgänge des Ersten Schlesischen Krieges blieben auf die Einstellung der Bauern im Schwarzwald ohne jede Wirkung.

Nicht einer reagierte auf die Bekanntmachung, die Obervogt Pflummern durch die Vögte in den Gemeinden der Herrschaft durchführen ließ, nach seiner Meinung würde dies „ohne besseren Antrieb und kräftigeren zuspruch“ auch in Zukunft nicht zu erwarten sein. Soweit kannte der Obervogt nach fünf Jahren (seit 1737) seine Untertanen, dass er ihnen kein gutes Zeugnis ausstellen konnte. Den „allhiesigen“ Leuten fehle es „an mueth und gurage ser starkh“, zudem seien „die hierländische underthanen maistenthails so beschaffen, dass sie nach ihrer gewohnheit lieber bey dem müesiggang und faullenzen den blutigen Hunger leyden als mit ... Arbeith eine Ehrliche Kost“ zu verdienen. Dabei gebe es für die Landmiliz genug „taugliche überflüssige und müeßige Leuthen“. Denen würde durch den Dienst für das Vaterland „die gelegenheit zue ausführung allerley muethwillen benommen“. So wusste es der Obervogt der Regierung am 3. August 1741 mitzuteilen. Sein Vorschlag: Erfolgreich könnte ein Werber sein, der „mit behöriger Vollmacht ... die leuth ... aufmunteret“. Er meinte, den von Dienst und Geschäften freien Hauptmann von Schober als erfahrenen Soldaten damit beauftragen zu können. Dieser würde geschickt und mit Freuden seine geringen Dienste zum Besten der vorderösterreichischen Lande einsetzen. – Danach ist nie mehr von ihm die Rede.

Wie nervös die Regierung in Wien war, zeigt trotz der Vorbereitungen der Stadt Freiburg auf einen französischen Angriff, trotz der Niederlage der Franzosen bei Dettingen (bei Reutlingen) die Weisung vom 5. März 1743, dass in den österreichischen Vorlanden Breisgau, Schwäbisch Österreich und Vorarlberg kein Auf-

schub in der Aufstellung der Truppen mehr geduldet werden dürfe. (GLA 122/257)

Die Herrschaft Triberg wurde am 16. März 1743 aufgefordert, zu ihrem Teil alle Anstrengungen zur Aufstellung von 1000 Mann anzubieten, nach dem Proporz 58 Mann.

Zu dieser Weisung nahmen zwei Schreiben, mit gleichem Datum (28. März 1743) als Konzepte erhalten – ein erstes von Schultheiß (Joseph Volk), Bürgermeister und Stabsvögten, ein zweites von Obervogt Pflummern – Stellung. Das erste betont am Anfang die Treue der Herrschaft Triberg in Vergangenheit und Gegenwart (die Bereitschaft, „auch leib und leben, guet und bluet aufzuopfern“). – Doch dann folgt die Begründung, dass die Vorstellungen des Wiener Hofes für die Herrschaft Triberg eine Überforderung bedeuten würden. Die Vögte rechneten vor, dass sie 1. innerhalb eines Jahres 40 Rekruten und damit den Kern der kriegsdiensttauglichen Mannschaft verloren hätten. Unentbehrlich für „anbaw- und besorgung unserer lehen-höfen undt güeteren“ sind die Hausväter, Tagelöhner und Knechte, von alten, bresthaften, für den Kriegsdienst untauglichen Personen abgesehen, so bleibt nur noch eine geringe Anzahl übrig, ohne dass man den totalen Zusammenbruch zu fürchten hätte. 2. Auch bei äußerster Anspannung aller Kräfte könnten sie dem Feind keinen besonderen Abbruch tun. Dagegen könnten sie den Feind bei einem Einfall ins Land „starkh irritieren“, sodass ihr Eifer die Rache der Franzosen mehr anstacheln könnte als die Saumseligkeit der anderen Stände, zumal dann ohne wehrhafte Mannschaft Häuser und Güter, Weib und Kinder „muthwilligen Marodeurs“ ... Mord, Brand und Plünderungen ausgesetzt wären. Die Vögte wiesen 3. auf die schon wiederholt vorgebrachten Klagen auf das wilde und raue Land, die langen Winter und die vergangenen vier Fehljahre hin, die sie außerstande setzten, „dem allerhöchsten Herrendienst und dem publico (dem Land) ... nützlich zu seyn“. Am 18. Juni 1702 und am 20. September 1733 seien bei der „Repartition“ auf die Herrschaft Triberg „53 Köpf“ entfallen. Dabei sollte es bleiben. Sie baten „um gnädigste Beherzigung“ dieser Verhältnisse, erklärten sich aber bereit, wenn „das Hail undt wohlfahrt unseres ganzen v. ö. Vatterlandes“ bedroht sei, sie sich als Erste einfinden würden. Für Königin und Vaterland würden sie „Leib und Leben ganz ohnverzagt darstellen.“ So ist bei aller Kleinstaaterei, wenn nicht bei den ländlichen Untertanen, dennoch bei ihren Vögten der Reichspatriotismus erhalten geblieben und feststellbar.

Der Obervogt teilte am gleichen Tag (28. März 1743) in einem Begleitschreiben der Regierung und Kammer in Freiburg mit, dass er wegen der Aufstellung von 1000 Mann aus den oberen Kame-ralherrschaften unter Zuzug von Untertanen aus den übrigen Ka-

meralherrschaften, insbesondere von Triberg, Waldkirch und Kürnberg den Schultheißen, den Bürgermeister und alle Stabsvögte der Herrschaft Triberg am 20. März zusammengerufen und ihnen den Ernst der Lage vorgestellt habe, um ihnen den „allerhöchst=königlichen Befelch“ vorzulesen. Sie hätten ihre Bereitschaft beteuert, alles für das Vaterland zu tun. Doch ginge die Last ohne die Heranziehung anderer Stände über ihre Kräfte, weshalb sie ihn, den Obervogt, gebeten hätten, ein gemeinsames Schreiben an die Regierung zu senden. Dem habe er sich nicht widersetzen können. Er fügte hinzu, dass die Beibehaltung der Landfahnen bei gleichmäßiger Aufteilung auf die Gemeinden auch in Friedenszeiten von Nutzen und „nicht einmal beschwerlich seyn würde.“

Am gleichen 4. April 1743, als die ersten 1000 Mann Landmiliz in Freiburg einrückten, kamen die Deputierten der Kameralherrschaften Kürnberg, Waldkirch und Triberg ebenfalls in Freiburg zu einer Konferenz zusammen. Aus diesen Kameralherrschaften vor allem und aus dem oberen Rheinviertel sollten weitere 1000 Mann in Bereitschaft gehalten werden. Die Deputierten wollten sich nicht ganz verweigern, sie wollten tun, was in ihrer Macht stand, alles Übrige sollten die „lößlichen Stände“ übernehmen. Ihre Argumentation stellte die aktuelle Situation dar, griff aber auch in die jüngste Geschichte zurück. Ein Dorf (welches wird nicht gesagt) mit 16 Höfen und 10 Tagelöhnerhäuslein könne keine vier ledigen Bauernsöhne und zwei oder drei verheirateten „Hintersäß“ entbehren, ohne Schaden im Feldbau zu erleiden. Die Untertanen in Kürnberg, Kastelburg und Schwarzenberg wären im Fall eines französischen Angriffs doppelt benachteiligt. Ihre geographische Situation bringe es mit sich, dass sie die ersten Opfer „feindlicher Erbitterung und gewalts“ wären, Raub und Brand erleiden und „mit Weib und Kindern im Elend herumgehen“ müssten. So sei es im Successionskrieg (Spanischer Erbfolgekrieg 1701–1714) zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen. Im Vergleich dazu habe es die Stadt Freiburg gut, weil sie noch (wie 1741) im letzten Moment die Waffen niederlegen und kapitulieren könne. Zum Schutz der Festung Freiburg machten drei Herrschaften den Vorschlag, wie im oberen Rheinviertel die Milizen aus allen drei Ständen zu rekrutieren, ihren Anteil würden sie dann gern tragen.

Die Denkschrift blieb nicht erfolglos. Statthalter, Kanzler, Räte und Kammerräte der Erzherzogin (Maria Theresia) bestätigten der Herrschaft Triberg, dass sie 58 Mann „Land-Miliz“, außerdem 8 „Schänzeren“ nach Freiburg zu schicken habe. Geschehen am 4. Juli 1743.

Sie verteilten sich auf die Gemeinden:

Schonach	1
Triberg	
Niederwasser	1
Rohrhardsberg	
Gremmelsbach	
Nussbach	2
Rohrbach	
Neukirch	2
Furtwangen	
Schönwald	2
Gütenbach	

Die Aufteilung der Landmiliz auf die einzelnen Ortschaften der Herrschaft Triberg:

Stadt Triberg	1 ½ Mann
Rohrhardsberg	1 ½
Furtwangen	10 ½
Schönwald	10 ½
Schonach	7 ½
Nussbach	6
Gremmelsbach	4
Niederwasser	4
Rohrbach	4 ½
Güttenbach	4
Neukirch	4

Die Reaktion der bäuerlichen Jugend

Wie reagierten in solcher Bedrohung des Reiches die eigentlich Betroffenen, insbesondere die wehrfähige, bäuerliche Jugend der Herrschaft Triberg auf den Ernst der Lage? Erkannten sie sie? Konnten sie sie überhaupt erkennen? Die Akten geben eine eindeutige Antwort.

Die Vorgänge in der Herrschaft Triberg nach der Bekanntgabe der Anordnung der Regierung in Wien schilderte Obervogt von Pflummern dem „Vorderösterreichischen Wesen“ am 8. Juli 1743 in vielen Einzelheiten. Er hatte ihre Schreiben vom 16. März, 5. April und 15. Mai zwecks Aufstellung der 1000 Mann Landmiliz, von denen die Herrschaft Triberg 58 zu stellen hatte, den Vögten seiner Herrschaft zur Weiterverbreitung bekannt gegeben. Eine so einschneidende, in das Leben der Einzelnen eingrei-

fende Maßnahme bedurfte zu ihrer Annahme und Verwirklichung der ernstesten Worte des Obervogts an die Untertanen, der Erinnerung an ihren Untertaneneid und ihre Pflichten; den Vögten gab er den Auftrag, alle wehrfähigen jungen Männer, auch solche außerhalb der Herrschaft sich aufhaltende, nach Möglichkeit zum „Spielen“ (zur Auslosung mit dem Würfel für die Miliz) zusammenzurufen. Aber jetzt sollte der Obervogt erfahren, was Widerstand auf dem Land bedeuten, und die Bauernburschen sollten erleben, was staatliche Macht erzwingen konnte. Die Reaktion der ledigen Burschen der gesamten Herrschaft war die teilweise totale Verweigerung zu „spielen“ und sich dem Los zu fügen. Sie fühlten sich im Recht mit der Begründung, der „Befehl“ komme nicht von Wien, sondern sei von der Regierungsstelle in Freiburg angeordnet und begehrt worden.

Die Bemühungen Pflummerns

Pflummern rief die Vögte, die sich ihrerseits in keiner Weise sträubten, sich vielmehr alle Mühe gegeben hatten, ihre Gemeindeangehörigen von der Notwendigkeit der Verteidigung zu überzeugen, dafür aber in ihren Gemeinden „schmach und schimpf ausstehen“ mussten, noch einmal zusammen, verkündete den Befehl wieder, interpretierte ihn. Fürs erste wurde wenigstens ein Teilerfolg erzielt: Triberg, Rohrhardsberg, Schonach, Schönwald, Gremmelsbach, Nussbach und Niederwasser und endlich auch Schönwald (worüber er an späterer Stelle berichtet) – alle in der vorderen Obervogtei – unterwarfen sich dem Befehl, ließen den Würfel entscheiden und stellten die Mannschaft auf. Für die „hinteren Vogteien“ Furtwangen, Gütenbach und Neukirch waren der 3. Juli in Anwesenheit von Obervogt von Pflummern und danach der 8. Juli 1743 als Termin für das „Spielen“ angesetzt. Dem setzten etwa 150 junge Burschen erbitterten, anhaltenden Widerstand, „insolent und halsstarriges aufführen, Schimpfung, Schmachreden, Widerspenstigkeit“ entgegen. Als erste Maßnahme, „der höchststräflichen Verachtung deren von unserer Allermildesten Königin und Landesfürstin (Maria Theresia) wegen in Bereitschafthaltung einiger Landmiliz ergangenen allergnädigsten Befehlen“, sandte Pflummern am 3. Juli 1743 ein Schreiben an die Vögte der drei genannten Gemeinden, ihren Untertanen den Ernst der Lage zu erklären, sie an ihren pflichtschuldigen Gehorsam zu erinnern, andererseits ihnen aber ebenso klar vor Augen zu führen, wenn die gut gemeinte Aufforderung nicht wirke, man sie „als pflichtvergessene mainaydige Rebellen ahn hoher und allerhöchste orth anzaigen“ werde. Acht Tage lasse man ihnen noch Bedenkzeit.

Alles Bemühen dieser Vögte, ihr „Ernstlich- und güthlicher Zuspruch“ vermochte nichts, ihr „halsstarriges aufführen“ veranlasste sie, alles auf die Autorität des Obervogts zu setzen, den sie „inständig“ baten zu kommen und sich selbst der Sache anzunehmen. Unverzüglich begab er sich mit Schultheiß, Amtschreiber und Forstknecht nach Rohrbach. (Den genauen Termin nennt er nicht, das Datum des Berichts ist der 8. Juli.) Es brauchte seine „güthe, gedult und überwindung“, um diese „brutalen Leute“ von „allerhöchster Intention“ zu überzeugen. Mitten in die Verhandlungen kamen vier Burschen aus Schönwald, um die an dem „Complott“ beteiligten Buben aus Furtwangen, Gütenbach und Neukirch „beharrlich zu machen“. Doch Pflummern kaufte ihnen mit scharfen Worten den Schneid ab und schickte sie nach Hause. Sie gaben kleinlaut auf, sie hätten die Sache nicht richtig verstanden, seien von den Leuten „aufgestiftet“ worden, man habe ihnen fälschlich gesagt, sie würden „auf das Meer verkauft“. In Kenntniss der Gesamtsituation seien sie jetzt zu allem bereit, zu „spielen“ und zur Landmiliz zu gehen, allen allerhöchsten, höheren und auch den Befehlen des Obervogts sich zu unterwerfen. Diese hatten den Hals aus der Schlinge gezogen.

Der Tumult in Furtwangen

Von Rohrbach ging „die Tour“ nach Furtwangen. Hier war die Lage eskaliert, ja hochgradig explosiv und für den Obervogt lebensbedrohlich. Die Burschen aus Gütenbach und Neukirch waren hierher gerufen wurden, sie hatten sich zusammengerotet, nach der Wahrnehmung Pflummerns waren es „Umstände einer völligen Rebellion und Mördercy gleich“. Mit Flinten, Pistolen und „Terz-rohren“ ließen sie auf den verstreuten „Bauernhöfen und auf den Straßen ein gewaltiges Schießen, johlen, pfeifen und jauchzgen“ hören, in Furtwangen auch vor, während und nach der heiligen Messe, „sogar vor meinem quartier bey der ‚Sonne‘“ wurde „von denen bößhaften Bauren bueben“ geschossen. Trotz alledem, trotz Lebensgefahr ließ sich Pflummern nicht von seinem Vorhaben abhalten. Denn es spielten sich jetzt, auch in Anwesenheit der Vögte und Richter der drei Gemeinden, in und vor der „Sonne“ dramatische Szenen ab. Diese schilderte der Obervogt im Allgemeinen, auf die Einzelheiten ging nach später folgendem Verhör der „Fiscal“ J. M. Schueh ein.

Pflummern begann sein Beschwichtigungsunternehmen, indem er sich die Neukircher „Buben“ allein vornehmen wollte. Sie weigerten sich und bestanden darauf, nur mit den Furtwanger und Gütenbacher Buben vernommen zu werden. Darin waren sie

sich alle unmissverständlich einig. Die anderen beiden Gruppen hielten die Neukircher zurück und umringten sie sogar. Pflummern ermahnte sie in allem Ernst ein letztes Mal, machte sie auf das Unglück aufmerksam, das sie heraufbeschworen, wenn sie sich nicht fügten. Es gelang ihm, die Neukircher zu isolieren. Haus- und Stubentüre wurden „wohl verwahrt“, um die Neukircher leichter zu überzeugen und die anderen davon abhalten zu können, sie von der „schuldigen Submission (Unterwerfung) abwendig zu machen“. Doch die Wut der Furtwanger und Gütenbacher war so groß, dass sie die Haustüre „mit gewalt eingebrochen und gesprengt“ haben. Sie versuchten mit Fäusten, Schuhen, „Haubänkhen“ (Hackklötzen) und Prügeln, unter „vielm pfeifen, Johlen und jauchzgen“ die Türe zur Gaststube einzuschlagen. Der Obervogt trat heraus, versuchte sie zu beruhigen, sie „zu einer besseren Manier und dem gebührenden Gehorsam“ zu ermahnen, „von solchem wüeterischen Undernemmen ab(zu) stehen“, hatte auch den Erfolg, („mit einer mir vast ohnmöglichen moderation“ = Mäßigung), dass sich Wut und Tumult ein wenig legten, aber alle drei Gruppen wollten vom „Spielen“ nicht das Mindeste hören. Ihr Standpunkt: „dieses Anbegehren laufe wider ihre rechten, sie seyen keine leibeigenen Underthanen“. In aller Ausführlichkeit legte ihnen Pflummern den ganzen Sachverhalt klar, machte sie auf ihre Pflichten und ihren Gehorsam aufmerksam, las „zu allem Überfluß“ das Schreiben der Landesfürstin und Königin Maria Theresia und das der Regierungsstelle in Freiburg vor. Alle „andern impertinenten reden auszuführen“, würde „allzu weithläufig seyn“. Man gab ihnen, da jeder Zuspruch seinen Zweck verfehlte, als Frist für ihre „Submission“ (Unterwerfung) vom Mittwoch, dem 3. Juli, bis zum Sonntag darauf, sich heimlich von der Rebellion zurückzuziehen und dies ebenfalls heimlich den Vögten zu melden, weil man bemerkt hatte, dass sie sich wegen der Drohung ihrer Kameraden mit Mord und Totschlag öffentlich nicht getrauten. Nichtsdestoweniger wurden „under den Mittagsspeisen einige Schüss loßgelassen.“ Zwei besonders protzige Äußerungen schienen Pflummern erwähnenswert, sie sollten ein gerichtliches Nachspiel haben und den Lästerern sehr bald leidtun.

Michael Föhrenbach, Bauer aus Gütenbach, besaß die Frechheit zu behaupten: „Die Herren von der Regierung haben gewuß nichts mehr zu fressen, dass mann solche Händl anfangt, wodurch mann geld erpressen will“. Hans Jörg Dilger (schwankende Schreibweise der Vornamen), ein 18 Jahre alter Bauernsohn aus Rohrbach, habe „bey öffentlicher Gemeind“ gesagt: „Er habe der Königin nicht gehuldiget, sondern statt Aufhebung deren 3 schwöhr finger dieselbe („verbo sit venia“, Verzeihung für das unanständige Wort) an den Arsch hinunder gestreckht.“

Der Obervogt befürchtete mögliche Ausuferungen des Aufruhrs: Würde ein solches „landfriedtbrüchiges Factum“ ohne exemplarische, von der Öffentlichkeit wahrgenommene Strafe bleiben, so wären die Folgen leicht vorauszusehen. Die Getreuen würden in ihrem Entschluss wanken, die Widersetzlichen würden sich bestärkt fühlen, ein Ärgernis wäre es innerhalb und außerhalb des österreichischen Territoriums, wenn landesfürstliche Verordnungen der Verachtung anheim fielen, schließlich aber würde „die gehailigt=allerhöchste Mayestet, und Landesherrschaft selbst nur der Prostitution, und muethwillen einer handvoll ohnbändigen Bauren-Bueben exponiert“.

Pflummern glaubte, keine Zeit verlieren zu dürfen: „Durch schleunige anher Schickung 50 bis 60 Soldaten“ könnten „die 150 ... Bursch zur raison, undt gehorsamb mithin zur ordentlicher aufstellung ihres betreffenden Contingents durch das Loos gebracht“ werden. Zur Bestrafung der Aufwiegler schlug er vor, das v. ö. Fiscalamt oder eine andere Kommission einzuschalten, um in Triberg oder Furtwangen festzustellen, wer die Anstifter des Tumults waren, und diejenigen herausfinden, die auf die Einberufung mit dem Gewehr zu erscheinen und die ungeheuerlichen Worte auszusprechen „sich erfrechet“ haben. Diese müssen „mit der wohlverdienten Straff exemplarisch gezüchtigt werden“.

Pflummern plädierte für ein beschleunigtes Verfahren, bevor die rechtschaffenen Untertanen „durch beständiges aufhezen undt glorieren deren rebellen ebenfalls verführet“ würden, sodass „ein allgemeiner aufstandt in hiesiger Herrschaft“ die Folge wäre und endlich „zu großem Herzelaidt deren Ehrlichen Leuthen“ führen würde.

Kaum war der Brief geschrieben, erreichte am 8. Juli 1743 den Obervogt namens der drei „ledigen Gesellschaften“ aus Furtwangen, Neukirch und Gütenbach und deren Stabsvögte und Deputierten die Erklärung, die Aufrührer würden sich jetzt dem landesfürstlichen Befehl unterwerfen und sich durch das Los („per sortem“) zur Miliz aufstellen lassen wollen. Damit fiel der Grund für das Eingreifen von Soldaten weg, wie Pflummern unverzüglich im Postskriptum seines Schreibens der Regierung mitteilte. Erhalten ist ein eigenes Schreiben des Vogts von Gütenbach vom 7. „Heymonats“ 1743 an den Obervogt mit der beruhigenden Meldung, „dass die ledige Burst ... das Loß geworfen oder gespielt“ hätten. Und dies ohne Ausnahme. Jetzt bäten sie „den gnädigen Herrn Obervogt gantz underthänig umb verzeihung – die ledige sowohl als die Menner.“ Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen müssten aber nach der Meinung Pflummerns dennoch stattfinden, um mögliche Nachfolgetäter abzuschrecken.

Die Untersuchungen des Fiscalbeamten J. M. Schuehs

Dieser Meinung war auch die Regierung. Das aufrührerische Verhalten der ledigen Männer der drei Gemeinden wog derart schwer, dass sie es sich nicht leisten zu können glaubte, sie ohne Untersuchung ihrer Verfehlungen und Bestrafung davonkommen zu lassen, und dies, obwohl sie sich inzwischen „williglich erklärt und gehorsamblich submittiert haben“. „Der zu Hungarn und Böheimb Königl. Mayest. Erzherzogin zu Österreich p.p. Statthalter, Canzler, Regenten und Cammer Räte V. Ö. Landen“ in Freiburg ordneten eine Untersuchung an: „Gerichtsort“ sollte Triberg oder Furtwangen sein. Beauftragt wurde der Fiscalbeamte J. M. Schueh, der am 23. Juli 1743 von Freiburg nach Triberg reiste, am 24. mit dem Obervogt ein Gespräch führte mit dem Ergebnis, die Delinquenten mit ihren Vögten, „Fürsprechen“ und Richtern am 24. September nach Triberg kommen zu lassen, da man nicht wusste, wie vertrauenswürdig ihre Unterwerfung war. Je nach der Schwere des Vergehens erarbeitete Schueh eine Klassifizierung. Für viele stellte sich ihre Unschuld heraus, für sie war die Sache erledigt. Die „Rei“ (die Beschuldigten) wurden in drei Kategorien eingeteilt. Klasse I gehörte an, wer behauptete, er werde erst „spielen“, wenn die andern dies auch täten. Sie bezahlten die Kosten (für das Verfahren), 1 Gulden 30 Kreuzer, dazu eine Strafe von 4 bis 5 Gulden. Der II. Klasse zugerechnet wurde, wer behauptete, er wolle nicht spielen und damit andere davon abgebracht habe. Für sie schlug Schueh den Beitrag an den Kosten, eine höhere Geldstrafe oder die Schanzarbeit von einem Monat Dauer vor. Zur III. Klasse gehörten die, die sich selbst verweigerten, andere vom „Spielen“ abhielten und „bey dem Tumult sich sonderlich sträfflich aufgeföhret haben“.

In die erste Kategorie fielen 38 Burschen von Furtwangen, 22 von Gütenbach und 27 von Neukirch. Mit ihnen brauchte man sich nicht weiter aufzuhalten.

Zur zweiten Kategorie gehörten 6 von Furtwangen, 3 von Gütenbach, keiner von Neukirch, da sich die Neukircher in der Stube der „Sonne“ – „durante tumultu“ – (während des Tumults) befanden. Für sie schlug Schueh eine höhere Geldstrafe oder einmonatige Schanzarbeit vor.

Die eigentlichen Aufrührer fanden sich in der dritten Kategorie. Sie kamen nun ausgiebig zu Wort. Auf 12 Seiten werden im umständlichen Bericht Schuehs vom 20. August 1743 in wörtlicher Rede alle Frechheiten, Handgreiflichkeiten, Unflätigkeiten, Grobheiten, Schlaumeiereien, „Erfahrungen“ der älteren Generation, die ganze bäuerliche Opposition gegen die Obrigkeit – und diese stellenweise in der höchst drastischen, bilderreichen Sprache der bäuerlichen Bevölkerung, die an Deftigkeit nichts zu

wünschen übrig ließ, aufgeführt. Von politischem Weitblick, gar der Kenntnis der weltpolitischen Lage keine Spur.

Einige Beispiele:

Mathis Dorer aus Furtwangen konnte nicht bestreiten, mit seinem Bruder andere aufgehetzt und versichert zu haben, sie müssten nicht spielen. Schlimmer noch: der Obervogt solle mit seiner weißen Perücke nur kommen (so sagte er dem sogenannten Hayler Hans), sie ziehen sie ihm herunter. Damit war der Tatbestand eines Komplotts erfüllt. Nicht beweisen ließ sich, er habe gedroht, „ein anderer müsse Ihme (dem Obervogt) noch braf Schlägdarzu geben“, doch hielt es Schueh für wahrscheinlich, denn „dieser Kerl“ sei mit anderen „in solcher Rache geweßen, dass es leicht hierzu (hätte) kommen können, wenn nicht der H. Obervogt sich sonderlich moderiret (gemäßigt) hätte“.

Joseph Dorer gab zu, erklärt zu haben, er wolle nicht und die anderen sollten auch nicht spielen, auch er war beim Tumult vor der Türe in der „Sonne“.

Einer der schlimmsten „Aufhetzer“, Mathis Kaltenbach, schoss in Furtwangen und auf dem Berg mit seiner Flinte, die er sich beim Schlosser in Furtwangen hatte zurichten lassen.

Benedikt Löffler johlte und stieß in der „Sonne“ an die Türe und soll die zum Spielen Bereiten mit Schlägen bedroht haben.

Wilder führte sich Michael Kuß auf: Als der Gütenbacher Vogt den Befehl zum Spielen vorlas, sprang dieser unter die versammelten Burschen und drohte, „dem ersten, der spihle, wolle er das Messer in Leib stoßen“. Nachher bestritt er, was nicht zu bestreiten war, weil es zwei „Gerichtsmänner“ bestätigten. Zur Entschuldigung und Erklärung seines Verhaltens gab er schließlich an, „herumstrolchend abgedankte Soldaten hätten behauptet, sie würden nach Freiburg geführt, der eine da der andere dort in die Kompanien gestoßen, und wenn sie ein wenig exerziert seyen, so werde man sie brauchen, wo sie nöthig seyn werden“. Doch das ließ man ihm als Entschuldigung nicht gelten.

Andres Heim war „zornig“, er war Sprecher der Verweigerer, „wusste“, dass es nicht der Befehl der Königin (Maria Theresia) war zu spielen, sonst würden sie nicht bald auf 3 Jahre, bald auf ein halbes Jahr einberufen, außerdem gebe es „ein neues Recht“, sie seien nicht Leibeigene, sondern Herrschaftseigene. Woher er von diesem angeblich neuen Recht wusste und worin dies im Einzelnen bestand, geht aus seiner Behauptung nicht hervor. Obervogt und Vögte wussten jedenfalls nichts davon.

Michel Dold aus Furtwangen tat sich als „Redner“ hervor. In der „Sonne“ habe er „2 Streich mit der Hand“ (an die Türe) „gethan und den Neukircher Buben (in der Stube) zugerufen: „Ihr Nachbahrn! Ihr Nachbahrn! Wie gehet Euch da herin? Ihr müsst

nicht spihlen!“ Und in besonders anschaulicher Sprache wollte er wohl einen Witz loslassen: „Wenn der Herr Obervogt denen Vögten etwas vortrage, so gnappen alle mit denen Köpfen ja, und der am besten gnappen könne, müsse mit Herrn Obervogten zu Mittag Essen, auch da der Vogt bey der Gemeind den Befehl wegen dem Spihlen vorgetragen, und darzu gesagt, jeder Vogt habe einen Kopf frey, der nicht spihlen müsse, hat diser aufgerufen, er solle seines Weibs Kopf vorbehalten.“ Nach Schuehs Vorschlag müssten Heim und Dold, „obschon diese beede fueßfällig mit weinenden augen um gnad gebetten“, bestraft werden, um, was die Leibeigenschaft betrifft, nicht größeres Unheil in der Herrschaft Triberg zu verursachen.

Dem Thomas Kern aus Schönwald konnte man nicht nachweisen, er habe behauptet, „Ein Vogt seye wie ein Wasserstelzenschweiff, so immerhin gnappe, wan die Obrigkeit was anbefehle“.

Keine Mäßigung legte sich Johannes Dold auf, er ließ gleich in Gütenbach einen Schuss los und fuhr seinen Vogt an: „Du und der Roratsberger Vogt seynd schuld, das wir spihlen müssen!“ Beide Vögte beschwerten sich deswegen, „injurirt“ und Drohungen ausgesetzt worden zu sein.

Anton Furtwängler (aus Neukirch) benahm sich in der Stube der „Sonne“ sehr auffällig, indem er sich „mit übereinander gelegten Armen und truzigen Aspecten ganz furios gestellet“.

Johannes Faller ließ es sich vom Vogt trotz dessen ausführlicher Erklärung nicht sagen, dass der Befehl von der Königin komme – und weil Duffner wie Faller reiche Bauernsöhne sind, hielten sich die andern an sie.

Hansjörg Dilger, der sich zu schwören geweigert hatte, bereute sein Verhalten jetzt bitterlich, bat „Gott und Unsere Allergnädigste Königin um Verzeihung“. Als junger Bub habe er noch nicht verstanden, was der Huldigungseid bedeute, er versprach ernstliche Besserung. Dass ältere Leute, darunter auch sein Vater, über diese Schandrede gelacht haben, vergrößerte das Übel nur noch. Zur Strafe wäre er „auf etwelche Jahr under ein königliches Regiment zu stoßen“, es sei denn, sein Vater würde ihn freikaufen.

Für die Bemerkung, die Regierung habe „nichts mehr zu fressen“, die Michel Föhrenbach im Wirtshaus, „wo 2 Tische voll Bauren gesessen“, gemacht hatte (der „Gerichtsmann“(!) gestand dies erst nach zwei Tagen in „bürgerlicher Gefangenschaft“), sollte er nach Schuehs Überzeugung 100 Reichstaler „erlegen“.

Schließlich zählte Schueh die Bauern auf, die die Jungen mit dem Argument von „Spielen“ abhalten wollten, weil das „Spielen“ „ein neues Recht“ gebe.

Andres Kuß (Furtwangen) forderte die Jungen auf: „Poz Ihr Buben wöhret Euch, jez ists Zeith, Ihr müssen nicht spihlen, die Bauren müssen spihlen ...“ Strafe: 50 Reichstaler.

Benedikt Hettich (Furtwangen) gestand gesagt zu haben, die Bauern, nicht die Buben müssen spielen. Er ist „mit Thurn Straff zu belegen, ein Mittelloser Mann, zum Schanzen nicht zu gebrauchen, wegen im verwichenen Jahr im Elzachischen gehabten Schläg händlen, kränklich.“

Johann Scherzinger, 77 Jahre alt, wusste von seinem Vater, der 97 Jahre alt wurde, dass früher die Bauern spielen mussten, nicht „die ledigen Bursch“. Da er arm war, war er mit dem „Einhürmen“ zu strafen.

Auf eine Bestrafung der Schönwälder verzichtete man einstweilen, obwohl sie verdächtigt werden, auf die Schonacher und Nußbacher negativ eingewirkt zu haben.

Die Stellungnahme von Obervogt Pflummern – Die Bestrafung der Tumultuanten

Obervogt Pflummern musste sich wegen dringender Geschäfte (Ablieferung von Proviant und Futterlieferung, deren Termin eingehalten werden musste, und sonstiger Militär- und Zivilgeschäfte) dafür entschuldigen, den am 21. August angeforderten amtlichen Bericht erst am 10. Oktober 1743 erledigen zu können. Ein Hinweis darauf, welche hektische Verhältnisse in der Nähe von Frankreichs Grenzen trotz des Friedens von Breslau nach dem Ersten Schlesischen Krieg herrschten und als wie vorläufig dieser Friede betrachtet wurde. Das umfangreiche Schreiben setzte gründliche Überlegung voraus und kostete ihn viel Zeit, und nicht in jedem Punkt stimmte er mit den Vorschlägen des Fiscalbeamten Schueh überein. Ihn mochte der Gedanke geleitet haben, dass er noch lange Jahre mit diesen Menschen leben musste, die ihm eine zu harte Strafe nie verziehen hätten. Pflummern entschied sich für Milde. Sein Schreiben macht seinem Gerechtigkeitswillen alle Ehre. Er war alles andere als ein Tyrann.

Denen der ersten Klasse Zugeteilten hätte auch er die Strafe, nicht aber die Verwaltungskosten für die Untersuchung (1 Gulden, 30 Kreuzer) erlassen. Schließlich hätten sie ihrem Ungehorsam noch innerhalb der gesetzten Bedenkzeit abgeschworen.

Mit dem Vorschlag Schuehs für die Delinquenten der zweiten Klasse war Pflummern einverstanden, äußerte aber die Anregung, die Geldstrafe von 10 Gulden könne in eine zweimonatige, unentgeltliche Schanzarbeit verwandelt werden, die allerdings innerhalb der Herrschaft Triberg abzuleisten wäre, denn in jetzigen „geltklammen Zeiten“ könnten arme Dienstknechte so viel Geld nicht aufbringen. Würden sie mit anderen Ständen zum Schanzen aufgerufen, würden sie vom königlichen Kriegsmagazin Brot

und 20 bis 30 Kreuzer täglich erhalten, wären also den Schanzern aus gehorsamen Gemeinden gleichgestellt, ihre „Strafe“ könnte dann als Belohnung aufgefasst werden. Die Herrschaft Triberg könne so noch Geld sparen.

Schwer dagegen sei es, denen in die dritte Klasse Eingeteilten gerecht zu werden, denn ihr Verhalten war recht unterschiedlich. Als Recht empfand er, einige Rekruten „auf 3 oder 4 Jahr under die Regimente zu stoßen“ oder sie „bey Abschickung des hiesigen Landfahrens“ für die gleiche Zeit zum Dienst in der Herrschaft Triberg zu verpflichten. Da man aber die zukünftige Entwicklung nicht absehen könne, so wäre eine Verurteilung zu 6 Monaten Schanzarbeit ersatzweise 30 Gulden vorzusehen. Auszunehmen wären 6 Beteiligte, die mit 10 Gulden Strafe oder 20-tägiger Turmstrafe bei Wasser und Brot davonkämen. Die schlimmsten Missetäter, Hansjörg Dilger und Michel Fehrenbach, müssten sich persönlich bei der Regierung „fußfällig“ entschuldigen, Dilger müsste „seinen schuldigen Huldigungs=aydt ... nach erlangter Begnadigung all dorten publice Erneüeren“. Dieser sei im übrigen eher zu mild als zu streng bestraft, doch sei dies mit der schweren Kriegszeit, von der jeder „fast täglich“ betroffen ist, gerechtfertigt. Ungestraft dürften so enorme Verbrechen nicht bleiben. Sollten die zu halbjährlicher Schanzarbeit Verurteilten diese Strafe gar nicht mehr verbüßen müssen, weil die Zeiten friedlicher werden, so wären sie mit einer Strafe von 30 Gulden zu belegen. Keinen Spaß verstand er bei den Ehemännern, die er mit Namen aufzählt, die die ledigen Burschen zum Widerstand verleitet hatten. Als exemplarische Strafe schlug er 10 Gulden vor, ersatzweise „20-tägige Thurn=Strafe in Wasser und Brodt“.

Doch die Bestrafung erwies sich als komplizierter, der Obervogt wollte sie den sich rasch verändernden Verhältnissen anpassen, sich die Arbeit auch erleichtern. Die Herrschaft Triberg hatte aufs Neue 18 Rekruten zu stellen, für Pflummern stellte sich die Aushebung am leichtesten dar, wenn man diese aus den Tumultuanten des letzten Jahres wählte. So blieb die Zahl der Auszulesenden überschaubar – für die Delinquenten, bis sie ihr endgültiges Schicksal erfuhren, sicher eine Zeit unerhörter Spannung. Die Anfrage Pflummerns vom 10. Dezember (nicht erhalten) beantwortete Freiherr von Girardi (und andere Regierungsbeamten mit unleserlichen Unterschriften) am 17. Januar 1744 zustimmend mit folgenden Vorschlägen. Der Vorschlag der Herrschaft sei juristisch geprüft worden und einwandfrei. An erster Stelle steht am 7. Februar noch Hanß Georg Dilger von Rohrbach. Er könne „ohne weiteres als ein Recrout unter die Königlichen Trouppen auf die 5: Capitulations-Jahr abgegeben werden“. Er genoss nicht den Vorzug, das Los über sein Schicksal entscheiden zu lassen, dieses hätte ihn auch verschonen können.

Die übrigen teilte die Regierung namentlich in verschiedenen große Gruppen ein, aus denen die 18 ausgelost werden sollten. Die „Chancen“, eingezogen zu werden, waren also verschieden groß. Nur drei, mit denen die Regierung wegen ihrer Armut nichts anfangen konnte, wurden für einige Tage mit der Turmstrafe bedroht, allerdings erst „bey gelinderer Zeit“. Auch für die Begleichung der Kosten des ganzen Verfahrens fand die Regierung einen Modus. Für sie kamen diejenigen auf, die das Los nicht getroffen hatte: Die Summe verteilte sich auf viele, deshalb kamen sie mit 40 Kreuzern bis 3 Gulden davon. Allen Ernstes wies Obervogt Pflummern darauf hin, dass keine Verzögerung geduldet werde, die Vögte hätten die Forderung unverzüglich an die Betroffenen weiterzuleiten, wer einen Rekruten zu werben habe, solle dies innerhalb drei Wochen tun, sonst drohe „Militärische Execution“.

Und noch kein Ende!

Wer durch das Los zum Kriegsdienst eingezogen wurde, musste diesen nicht eo ipso antreten. Er konnte sich freikaufen, indem er an seiner Stelle einen Freiwilligen suchte und ihn statt dem Staat finanzierte. Die Betroffenen hatten Glück, sie hatten einflussreiche Fürsprecher. Schultheiß Joseph Volckh (Triberg), der Vogt auf dem Rohrhardsberg, Philipp Hettich, der Vogt von Furtwangen, Mathis Löffler, Sebastian Duffner, dortiger Sonnenwirt, baten die Regierung zu erlauben, statt der Aufständischen andere zum Kriegsdienst taugliche junge Männer schicken zu dürfen. Die Genannten wollten auch Bürgen sein. Diesem Ansinnen stimmte die Regierung zu. Ja, auch Hanß Geörg Dilger sollte keine Ausnahme bilden. Bedingung: die Sache muss schnell über die Bühne gehen.

Und tatsächlich! Die Akte enthält eine Seite mit Namen von 15 jungen Männern, die angeworben werden konnten, weit außerhalb der Herrschaft Triberg. Einige Beispiele: Sebastian Mayer aus Dietfort, Hans Georg Lehrer aus Hornberg, Joseph Dreyer von Alt-Wolfach, Antoni Buchfort von Aurich, Johann Österreicher von Eger, Philipp Schanzly von Ettenheim, Antoni Stringius Glas von Opferdingen, Daniel Mosmann von „Denenbron“, Michael Lehemann von Grummenschiltach etc. Von 19 entgingen 15 Angehörige der Herrschaft Triberg auf diese Weise dem Kriegsdienst. Selbst Hanß Jerg Dilger fand in Obervogt Pflummern einen Fürsprecher. Am 8. Februar 1744 teilte er der Regierungsstelle in Feiburg mit, dass er „von einiger Zeit zimlich hart krank niderlieget, auch wenn er wider die gesundheit zu hoffen hat, solche kaum vor einigen Monathen wider erlangen dörfte“. Also werde die Regierung es auch nicht ablehnen, „wenn er loco seiner einen

andteren Kerl auf seine Unkosten anwerben, undt überschickhen wirdt“. Die Antwort kam schnell: Am 10. Februar trug die Regierung „befelchlich“ auf, nicht nur Dilger, der am 7. Februar, allerdings „ohne Spihl“ als Rekrut auftaucht, sondern auch für übrige „9 Kerl andere taugliche Mann für sich zu stellen“. Diese Stellung sollte auch „auf das möglichste beschleuniget“ werden. In einer nicht datierten Aufstellung erscheint Dilger ein letztes Mal: „Hans Jerg Dilger Rohrbach stelt 1 Kaiserl. Deserteurs“. (Dasselbe tut auch Benedict Lefler.) Diese Notiz bestätigt, dass er dem Kriegsdienst entging, ob krankheitshalber oder nicht, wird nicht erwähnt.

Der hektische Briefwechsel dieser Tage zwischen Freiburg und Triberg dauerte noch bis zum 11. März 1744. Am 4. März musste die Regierungsstelle in Freiburg dem „vösten, und wohlgelehrten, lieben und guten Freund“ (Pflummern) mitteilen, dass die kaiserliche Regierung „mit größter Empfindlichkeit“ darauf reagiert habe, dass von 416 „Köpf“ aus dem Breisgau nur 167 „aufgebracht worden seyen“, machte auf die „schwähriste Verantwortung“ aufmerksam und drohte mit „höchster Ungnad“, wenn die Saumseligkeit weitergehe. Der Obervogt unternahm darauf alles in seiner Macht Stehende, das Unternehmen zu beschleunigen und versprach in 4 bis 6 Tagen die nötige Anzahl von Rekruten nach Freiburg entsenden zu können.

Die Abrechnung Schuehs

Schueh, der 14 Tage in Triberg verbracht hatte, war sich im Klaren, dass es noch manche „alte Bürger und Bauren“ gibt, die die Jungen „vom Spihlen“ abwendig gemacht haben“, doch sollte die „Inquisition“ nicht zu „weitläufig“ werden. Der „Fiscal“ Schueh legte nach Abschluss der „Inquisition“ eine Rechnung vor, in der minutiös alle Posten aufgelistet waren. Hier nur einige Posten: Für Verpflegung setzte er 10 Gulden 25 Kreuzer an, an Diäten für 14 Tage hatte er 70 Gulden anzusprechen. Im „Kreuz“ hatte er Speisen für 8 Gulden 13 Kreuzer verzehrt. Die Endsumme wies einen Betrag von 190 Gulden 20 Kreuzer auf. Mit der Begleichung wurden die in die drei Kategorien Eingeteilten von der Regierungsstelle in Freiburg belastet.

Für die gesamte Rechnung, einschließlich der Kosten für Kammerboten Martin Scherer, solle dem Obervogt die Berechnung für den einzelnen Delinquenten überlassen werden. Die Geldstrafe sollte dann der Bote eintreiben.

Von der Geldstrafe betroffen waren 41 Furtwanger, 32 Gütenbacher und 28 Neukircher Burschen. Auf die Gemeinden verteilt ergaben sich für Furtwangen 63 Gulden 30 Kreuzer, für Güten-

bach 75 Gulden 30 Kreuzer und für Neukirch 45 Gulden. Es blieb von 184 Gulden ein ungedeckter Rest von 6 Gulden 20 Kreuzer.

Schluss

Die dargestellten Vorgänge bilden nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Geschehen um den Ersten Schlesischen Krieg im deutschen Südwesten, von dem man weitab von den entscheidenden Kriegshandlungen in den Geschichtsbüchern wenig liest, ja kaum daran denkt, dass ein Krieg im Osten des Reiches im Westen bedrückende Auswirkungen haben konnte. Die Befürchtungen und Vorbereitungen der Regierungsstellen waren im höchsten Maße berechtigt. Die Akten (GLA 122/260–265) in den folgenden Jahren sprechen eine deutliche Sprache über die Forderungen der französischen Truppen. Die Lasten stiegen ins Ungeheuerliche, bezieht man Spanndienste und Verpflegung auch der österreichischen Truppen mit ein. 1744 befanden sich französische Truppen im Schwarzwald. Unter Androhung militärischer Exekution, d. h. bei Verweigerung im Extremfall das Niederbrennen der Höfe, mussten auf deren Befehl am 29. September 1744 von einem Tag auf den anderen 3150 Pferderationen bereitgestellt werden, gleich viele Rationen an Hafer und Spelz sowie 6 Klafter Holz. (Vgl. dazu L. Beckmann, „Furtwangen“, 249.) Die Einquartierungen im Spätjahr belasteten die Bauern aufs Schwerste. Beim Rückzug der Franzosen nach dem Frieden von Füssen (22. April 1745) wurde der Vogt von Schönenbach, Michael Dufner, erschossen.

Um das Bild zu vervollständigen, sind nicht nur die ungeheueren Lasten auf dem Rücken der Bevölkerung durch Abgaben, die physische Belastung zu bewerten, zu denken ist zu guter Letzt auch an das strapazierte Zugvieh auf den weiten, streckenweise steilen und schlecht instand gehaltenen Wegen.

Quellen

Generallandesarchiv Karlsruhe 122/257: „Die an die österreichischen Regimenter wie auch zur Errichtung eines Landesregiments abgegebenen Rekruten und die Kosten für die Monturen derselben“ und 258 „Landmiliz in der Herrschaft Triberg“ (1741–1744). Vgl. auch 122/259: „Verpflegung und Fuhrwesen sowie Stellung von Fuhren seitens der Einwohner der Herrschaft Triberg für die aus Bayern kommenden Franzosen; Marschrouten der kaiserlichen Truppen“

GLA 122/ 253–263

Furtwangen, Beiträge zur Geschichte einer Stadt im Schwarzwald 1179–1873, Band 1, Herausgegeben von Ludger Beckmann, Wilfried Dold und Helmut Kahlert im Auftrag der Stadt Furtwangen im Schwarzwald, 2004

Vgl. auch zur politischen Lage: Johannes Burkhardt: Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt/M 1992

Totengedenken bei den Juden

Peter Stein-Fell

Sinn des Gedenkens

Der Mensch ist sterblich. Sobald alle Personen dahingegangen sind, die ihn einst gekannt haben, gerät er in Vergessenheit. War er nicht prominent, so wäre es, wie wenn er nie gelebt hätte, würde seiner nicht auch nach seinem Ableben gedacht. Sein Andenken schmiedet bei seinen Nachkommen das Bewusstsein gemeinsamen Ursprungs, familiärer Verbundenheit und Verpflichtung gegenüber den Angehörigen.

Solidarität

Nur dank besonders intensiver Pflege des Zusammenhalts konnten die Juden in Zeiten der Verfolgung überleben. Man denke an die Austreibung der Juden aus Spanien und Portugal am Ende des 15. Jahrhunderts und deren Aufnahme in vielen Ländern rund ums Mittelmeer und in den Niederlanden, an die Vertreibung aus Deutschland im Mittelalter und die Emigration in den Osten, wo weiterhin das „Jiddisch“ als Ableitung vom frühen Deutsch Zeugnis von den ursprünglichen Wohngebieten ablegt, oder neuestens an die nazistische Katastrophe. Mancher Jude konnte überleben, weil ein vielleicht nicht einmal so naher Verwandter für ihn bürgte und ihm Beistand leistete.

Ausgestaltung des Totengedenkens im Einzelnen

Von den Bräuchen bei der Bestattung und der Trauer unmittelbar nach dem Ableben soll hier nicht die Rede sein. Gegenstand unsere Betrachtung ist die Frage, was im Judentum vorge-



Abb. 1: Israelitisches Andachtsbuch

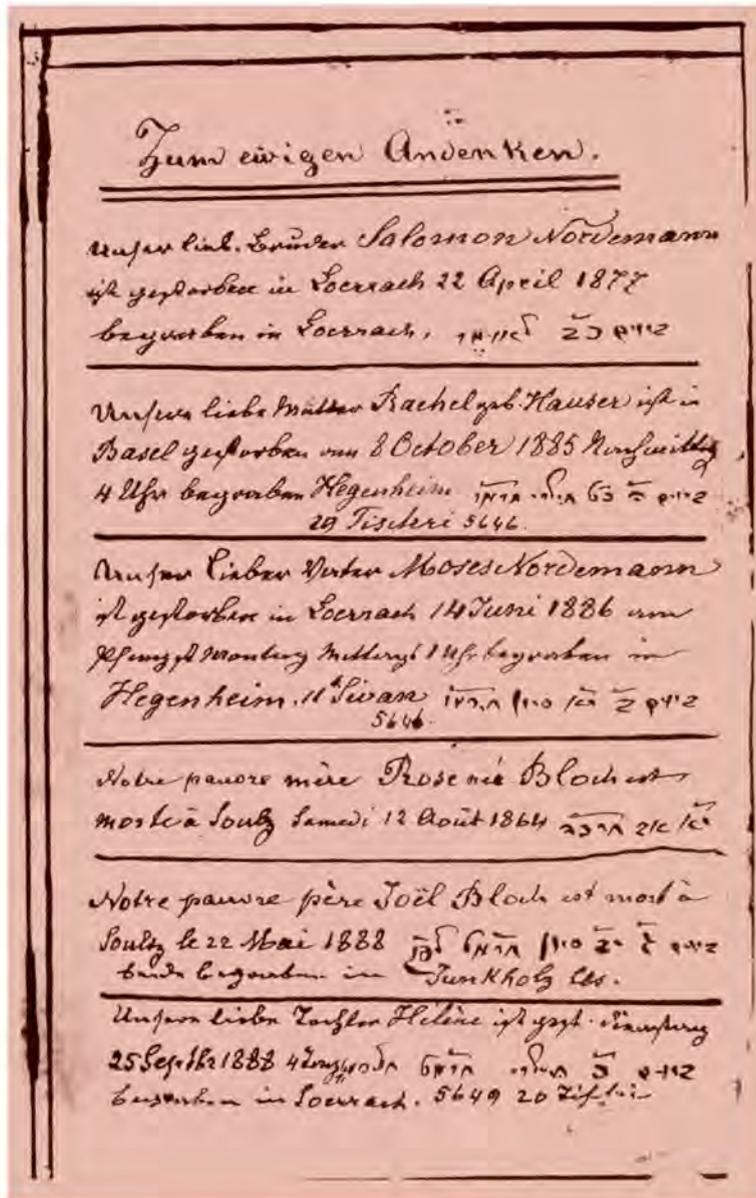


Abb. 2: Zum ewigen
Andenken

Vorfahren. Ist der Vater schon vor der Geburt gestorben, so erhält der posthum Geborene dessen Namen, also X Sohn des X. Lebt der Vater noch, so trägt der Neugeborene den Namen des Großvaters. Ist auch der noch am Leben, so ist der Urgroßvater der Namensgeber. So lautet der jüdisch-rituelle Name des Autors dieses Aufsatzes nach seinem Urgroßvater „David“. In der Geschwisterreihe wird zwischen Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits abgewechselt. Wer den Namen seines Vorfahren trägt, lässt ihn mit diesem Namen symbolisch weiterleben.

Festhaltung des Todestages

Es ist ein wichtiges Anliegen der Familie, den Todestag eines Angehörigen schriftlich festzuhalten. Dabei kommt dem Datum des jüdischen Kalenders eine besondere Bedeutung zu. Diese Notizen finden sich vielfach in Gebetsbüchern oder ähnlichem. In der Familie des Schreibenden wird sorgfältig das Israelitische An-

kehrt wird, um das Andenken an den Dahingegangenen zu erinnern. Da offenbar ein großes Bedürfnis danach bestand, sich für das Verhalten bei einem Todesfall das nötige Wissen zu verschaffen, um keinem Fauxpas zum Opfer zu fallen, wurden die entsprechenden Bräuche schriftlich fixiert und gedruckt. Bereits in fünfter Auflage erschien 1875 bei Arnold Weichert in Hamburg ein Israelitisches Andachtsbuch, das über das Verhalten in einem Sterbehause und dem Besuche der Gräber von Verwandten Auskunft gibt, mit allen Gebräuchen, Observanzen und Gebeten.

Namensgebung

Der rituelle Name eines Juden setzt sich aus seinem eigenen Vornamen und dem Vornamen seines Vaters zusammen. X Sohn des Y; X ben Y. Die Vergabe des eigenen Vornamens folgt einer strengen Ordnung. Der Erstgeborene erhält den Namen des letztverstorbenen

dachtsbuch von 1875 aufbewahrt, das seinerzeit von Emanuel Nordmann in Lörrach erworben wurde. Darin hat er den Tod seines Bruders Salomon vom 22. April 1877 festgehalten und sodann das Dahinscheiden seiner Mutter Rachel geborene Hauser, seines Vaters Moses Nordmann, seiner Schwiegermutter Rose geborene Bloch und deren Gatten, des Schwiegervaters Emanuels, Joël Bloch. Es folgt die Gattin Emanuels: Julie geborene Bloch. Emanuels Tochter Marie beurkundet dann 1907 den Tod Emanuels selber, worauf Marie Guggenheim geborene Nordmann ihren Schwiegervater David mit Todesdatum 11. November 1903 verewigt (dessen Name der Verfasser jetzt trägt), gefolgt von dessen Gattin Judith Epstein aus Eichstetten, verschieden am 4. September 1909.

Jahrzeit

Die Festhaltung des jüdischen Todesdatums ist deswegen so bedeutungsvoll, weil jährlich an diesem Tag des Verstorbenen gedacht wird. Der Angehörige hat „Jahrzeit“. Damit sind vielfache Gebräuche verbunden:

Vom Anbruch der Dunkelheit des Vortages bis zum Abend des Jahrzeittages brennt ein *Licht*. Es kann dies eine Kerze sein, ein mit Öl gefülltes Glas, auf dem ein Schwimmer mit Docht entzündet wird. Das Licht mag im Hause des Jahrzeit Begehenden oder in der Synagoge brennen. Das Jüdische Museum der Schweiz bewahrt eine schöne Jahrzeitlampe auf, die wahrscheinlich aus Gailingen stammt.



Abb. 3: Jahrzeitlampe



Abb. 4: Judenfriedhof
Diersburg mit dem
Verfasser

So wie vor den hohen Feiertagen pflegt man vor der Jahrzeit die *Gräber* der Verstorbenen zu *besuchen*. Auf dem Grabstein wird als Hinweis auf den Besuch ein kleiner Stein deponiert. Auf jiddisch heißt dieser Friedhofbesuch „Uf Kejwerofes gehen“, auf die Gräber der Väter gehen. Abbildung 3 zeigt den Verfasser auf dem Judenfriedhof zu Diersburg, wo er sich zum Grab von Lemle Stein wendet, dem Großvater seines Großvaters.

Um ihrer Trauer Ausdruck zu verleihen, pflegen manche Nachkommen am Jahrzeittag der Eltern zu *fasten*.

Das *Kaddisch* wird in der Synagoge vor der ganzen Gemeinde und am Grab gebetet. Dies ist nicht ein eigentliches Totengebet, sondern eine Lobpreisung des Höchsten. Das Wort leitet sich von „kodausch“, heilig, ab.

Jahrzeit ist der Tag, der dazu verpflichtet, wohltätigen Institutionen *Spenden zuzuwenden*.

Wer Jahrzeit begeht, hat einen Anspruch darauf, am nächsten Sabbat zur *Vorlesung aus der Tora aufgerufen* zu werden.

Das besonders intensive *Studium* heiliger Schriften (Lernen) wird am Jahrzeittag als Pflicht erachtet.

Abb. 5:
Erinnerungsblatt

Wie erinnert man sich des Jahrzeit-Datums? Da der jüdische Kalender als mondorientiert wesentlich vom bürgerlichen Kalen-



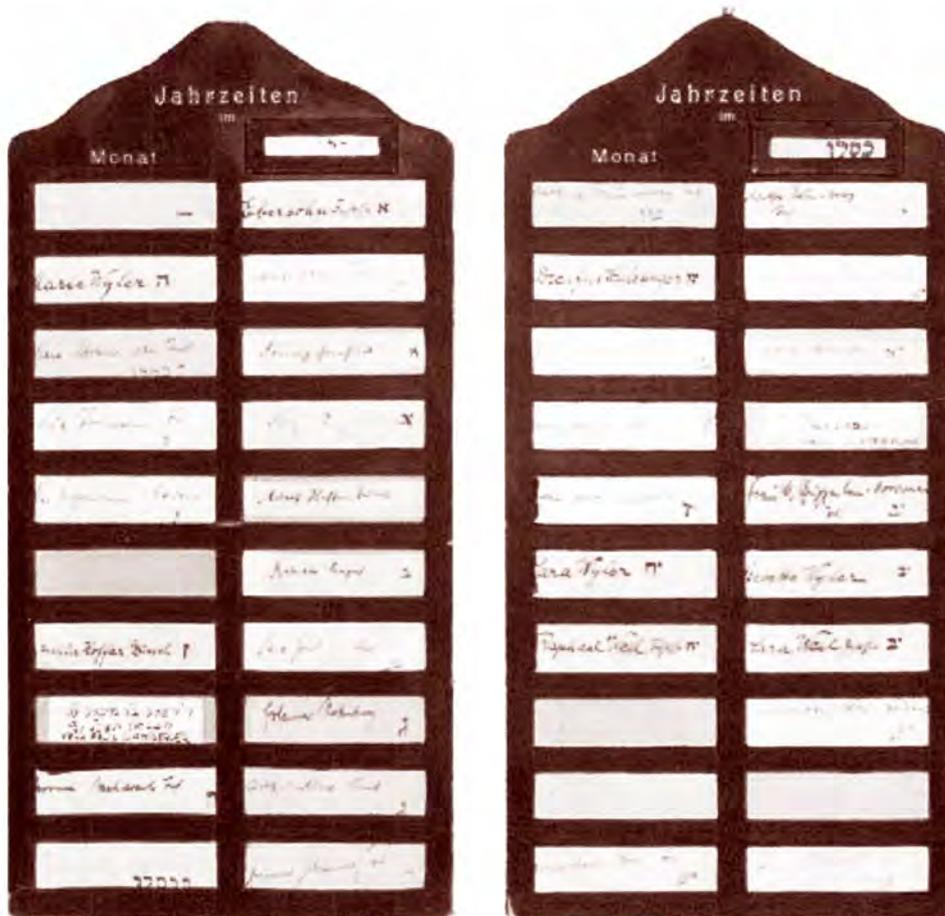


Abb. 6: Jahrzeittafeln aus Lengnau

der abweicht, man aber hier nach dem bürgerlichen Kalender lebt, ist die Gefahr groß, den Jahrzeittag zu verpassen, der sich nach dem jüdischen Kalender bestimmt. Es wurden allerlei Vorkehrungen erdacht, um hier Fehler zu vermeiden.

Erinnerungsblatt

Die Firma G. Lehrberger & Co. in Rödelheim druckte ein buntes Blatt mit dem Titel „Erinnerung an den Sterbetag“. Seitlich finden sich zwei weiß gelassene Kolonnen mit insgesamt 50 Zeilen zwecks Eintrags des bürgerlichen Sterbedatums der dahingegangenen Person. Als Beispiel zeigt **Abb. 4** das Blatt der aus Offenburg stammenden Fanny Kahn, im 56. Lebensjahr am 4. November 1884 verstorben.

Anzeigetafeln in der Synagoge

In der Synagoge des israelitischen Altersheims in Lengnau/Aargau hingen zwei mit „Jahrzeiten“ überschriebene Kartontafeln. 20 Felder erlaubten es mittels eingeschobener Kärtchen monatlich die anstehenden Jahrzeittage der Pensionäre anzuzeigen.

Abb. 7: Anzeiger, Zürich





Abb. 8:
Jahrzeiterinnerung



Abb. 8a: Shiviti

Luxuriöser gestaltet ist der „Anzeiger für den Beginn des Gottesdienstes und für Jahrzeiten in der Synagoge Löwenstrasse, Zürich.

Besonders schön ist eine gestickte Jahrzeiterinnerung für Leni Weidmann von 1867 aus dem Museum von Budapest.

Das orthodoxe Judentum ist wegen der bekannten Vorschrift der Bibel, kein Bildnis anzufertigen, eher bilderschmuckfeindlich. Jedoch findet sich im Judenhaus oftmals entweder ein *Misrach* oder ein *Shiviti*. Misrach heißt „Osten“, die Richtung, in der Jerusalem liegt und wohin sich der Jude beim Gebet wendet. Daher wird gerne an der Ostwand des Zimmers eine schön gestaltete Tafel mit dem Hinweis auf diese Himmelsrichtung aufgehängt.

Das Shiviti gründet im Psalm 16.8 und sagt: „Ich habe den Herrn immer vor mir“. Diese Tafeln sind bisweilen reich verziert und beschriftet. Beliebt ist namentlich der siebenarmige Leuchter, in den z. B. Psalmen inskribiert werden.

Hier zeigen wir das Shiviti, welches Reb Jakob Mosche Schächter zum Andenken an seine am 17. Marchewan 5683 = 8. November 1922 verstorbene Mutter hat gestalten lassen. So wurde er täglich beim Betrachten des Shiviti an seine Mutter und ihren Todestag erinnert.

Das Memorbuch

Das Erinnern ist nicht nur Sache jedes Einzelnen für die Seinen. Auch die Gemeinde ist dazu aufgerufen, der Verstorbenen zu gedenken. Das Erinnerungsgebet der Lebenden kommt den Toten zugut.

So besitzen zahlreiche Judengemeinden ein „Memorbuch“. Ein solches ist zum Beispiel auch aus Schmieheim bekannt. Es wurde in gewissen Gemeinden jeden Sabbat, meist jedoch nur an gewissen Feiertagen der Gemeinde, vorgetragen.

Die Memorbücher gehen alle auf das Urmemorbuch zurück, welches der Toraschreiber Isaac Sohn des Samuel aus Meiningen für die Synagogeneinweihung von Nürnberg vom 15. November 1296 verfasst hatte.

Das Memorbuch enthält zunächst die Gebete, die anlässlich der Seelengedenkfeier rezitiert werden. Ein Nekrolog erinnert an prominente Wohltäter und Gelehrte. Der wichtigste Teil des Buches ist ein Martyrologium mit Angabe von Ort und Namen der Verfolgungsoffer.

So liest man im ältesten noch vorhandenen Memorbuch von 1615 aus Münden (Hannover), geschrieben von Jakob Gans aus Frankenberg:

„Gott gedenke der Seelen der in den Gemeinden der Schweiz und anderer Länder Getöteten und Verbrannten, dafür dass sie zur Heiligung des



Abb. 9: Memorbuch von
Endingen/Aargau vom
4. August 1788

göttlichen Namens sich hingeopfert haben; möge Gott es ihnen zum Guten gedenken mit den übrigen Frommen der Welt.“

Ein weiteres Memorbuch ist auch aus Endingen/Aargau erhalten.

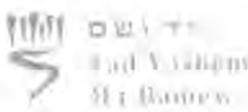
Yad Vashem (Denkmal und Name)

Der Name dieser bedeutendsten Gedenkstätte in Jerusalem an die nationalsozialistische Judenvernichtung leitet sich von Jesaja 56,5 ab: „Ihnen allen errichte ich in meinem Haus und in meinen Mauern ein Denkmal; ich gebe ihnen einen Namen, der mehr wert ist als Söhne und Töchter: Einen ewigen Namen gebe ich ihnen, der niemals getilgt wird.“

In der „Halle der Erinnerung“ ist die Asche aus Konzentrationslagern begraben. Es sind die Namen der 22 größten Konzentrationslager in den Boden eingraviert, und eine aus einem zerbrochenen Kelch lodernde Flamme leuchtet zum Gedenken an die Opfer des Holocaust.

Eine *Allee und der Garten der Gerechten unter den Völkern* ehrt nichtjüdische Personen und Organisationen, die sich dem Nazi-Regime widersetzen, wie zum Beispiel Oskar Schindler.

An die eineinhalb Millionen von den Nationalsozialisten ermordeten Kinder erinnert das *Denkmal für die Kinder*.



The Central Database of Shoah Victims' Names
 Home | About | Holocaust-Shoah | Education | Exhibitions | Support Us | Subscribe
 Русский | עברית | English

Ergebnisse für Opfer mit Aufenthaltsort (auch in anderen Schreibweisen) 'Offenburg'
 Displaying 1 - 15 of 199

Name	Place of Residence (or Place of Birth)				Birth Date	Source
	Town	District	Region	Country		
Adler Ida	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1901	Liste von Deportierten aus Frankreich
Adler Ida	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1901	Liste von Opfern aus Deutschland
Adler Jakob	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1867	Liste von Opfern aus Deutschland
Adler Max	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1878	Liste von Opfern aus Deutschland
Adler Sophie	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1873	Liste von Opfern aus Deutschland
Berchheimer Emilie	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1890	Liste von Deportierten aus Frankreich
Bloch Eliezer	GENGENBACH	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1878	Gedenkblatt
Bloch Mathilde	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1876	Liste von Deportierten aus Frankreich
Bloch Emma	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1872	Liste von Opfern aus Deutschland
Bloch Leonhard	BERLIN	BERLIN	BERLIN	GERMANY	1872	Liste von Deportierten aus Berlin
Cohn Sylvia	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1904	Liste von Opfern aus Deutschland
Cohn Sylvia	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1904	List of victims from Auschwitz
Cohn Sylvia	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1904	Gedenkblatt
Cohn Sylvia	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1904	Gedenkblatt
Cohn Esthe	OFFENBURG*	KARLSRUHE	BADEN	GERMANY	1926	Gedenkblatt

Please note: There may be more than one record for the same victim, originating from one or more sources

Copyright ©2009 Yad Vashem The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority

Abb. 10: Yad Vashem, jüdische Opfer aus Offenburg

In der *Halle der Namen* werden die Namen und Daten der jüdischen Opfer der Schoa gesammelt. Der über 5000 vernichteten jüdischen Gemeinden wird im *Tal der Gemeinden* gedacht.

Archiv und Bibliothek geben näheren Aufschluss über Einzelheiten der Judenverfolgung zur Zeit des Nationalsozialismus. Aus der „Central Database of Shoah Victim's Names“ zeigen wir als **Abbildung 9** die ersten 15 der insgesamt 199 Einträge betreffend Opfer mit Aufenthaltsort Offenburg. Man findet zuunterst Sylvia und Esther Cohn, deren Namen auch auf einem Grabstein auf dem Judenfriedhof zu Offenburg an diese Opfer erinnert.

Abbildungsverzeichnis

- 1 Israelitisches Andachtsbuch, Privatbesitz René Stein, Binz-Zürich
- 2 Zum ewigen Andenken, Privatbesitz René Stein, Binz-Zürich
- 3 Jahrzeitlampe, Jüdisches Museum der Schweiz, Basel, in Katalog Anna Rapp, Jüdisches Kulturgut in und aus Endingen und Lengnau, 159
- 4 Judenfriedhof Diersburg mit dem Verfasser
- 5 Erinnerungsblatt an Fanny Kahn, im Museum im Ritterhaus, Offenburg, als Leihgabe des Jüdischen Museums der Schweiz, Basel, Geschenk des Nachkommens von Fanny Kahn: Karlheinz Kahn
- 6 Jahrzeitafeln aus dem Schweizerischen Israelitischen Altersheim in Lengnau, Depositum der Stiftung für die Gemeindegüter Neu-Lengnau, in Katalog Anna Rapp, Jüdisches Kulturgut in und aus Endingen und Lengnau, 160
- 7 Anzeiger für den Beginn des Gottesdienstes und für Jahrzeiten in der Synagoge Löwenstrasse, Zürich, in Ron Epstein, Die Synagogen der Schweiz, 2008, 18 Abb.2
- 8 Jahrzeiterinnerung, Das Jüdische Museum in Budapest, Budapest 1989. Kat-Nr. 191, 188
- 8a Shiviti von 1922
- 9 Memorbuch Endingen, Florence-Guggenheim-Archiv, Zürich
- 10 Yad Vashem, Jerusalem, Opfer der Schoa aus Offenburg,
www.yadvashem.org

Dokumente zur Geschichte der Juden im bischöflich-straßburgischen Amtsbezirk Marckolsheim (1578–1652)

Günter Boll

Johann von Manderscheid, der von 1569 bis zu seinem Tod *Erwelter vnd Bestettigter Bischoff zu Straßburg* und Landgraf im unteren Elsass war, ist am 2. Mai 1592 in Zabern gestorben. In der Korrespondenz des Bischofs und seiner weltlichen Räte mit *Vnserm Amtmann zu Marckoltzheim vnd lieben getrewen Jacoben Hüffel* wird anlässlich der am 28. Februar 1578 erwogenen Aufnahme eines Juden *in vnserm fleckhen Marckoltzheim* bemerkt, dass *ohne das aller nechst dabei Juden geseßen* seien.¹ Gemeint sind die im bischöflichen Teil des zwei Kilometer nördlich von Marckolsheim gelegenen Dorfes Mackenheim ansässigen Juden, von denen zweifellos schon früher die Rede gewesen wäre, wenn sie bereits zu Lebzeiten des 1568 verstorbenen Bischofs Erasmus von Limburg dort gewohnt hätten. In Marckolsheim selbst, wo jüdische Schützlinge des Bischofs Berchtold von Bucheck im Pestjahr 1349 denselben Verfolgungen ausgesetzt waren wie ihre *theils flüchtigen, theils mit gewalt vertriebenen, theils auch hingerichteten* Glaubensgenossen in Schlettstadt,² scheinen von 1350 bis 1577 keine Juden mehr gewohnt zu haben.

Am 17. März 1578 teilt Bischof Johann dem Amtmann zu Marckolsheim mit, dass er *auff vilfeltig anhalten vnd flehenlich bitten Gottlieb Juden vonn Turckheim, auch anderer beschehener vorbitt, Inenn Gottlieb Juden, sonderlich dieweil er mitt vnsern vnderthanen gar in kheinerlei wegh khein wuecher zu treibenn begert, Auch ein Alter krancker man, ein zeitlang vnd bis auff fernern bescheidt, in vnsern schutz vnd schirm, in vnsern fleckhen Marckoltzheim (. dieweil er sich beclagt, das man den Juden Itziger zeit ettwas auffsetzig, vnd derwegen In gemeltem vnserm fleckhen ettwas sicherer zusitzen verhofft .) gnediglich auf vnd angenommen habe.*³ Es ist anzunehmen, dass der *schier wider vnsern willen*⁴ in Marckolsheim aufgenommene Gottlieb mit dem seit 1567 als Einwohner der Reichsstadt Türckheim bezeugten *Mardochäus* (Mordechai alias Gottlieb von Hagenau) identisch ist,⁵ der sich im Winter 1577/78 nach einer neuen Bleibe umsehen musste, nachdem Kaiser Maximilian II. der Stadt am 23. Oktober 1570 den auf die alsbaldige Ausweisung ihrer jüdischen Einwohner abzielenden Befehl erteilt hatte, deren *vnzuläßlichen vnd verpottnen wuecher*⁶ zu unterbinden und ihre Schutzbriefe *nach außgannng der zugesagten zeit*⁷ nicht wieder zu erneuern.⁸

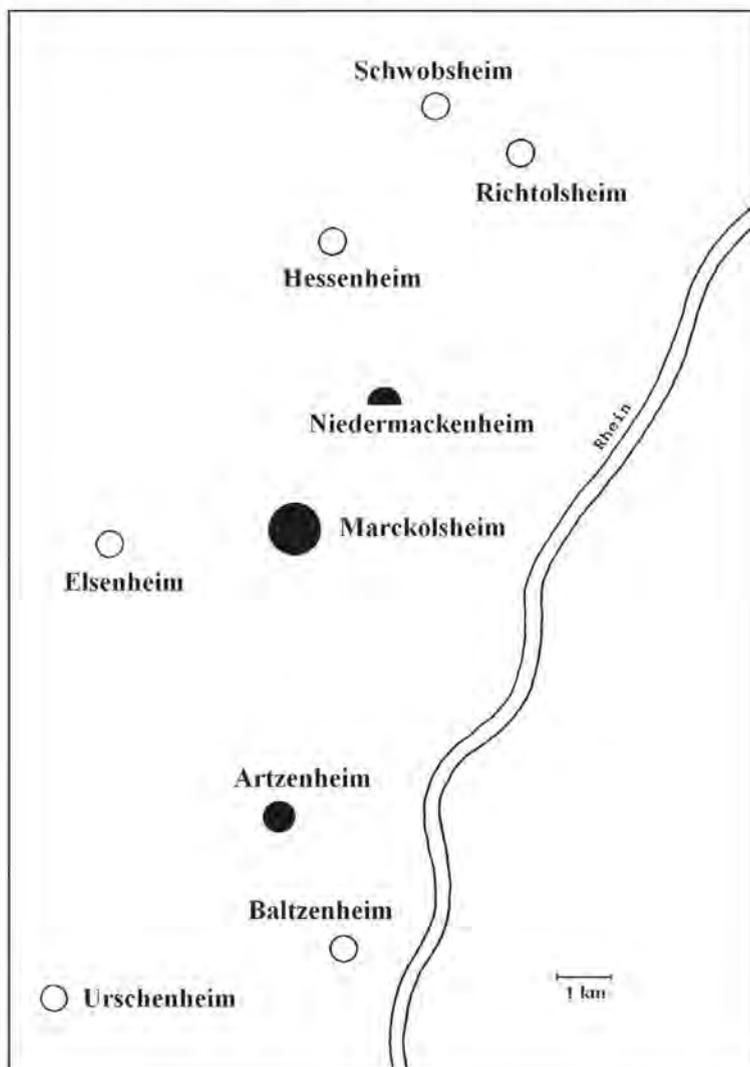
Bereits am 12. Mai 1570 hatte der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand II. von Österreich, dem Rat der Stadt durch die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim mitteilen lassen, dass er entschlossen sei, in den seit 1564 von ihm regierten *Fürstenthumben vnnnd Lannden* keine Juden mehr zu dulden, sondern *alle aufzuschaffen. Dieweil aber bey Euch zu Türckhaim, auch Juden gesessen, vnd da an ainem Ortt, die Juden hinweckh geschafft, vnd ain andern geduldet werden sollten, der sachen nit geholffen, So ist aus sonndern von hochermelter F[ürstliche]r D[urchlauch]t empfanngnen Beuelch, vnser beger an Euch, das Ir gleichfals, die Juden, so zu Türckhaim gesessen auch ausschaffen, hierInnen ain gleich[h]ait halten vnnnd ferrer alda nit gedulden wollet. Daran beschicht ain guets werckh, vnd vnns ain angenembs gefallen.*⁹

Acht Schutzjuden des Straßburger Bischofs Johann von Manderscheid sind in den Jahren 1578–1583 als Einwohner des Amtsbezirks Marckolsheim bezeugt:

Gottlieb von Türckheim, *ein Alter kranker man ohne sonderlichen anhang* (1578–1579 in Marckolsheim); sein Sohn **Jöslin** (1579 in *vnserm Dorff zu NiderMackenheim*, 1580 in Marckolsheim); **Isaac** der Junge (1579 in Niedermackenheim); **Salomon**,

der *noch vor Bartholomaei 1579 nach Ungarn reisen will, um etliche Pferdt für den bischöflichen Marstall zu beschaffen* (1579 in Niedermackenheim); **Haymann** von Mackenheim, *so ein Roßstauscher ist* (1580–1583 in Artzenheim); **Isaac**, der sich im Sommer 1580 *albereitt enteuffertt* hat, um der Bestrafung wegen Hehlerei zu entgehen (?–1580 in Mackenheim); **Abraham** der Metzger *Judt*, der 1580 inhaftiert wird, weil er gestohlenen Samt gekauft haben soll (?–1580 in Mackenheim); **Götzel**, der im Oktober 1580 von der bischöflichen Regierung gerügt wird, weil er den Sigristen zu Eschau, David Wannemeyer, *eins Außstands halber* vor das kaiserliche Hofgericht in Rottweil gezogen hat (1580 *hinder vnß zu Marckoltzheim oder Mackenaw sitzend*).¹⁰

● = Judenwohnorte im
bischöflich-straßburgischen
Amtsbezirk
Marckolsheim (1580)



Im nördlich der sogenannten Mittelgasse (der heutigen „rue

principale“) gelegenen Teil des Dorfes Mackenheim, der ein Allod des Bistums Straßburg war und sich im Lehensbesitz des Marschalks von Zimmern¹¹ befand, wohnten zur selben Zeit einige weitere jüdische Familien, die nicht den Bischof, sondern den Marschalk zum Schirmherrn hatten. Von ihnen ist im Zusammenhang mit dem Ermittlungsverfahren gegen den Metzger Juden zu Mackenheim und den damit verbundenen Unannehmlichkeiten¹² in einem Schreiben des Bischofs vom 8. Oktober 1580 die Rede, in dem er den Amtmann zu Marckolsheim, Jacob Hüffel, an den vor *etlichen wochen* an ihn ergangenen Befehl erinnert, *daß du nicht allain vnserere Juden zu Mackenh[eim] alle hinweg schaffen sollest, Sonder auch souiell möglich, bei dem Marschalckh zu Mackenheim daran sein [sollst], daß Er die seine gleichfals auch hinweg schaffe, Du aber folgendts dich zu vns verfugett hast, vnd vns vnderthenig gebetten, dz wir solchenn beuelch, sonderlich aber mit dem Juden, so ain metzger daselbst, gnedig ettwas linderen wolltenn; da sich vnserere Juden daselbst [jedoch] abermahls vngebürlich verhalttenn [haben], Alß ist nochmals vnser beuelch, daß du Sie alle vonn Mackenheim hinwegschaffest, auch mit dem Marschalckh daselbst mit allem vleiß dahin handlest, damitt Er die seine von dem orth gleichfals hinweg verschaffe, damit wir zu allenn thaillen deß Clagens vber Sie enthebt pleiben mögenn.*¹³

Am baldigen Vollzug des wiederholten Ausweisungsbefehls ist umso weniger zu zweifeln, als wir im Schriftverkehr des Bischofs mit seinen Marckolsheimer Amtleuten nach 1580 keine Mackenheimer Juden mehr erwähnt finden.

Der jüdische Pferdehändler *Haym* (Chajim alias Haymann von Mackenheim), dem Bischof Johann im September 1579 statt der erhofften Niederlassung in Marckolsheim nur die Verlegung seines Wohnsitzes nach Artzenheim erlaubt hatte,¹⁴ bemühte sich im Juli 1583 erneut, doch abermals vergeblich um seine Aufnahme in Marckolsheim, wo er *sampt seinem weib, khindt, vnd Armuetlin, vor bösem vnützem gesindt* (. von welchem er dann ettliche maln Angriff erlitten, .) sicherer als auf dem flachen Land zu sein hoffte.¹⁵ Da er sein vor der Schutzaufnahme gegebenes Versprechen, den bischöflichen Marstall öfters mit guten Pferden zu be-



liefern, nicht eingelöst hatte, will ihn der Bischof Auch zu Artzenheim lenger nitt haltten und kündigt ihm trotz seines einwandfreien Leumunds den jeweils für zwei Jahre gewährten Schutz am 23. Juli 1583 auf.¹⁶ Erst zweihundert Jahre später wird es in Artzenheim abermals einen jüdischen Haushalt geben.¹⁷

Im Januar 1608 trat Erzherzog Leopold von Österreich (1586–1632) die Nachfolge des 1607 in Nancy verstorbenen Kardinals Karl von Lothringen als Fürstbischof von Straßburg an. Der jüdischen Bevölkerung des Bistums, die damals vielleicht fünfzig Familien gezählt haben mag, räumte die 1613 von ihm erlassene Judenordnung¹⁸ nur wenige bescheidene und jederzeit widerrufbare Rechte ein. Ein undatiertes Verzeichnuß der vor disem in der hohen Stifft Straßb[urg] gesessenen Juden¹⁹ enthält die Namen von achtundvierzig Familienvätern, die bis auf die beiden Ettenheimer Juden Lazarus und Elias ausnahmslos in den linksrheinischen Amtsbezirken des Hochstifts ansässig waren:

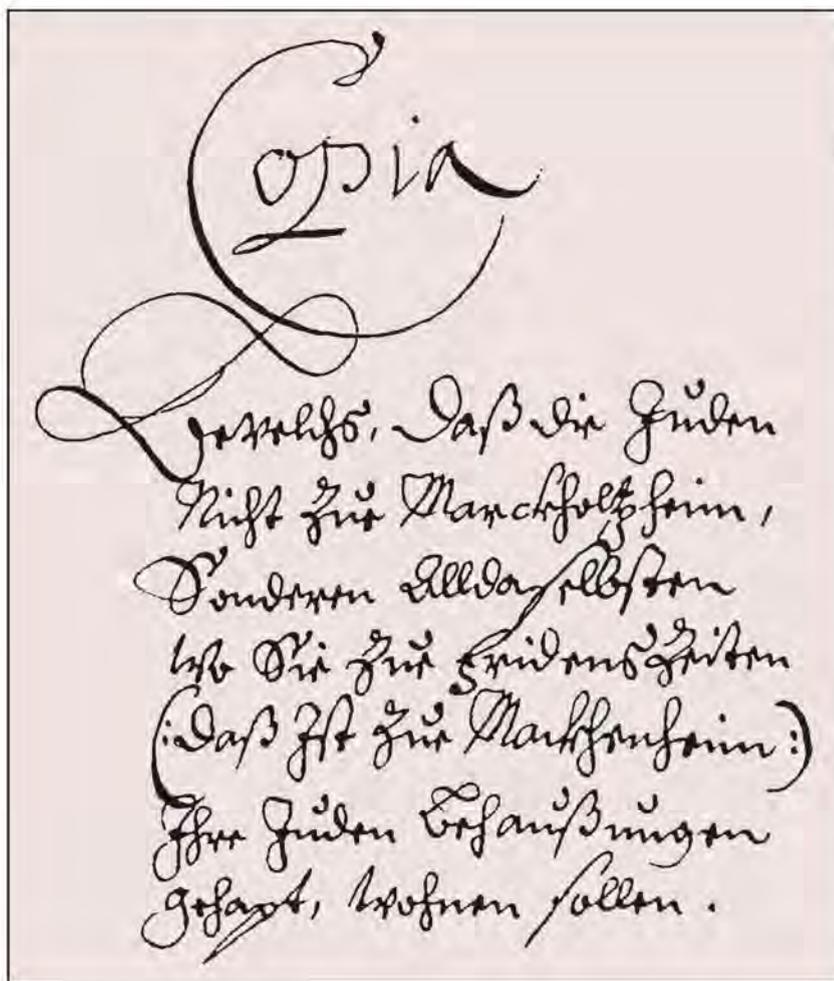
Verzeichnis der um
1610 im Bistum
Straßburg ansässigen
Juden
(ADBR Strasbourg:
1 G 151 N° 11)

Barthel, Jakob
 - Müllers, Moser
 - Walth, Hans, Manu, Deligun, Franz
 - Isidor, Moser, Gisel
 - Lamm, Lazarus, Jandirt, Reind, Wolf, Samuel
 - Elias
 - Stoll, Hans, Wenzel, Dreyer
 zu - Dreyer, Abraham, Tab. Moser, Gall, Daniel
 - Abraham, Anon, Wenzel, Salomon,
 - Dreyer, Wenzel, Daniel, Coll, Wenzel,
 - Dreyer, Wenzel, Reind, Dreyer, &
 - Dreyer, Hans, Gisel
 - Dreyer, Jakob
 - Dreyer, Dreyer
 - Dreyer, Hans, Lamm, Dreyer
 - Dreyer, Dreyer
 - Dreyer, Lazarus, Dreyer
 - Dreyer, Dreyer, Dreyer, Wenzel,
 - Dreyer, Dreyer, Wenzel, Dreyer, Dreyer,
 Moser

	Obersultz (Soultz Haut-Rhin),	<i>Toterus</i>
	Sulzmatt (Soultzmatt),	<i>Moßen</i>
	Wettelßheim (Wettolsheim),	<i>Menle, Seligma, Isaack</i>
	Epffich (Epfig),	<i>Moßen, Hirtz</i>
	Dannbach (Dambach-la-Ville),	<i>Latzarus, Zaudick, Eliaß, Kosch, Sannel, Aron</i>
	Sanct Peter (Saint-Pierre),	<i>Elias</i>
	Stotzheim,	<i>Michell, Koppell</i>
	Bischheim,	<i>Abraham, Leb, Moschall, Schimel, Abraham, Aron, Marx, Salomon</i>
Zu	Roßenweiler (Rosenwiller),	<i>Saumel, Elias, Löbell, Meyer</i>
	Greßweiller (Gresswiller),	<i>Kosch, Raffell</i>
	Dingßheim (Dingsheim),	<i>Low, Hirtz</i>
	Sultz (Soultz-les-Bains),	<i>Josep</i>
	Zabernn (Saverne),	<i>Gottlieb</i>
	Dachstein,	<i>Baruch, Lema, Abraham</i>
	Neuwgarten (Neugartheim),	<i>Götz</i>
	Ettenheim,	<i>Latzarus, Eliaß</i>
	Holtzen (Holtzheim),	<i>Raffell, Simon, Meyer</i>
	Reichshoffen,	<i>Beifuß, Meyer, Lipma,²⁰ Gotz, Moßen</i>

Erst ein paar Jahre nach der Erstellung dieser Liste scheint es in Mackenheim zur Wiederansiedlung von Juden gekommen zu sein. Im bischöflichen Teil des Dorfes wohnt zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges ein jüdischer Pferdehändler namens *Meüslin*. Am 14. April 1621 bezahlen ihm die beiden *Burgermeister* der Stadt Marckolsheim für einen *Postklepper* 48 Gulden.²¹

Mackenheim wurde im Januar 1622 von Reitern des mansfeldischen Obristen Hans Michel von Obentraut geplündert.²² Nicht besser erging es den anderen Dörfern der Gegend, durch die das *Manßfeldisch Volck* und später die Schweden ins obere Elsass eindringen. Viele Dorfbewohner suchten ihr Heil in der Flucht und fanden doch überall, wo sie unterkamen, nur die gleiche Not, vor der sie aus ihren verwüsteten Wohnstätten geflohen waren. Gab es um 1625 in Marckolsheim und den *darzuo gehörigen dörffern* noch an die dreihundert bürgerliche Haushalte,²³ so waren es nach den Pestjahren 1632–1634 nicht einmal mehr fünfzig.²⁴ Schultheiß und Rat der Stadt Marckolsheim teilen der bischöflichen Regierung in Zabern am 31. März 1636 mit, dass nur noch achtzehn Bürger[familien] in der Stadt lebten und dass die Not der meisten so groß sei, dass ihnen nichts übrig bleibe, als ihren Hunger *mit greideren deß velds wurzellen wie Auch mit gleyen brodt vndt Eichel brodt Auch mit rossleich* zu stillen.²⁵ An eine wirksame Verteidigung der Stadt war unter diesen Umständen kaum noch



zu denken. Aus acht Kanonen in Brand geschossen,²⁶ fällt sie am 30. September 1637 in die Hand des seit 1635 in französischem Sold stehenden Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar (1604–1639).

Jüdische Einwohner der Stadt, die sich *in Zeith französischer Inhabung eingeschlichen* und unter den Schutz der neuen Machthaber gestellt haben, treten im Schriftwechsel der bischöflichen Amtleute mit den *wohlverordneten Herren Cammer Directoren vnd Rätthen* des Hochstifts Straßburg erst nach dem Krieg in Erscheinung.²⁷

Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich (1614–1662), Kaiser Ferdinands III.

jüngerer Bruder, war der letzte habsburgische Bischof von Straßburg. Wenige Wochen nach dem Abzug der französischen Besatzungstruppen macht er das althergebrachte Judenschutzrecht des Hochstifts geltend und lässt *den zu Marckholtzh. sich auffhaltenden Juden* am 9. Dezember 1649 *ahnbefehlen, das Vorsatzgelt nachfolgender gestalten, dem Schultheißen alda ohn einigen Verzug zuerlegen*²⁸

Namblich, Matheiß der Judt _____	. 3 goltg:
Seyus der ander. _____	. 2 goltg:
Isac der dritte. _____	. 2 goltg:
Hürtzel der vierte. _____	. 1 goltg:
Aron der fünffte. _____	. 1 goltg:
So dann des Matheißten Juden	
Schwager welcher von Schlettstat	
hergezogen. _____	. 3 goltg:

Eine erhalten gebliebene Abschrift des an den Freiherrn Johann Friedrich von Bissingen, Pfandinhaber der Herrschaft Schramberg und Amtmann zu Marckolsheim, gerichteten Schreibens der bischöflichen Kommissare in Straßburg vom 14. Oktober 1650 wird auf der Rückseite des Schriftstücks als *Copia Bevelchs, daß die Juden Nicht zue Marckholtzheim, Sondern Alldaselbsten wo Sie zue Fridens-*

zeiten (: daß Ist zue Mackhenheim :) Ihre Juden Behausungen gehapt, wohnen sollen. bezeichnet und beinhaltet die auf die Unterbindung des weiteren Zuzugs landfremder Juden hinauslaufende Verfügung, daß nuhr Allein die Jenige, so vor Alters in deß Hochstüffts schutz auffgenommen gewessen, ahn orth vndt Enden, wo sie gewohnt haben, widerumb sambt Ihren Kinderen Eingelasßen, vndt Biß auff weithere verordnung geduldet werden sollen.²⁹ Der Wiederansiedlung der bischöflichen Schutzjuden in Mackenheim stand demnach nichts mehr im Wege.

Erst unter den veränderten politischen Bedingungen, die mit der Wahl des Grafen Franz Egon von Fürstenberg (1625–1682) zum Nachfolger des 1662 in Wien verstorbenen Bischofs Leopold Wilhelm von Österreich und der 1680 vom Conseil souverain d'Alsace verfügten „Réunion“ der linksrheinischen Territorien des Hochstifts Straßburg mit Frankreich eintraten, entstand auch in Marckolsheim eine kleine jüdische Gemeinde, die am Ende des Ancien Régime nicht mehr als fünfzig Seelen zählte.³⁰

Anmerkungen

- 1 Archives départementales du Bas-Rhin (ADBR) Strasbourg: 1 G 198 N° 10 (Zabern 28.2.1578).
- 2 August Stöber: Zur Geschichte der Judenverfolgungen im Elsaß. Alsatia; Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte und Sprache (1858–1861); XII (*Nach einer handschriftlichen Geschichte von Schlettstadt*), 331.
Siegmund Saalfeld: Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches. Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland, Band 3 (Berlin 1898), 253 (... , *Kestenholz, Schlettstadt, Markolsheim, ...*).
- 3 ADBR Strasbourg: 1 G 198 N° 11 (Zabern 17.3.1578).
- 4 ADBR Strasbourg: 1 G 7 N° 2a (Zabern 17.9.1579).
- 5 Auguste Scherlen: Geschichte der Stadt Turckheim (Colmar 1925), 55.
Mardochée dit Gottlieb de Haguenau succéda à Lazare de Surbourg (décédé entre 1567 et 1571) comme préposé des Juifs du Grand Bailliage de Haguenau.
- 6 Unter „Wucher“ verstand man noch im 16. Jahrhundert weithin jede Art von reinem Geldgeschäft, bei dem aus dem bloßen Einsatz von Kapital Gewinn gezogen wurde. Horst Rabe: Reichsbund und Interim – Die Verfassungs- und Religionspolitik Karls V. und der Reichstag von Augsburg 1547/1548 (Köln 1971), 325.
- 7 Der in den Satzbriefen von 1538, 1547, 1557 und 1567 zugesagte Schutz galt jeweils für die Dauer von zehn Jahren.
- 8 Archives municipales de la ville de Turckheim: AA 19bis Judensachen (1513–1573 und 1682–1744), Mandat Maximilians II. an die Stadt Türckheim (Speyer 23.10.1570).
- 9 Ibid., Schreiben der oberösterreichischen Regierung an die Stadt Türckheim (Innsbruck 12.5.1570).
- 10 ADBR Strasbourg: 1 G 198 N° 10 et N° 11, 1 G 7 N° 2 (Gottlieb); 1 G 7 N° 2, 1 G 198 N° 20 (Jöslin); 1 G 7 N° 2 (Isaac der Junge, Salomon); 1 G 7 N° 2 et N° 5 (Haym[ann]); 1 G 198 N° 27 (Isaac und Abraham); 1 G 198 N° 30 et N° 31 (Abraham); 1 G 198 N° 29 et N° 30 (Götzel).
- 11 DER EDEL VND VEST MELCHIOR MARSCHALCK VON ZIMMEREN ist als der Letzte seines Stammes am 11.2.1584 gestorben. Das Epitaph für ihn und seine am 22.2.1573 verstorbene FRAW VRSVLA MARSCHELCKIN VON ZIMMEREN GEBORNE VON FALCKENSTEIN befindet sich an der nördlichen Innenwand der Mackenheimer Friedhofskapelle.
- 12 ADBR Strasbourg: 1 G 198 N° 27 (Zabern 4.8.1580).
- 13 Ibid., N° 30a (Schloss Dachstein 8.10.1580).
- 14 Wie Anm. 4.

- 15 ADBR Strasbourg: 1 G 7 N° 5a Empfehlungsschreiben des Amtmanns zu Marckolsheim, Jacob Hüffel, *Häyim Juden zu Artzenheim* betreffend (Marckolsheim 20.7.1583).
- 16 Ibid., N° 5b Antwortschreiben des Bischofs (Zabern 23.7.1583).
- 17 *DÉNOMBREMENT GÉNÉRAL DES JUIFS, Qui sont tolérés en la Province d'Alsace, en exécution des Lettres-Patentes de Sa Majesté, en forme de Règlement, du 10 Juillet 1784* (Colmar 1785), 1 (Artz[en]heim 21.12.1784).
- 18 ADBR Strasbourg: G 491 Judenordnung (Zabern 22.5.1613).
Zum Inhalt der Quelle s. Elie Scheid: *Histoire des Juifs d'Alsace* (Paris 1887), 121–124.
- 19 ADBR Strasbourg: 1 G 151 N° 11 (1re ou 2e décennie du XVIIe siècle).
- 20 Lippmann Reichshofen war der Schwiegersohn des 1598 geborenen Ascher Levi Olesheim, dessen Memoiren Moïse Ginsburger (1865–1949) vom Hebräischen ins Deutsche übersetzt hat. Die Memoiren des Ascher Levy aus Reichshofen im Elsaß (1598–1635), herausgegeben von Moïse Ginsburger (Berlin 1913), 16.
- 21 Archives municipales de la ville de Colmar: AA 174 / 13 (Marckolsheim 19.4.1621).
- 22 Joseph Lüdaescher: *Geschichte des Dorfes Mackenheim* (Straßburg 1922), 15.
- 23 ADBR Strasbourg: 1 G 7 N° 44d.
- 24 Michel Knittel: *Marckolsheim Fragments d'Histoire* (Riquewihir 1994), 146.
- 25 ADBR Strasbourg: 1 G 7 N° 59a.
- 26 Wie Anm. 24.
- 27 ADBR Strasbourg: 1 G 7 N° 66 (Straßburg 9.12.1649) et N° 77 (Straßburg 14.10.1650), 1 G 8 N° 3 (Marckolsheim 10.9.1651) et N° 12 (Zabern 9.9.1652).
- 28 ADBR Strasbourg: 1 G 7 N° 66.
- 29 Ibid., N° 77.
- 30 Um 1780 wohnten in Mackenheim 18 jüdische Familien, in Marckolsheim dagegen nur sieben (ADBR Strasbourg: C 336). Erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts überstieg die Zahl der in Marckolsheim ansässigen Juden die ihrer Mackenheimer Glaubensgenossen.
Die Abbildung auf Seite 223 zeigt das Frontispiz der Bücher „Daniel und Esra“ aus einer mehrbändigen Bibelausgabe (Genf 1617) vom Dachboden der Mackenheimer Synagoge.

Kaddisch für den Offenburger Viehhändler Ludwig Greilsheimer (1879–1942)

Martin Ruch

Vor nunmehr 70 Jahren, am 22. Oktober 1940, fand die Deportation der badisch-pfälzischen Juden nach Gurs in Südwestfrankreich statt. Unter den 6500 Deportierten war auch Ludwig Greilsheimer aus Offenburg mit seiner Tochter Susi. Das Mädchen überlebte, der Vater starb in Auschwitz. Erinnern wir an sie:

Ludwig Greilsheimer wurde am 4. August 1879 in Friesenheim geboren, wo die Familie Greilsheimer seit Generationen die weit aus personenreichste jüdische Familie war. Erste Mitglieder sind bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts nachzuweisen. Im Zeitraum von 150 Jahren sind 69 weibliche und männliche Familienangehörige genannt und das Gräberverzeichnis des jüdischen Verbandsfriedhofes Schmieheim zählt 27 Personen mit diesem Namen auf, die hier zwischen 1813 und 1935 bestattet wurden.¹ Die Familienlinie wird auf den Viehhändler Raphael Greilsheimer zurückzuführen sein, der 1797 als „Schutzjud“ in Friesenheim genannt ist.

Uwe Schellinger hat 2005 ein Foto vorgestellt, das 1928, wohl zur Feier des 85. Geburtstages des Patriarchen Marx Greilsheimer (1843–1933), aufgenommen wurde und das die Familie des Jubilars zeigt.² Auch Ludwig Greilsheimer, seine Frau Klothilde (1892–1940) und die 1926 geborene Tochter Susi sind auf dem Familienbild (**Abb. 1**) zu sehen.

Ludwig Greilsheimer ließ sich in Offenburg als Viehhändler nieder und betrieb im Anwesen in der Gymnasiumstraße 1/Ecke Gerberstraße (**Abb. 2**) sein Unternehmen. Im Hinterhof des Hauses waren die Stallungen. Ein großer Sandsteintrog diente im Hof als Viehtränke. Mit der zunehmenden Verdrängung der Juden aus dem Wirtschaftsleben, mit Verbot und Boykott ging nach 1933 der Viehhandel vollständig zurück, und Greilsheimer gab sein Geschäft auf. Um die ideal in der Offenburger Innenstadt gelegenen Wirtschafts- und Wohnräume Greilsheimers bewarb sich 1938 der „arische“ Pferdehändler Oswin B. bei der Behörde: „Ich betreibe hier in Offenburg eine Pferdehandlung. Meine jetzige Wohnung ist vom Stall getrennt, was sehr unangenehm ist. Die jetzige Stallung ist sehr ungünstig und auch sehr klein. Bitte ich hiermit den Viehwirtschaftsverband ergebnst um die Genehmigung, die Wohnung und den Stall des ehemaligen jüdischen Viehhändlers Greilsheimer in Offenburg, Gerberstraße, pachten



Abb. 1: Familienbild Greilsheimer, Friesenheim, ca. 1928. Sitzend v.l.: Clothilde und Ludwig Greilsheimer, Kind 2.v.re Susi Greilsheimer. Quelle: Nachlass Grelet, Stadtarchiv Offenburg



Abb. 2: Haus Gymnasiumstr. 1/ Ecke Gerberstraße, Offenburg. Zustand 2010. Foto Ruch

zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, dass ich mit dem Inhaber keinerlei Verbindungen irgendwelcher Art aufnehmen werde, ich gehe sogar soweit, dem jüdischen Inhaber zu erklären, dass er meine Wohn- und Geschäftsräume niemals betreten darf.“³

Tatsächlich erhielt der Pferdehändler die erbetene Genehmigung. Er verzichtete aber mit Schreiben vom 21. Oktober 1938 auf die Nutzung der Immobilie mit der Bemerkung: „Von der Stallung und Wohnung Greilsheimer habe ich Abstand genommen, da derselbe im Grundstück wohnen bleibt.“

Ludwig Greilsheimer wurde während des Novemberpogroms 1938 nach Dachau deportiert. Während des Pogroms verbarrikadierten sich die Mutter Clothilde und Tochter Susi im Haus. Die jüdischen Männer der Stadt wurden derweil vom Gefängnis aus,

eskortiert von SS, Pöbel und Gaffern, zum Bahnhof geleitet, von wo sie die Waggons nach Dachau brachten. Susi Grelet, geb. Greilsheimer, berichtete: „Wir haben das Licht ausgemacht und geschaut, wie sie vom Gefängnis über die Hauptstraße gegangen sind. Und da haben sie das Feuer gemacht mit den Gebetbüchern



Abb. 3: Kennkarten-
bilder, 1938, Clothilde,
Ludwig, Susi Greils-
heimer. Quelle: Staats-
archiv Freiburg

und wir haben es von zu Hause aus gesehen. Wir haben die Flammen gesehen, aber wir haben nicht gewußt, was es ist. Die Mutter hat gesagt, wir machen alles aus, wie wenn wir nicht da sind. Kein Licht.“⁴

Nach mehreren Wochen wurde Ludwig Greilsheimer aus Dachau entlassen. „Vater ist erst zwei Tage vor Weihnachten wieder gekommen und er mußte schwören, dass sie nichts sagen. Wie er heimkam, war er in schlechtem Zustand. Ich denke, er ist nicht geschlagen worden, aber moralisch war er kaputt.“⁵

Inzwischen hatten die deutschen Juden gesonderte „Kennkarten“ erhalten,⁶ die mit einem Lichtbild versehen sein mussten und die deutlich sichtbar den Stempel „J“ trugen. Viele Passbilder der Offenburger Juden sind im Archiv erhalten geblieben, darunter auch die Bilder der Eltern und der Tochter Greilsheimer (Abb. 3).

Im September 1940 starb die Mutter Clothilde Greilsheimer (geb. Wertheimer, 21.11.1892–4.9.1940) in Freiburg an einer schweren Krankheit. Auf dem jüdischen Friedhof der Stadt wurde sie bestattet.⁷ Am 22. Oktober 1940 wurde Vater Greilsheimer mit der Tochter Susi in das südfranzösische Lager Gurs transportiert. Während dieser Fahrt, am 24.10., wurde Susi Greilsheimer 14 Jahre alt, ihr Vater schenkte ihr zu diesem Anlass ein blaues Halstuch, das die Tochter sorgsam über die Zeit hinweg rettete.⁸

Von Gurs wurden Vater und Tochter am 11. März 1941 in das „Familienlager“ Rivesaltes bei Perpignan am Mit-

Abb. 4:
Briefumschlag





Abb. 5: Aktenordner
Korrespondenz Neu.
Quelle: Stadtarchiv
Offenburg

telmeer gebracht. Im April 1942 konnte Susi Greilsheimer dieses Lager verlassen, konnte zu Verwandten ziehen und hier überleben, während der Vater zunächst nach Drancy, dann mit Transport 19 am 14. Oktober 1942 von dort nach Auschwitz geschickt wurde.⁹

Zusammen mit Ludwig und Susi Greilsheimer waren viele weitere Offenburger und Ortenauer Juden deportiert worden, darunter auch der Vorsteher der jüdischen Gemeinde Offenburg Emil Neu (1874–1944) und seine Frau Clementine (1886–1976). Schon bald gelang es deren Sohn Dr. Erwin Neu, der bereits seit 1933 als Emigrant in Paris eine Zahnarztpraxis aufgebaut hatte, die Eltern am 8.12.1940 aus dem Lager zu „liberieren“ und privat in der Provinzstadt Pau bei Gurs unterzubringen, bis sie schließlich – nach einem erneuten Zwangsaufenthalt in Gurs – in die

Schweiz flüchten konnten (Abb. 4). Hier starb Emil Neu 1944 und wurde auf dem jüdischen Friedhof Kreuzlingen begraben.

Von Pau aus führte Emil Neu eine umfangreiche Korrespondenz mit Verwandten und den Mitgliedern seiner Gemeinde. Emil Neus eigene Briefe sind zwar nicht erhalten, dafür jedoch ein dicker Aktenordner mit weit über 200 Briefen und Karten der Deportierten. (Abb. 5).¹⁰

Auch Ludwig Greilsheimer hat sich in Briefen an seinen „Parness“, den Gemeindevorsteher, gewandt (Abb. 6). Der Alltag im Lager, die Hoffnung und die Angst der Inhaftierten kommen darin zum Ausdruck, aber auch die freundschaftliche Verbundenheit mit der Familie Neu. Es sind die letzten Lebenszeichen eines herzlichen, geradlinigen, um seine Angehörigen besorgten Mannes. Und es sind wichtige Dokumente zur persönlichen Geschichte der Offenburger und Ortenauer Juden, von denen so viele dem Massenmord zum Opfer fielen.

Die Korrespondenz beginnt ein Vierteljahr nach dem Deportationsgeschehen vom Oktober 1940.

Briefe an den Freund und Parness

Camp de Gurs
24.1.41

Lieber Herr u. L. Frau Neu !
Entschuldigen Sie bitte, wenn ich erst heute einige Zeilen an Sie richte, aber die Zusammenkunft mit I. Susi ist nicht so leicht und ich wollte haben, dass sie persönlich auch einige Dankesworte beifügt. Vor allem danke Ihnen I. Frau Neu für die mütterliche Betreuung,

Ilot F Baraque 15,
Centre
d'Herbergement
Rivesaltes.

Rivesaltes
20.3.1941

Lieber Herr u. I. Frau Neu!

Ihren I. Brief v. 12.2. habe s.Zt. erhalten, auch habe Ihre Zeilen v. Siegfried Maier¹¹ gelesen, freue mich sehr, dass Sie noch Interesse an uns und uns nicht vergessen haben. Hoffentlich geht es Ihnen gesundheitlich ordentlich, was von I. Susi und mir G.s.D. so weit auch sagen kann. Sind, wie Sie schreiben, Ihre Angehörigen abgereist und Sie mit Ihrer I. Frau dorten noch allein? Sie seien an der Bahn gewesen beim Durchfahren des zweiten Transportes, wir fuhren mit dem ersten am 10.3. Mein Nachbar Kassewitz¹² und Frau sind auch bei Pau, vielleicht haben Sie solche schon getroffen. Wenn ich Sie auch mit Arbeit gern verschonen möchte, trete doch mit einer Bitte an Sie heran, die Sie vielleicht eher erfüllen können, da Sie mit den betr. Stellen nähere Fühlung haben, und persönlich jedenfalls eher etwas ausrichten, als ich auf schriftlichem Weg. Ich glaube, I. Susi und ich sind mit die (*Zensurbalken eine Zeile. M.R.*) in Frankreich ist nicht in der Lage und meine Brüder¹³ in USA ebenfalls in kläglichen Verhältnissen, ein Bruder hat mir versprochen, die Bürgerschaft für uns zu erneuern u. dann ist es mir in Gottes Namen nicht gegeben, derartige Bettelbriefe zu fabrizieren. Lieber Herr Neu, versuchen Sie beim Comitée oder beim Rabbiner Ihr Glück, dass wir vielleicht Lebensmittelpakete bekommen, denn die I. Susi ist so im Wachsen, dass ihr gern zusetzen möchte, was Sie begreifen werden, ich unterlasse, finanziell unsere Lage zu schildern. Sie wissen ja selbst Bescheid. Sollte dies gar nicht möglich sein, wäre auch für Geldsendung dankbar. Lieber Herr Neu, die Verhältnisse haben sich geändert, ich würde Sie nicht darum angehen, wenn es nicht nötig wäre, u. hoffe, dass Sie den Weg finden, dass uns für die Not geholfen wird. Der I. Gtt. wird es Ihnen u. Ihrer I. Familie lohnen. Meine Schwestern und Schwäger sind auch hier. Sonst wüsste für heute nichts neues. Entschuldigen Sie bitte vielmals mein Anliegen, haben Sie für Ihre Mühe im Voraus innigen Dank, u. seien Sie von uns allen mit Ihrer I. Frau herzlich begrüßt von Ihrem Ludwig Greilsheimer.

Ludwig Greilsheimer
Ilot B Baraque 43
Rivesaltes
24.4.41

Liebe Freunde!

So sehr Sie der Inhalt meines Briefes bedrückte, umso größer war die Empfindung bei uns beim Lesen Ihrer I. Zeilen v.8., die wir mit Tränenfreuden in den Augen in uns aufnahmen, denn Ihre Liebe und Güte zu uns heute überwiegen alles, was wir nur in kleinem Masse früher nichts als unsere selbstverständliche Pflicht erachtend jedem unserer Mitmenschen tun konnten, und bin ich fest davon überzeugt, dass, falls es in Ihrer Macht läge, Sie beide Allen helfen würden. Ihre Sorgen um uns gehen aber zu weit, wenn Sie I. Frau Neu Ihre eigenen Leute noch für uns heranziehen u. bin ich für die Zuwendung der mir gestern von der Post avisierten Fr. 200 besonders herzlich dankbar. Dies verdanken wir nur unserer I. guten u. unvergesslichen sel. Mutter! Soviel ich noch weiß, ist der Herr J. Picard,

der Ihre (*Clementine Neu, geb. Wolf, von Wangen am Bodensee, M.R.*) Schwester zur Frau hat, der Bruder der sel. Tante Bertha von Konstanz, der mit meinem sel. Bruder Hugo¹⁴ einmal bei Prof. L. in der chirurgischen Klinik in Freiburg gelegen hat. Die Leute waren und sind jedenfalls heute noch in guten Verhältnissen, doch hat jetzt jeder für seine eigene Familie zu sorgen. Deshalb schätze die Gabe für I. Susi, wenn sie auch in unserer bedrängten Lage äußerst nötig, in anerkennenswerter Weise aufrichtig deshalb und von ganzem Herzen, ich werde nach Auszahlung nächste Woche innert 8–10 Tag Familie Picard direkt schreiben.

Sehr recht ist es mir, wenn Ihre Leute in Kreuzlingen auf Ihre Hinweisung, I. Frau Neu, es fertig bringen, dass die I. übrigen Verwandten unserer guten sel. Mutter, Babette oder Hannchen, mit denen ich nicht correspondiere oder vielleicht anfänglich unserer Internierung einmal abschlägig behandelt wurde, etwas für uns tun werden und dies vielleicht von Zeit zu Zeit, da wie ich glaube, solche hierzu in der Lage sind, besonders wenn sie nur ein klein wenig Verständnis für unser Schicksal aufbringen wollten. Unser Leben zu schildern unterlasse prinzipiell, aber es fordert unbedingt Zusatz (*zusätzliche Nahrung zur Lagerkost., M.R.*), um sich weiter erhalten zu können u. sollte ich für I. Susi, die unberufen im Wachsen ist, immer etwas haben.

Die Feiertage verbrachten außer dem G'ttesdienst begreiflicher Weise nur in stillem Gedenken ganz primitiv u. darf man dabei nicht zurückdenken. Bei unserer Durchfahrt hätte Sie gerne gesehen und gesprochen, doch dachte mir gleich, dass Sie an Ihrem Nichterscheinen nicht schuld sind.

Lassen Sie sich doch, I. Frau Neu, den Abschied Ihrer Mutter u. Schwester nicht schwer fallen, sondern sind Sie froh, dass sie wieder in geregelte häusliche Ordnung bei eigenen Leuten kommen. Ist Ihr I. Herr Schwiegervater I. Herr Neu noch bei Ihnen? Richten Sie ihm bitte viele Grüße von uns aus. Suchen Sie eine kleine Wohnung, nachdem Ihre Leute weggehen oder verändern Sie sich sonst, weil Sie schreiben, Sie hätten diesbezgl. viele Laufereien.

L. Herr Neu, ich habe bis jetzt keine Verbindung mit Comitées oder Rabbiner, die für die Emigranten sorgen, trotzdem wie ich sehe, viele besser Gestellten alles benützen, regelmäßiger Sendungen zu erhalten und hoffte, dass Sie in dieser Richtung an geeigneten Stellen durch Ihren Einsatz veranlassen könnten, uns auch von Zeit zu Zeit etwas zukommen zu lassen, denn Sie haben früher in Ihrer Amtstätigkeit viel fertig gebracht auf diesem Gebiet, und wird Ihnen, wenn Sie den Faden haben, auch heute gelingen, wünsche unter innigem Dank im Voraus viel Glück dazu. Nun genug von diesem.

Was meine Leute anlangt, so haben meine Schwägerin u. Schwager in Colmar an I. Susi Kleidung u. auch an mir Vieles getan, sie haben aber selbst nichts übrig, denn mein Schwager sollte wieder

in ein Camp zur Travaille, und musste um davon befreit zu werden auf staatliche gemeindliche Unterstützung verzichten, sie pflanzen ein Stück Garten u. wollen Gemüse verkaufen, um sich durchzubringen. Dann sind ihre beiden Brüder mit Frauen, der jüngere mit Kind, auch bei uns, sie tun, was sie können, sind aber nicht in der Lage für mehr, mussten auch innerhalb 30 Minuten die Heimat verlassen u. konnten nichts mitnehmen, scheinen auch vorher nicht in glänzenden Verhältnissen gewesen zu sein; trotzdem sehe, dass es an ihrem guten Willen nicht fehlte.

Die Brüder aus Amerika haben uns lt. Liste 1 Esspaket u. 2 Kleiderpakete für uns 3 Familien abgesandt schon am 26.12. und am 3.1., sind aber bis heute nicht eingetroffen. Dagegen erhielten zusammen 15 ... Geld, jeder Teil 215 Fr von den Kindern meines schon 8 Jahre leider kranken Bruders Leo Greilsheimer. Seine älteste Tochter ist verheiratet, die beiden anderen müssen die Familie versorgen, haben aber für I. Susi und mich Eraf Jontof¹⁵ Copie einer neuen Bürgerschaft geschickt, allerdings ohne Passage, ich soll mich hierwegen an Hilfsverein Frankfurt/M. wenden. Ich habe ihnen natürlich sofort wieder geschrieben, sie möchten beim ... in New Y. sich in Verbindung setzen, habe Herrn Dr. Schleicher u. den Tochtermann Epstein meines ältesten Schwagers hierfür beauftragt, die auch bei ihnen waren, diesbezüglich darauf hinzuwirken. Dass Sie schreiben, wäre schade um das Porto; auch habe um Luftpostpaketchen über Lisabon gebeten, was auch nötig ist, denn für Passage zu stellen, sind sie nicht in der Lage. Der andere Bruder habe sich gänzlich ruiniert durch Spekulation. Vielleicht kann Erich (*der bereits in USA lebende jüngste Sohn der Familie Neu*) einmal Besuch machen, das wäre der geeignetste u. billigste Weg, meine Leute zu veranlassen, sich richtig einzusetzen.

Nun zum Schluss vielen, vielen herzinnigen Dank, der Himmel möge es Ihnen Beiden lohnen. Herzl. Gruss Ludwig Greilsheimer.

Schreiben Sie bitte genau meine Adresse, da mein gleichnamiger Vetter¹⁶ auch hier ist im selben Ilot, vielleicht ‚aus Offenburg‘ dazu bemerkt.

Ludwig Greilsheimer
Ilot B Baraque 43
Rivesaltes
26.5.41

Liebe Freunde!

Schätze Sie im Besitze meines Briefes v. 24.4., hoffe Sie wohlauf, auch wir wollen gesundheitlich nicht klagen, wenn man auch manches mit in Kauf nehmen muß. L. Susi hatte ein geschwollenes Gesicht, herrührend von einer vereiterten Zahnfistel, welche hier 4 Wochen behandelt wurde ohne Erfolg, und wurde dann zur Weiterbehandlung nach Perpignan ins Hospital St. Louis verwiesen, wo sie nun morgen schon drei Wochen weilt. Ich habe sie vorigen Mittwoch besucht und konnte nach ihrem letzten Brief der Zahn am Freitag gezogen werden. Es soll nun noch verschiedenes, Röntgenplatte etc. gemacht werden, wenn das Comitée sich dazu verständigt, was ich

zwar glaube, u. weiß ich deshalb noch nicht, wann sie retournieren darf; es ist mir schwer, sie so lang zu vermissen, doch ist es mir andererseits wieder recht, wenn die Zähne dort richtig in Ordnung gebracht werden können. Meine älteste Schwester von Sulzburg¹⁷ leidet an Gicht an den Fingern und muß morgen auch nach Perpignan ins gleiche Haus, was uns allen sehr unlieb ist, denn sie betreut die Freiburger Schwester Frau Haas¹⁸, welche letztere ... ist infolge Mangel an Diät und Zusatz mit den richtigen Mitteln voll und ganz, und werden wir 3 Männer so über die Feiertage ohne Sorgerin sein, hoffentlich muß sie nicht zu lange bleiben. An Kassewitz habe ich auf Ihre Adresse hin um einen Laib Brot für I. Susi geschrieben, aber leider abschlägige Antwort erhalten. Ich verstehe ihre Lage. Sie, lieber Herr Neu, stellten mir auch für nach Pessach 2 Pakete in Aussicht. Ich bin fest überzeugt, dass es Ihnen so arg ist wie mir, dass solche bis jetzt leider nicht eintrafen. Doch darf ich Sie vielleicht hiermit freundlich bitten, nochmals danach zu sehen, da der Hunger leider immer größer wird. Ich habe unser I. Susi von meinem wenigen von hier aus schon 3 Packetchen geschickt, da sie auch nichts übriges hat, und ist alles, wenn man nebenher etwas beschaffen kann, trotzdem es nichts Richtiges ist, horrend teuer. Deshalb wäre für Zuwendung in etwas Lebensmittel mehr wie dankbar, und dürfen Sie mir, lieber Herr Neu, nicht zürnen, wenn ich mich nochmals an Sie wende, vielleicht doch zu ermöglichen, dass wir damit von einem Ihrer Bekannten oder sonstigen Ihnen vertrauten Stellen beglückt werden. Sie könnten uns keinen größeren Gefallen erweisen, und keine größere Freude bereiten, zudem dass die Pfingstfeiertage schon vor der Tür stehen. Ich darf an dieses Fest nicht denken, so lange wir beisammen waren und ist es diese Woche schon 9 Monate, dass unsere I. Unvergessliche (*Klothilde Greilsheimer*) nicht mehr bei uns weilt.

Ihre I. Mutter (*Nanette Wolf, 89 Jahre, konnte ebenfalls privat untergebracht werden, M.R.*), I. Frau Neu, wird inzwischen abgereist sein, sind Sie andererseits froh, sie wieder in ruhigeren geordneten Bahnen zu wissen.

Für Ihre freundliche Mühewaltung im Voraus herzlichst dankend, grüßt Sie beide, auch Ihre I. Kinder, allen gut Jontof¹⁹ und nur das Beste für die Zukunft wünschend, auch im Namen I. Susi, in alter Freundschaft Ihr Ludwig Greilsheimer Ilot B Baraque 43

Falls der Großvater (*Heinrich Rosenbaum, 87 Jahre, Vater der ersten, 1919 verstorbenen Frau von Emil Neu, Anna Rosenbaum, M.R.*) noch bei Ihnen, bitte ebenfalls beste Grüße von mir an ihn zu bestellen.

Liebe Freunde!

Bestätigen den Empfang Ihrer I. Karte v. 28.5. sowie Briefes v. 12.8., 6.6. sowie Ihres Paketes v. 12.6., am 24.6. erhalten, mit vielem herzinnigen Dank. Das letztere, liebe Frau N., war mit soviel Liebe u. Güte ausgefüllt – ich verstehe dessen Beschaffung u. Mühe der Aus-

Ludwig Greilsheimer
Ilot B Baraque 43
Rivesaltes 26.6.41

führung, dass mich Ihre Fürsorge zu uns ganz tief bewegt. Nur bitte ich Sie, bei dieser heißen, schwülen Witterung keine verderblichen Sachen zu verschicken, es wäre schade dafür. L. Susi ist noch in Perpignan, kann nicht sagen, wann sie kommt, muss sie sehr vermissen bei diesen langen Tagen, auch die Freiburger Schwester Frau Haas ist ... schon einige Tage. Von der avisierten Liebesgaben-Sendung v. Kreuzlingen bekam freudig u. bestens dankend Kenntnis, u. kann ich Sie versichern, dass dies gut angelegt ist, denn ich habe schon drei Wochen kein Geld mehr, nicht einmal für Porto, und könnte immer etwas gebrauchen für I. Susi u. für meine Freiburger Schwester, die auch nichts haben u. noch Zusatz für Diät haben sollte, wenn ihr etwas abtreten könnte. L. Herr und I. Frau Neu, ich sehe und verstehe Ihr Bemühen um uns, bitte Sie aber dringend, aus Ihrer Tasche nichts für uns zu tun, denn Sie sind ja selbst auf fremde Hilfe angewiesen, nur wenn Sie Gelegenheit haben bei Comités oder sonstigen Stellen einzuwirken, dass wir etwas bekommen, wären Ihnen besonders dankbar, denn wir können es unverhohlen gut gebrauchen. Die Kreuzlinger sind zu nett zu uns! Ist Ihre I. Mutter u. Schwester bei Ihnen? Von Zürich etc. habe noch nichts erhalten und weiß ich offengestanden gar nicht, um wen oder was es sich dabei dreht, sind das Ihre Verwandten oder Bekannte, oder Verwandte meiner lieben sel. Frau. Heute sind es nun schon 10 Monate seit ihrem Todestag (*Zensurbalken zwei Zeilen*)

Von Ihrer Vorladung n. Mars. (*wohl Vorladung auf das amerikanische Konsulat in Marseille, M.R.*) hatte soviel Freude, als wenn es für mich wäre u. gönne Ihnen von Herzen, wenn Sie es noch schaffen, das wäre viel wert. Zur Avancierung des I. Erich meine herzliche Gratulation, meine I. Verblichene sagte bei jeder Begegnung mit ihm, was das für ein patenter Bursche sei; wie schön ist dieser Gedanke für Sie beide, bei eigenen Leuten w. G. sich noch nützlich machen zu können. Wegen Passage habe mich nach ... gewandt. Die Adresse meines Bruders in New York füge bei. Die Sache mit Adolf Kahn²⁰ hat sich mit gleicher Post Ihres letzten Briefes an ihn direkt geklärt. Von einem Comité habe bis jetzt I. Herr Neu nichts gehört, auch von keinem, seit interniert sind, etwas empfangen u. wird hier scheint auch einseitig verfahren, denn es bekommen Viele die es tatsächlich nicht so nötig haben. An die Offenburger habe Ihre Grüße bestellt u. lassen sie solche bestens erwidern.

Haben Sie nochmals I. Freunde I. Susis sowie meinen heißen Dank für Ihre Liebe zu uns u. seien Sie für heute auch von m. I. Geschwistern innig begrüßt von Ihrem Ludwig Greilsheimer u. Susi.

Erfreuen Sie uns bitte wieder einmal mit Ihren I. Zeilen!

(Beigelegt Zettel:)

Leo Greilsheimer 600 West 192 Street New York City. Dessen Kinder haben uns die Bürgschaft gestellt.

(Beigelegt Brief:) Zürich 3. August 41 6. Falkenstr.

Sehr geehrte Frau Neu! Ich bestätige Ihren Brief d. 23. Juli. Gerne erinnere ich mich unserer gemeinsamen Jugend; es ist, wie Sie schreiben, es hat sich zwischenzeitlich alles geändert! Sehr geehrte Frau Neu, dass ich m. liebe sel. Tante, sowie die I. sel. Cousine nur in bester Erinnerung habe, ist selbstverständlich, die Ib. Verstorbenen waren edle gute Menschen. Sie schreiben mir, es wäre meine Pflicht, für die Familie das Äußerste zu tun mit Geld u. Päckchen, es ist Ihnen jedenfalls nicht bekannt, dass ich leider 10 Verwandte in Gurs sowie verschiedene nahe Verwandte in Frankreich habe, glauben Sie mir, ich tue mehr als meine Pflicht, und ist es mir leider unmöglich jedem Einzelnen das zu geben, was er benötigt, Herr Greilsheimer ist verschiedene Mal ohne m. Namen zu nennen beschenkt worden. Es ist Himmeltraurig, die armen braven Menschen so unglücklich zu wissen, glauben Sie mir, ich leide darunter, aber leider kann nicht für Alle die Mittel aufbringen. Empfangen Sie die besten Grüße, Ihre Babette Nussbaum.

Liebe Frau und Herr Neu!

Da mir I. Frau Neu nur Ihre Adresse verraten wurde, richte ich meine wenigen Zeilen an Sie; der Brief gilt aber für Sie Beide! Mit aufrichtiger Wehmut und tiefer Betrübniß erfuhr, dass Sie wieder dorten sind (*Emil und Clementine Neu wurden kurzfristig wieder in das Lager Gurs gebracht, konnten es nach kurzer Zeit jedoch erneut verlassen und in private Wohnung ziehen, M.R.*), was mich noch mehr befremdete, als Sie mir doch selbst schrieben, Sie seien auf Ende Juli nach Marseille bestellt und schätzte ich Sie wenigstens dorten, trotzdem sich heute in dieser Beziehung gar nichts voraussagen lässt. Gerade am heutigen ersten Jahrestag unserer I. guten sel. Unvergesslichen fühle ich mich hingezogen, mich ein Wenig mit Ihnen zu unterhalten; jeder Tag der Erinnerung lag zentnerschwer auf mir, doch habe ich Ihre bekundete innige Teilnahme nicht vergessen und werde Ihnen dafür stets dankbar bleiben. Der Fall war und ist hart u. bete ich zum I. Gtt, dass er mich dem lieben Kinde zuliebe gesund erhalten möge! L. Susi war 14 Wochen in Perpignan in Zahnbehandlung, ist schon wieder 10 Tage hier, was immerhin angenehm für beide ist; sie geht seit heute vormittags in einen Nähkurs bei einer tüchtigen Schneiderin, wo es ihr ganz gut gefällt. Ihre Lieben aus Kreuzlingen schrieben mir jüngst eine schöne Karte, dass ich das avisierte Paket in einigen Wochen später über Portugal erhalten werde. Nun kommen schon bald die hohen Feiertage, zu denen ich Ihnen heute schon meine Gratulation u. beste Wünsche für die Zukunft entbieten möchte; bleiben Sie gesund, harren Sie aus, der I. Gtt wird Ihnen u. Ihren I. braven Kindern wieder helfen u. Sie bald miteinander vereinigen. Für Ihr gezeigtes Interesse u. Bemühungen um uns ganz besonderen Dank!

Ludwig Greilsheimer
Ilot B Baraque 56
Rivesaltes
26. August 1941

Lassen Sie bitte auch wieder von sich hören u. seien Sie für heute
vielmals herzlichst begrüßt von Ihrem

Ludwig Greilsheimer

Ilot B Baraque 56

(Angefügt:)

Herzliche Gratulation und gute Feiertage, Ihre stets dankbare Susi
Greilsheimer

Ludwig Greilsheimer,
Rivesaltes 5.4.42

Meine lieben Freunde!

Obwohl Sie mir Brief schuldig wären, will mich doch wieder ein
bisschen, wenn auch nur auf diesem Weg, mit Ihnen unterhalten.
Vor allem hoffe Sie wohlauf, was jetzt von uns auch einigermaßen
berichtet kann; ich hatte mit Händen und Füßen über den Winter
viel zu tun. L.Susi ist eben auch nicht ganz auf der Höhe, soll übrige-
gens, wenn das Glück will, so sehr ich sie vermissen muß, mit dem
nächsten Transport in ein Heim in der Nähe von Toulouse kommen.
Herr Theo Kahn²¹ hat mir Ihre l. Grüße bestellt, wofür Ihnen herzlich
danke. Es würde mich interessieren, von Ihnen zu erfahren, ob Herr
Stern seine Schuld bei Ihnen bereinigte, denn er kann es machen,
wenn er nur will. Frau Schuh-Kahn wird Ihnen das Geld schicken zwi-
schen Mitte und Ende dieses Monats; sie hat mich davon überzeugt,
dass sie bis dahin von einer Überweisung, die unterwegs ist, dazu
in der Lage ist. Bin froh für Sie, dies wenigstens besorgen zu kön-
nen. Bei uns hat sich leider auch familiär manches geändert: Mein
Schwager Haas²², Freiburg, ist am 14.2. an einem Herzschlag von uns
gegangen, was für meine Schwester, die operiert in Perpignan liegt
und noch viel Besserung gebrauchen könnte, sehr hart ist. Heute
vor 14 Tagen haben wir, lb. Susi und ich, sie besucht; so gehen die
Sorgen nicht aus, und gäbe es für uns alle kein größeres Geschenk
als eine hoffentl. baldige Befreiung. Das Ableben von Herrn. Siegm.
.. und Julius Weil²³ so kurz aufeinander hat mich tief ergriffen u. bitte
Sie l. Herr Neu den Angehörigen mein aufrichtiges Beileid gefl. zu
übermitteln, da ihre Adresse nicht besitze; so wurde Offenburg auch
schon ziemlich gestreift.

Von Kreuzlingen habe in letzter Zeit auch weniger gehört, sie
haben uns schon viel getan u. ich mag nicht immer schreiben. Ihnen
für Ihre Liebe u. Güte, die dadurch erfahren durften, unser inniger
Dank! Es ist traurig, so auf fremde Menschen angewiesen zu sein,
wenn man nicht weiß, es wieder einmal gut machen zu können u.
doch ist es ein Glück, dass es noch Leute von dieser Qualität gibt,
sonst wäre es uns tatsächlich schon schlecht ergangen. Man sieht,
dass man älter wird, so wurde vor 14 Tagen in die Altersbaracke
– über 60 Jahre – versetzt, wodurch sich meine Adresse änderte,
wovon Sie in gegebenem Fall gefl. Notiz nehmen wollen.

Lassen Sie bitte auch wieder von sich hören u. seien Sie Beide für heute innig begrüßt von Ihrem
Ludwig Greilsheimer

Was schreiben Ihre I. Kinder? An alle Bekannte bitte viele Grüße!
(Angefügt:)
Herzl. Grüße von Ihrer oft an Sie denkenden dankbaren Susi.

Meine lieben Freunde !
Ihren I. Brief vom 14.5. habe dankend erhalten u. freuten mich Ihre Zeilen umso mehr, als daraus entnehmen durfte, dass es Ihnen wieder besser geht u. werden Sie unter den geschilderten Unterkunftverhältnissen u. der gewohnten aufopfernden Pflege Ihrer I. Frau, die hoffentl. alle ihr obliegenden Arbeiten weiter versehen kann, beide bald wieder völlig hergestellt sein.

Sie, I. Herr Neu, schreiben von Gewichtsabnahme; wenn ich Ihnen sage, dass ich beim letzten Wiegen vor ungefähr 8–10 Wochen 53 Ko. wog und seither jedenfalls noch mehr abgenommen habe, werden Sie begreifen, dass für mich eine Erholung auch angebracht wäre. Ich will aber mit allem zufrieden sein, wenn nur gesund bleibe, so lange hier sein müssen, und wäre es nur ein Glück, wenn wir in nicht allzu ferner Zeit befreit würden, denn der nötige Zusatz fehlt mir auch dauernd. Dass I. Susi weggekommen ist in ein Heim Centre Scout in Beaulieu (Correze) ist Ihnen bereits bekannt; trotzdem mir begreiflicherweise der Abschied sehr schwer fiel, bin über ihre Veränderung überaus froh, umso mehr als sie mit ihrer Unterkunft betr. Führung, Hausordnung etc. zufrieden schreibt u. ihre häufige Beschäftigung die beste Ablenkung für ihre viel zerstreuten Gedanken im Camp-Leben ist; auch für ihre Zukunft, um Sprach-Kenntnisse und vielleicht sonst einen Beruf zu erlernen, war es höchste Zeit u. füge ich mich gerne in die Situation, weil sie in geordneten Verhältnissen weiß und finde ich durch meine Mehrarbeit eher Zerstreuung.

Wenn Sie auch eine bescheidene Wohnung haben, wissen Sie dieses Beisammenleben doch zu schätzen u. wünsche ich Ihnen beiden Lieben, darin vollständige Genesung zu erlangen, umso eher, sofern es die Verpflegung einigermaßen gestattet.

Gestern war in Perpignan und besuchte meine Freiburger Schwester; verhältnismäßig nach einer solch schweren Operation muß man mit ihrem Zustand zufrieden sein. Könnte auch viel. etwas diesen Zusatz gebrauchen, aber der Verlust ihres Mannes hat ihre Haare gebleicht, ist weiß geworden, was bei so langer Krankheit noch dazu nicht zu verwundern ist. Vorerst muß sie dort bleiben, soll ihre Zähne auch noch gemacht bekommen.

Vielleicht hatten Sie, lieber Herr Neu, die Güte, der Frau Julius Weil für mich nachträglich zu condolieren, wofür Ihnen bestens

Ludwig Greilsheimer
Ilot J Baraque 5
Centre
d'Hebergement
Rivesaltes
Pyr. Orient.
Rivesaltes Pfingst-
montagabend
25.5.42

danke, erstens, um selbst ihr zu schreiben, wäre etwas verspätet u. dann hätte ihre Adresse auch nicht; war auch keine Kleinigkeit für sie, Mann u. Vater innerhalb 14 Tagen zu verlieren.

Dass Arthur Stern²⁴ nicht bezahlte u. bei mir so Ausflüchte benützte, ist nicht recht von ihm, denn soviel ich weiß, hätte er es längst erledigen können, wenn er gewollt hätte, denn seine Lage sei gar nicht schlecht. Soviel ich aber von Frau Cohn²⁵ vernommen habe, will diese die Sache, sobald sie das avisierte Geld ausbezahlt bekommt, Ihnen schicken; wenn ich in dieser Beziehung auch etwas leichtgläubig, bin doch der bestimmten Meinung, dass sie es Ihnen ehrlich bezahlt; habe sie schon länger nicht mehr gesehen, liegt in der Infirmerie u. Margot ist mit I. Susi gleichzeitig fortgekommen.

Daß Sie von Ihren I. Kindern stets gute Nachrichten erhalten, ist erfreulich u. haben diese doch ihren Beruf u. sichere Niederlassung nur bei der einen Sorge um das Wohl ihrer Eltern; Sie I. Freunde haben aber die Genugtuung, dass Ihre Kinder draussen sind.

Mein Wunsch war es, nicht in die Altersbaracke zu kommen, aber alle über 60 Jahre wurden dahin befohlen, unter noch älteren Menschen fühlt man sich bald auch älter und sind diese größtenteils noch kritischer als die Jüngeren, was nicht zu vermeiden ist.

Von Kreuzlingen hatte auf Jontof auch eine Karte, sind soweit gesund. Mein Begehren wäre es auch, wenn wir uns bald in der Heimat wieder treffen könnten, wolle der Allmächtige dies in Erfüllung gehen lassen, wäre für uns vielleicht dienlicher als in ein fremdes Land. Doch lässt sich darin nichts voraussehen oder sagen.

Glaube nun, das Sie Interessierende berichtet zu haben, wünsche Ihnen nebst guter Gesundheit alles Gute für die Zukunft und grüße Sie beide, hoffend, das nächste Mal nicht so lange auf Ihren I. Brief warten zu müssen, in alter Freundschaft

Ludwig Greilsheimer 5046 Ilot Baraque 5

Briefe an die Tochter

In Ergänzung dieser Korrespondenz Ludwig Greilsheimers mit der Familie Neu sollen wenige Briefe dienen, die Ludwig Greilsheimer an seine Tochter schickte. Susi Greilsheimer war von einem befreundeten Ehepaar aufgenommen worden. Ihre Adresse auf dem folgenden Brief des Vaters lautete: Mlle Susi Greilsheimer, chez Mons. Levistein, 25 rue Sardon, Chatel Guyon, Puy de Dome.

Ludwig Greilsheimer
5046
Ilot F Baraque 21
Centre
d'Hebergement
Rivesaltes 5.8.1942

Meine Lieben! Anschließend an meine gestrige Karte will Dir Ib. Susi Deinen Ib. Brief v. 31.7. dankend bestätigen; Deine Wünsche möge der Allgütige in Erfüllung gehen lassen, wäre momentan Alles wert,

wenn nur Beide gesund bleiben u. dass wir uns hoffentlich bald wiedersehen u. miteinander leben dürfen; zu Deinem erst verdienten Geld gratuliere Dir innig u. wünsche alles Gute zu Deinem Vorhaben u. für Deine Zukunft! Geld darfst Du mir vorerst nicht schicken, bis wieder darum schreibe, da eben keines gebrauche; auch bitte ich Dich am Gedenktag für unser sel. gutes Mütterlein dass du ein Licht anzündest, sonst könnte es vergessen bleiben. So gefällt es mir u. habe meine Befriedigung, daß Du etwas lernst, verdienst u. doch bei eigenen Leuten bist; wenn Du brav bleibst u. Deine Sache gut machst, bekommst Du auch bald Aufbesserung. Heute habe die übrigen .. Honigzapfen mit den verdämpften Kartoffeln gegessen – ein Genuss – nochmals vielen Dank! Die Kost ist eben so gut, daß Ihr vorerst nichts zu schicken braucht, es kostet Euch immer viel Porto, was Euch ersparen möchte. u. Ihr habt doch selbst nichts übrig, umso weniger als Ihr bei dieser Dürre fast keine Einnahmen für Eure Erzeugnisse habt. Von I. Berte erhielt eben eine Karte; liegen nebeneinander im Zimmer bei I. Berte, I. Paula hätte zu lange gewartet mit der Behandlung, sei jetzt in richtigen Händen. Der Arzt habe sie gründlich untersucht, muß ruhig lieben bleiben u. hoffen, daß es bald wieder behoben sein wird. L. Leo durfte auf der Baracke 5 bleiben, nur wir unter 65 wurden verlegt. Frau Mayer hat mir am 18.7. schon ein Päckchen avisiert, ist aber bis jetzt nicht eingetroffen, nehmen an, dass sie sich um die von mir inzwischen gewünschten Hosen u. Sohlen noch bemühen.

Für heute sonst nichts von Bedeutung, danke Euch für Eure Güte u. Liebe zu I. Susi und mir nochmals von ganzem Herzen und grüße und küsse Euch alle 3 und besonders meinen lieben Stumpen recht innig, Euer Ludwig u. Vater

Heinz, an Deine I. Eltern ebenfalls herzl. Grüße

Liebe Susi!

Anschließend an meinen gestrigen Brief will die Gelegenheit nicht versäumen, Dir einige Zeilen zukommen zu lassen, denn I. Paula geht jedenfalls morgen nach Perpignan zum Durchleuchten, beklagt sich schon 8 Tage über Schmerzen, der Dr. meint an der Galle, so ist immer etwas anderes. Sie geben mir Suppen etc; er hat auch Diareux gehabt und soll so das Gleichgewicht wiederhergestellt werden. L. Berta bekam ein Certificat ausgestellt 22.7. für August, hätte dann besser Gelegenheit – aber bis jetzt gar kein Geld.

Schicke I. Berta ein kl. Büchlein Sardinen. Seit Deinem letzten Paket habe nichts bekommen als vom hiesigen Comite 2 Päckchen. Kl. aber praktisch, das letzte diese Woche... Brotersatz, etwas grosse ..keks, ein Stückchen Kuchen und auch Zwieback, hatte eine große Freude damit. L. Selma habe heute morgen gesprochen, L. Alfons gefällt es, hat I. Berta besucht, letztere wiege unberufen 102 (pfund),

Freitag Mittag!
31.8.42²⁶

wollen es nicht beschreiben. L. Susi, am letzten Samstag wurden wieder Fische gemacht, habe nur Dich angegeben, aber Adresse im Heim in Beaulieu. Wenn es mit deiner ...beschäftigung etwas würde, müßte Deine neue Adresse nachträglich angeben, aber am Liebsten wäre mir, wenn einen passenden Arbeitsplatz als Aufenthalt für mich bekäme u. findest Du vielleicht gelegentlich etwas Passendes für mich, es wäre mir mehr wie recht wäre uns beiden leichter und ... besser geholfen.

Wenn gestern gewußt hätte, würde von Erwin nichts erwähnt haben, behalte Deinen Kopf frei für Deinen neuen Posten u. fülle Deinen Platz gut aus, dann verdienst Du auch etwas ...

Mache Dir absolut keine Sorgen um mich, ich nehme 1–2 Würfel, etwas Brot oder dergl. und 1–2 Löffel Mehl und bringe immer etwas fertig. Leute die eigene in Frankr. haben, die etwas verdienen, bekommen ihre Angehörigen wie man hört liberiert. Hat der Onkel dorten auch Bekannte, die mir etwas Geld schicken könnten? Lebe wohl, grüße mir alle Lieben und sei Du mit Benschen Schabbes vielmals innig geküsst v. Deinem Vater

(Randnotiz: Bär sagte, Hanni hätte Bohnen u. Mehl bekommen. Sei brav und recht, dann bleibst Du angesehen!)

Karte Ludwig Greilshaimer, Rivesaltes, an die Tochter Susi in Chatel Guyon/Puy de Dome, 12.8.1942:

Freitag Abends. Meine Lieben! Anschließend an mein Gestriges will Dir I.Susi den Empfang Deines Mandates²⁷ dankend bestätigen, hoffentl. wird es bald ausbezahlt. Welche Gefühle ich empfand kann Dir nicht beschreiben, glaubte immer, ich könnte lieber Dir helfen u.so kommt es öfters anders als man denkt. War diese Woche ohnedies ungemütlich: Geburtstag = 50 Jahre seit meiner Confirmation u. was hat sich in dem kurzen Leben nicht alles abgespielt. Wünsche Dir viel Glück für alle Zukunft u. bitte Dich mir öfters zu schreiben, damit auf dem Laufenden bin, das ist ja mein Alles! Da ich nicht weiß, ob ich den Gedenktag für unser sel. gutes Mütterlein halten kann, bitte Dich es zu tun und ein Licht anzuzünden. Bleibe brav und recht und sei mit dem Sabbatsegen herzlich begrüßt u. geküsst von Deinem Vater.

Viele Grüße an die Lieben dorten. Nochmals herzl. Dank.

Karte Ludwig Greilshaimer, Rivesaltes, an die Tochter Susi in Chatel Guyon/Puy de Dome, 12.8.1942:

Montag Mittag! Bevor unserer Abfahrt rufe Dir I.Sternchen²⁸ wie den Lieben andern noch ein herzliches Lebewohl zu. Gebe der I.Gtt, daß wir uns bald gesund wiedersehen dürfen. Sobald Gelegenheit habe, werde Dir meine neue Adresse angeben, aber immerhin wird es eine Zeit dauern und wollt Ihr also keine Sorge haben, habe viele Kameraden. Den schwarzen Koffer habe an Deine Adresse nach Beaulieu aufgegeben. Schreib mir bitte dann so oft Du kannst. Nochmals alles Gute in Liebe Dein Vater.

Epilog

Susi Greilsheimer, verheiratete Grelet, hat in Frankreich den Holocaust überlebt und ist dort geblieben. Gelegentliche Besuche haben sie später auch wieder nach Offenburg geführt, wo sie der Öffentlichkeit und den Schulen als Zeitzeugin wichtige Erkenntnisse vermittelte und dem Archiv Familiendokumente zur Geschichte der Verfolgung der Offenburger Juden übergeben hat. Von der Korrespondenz des Vaters mit Familie Neu erfuhr sie allerdings erst im hohen Alter. Sie schrieb aus diesem Anlass:

Lieber Herr Dr. Ruch, vielen Dank für Ihr Schreiben. Bin sehr überrascht, dass mein Vater einen Briefwechsel mit Herrn Neu führte. Es ist eine Freude, so etwas nach all den Jahren zu finden. Ich bin natürlich mit der Veröffentlichung der Briefe einverstanden. Was mich betrifft, so kann ich nicht viel Neues sagen, und die Jahre haben Gtt sei Dank vieles vergessen. Dem Buch wünsche ich alles Gute, die Tochter von Ludwig Greilsheimer ist heute auch schon 80 Jahre alt. Herzliche Grüße, Susi Grelet.

Limoges
den 3. 12. 2006

Literatur

- Klem, Ekkehard: Jüdisches Friesenheim. Erinnerungsplätze und Spuren. Ein Geschichtsprojekt. Friesenheim 2009.
- Ruch, Martin: Jüdische Stimmen. Interviews, autobiographische Zeugnisse, schriftliche Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden in der Zeit von 1933–1945. Offenburg 1995, hier zu Susi und Ludwig Greilsheimer 55–68.
- Ruch, Martin: „Nichts wie hoffen und warten ...“: Oktoberdeportation der badischen und saarpfälzischen Juden 1940. Briefe aus den südfranzösischen Lagern an den letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Offenburg, Emil Neu. Offenburg 2010. www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/7312
- Schellinger, Uwe: Familienfoto. Zur Geschichte der jüdischen Familie Greilsheimer aus Friesenheim. Bilder aus dem Ortenauer Landjudentum. In: Geroldsecker Land 47 (2005), 74–89.

Anmerkungen

- Schellinger, Uwe: Familienfoto. Zur Geschichte der jüdischen Familie Greilsheimer aus Friesenheim. Bilder aus dem Ortenauer Landjudentum. In: Geroldsecker Land 47 (2005), 75
- Stadtarchiv Offenburg Bestand 9: Grelet – Greilsheimer
- Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Offenburg 1995, 319
- Ruch, Martin: Jüdische Stimmen. Offenburg 1995, 61
- Ruch, Martin: Das Novemberpogrom 1938 und der „Synagogenprozeß“ 1948 in Offenburg. Verfolgte berichten. Täter stehen vor Gericht. Norderstedt 2008, 36
- Die Verordnung vom 22. Juli 1938 trat am 1. Oktober 1938 in Kraft.
- Grab Nr. 598, siehe Frankenstein, Ruben: Denkmal und Name – Der Gute Ort Freiburg. Dokumentation des Jüdischen Friedhofes. Freiburg 2009
- 1997 überreichte sie es der Judaica-Sammlung des Offenburger Museums.
- Quelle: Yad Vashem, Database of Shoah Victims Names: Ludwig Greilsheimer, geb. 1879, wurde mit Transport 19 from Drancy to Auschwitz on 14.8.1942 deportiert; siehe auch: Le mémorial de la déportation des Juifs de France, Serge und Beate Klarsfeld, Paris 1978

- 10 Das Briefkonvolut und weitere Zeugnisse der Familie Neu werden dem Stadtarchiv Offenburg als Nachlass Neu übergeben, die Publikation der Briefe ist erfolgt als digitale Publikation in der Universitätsbibliothek Freiburg: Ruch, Martin: „Nichts wie hoffen und warten ...“: Oktoberdeportation der badischen und saarpfälzischen Juden 1940. Briefe aus den südfranzösischen Lagern an den letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Offenburg, Emil Neu. Offenburg 2010. www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/7312
- 11 Maier, Siegfried, geb. 16.12.1896, in Offenburg, wohnhaft Grimmelshausenstr., 1940 Gurs, 1942 nach Drancy, 10.8.1942 Auschwitz
- 12 Kassewitz, Salomon (geb. 1863) und Theresia (geb. 1873), wohnhaft in Offenburg Gerberstr. 14, 1940 Gurs, 1941 über Marseille nach Montevideo
- 13 Gemeint sind Leo und Herbert Greilsheimer, s. Schellinger 2005, 80–82
- 14 Hugo Greilsheimer (1889–1935), s. Schellinger 2005, 79
- 15 Jontof, aus dem hebräischen jom-tow: Guter Tag, Feiertag, Festtag
- 16 Vetter Ludwig Greilsheimer, Friesenheim, geb. 31.10.1896, 1940 Gurs, am 4.3.1943 nach Maydanek, am 8.5.1945 für tot erklärt. Siehe Klem, 2009, 20
- 17 Paula Weil (1873–1944), s. Schellinger 2005, 81
- 18 Berta Haas, geb. Greilsheimer (1883–1943), s. Schellinger 2005, 79f.
- 19 s. Anm. 15
- 20 Adolf Kahn, Offenburg, geb. 1880, 1940 nach Gurs, März 1941 Rivesaltes, dort 28.8.1941 gestorben
- 21 Theodor Kahn, Offenburg, geb. 1888, 1940 nach Gurs, 8.5.1945 für tot erklärt
- 22 Julius Haas (1874–1942), s. Schellinger 2005, 80
- 23 Julius Weil, Offenburg, geb. 1881, 1940 nach Gurs, dort 7.5.1942 gestorben
- 24 Arthur Stern, Offenburg, geb. 1888, 1940 nach Gurs, 14.8.1942 von Drancy nach Auschwitz
- 25 Sylvia Cohn, Offenburg, geb. 1904, 1940 nach Gurs, 16.3.1941 Rivesaltes, 16.9.1942 nach Auschwitz, dort 30.9.1942 gestorben.
- 26 Dieses Datum steht zwar eindeutig auf dem Brief, es kann sich aber nur um einen Schreibfehler handeln. Denn zu diesem Zeitpunkt war Ludwig Greilsheimer schon in Auschwitz, wohin er mit Transport 19 vom 14. August 1942 von Drancy aus gekommen war.
- 27 „Das Mandat, das heißt mein erstes verdientes Geld; ich war bei einer Familie und habe die Kinder beaufsichtigt.“ – Susi Grelet 1991
- 28 „Das war ein Kosewort.“ – Susi Grelet 1991

Zum Frauenalltag in Bad Rippoldsauer kleinbäuerlichen Familien

Inzwischen schon fast vergessen ...

Heinz Nienhaus

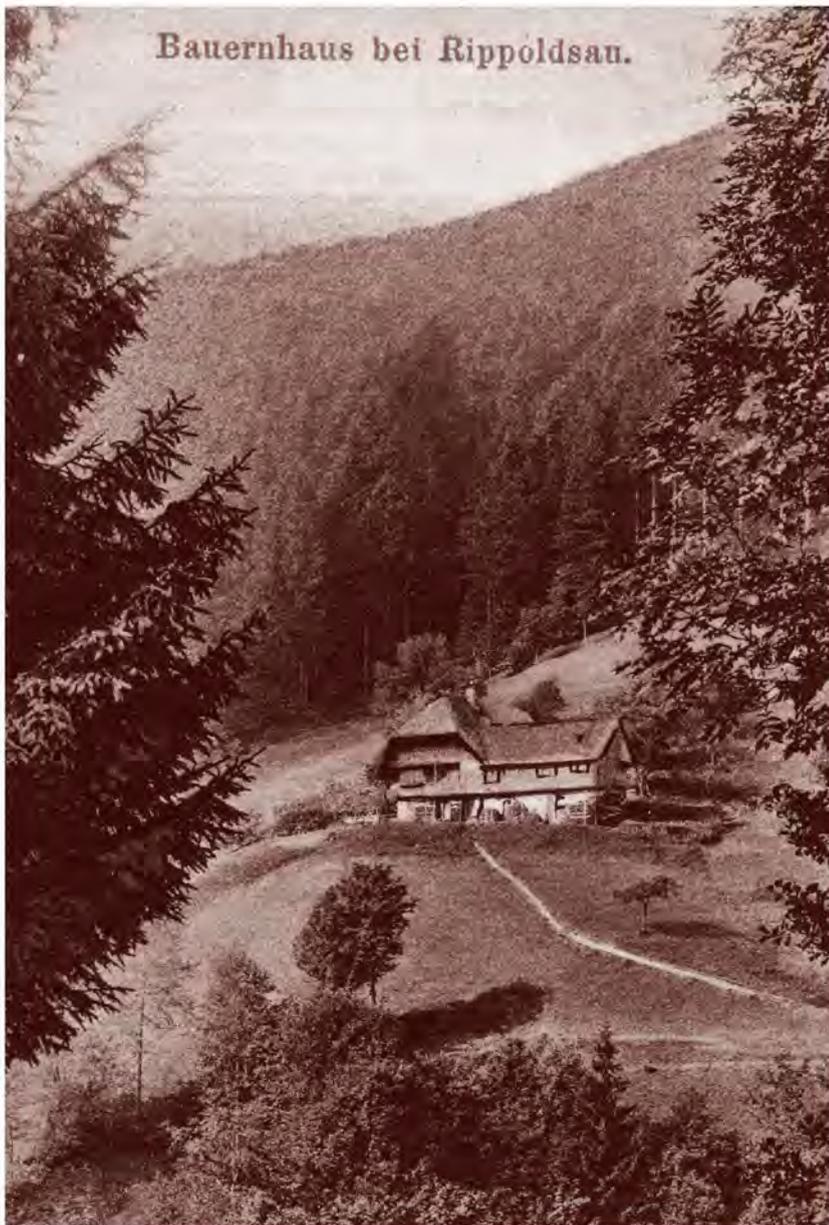
Bad Rippoldsau hat eine sehr alte, reiche und wechselvolle Geschichte. Zahlreiche Veröffentlichungen, ja ganze Bücher berichten über diesen geschichtsträchtigen und exklusiven Kurort.¹ Im 19. Jahrhundert – die Sommerkur war inzwischen zum Statussymbol geworden – entwickelte sich Rippoldsau zum Treffpunkt sowohl von Repräsentanten der alten feudalen Gesellschaft als auch des neuen Geldadels aus allen Teilen der Welt. Diejenigen, die glaubten nach Geburt, Rang und auch Geld zur „Großen Welt“ zu gehören, wollten sich amüsieren, Konversation treiben, sehen und gesehen werden (**Abb. 1**). Schon 1808 gab es Hazardspiele in Rippoldsau, obwohl die offizielle Genehmigung dazu erst 1810 erteilt wurde.² Alle repräsentativen Kurbauwerke waren durch überdachte breite Gänge miteinander verbunden, sodass die Gäste auch bei unwirtlichem Wetter sämtliche Speise-, Gesellschafts-, Billardsäle usw. problemlos erreichen konnten. Nach Meinung kritischer Beobachter waren die Heilquellen zu dieser Zeit weniger Zufluchtsorte für Kranke als Belustigungsorte für vermögende Gesunde.

Andererseits war Rippoldsau eine ländlich strukturierte Gemeinde, in der es neben sehr wenigen großen Hofbauern relativ

Abb. 1: Die elegante Badgesellschaft in der einst so berühmten vierreihigen Rippoldsauer Lindenallee; um 1900.



Abb. 2: Stellvertretend für viele ähnliche Rippoldsauer Stimmungsbilder vermittelt dieses Bild aus der Zeit um 1900 mit dem Haus am Bergle 1 pure Schwarzwalddidylle. Von der harten Arbeit, die die Bewohner – insbesondere auch die Frauen – noch vor wenigen Jahrzehnten täglich zu bewältigen hatten, ist hier nichts zu erkennen.



viele Familien gab, die ihren Lebensunterhalt als sogenannte „Selbstversorger“ bestritten. Das waren bäuerliche Kleinbetriebe, die etwa 1 bis 3 Kühe, 2 bis 3 Schweine und vielleicht noch einige Ziegen, Schafe und Hühner hielten und natürlich einen Gemüsegarten, kleine Äcker, Wiesen und Weiden bewirtschafteten. In diesen Familien wurde nur das gekauft, was materiell unbedingt erforderlich war, aber nicht selbst produziert werden konnte. Das notwendige Geld dazu verdiente in aller Regel der Hausvater, z. B. durch Arbeit in den ausgedehnten Wäldern, als Handwerker, Tagelöhner oder auch als Angestellter bei der Gemeinde, einer anderen Behörde oder im Kurbetrieb.

Gewohnt haben diese Kleinbauern in landschaftstypischen Schwarzwalddhäusern, die dem Bautyp nach den sogenannten „Kinzigtäler Häusern“³ entsprechen. Allerdings waren die ursprünglichen Häuser dieser Kleinbauern bezogen auf Volumen und Raumzahl deutlich kleiner als die Häuser der Großbauern, die

einen wesentlich größeren Grundbesitz aufzuweisen hatten. Die **Abbildung 2** mit einem typischen kleinbäuerlichen Rippoldsauer Anwesen suggeriert nicht nur pure Schwarzwalddidylle, sondern vermittelt auch einen Eindruck vom Typ noch einiger bis heute erhaltener Rippoldsauer Schwarzwalddhäuser.⁴ Im linken Teil des vermutlich im 18. Jahrhundert erbauten Hauses – das eigentliche Schwarzwalddhaus mit Walmdach – stand das Vieh im gemauerten Sockelgeschoss. Im vorderen Teil über dem Stall wohnte die Familie, dahinter, zum Berg hin, befanden sich die Ökonomieräume. Der rechte Gebäudeteil wurde in den 1830er-Jahren angebaut.⁵

Ein unbedarfter Großstädter wird in **Abbildung 2** sicher die ungestörte Einheit von menschlicher Existenz und unverfälschter ursprünglicher Natur sehen – eine heile Welt bäuerlichen Le-

bens. Entsprechend ein solches Stimmungsbild aber der echten Lebenswirklichkeit um 1900 – empfanden die Bewohner derartiger Rippoldsauer Häuser ihr Lebensumfeld tatsächlich als reine Idylle? Nach allem was überliefert ist⁶ und was die folgenden Abbildungen 3 bis 10a belegen, war das kleinbäuerliche Leben – insbesondere das der Frauen – von harter körperlicher Arbeit geprägt. Für Muße und Beschaulichkeit blieb da wenig Zeit.

Der Arbeitsalltag in der Landwirtschaft – wer war für was zuständig?

Auf den großen Hofgütern war der gesamte Außenbereich, d. h. primär die Feld- und Waldwirtschaft, von alters her die Domäne des Bauern. Die Bäuerin war verantwortlich für Haushalt, Kochen, Wäsche, Kinder und Kleinvieh sowie den Garten. Gelegentlich ging sie in der Erntezeit aber auch mit „ins Heu“ und aufs Feld. Bis um 1920/30 beschäftigten die Großbauern auch noch Knechte und Mägde. Das änderte sich mit Fortschreiten der Industrialisierung und Entwicklung der Dienstleistungsgesellschaft. Den großen Hofgütern gingen die Arbeitskräfte verloren. Hinzu kam, dass auch die Bauern in die beiden großen Weltkriege ziehen mussten, sodass auf den großen Hofgütern „Not am Mann“ war und die Bäuerinnen zwangsläufig auch die Feld- und gelegentlich sogar Waldarbeit übernehmen mussten. Der Alltag dieser Frauen begann morgens um 5 Uhr und endete spät in der Nacht. Zu ihrem Arbeitstag befragte Schwarzwälder Bäuerinnen – Geburtsjahrgänge zwischen 1912 und 1920 – äußerten sich Ende der 1990er-Jahre hierzu wörtlich: *„Spätestens um finfi simmer ufgestande. No het mer z'Morge geschafft. Het mer halt miesse melke. Un denno het mer so halber siebini gesse un no isch's abgange ins Feld.“* ... *„Un z'Middag noher, am elf isch mer als heim un het kocht. Un no het mer halt gmocht, daß mer widder um eins muskumme isch.“* ... *„Ha, hiet denk i, wie hab ich au des alles gmacht.“*⁷

In den kleinbäuerlichen Rippoldsauer Familien, die sich zu keiner Zeit Knechte und Mägde leisten konnten und in denen der Familienvater in aller Regel – wie zuvor schon angemerkt – einem Beruf außer Haus nachging, mussten die Frauen und Kinder von jeher auch die Feld- und gelegentlich auch Waldarbeit mit übernehmen. Insofern hatten diese Frauen gegenüber den Bäuerinnen auf den größeren Höfen eher ein noch größeres Arbeitspensum zu bewältigen. Da sie kaum Eigenprodukte verkaufen konnten, musste der Mann sich um ein Einkommen außer Haus bemühen, weshalb die Plackerei um Haushalt, Kinder, Vieh, Garten, Wiesen und Felder größtenteils von der Frau zu erledigen war. Natürlich wurden auch die übrigen Familienmitglieder in den Arbeitsalltag einbezogen, so selbstverständlich auch der Hausva-

ter, wenn er aus seiner Berufsarbeit heimkehrte, und auch den Schulkindern wurden entsprechende Arbeiten zugewiesen. Das Leben in diesen Familien war sicher weniger romantisch als entbehrungsreich.

In diesem Zusammenhang interessant ist die Aussage einer von einem großen Hof weichende, im Jahre 1920 geborene Schwarzwälder Bauerntochter, die wegen der vielen Arbeit nicht in einen großen Hof einheiraten wollte und deshalb einen kleineren Landwirtschaftsbetrieb vorzog. Im Alter äußerte sie sich zu ihrer diesbezüglichen Entscheidung wie folgt: *„E Bur scho, bloß kei so großer han i welle. Aber die Fraue uf de kleine Landwirtschaft mien meh schaffe, wie selle uf de große.“*⁸

Einen beispielhaften, unverfälschten Eindruck von den vielfältigen Arbeiten, die die Frauen in den kleinbäuerlichen Rippoldsauer Familien noch bis vor rund 60 bis 90 Jahren leisteten, vermitteln die folgenden Bilder, die als Fotografien wie Archivalien unbestechliche und damit regionalgeschichtlich wertvolle Zeitdokumente sind.

Mit Mist oder Kartoffeln auf dem Kopf ging's bergauf

Die 1926 geborene, in einer kleinbäuerlichen Rippoldsauer Großfamilie aufgewachsene Else Borchert (geborene Dieterle; Abbildung 3, zweite v. l.) kann sich noch gut an die vielen Stunden und Tage, die sie mit Feld- und Waldarbeiten verbrachte und dem was ihre Eltern und Großeltern hierzu berichteten, erinnern. Ihr Vater war Briefträger, also „außer Haus“ tätig, d. h. sie wurde – wie ihre sechs Geschwister – schon früh mit allen landwirtschaftlichen Arbeiten konfrontiert. Dazu gehörte nicht nur die Arbeit im Stall – hier waren durchschnittlich 3 Kühe und 3 bis 4 Schweine zu versorgen –, sondern auch auf den Äckern, Wiesen und im Wald. Zu den unangenehmsten Arbeiten gehörte das Bergauftragen von Mist in Körben – regional „Schieden“ genannt – auf den Köpfen der jungen Frauen (**Abb. 3**). Mit dem für die Kleinbauern kostenlosen Stallmist wurden die Äcker an den oft recht steilen Berghängen gedüngt. Um den Druck auf den Kopf ein wenig zu dämpfen und um die Kopflast besser ausbalancieren zu können, wurde ein rundes, mit Getreidespelzen gefülltes Kissen – im regionalen Sprachgebrauch als „Buscht“ bezeichnet – zwischen Korb und Kopf gelegt. Else Borchert zu diesem mühevollen Unterfangen: *„Wir waren schon froh, wenn der Mist trocken, d. h. nicht vom Regen durchnässt, war.“* In aller Regel beteiligten sich an dieser Arbeit auch die Frauen der ortsansässigen Verwandten, ebenso die Nachbarinnen.⁹ Generell wurde seinerzeit das enge Miteinander, die gute Nachbarschaft wesentlich mehr gepflegt, als das heute der Fall ist – man war eben mehr aufeinander



Abb. 3: Der kostenlose Stallmist wurde zur Düngung auf die an den Berghängen gelegenen Äcker getragen; um 1950. Im Bild die Rippoldsauerinnen (v. l.): Johanna Hermann, Zeffererbühl; Else Dieterle (später verheiratete Borchert), Ob dem Bad; Zilla und Hildegard Gebele, Schembach; Gastfrau mit Kind; Maria Schmid, Holzwald/Wolf.

angewiesen. Durch die Technisierung und Mechanisierung auch in kleinbäuerlichen Betrieben und nicht zuletzt auch durch das Auto, das u. a. auch die nächstgrößeren Städte problemlos erreichbar machte, hat sich diesbezüglich vieles verändert. Selbst die kleinsten Gemeinden passten sich mehr und mehr den anonymen Verhältnissen, die von größeren Städten bekannt sind, an.

Der schon recht archaisch anmutende Misttransport erfuhr eine enorme Erleichterung, als man kurz vor dem Zweiten Weltkrieg die ersten Flaschenzüge an den steilen Berghängen einsetzte. Sie zogen einen entsprechend beladenen zweirädrigen Karren – regional sprachlich als „Benn“ bezeichnet – den Berg hinauf: Es wurde „g’fläschlet“. In vielen Fällen aber blieb noch bis in die 1960er-Jahre der Korb auf den Köpfen im Einsatz, und zwar nicht nur für den Misttransport, sondern beispielsweise auch für die Kartoffeln, die, wie der Mist, auf die steilen Äcker getragen wurden, und nach der mühsamen Ernte ging’s in gleicher Weise wieder bergab.¹⁰ Aber auch Erde der Äcker musste oft von unten nach oben getragen werden, da beim Umgraben naturgemäß immer ein wenig mehr des kostbaren Bodens den Hang hinunterrutschte. Gleiches geschah bei starkem Regen; die Erde geriet ins Rutschen und wurde zu Tal geschwemmt. Else Borchert erinnert sich: „Am oberen Ende des Ackers wurde der Boden immer dünner. Es blieb keine andere Wahl, als ihn mit der „Schiede“ auf dem Kopf wieder hinauf zu tragen.“

Eine weitere sehr mühevollende Arbeit war das Steinelesen auf den Bergäckern, das ebenfalls Aufgabe der Frauen und oftmals auch der Kinder war. Nicht wesentlich minder anstrengend war



Abb. 4: Auch mit Sense und Sichel verstanden die Frauen umzugehen: Getreidemähen am Berghang; um 1940. Im Bild die Rippoldsauerinnen (v.l.): Amalia Beck; vermutlich eine Schwiegertochter von Amalia; Klara Beck, Tochter von Amalia.

Abb. 5: Bad Rippoldsauer Frauen beim „Farnen“, dem Sammeln von Adlerfarn, das als Streu in den Viehställen verwendet wurde; um 1950.

Abb. 6: Kartoffelernte beim Schmidbauern in Bad Rippoldsau, Fürstenbergstraße 41; um 1950.

die Getreideernte. Auf den großen Hofgütern übernahmen in aller Regel die Männer die Arbeit mit der Sense. In kleinbäuerlichen Familien, in denen der Hausvater während des Tages außer Haus tätig war, blieb den Frauen keine andere Wahl, als auch hier Hand anzulegen. Sie waren auch mit dieser Arbeit bestens vertraut, wie es die **Abbildung 4** treffend belegt. Gleiches galt natürlich auch für die Heuernte.

Eine weitere Arbeit, die von den Frauen, gelegentlich auch Kindern, ausgeführt wurde,

war das sogenannte „Farnen“: In Abstimmung mit dem Förster wurde Adlerfarn im Wald mit der Sichel geschnitten (**Abb. 5**) und mit Holzschlitten oder in Säcken zum Haus transportiert. Dort wurde es unter dem Vordach zum Trocknen gelagert und später – da Stroh immer Mangelware war – als Streu in den Schweineställen verwendet. In den Kuhställen wurde zum gleichen Zweck meist Laub und Moos gestreut, das ebenfalls aus den riesigen Rippoldsauer Waldungen herangeholt werden musste. Auch hier dienten Säcke und Holzschlitten als Transportmittel.¹¹

Die **Abbildung 6** zeigt ein für Rippoldsauer Verhältnisse recht seltenes Motiv: Fünf Frauen bei der Kartoffelernte auf einem ebenen Acker, der zum großen Schmidbauernhof gehört. Wohl ein wenig übertrieben und scherzhaft hieß es immer: Das einzig Ebene (Waagerechte) in den meisten kleinbäuerlichen Betrieben war die Tischplatte in der Wohnstube. Die Äcker, auch die mit Kartoffeln bepflanzt, lagen wie die Wiesen und Weiden meist an steilen Berghängen, sodass auch die Kartoffelernte, wie die Saat, eine sehr mühevollere Arbeit war. Frau Borchert kann sich noch gut an die mit Kartoffeln gefüllten Körbe auf ihrem Kopf erinnern.

Übrigens ist der Schmidbauernhof mit heute noch gut 56 ha Grundbesitz einer der wenigen großen Hofgüter in Rippoldsau.¹² Zwischenzeitlich wurden aber wesentliche Teile des Hofgebäudes in Gasträume und Gästezimmer umgewandelt. Der stattliche Hof ist seit nunmehr 400 Jahren ohne Unterbrechung im Besitz der Familie Schmid.¹³ Die schon oft zitierte Frau Borchert hat in ihren jungen Jahren vielfach im Rahmen der Nachbarschaftshilfe auch auf den Feldern und Wiesen des Schmidbauern bei Erntearbeiten mitgeholfen. Als Anerkennung gab es stets eine gute Vesper und gelegentlich auch ein Stück Butter.¹⁴

Zurück in die kleinbäuerliche Lebenswirklichkeit: Nicht nur in den Ställen, auf den Äckern und Wiesen



mussten die Frauen mühevollen Arbeiten verrichten; der Arbeitsalltag forderte sie in für uns heute kaum vorstellbarer, ja unzumutbarer Weise in nahezu allen Lebenssituationen. So beispielsweise zeigt die **Abbildung 7** zwei Frauen aus dem Rippoldsauer Holzwald (vermutlich Mutter und Tochter), die junge Ferkel im Renchtal kauften und sie kilometerweit über den Berg in die Heimat trugen. Die Ferkel hatten sie zu diesem Zweck in Tücher eingepackt, die an Holzstöcken festgebunden waren. Wie die **Abbildung 7** zeigt, wurde die nicht gerade geringe Last – wie der Mist und die Kartoffeln – auf den Köpfen transportiert. Um den Druck ein wenig abzumildern, wurde auch hier, wie bei den Frauen in **Abbildung 3**, der „Buscht“ zwischen Kopf und Stecken geschoben.

Auch in den Wald gingen die Frauen nicht nur zum „Farnen“ (**Abb. 5**) und zum Moos- oder Laubsammeln für die Viehställe, sondern gelegentlich auch, um bei der schweren Waldarbeit, z. B. mit der großen Baumsäge (**Abb. 8**), zu helfen. Auf den großen Höfen waren derart schwere Arbeiten den Männern vorbehalten.

*Abb. 7: Die Frauen aus dem Bad Rippoldsauer Holzwald kommen zurück vom Jungschweineinkauf aus dem Renchtal. Sie tragen die jungen Ferkel in Säcken, die an Holzstöcken befestigt sind, auf ihren Köpfen. Auch hier, wie bei den Frauen in **Abbildung 3**, dämpfen kleine runde Kissen auf den Häuptern – „Buscht“ genannt – die schwere Last; um 1925.*

Abb. 8: Eusebius und Rebecca Schmid, Bad Rippoldsau, Reichenbachstraße 13, bei der Waldarbeit; um 1910.



An Geld mangelte es immer

Bares Geld war in den kleinbäuerlichen Haushalten, in denen oft drei Generationen unter einem Dach lebten, ständig Mangelware. Man musste sich mit dem begnügen, was der Hausvater aus seiner täglichen Arbeit heimbrachte – und das war meistens nicht üppig. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass die übrigen Familienmitglieder stets bemüht waren, die Haushaltskasse ein wenig aufzubessern. Das geschah in aller Regel dadurch, dass man – wie der Vater oder Ehemann – eine Lohnarbeit außer Haus annahm. Diese Möglichkeit bot beispielsweise die Saatschule in Rippoldsau-Tös. Hier konnten sich die Frauen als sogenannte Kulturarbeiterin (Abb. 9) verdingen und etwas zum Haushaltsgeld beisteuern.

Abb. 9: Die Kulturarbeiterinnen der Saatschule in Bad Rippoldsau-Tös präsentieren sich dem Fotografen in der ortsüblichen Arbeitstracht; um 1925.



In diesem unter Leitung von Forstbeamten stehenden Betrieb wurden junge Bäume zur Rekultivierung der Rippoldsauer Waldungen vorbereitet. Der Boden für Pflänzlinge wurde in gleicher Weise gedüngt, wie beispielsweise die Kartoffeläcker. Die Abbildungen 10 und 10a vermitteln einen Eindruck von dem, was die Frauen hier zu leisten hatten. Nachdem die mit Stallmist gefüllten Körbe auf den mit dem „Buscht“ bedeckten

Kopf gehoben waren, wurde die Last ausbalanciert und dann ging's, ohne die Körbe mit den Händen zu halten, den Berg hinauf – eine für heutige Verhältnisse kaum vorstellbare, ja unzumutbare Arbeit. Die Rippoldsauer Saatschule wurde übrigens erst in den 1960er-Jahren aufgegeben.

Obwohl die schwere Waldarbeit, insbesondere die „Holzernte“, prinzipiell Männersache war, boten die Förster auch den Frauen Gelegenheit, im Wald etwas zu verdienen. Sie durften beim Aufforsten und Anpflanzen der jungen Bäume helfen. In den Jahren nach der Neuanpflanzung hielten sie die jungen Kulturen sauber, d. h. sie entfernten mit Sichel den unerwünschten Wildwuchs.

Eine weitere Möglichkeit, ein wenig Geld zu verdienen, bot sich in der Heidelbeerernte; sie wurde gern und vielfach von Frauen und Kindern genutzt. Die Früchte wurden entweder zu Wein vergoren oder direkt an die örtlichen Gaststätten verkauft. Bei sehr reicher Ernte reichten die Rippoldsauer Geschäftsbeziehungen sogar bis nach Karlsruhe. Dazu mussten die Beeren bis zum Mittag bei der Post sein. Frau Borchert, die sich an diesem „Geschäft“ beteiligte, erinnert sich, dass der Verdienst zwar nicht sehr üppig war, aber immerhin „konnte man sich nach Abschluss der Saison von dem Geld beispielsweise mal ein Paar Schuhe kaufen“.



Abb. 10: Der mit Stallmist gefüllte Korb musste zunächst einmal auf den Kopf, wobei der „Buscht“ nicht abrutschen durfte; in der Saatschule Bad Rippoldsau-Tös, um 1935.



Abb. 10a: Den Berg hinauf ... In der Saatschule wie Abbildung 10; um 1935.

Kontraste, die nachdenklich stimmen

In den letzten Jahrzehnten haben sich die Lebensumstände auch in Bad Rippoldsau wesentlich verändert. Das Festhalten an der kleinbäuerlichen Landwirtschaft bis weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hatte seinen primären Grund in der mangelhaften Ernährungslage während des Krieges und der Zeit danach. Der engagierte Rippoldsauer Heimatforscher Rudolf Franz, der heute mit seiner Familie das in Abbildung 2 zu sehende Haus Am Bergle 1 bewohnt, äußert sich zur aktuellen Situation der kleinbäuerlichen Rippoldsauer Haushalte: *„Zur Zeit gibt es auf der Rippoldsauer Gemarkung nur noch eine Kuh. Die Wiesen, Weiden und die inzwischen zu Wiesen gewordenen ehemaligen Felder werden überwiegend noch gemäht und offengehalten, wenngleich die Pflege einiger Grundstücke in den letzten Jahren doch sehr zu wünschen übrig lässt. Das Aufforsten dieser Flächen ist aber mit Rücksicht auf das Landschaftsbild seit den 1960er-Jahren genehmigungspflichtig. Wollte man sie verpachten, würde man wohl kaum einen Pächter finden, der sie unentgeltlich bewirtschaftet, d. h. der Eigentümer müsste dem Pächter wahrscheinlich noch Geld dazuzahlen.“* Diese Einschätzung spricht für sich und gilt – nach den persönlichen Erfahrungen des Verfassers dieses Beitrags – sinngemäß auch für einige Schwarzwaldgemeinden außerhalb der Rippoldsauer Gemarkung.

An die mühevollen und zeitraubenden Arbeiten der Frauen in den kleinbäuerlichen Betrieben können sich inzwischen nur noch wenige Rippoldsauer erinnern. Von denen, die hier noch aktiv eingebunden waren, gibt es nicht mehr sehr viele. Man könnte glauben, die schwere Arbeit hätte die Frauen derart körperlich und seelisch belastet und geschädigt, dass sie im Alter mehr als üblich kränkeln und deprimiert auf ihr Leben zurückschauen.

Das kann generell sicher nicht behauptet werden. Spricht man mit der inzwischen 84-jährigen Else Borchert, die alle Höhen und Tiefen und sämtliche Arbeiten in einer kleinbäuerlichen Familie am eigenen Leibe erlebte, gelangt man zu einem anderen Schluss. Die Vitalität, geistige Beweglichkeit und Lebensfreude dieser Frau belegt, dass ihr die Arbeit zumindest keinen dauerhaften Schaden zufügte. Mit Begeisterung berichtet sie über ihr arbeitsreiches, aber auch vergnügliches Leben und das, was ihre Großmutter (der Großvater war schon in jungen Jahren verstorben) und ihre Eltern diesbezüglich überlieferten. So habe man beispielsweise nicht nur hart gearbeitet, sondern nach getaner Arbeit oft auch vergnüglich mit Nachbarn und Verwandten bei einer guten Vesper zusammen gesessen, gesungen und auch getanzt. Überhaupt habe das menschliche Miteinander in ihren jungen Jahren einen wesentlich höheren Stellenwert gehabt als heute. Wer Else Borchert beim Erzählen zuhört und dabei in ihr freudiges Gesicht

schaut, kann einfach nicht glauben, dass sie sich ein anderes Leben gewünscht hätte.

Dennoch gerät man beim Betrachten der Bilder dieses Beitrags ins Sinnieren oder gar Philosophieren und stellt sich letztlich vielleicht die Frage, wer von beiden, die mondänen Damen in Abbildung 1 oder ihre hart arbeitenden Rippoldsauer Geschlechtsgenossinnen, wohl ein lebenswerteres Leben führte. Spontan ist man geneigt zu glauben, das seien natürlich die gut situierten Damen im Bad. Nach kurzem Nachdenken wird man aber schon wankelmütig: Arbeit kann auch zur Zufriedenheit führen, vielleicht sogar glücklich machen. Vielleicht trägt bei der Badgesellschaft in **Abbildung 1** gelegentlich auch der äußere Schein? Eine eindeutige Antwort auf die gestellte Frage kann es nicht geben, dazu sind die individuellen Sachverhalte zu wenig bekannt und ist die Thematik auch zu komplex. Abschließend dennoch zwei „geflügelte Worte“, die in diesem Zusammenhang nachdenklich stimmen:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis“¹⁵

und

„Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“¹⁶

Inzwischen währt das Leben vieler Menschen – Dank der Fortschritte in Technik und Medizin – oftmals auch länger als 80 Jahre. Else Borchert ist – trotz harter Arbeit – der beste Beweis.

Mein Dank für die Hilfe bei der Suche nach historischen Quellen gilt Frau Else Borchert, geborene Dieterle (Rippoldsau), wie auch den Herren Rudolf Franz (Rippoldsau) und Hans-Jürgen Schmid (Börsighof, Schapbach).

Anmerkungen

- 1 Vgl. beispielsweise: Volz, Robert: Bad Rippoldsau in Vergangenheit und Gegenwart, Hg.: Ortsgruppe Rippoldsau des Badischen Schwarzwaldes, Freudenstadt 1928; Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau – 800 Jahre Heimatgeschichte, Hg.: Gemeinde Rippoldsau, Karlsruhe 1966; Ders.: Bad Rippoldsau – Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales, Hg.: Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach, Selbstverlag der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach 1979; Nienhaus, Heinz: Spurensuche in Bad Rippoldsau, in: Die Ortenau, 89. Jahresband, 2009, 455–468.
- 2 Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau – Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales, Hg.: Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach, Selbstverlag der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach 1979, 47, 48.
- 3 Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau, 83. Jahresband, 2003, 143–170.

- 4 Ähnliche Schwarzwaldhäuser – wenngleich in Teilbereichen aus- und umgebaut – gibt es auch heute noch in den Rippoldsauer Ortsteilen Reichenbach, Kastelbach und insbesondere Holzwald. Einige dieser landestypischen Häuser stehen heute unter Denkmalschutz.
- 5 Nach Aussagen des Rippoldsauer Heimatforschers Rudolf Franz, der mit seiner Frau Eigentümer dieses Hauses ist und mit seiner Familie dort wohnt, ist das ursprüngliche Baujahr des Walmdachhauses nicht exakt zu benennen. Der Anbau rechts erfolgte in zwei Bauabschnitten in den 1830er-Jahren.
- 6 Interview mit der im Jahre 1926 geborenen und in einer kleinbäuerlichen Rippoldsauer Großfamilie aufgewachsenen Else Borchert (geborene Dieterle, 2. v. l. in Abb. 3). Sie berichtete aus ihrem und dem Leben ihrer Vorfahren.
- 7 Jockers, Inge: Frauen auf dem Schwarzwaldhof – Interviews mit Bäuerinnen und Mägden, Eine Dokumentation zur Ausstellung im Schwarzwälder Freilichtmuseum, Hg.: Schwarzwälder Freilichtmuseum Gutach/Offenburg, Offenburg 1998, 52, 53.
- 8 Ebd., 15.
- 9 Wie Anm. 6.
- 10 Wie Anm. 6.
- 11 Wie Anm. 6.
- 12 Volz, Robert, wie Anm. 1, 127–129; Schoch, Adolf: Der Schmidbauernhof in Bad Rippoldsau, früher auch Bärenhof genannt – Besitz und Geschlechterfolge der Familie Schmid, 1983; überarbeitet von Adolf Schmid, (ohne Verlagsangaben), vermutlich Eigenverlag Stefan Schmid, 1996.
- 13 Schoch, Adolf, wie vor.
- 14 Wie Anm. 6.
- 15 Schiller, Friedrich: Das Lied von der Glocke, Vers 318f, 1799.
- 16 Aus der Bibel: Psalm 90, Vers 10.

Bildnachweis

Sämtliche Bilder: Archiv Rudolf Franz, Bad Rippoldsau-Schapbach.

Vom oberen Neckar in die Ortenau. Die Herren von Bern bis zu ihrem Aussterben

Winfried Hecht

Am oberen Neckar erlangten die niederadligen Herren von Bern im 13. und 14. Jahrhundert eine gewisse Bedeutung – zuerst als Besitzer einer Burg und später auch in der aufstrebenden Stadt Rottweil.¹ Mit Wilhelm von Bern, der in Rottweil 1406 bei der Besiegung einer Urfehde erstmals fassbar wird,² beginnen sie im 15. Jahrhundert, sich endgültig aus dem Rottweiler Raum zurückzuziehen, um bis zu ihrem Aussterben im mittleren und unteren Kinzigtal eine beachtliche Rolle zu spielen. Den Weg in diese Gegend wiesen wohl alte Verbindungen zu den Fürstenbergern und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem „Rottweiler“ Zweig und jenen Bernern, die bereits vor der Mitte des 14. Jahrhunderts in Haslach wichtige Stadtämter bekleidet hatten.³ Von Bedeutung mag ferner gewesen sein, dass mit Konrad von Blumberg zwischen 1398 und 1415 ein Verwandter von Wilhelm von Berns Gemahlin das politisch immer noch gewichtige Schwarzwaldkloster Gengenbach als Abt leitete. Wilhelm von Bern erscheint nämlich in der Ortenau erstmals im Jahre 1418 mit zwei Nennungen als Schultheiß von Zell am Harmersbach,⁴ den einzusetzen als Privileg den Gengenbacher Äbten zustand.

Wilhelm von Bern wird letztmalig für das Jahr 1437 als Schultheiß von Zell und am Leben erwähnt.⁵ Wiederum bemerkenswert scheint, dass die in Abschrift vorhandene Urkunde von 1437 den Verkauf eines weiteren Besitzrestes der Herren von Bern in Form von fünf Mannsmahd Wiesen und zweier Waldstücke im Neckartal bei ihrer einstigen „Stammburg“ zum Gegenstand hat. Jetzt blieb die Familie mit Rottweil fast nur noch durch den Jahrtag verbunden, der in Heilig Kreuz auf dem Valentinsaltar jährlich am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt für Wilhelm von Bern und seine Gemahlin zu begehen war und den der Berner mit dem ihm gehörigen Zwölftel des Rottweiler (?) Kornzehnten dotiert hatte.⁶ Vielleicht befand sich in Heilig Kreuz auch eine Grablege seiner Verwandten und Vorfahren.

Im Schwarzwald hatte Wilhelm von Bern, der auch als Darlehensgeber des Brun Wernher von Hornberg in Erscheinung tritt,⁷ nicht nur Schultheiß von Zell am Harmersbach werden können, sondern außerdem vom Straßburger Bischof Wilhelm von Bayern und spätestens 1422 je ein Drittel der bischöflichen Lehen in Welschenbollenbach und von der Hube in Ohlsbach zwischen Gengenbach und Offenburg erhalten.⁸ Das Lehensdrittel von

Welschenbollenbach im kleinen rechten Seitental der Kinzig zwischen Haslach und Steinach umfasste zwölfteils Lehensgüter, die jährlich jeweils 30 Schillinge und ein Viertel Haber zinsten, sowie weitere beachtliche Leistungen von Naturalien; im Besitz der übrigen zwei Drittel dieses Lehensteiles waren für die nächsten Jahrzehnte im Übrigen Konrad Stoll von Staufenberg und seine Nachkommen. Aus der Hube in Ohlsbach wurde der ansehnliche Jahreszins von zehn Pfund und zehn Schillingen Haller entrichtet.

Unter dem 26. Juli 1441 bezeichnet der Rottweiler Patrizier Konrad Bock Wilhelm von Bern, mit dessen Familie er auch später in Verbindung steht, als verstorben.⁹ Mit dem 31. Oktober gleichen Jahres gingen die Straßburger Lehen auf Wilhelm von Berns Söhne Jakob von Bern, Hans Jakob, Freijakob und Eiteljakob über, denen sie Bischof Ruprecht von Straßburg verliehen hat und deren Namen ihren Vater offenbar als überzeugten Verehrer des Apostels Jakobus ausweisen.¹⁰ Unter ihnen hatte der Edelknecht Jakob von Bern, dessen Vorname auch „Großjakob“ lautet, damals schon die Nachfolge seines Vaters als Schultheiß von Zell am Harmersbach angetreten. In diesem Amt erwähnen ihn Urkunden von 1442, 1456 und 1459,¹¹ Archivalien von 1456, 1472 und 1477¹² und noch eine weitere Urkunde vom 3. Februar 1480.¹³ Selbst 1481 war er angeblich noch Schultheiß von Zell.¹⁴ Somit scheint er sein ganzes Leben in der kleinen Reichsstadt Zell am Harmersbach in „Amt und Würden“ geblieben zu sein. Außerdem wird er für das Jahr 1453 auch als Schultheiß der Reichsstadt Gengenbach angesprochen.¹⁵ Verheiratet war er 1456 mit Agnes von Neuenstein.¹⁶ In Rottweil gab Jakob von Bern am 1. Mai 1444 „als der Eltst von Bern“ seine Zustimmung zur völligen Übereignung eines Waldstücks von 30 Jauchert an die Stadt Rottweil¹⁷ und 1447 die Lehensherrschaft über eine Wiese bei Briel nordöstlich von Rottweil anscheinend als letzten Besitztitel seiner Familie im Nahbereich der Reichsstadt an eine Rottweiler Bürgerin ab.¹⁸

Wenn Jakob von Bern tatsächlich zeitweilig beide Schultheißenämter von Gengenbach und Zell bekleidet hat, so erscheint ein Vorgang unter besonderem Licht, der durch eine Urkunde im Stadtarchiv von Sulz am Neckar überliefert ist.¹⁹ Danach prozessierte im Mai 1457 Eiteljakob von Bern zuerst vor dem Stadtgericht von Zell und dann „in der Instanz“ vor jenem von Gengenbach, die jeweils unter dem Vorsitz des Schultheißen der beiden Städte tagten, gegen Jakob Messinger und einen Knecht von Sulz am Neckar. Eiteljakob von Bern hatte anscheinend Besitz der beiden im Wert von 30 Gulden mit Beschlag belegt, nachdem er der Auffassung war, die „Herren von Sulz“, und damit die tief in Schulden steckenden Herren von Geroldseck, hätten ihm diesen

Betrag und die entsprechenden Zinsen als Erben seines verstorbenen Vater zu zahlen, nachdem die Schuldner offenbar auch die Bürger von Sulz als Bürgen für die Rückzahlung des umstrittenen Betrags genannt hatten. Auch wenn Eiteljakob von Bern mit diesem Verfahren keinen Erfolg hatte, so passt der Rechtsstreit doch recht gut ins Bild der sich allmählich lösenden Beziehungen der Familie von Bern zum oberen Neckar. Verkauft hat Eiteljakob von Bern jedenfalls im Oktober 1452 um 100 Rheinische Gulden die Hälfte des Burgstalls Grünburg und die Burgställe Neublumberg und Stahleck mit ihrem Zubehör an der Wutach und mit dem Zehnten zu Dittishausen bei Löffingen im Schwarzwald weitere Fürstenberger Lehen, die über seine Mutter oder schon Hug von Tanneck an seine Familie gekommen sein könnten.²⁰

Das Straßburger Lehen Welschenbollenbach wurde Jakob von Bern und seinen Brüdern durch Bischof Albrecht von Straßburg 1479 erneut zu Lehen gegeben.²¹ Dass Jakob von Bern andererseits auch die Beziehungen seiner Familie zum Haus Fürstenberg gepflegt hat, ergibt sich aus seiner Beteiligung an einem fürstenbergischen Lehensgericht im Jahr 1453.²² Welch durchaus bemerkenswerte Position die Familie von Bern um diese Zeit im Kinzigtal besessen hat, beleuchtet auch der Umstand, dass einer der Brüder des Schultheißen von Zell, und vermutlich Hans Jakob, zunächst als Prior und dann als Jakob I. von 1475 bis 1493 an der Spitze der Benediktinerabtei Gengenbach stand.²³ Allerdings scheinen sich die Beziehungen zum Haus Fürstenberg etwas abgekühlt zu haben, wie sich 1471 bei der Rückforderung von Dokumenten erwies, die bei den Fürstenbergern hinterlegt waren und von allen vier Brüdern zurückverlangt wurden.²⁴

Einer der Söhne des Wilhelm von Bern, wir nehmen an Eiteljakob, stand offenbar längere Zeit im Dienst des Diebold von Geroldseck.²⁵ Der Geroldsecker aus der Linie Hohengeroldseck hatte Anna von Zimmern, die zweite Frau seines bald nach der Heirat von 1452 verstorbenen Bruders Johannes²⁶, nach familiären Spannungen und aus Angst vor der drohenden Rückforderung der respektablen Morgengabe der Schwägerin auf Burg Schenkenzell, ihrem Witwensitz, unter die Aufsicht des damals „ob den sibenzig jaren alten“, kinderlosen Jakob von Bern gestellt. Der hatte Mitleid mit seiner „Gefangenen“, vor allem als er hörte, dass sie von den Geroldseckern eine Abstandssumme von immerhin 7000 Goldgulden für ihre Morgengabe erhalten sollte. Er führte sie nach Schenkenzell zur Kirche und begab sich mit seiner frisch angetrauten Gemahlin nach Oberndorf an den Sitz der Familie von Zimmern. Anna von Zimmern erhielt dort 1464 ein Ortshaus und aus dem Familienvermögen ein einträgliches Leibgeding, während Diebold von Geroldseck gegen Jakob von Bern nicht vorging, obwohl er der Ansicht war, der Edelmann hätte

gegen „gelipt, phlicht und aide“ gehandelt. Für die Richtigkeit dieses Berichts spricht das Auftreten „Junker Jakobs von Bern“ als Zeuge vor Gericht „zuo Herrenzymern in der Statt“, die den Herren von Zimmern gehörte, am 27. April 1464.²⁷ Die Ehe Jakobs von Bern mit Anna von Zimmern blieb kinderlos. Jakob von Bern muss um 1475 gestorben sein, nachdem er zuletzt „ain buolschaft“ zu Sulz hatte und deren Anstrengungen offenkundig nicht mehr völlig gewachsen war. Er wurde in Oberndorf begraben.

Aus der nächsten Generation der Herren von Bern sind nur noch drei Vertreter näher zu benennen: Eitelsiegmund, Gebhard und Johann Christoph. Nachdem von Eitelsiegmund nur bekannt ist, dass er 1519 in einem Landsknechtshaufen Fähnrich war, könnte er jener „alt Herr von Bern“ sein, der nach der Zimmerschen Chronik unter Kaiser Maximilian und dann unter den Wittelsbachern diente und der „so gar übel beredt war“ – also Schwierigkeiten hatte, sich sprachlich einigermaßen auszudrücken.²⁸ Eine Tochter von ihm heiratete anscheinend am bayerischen Hof den Schenken Wilhelm von Limburg.²⁹

Gebhard von Bern war dagegen nachweislich der Sohn der Zeller Schultheißen Jakob von Bern.³⁰ Als Träger des Lehens des Bischofs von Straßburg ist er für 1489 und noch 1507 bezeugt.³¹ Nach Albert Krieger hatte er zumindest im Jahre 1495 in Zell am Harmersbach auch das Amt des „Oberschultheißen“ inne.³² Von Johann Christoph schließlich berichtet die Zimmerische Chronik, er habe eine der drei Töchter des Grafen Franz Wolfgang von Zollern zur Frau genommen, mit dessen Sohn Christoph Friedrich diese Linie der Zollerngrafen 1536 ausgestorben ist.³³ Das Paar mag um 1525 geheiratet haben; dass es Kinder hatte, wird nicht überliefert.

Jörg von Bern wurde den erhaltenen Lehensbriefen von 1512 und 1542 zufolge Nachfolger des Gebhard von Bern im Besitz der Berner Lehen des Bistums Straßburg im Kinzigtal als dessen Sohn.³⁴ Aus einem weiteren Lehensbrief von 1553 geht darüber hinaus hervor, dass Jörg inzwischen als Amtmann zu Stollhofen in markgräflich badischen Diensten stand.³⁵ Nach der betreffenden Urkunde wurde Jörg von Bern 1553 auch Lehensträger des Abtes Friedrich von Gengenbach für Besitzungen der Benediktinerabtei in „Sendelbach und Hasbach“, die zuvor sein damals eben verstorbener Schwiegersohn Philipp von Keppenbach zu Lehen getragen hatte.

In einem zu Zabern im Elsass ausgestellten, weiteren Lehensbrief für die gleichen Lehen aus dem Jahre 1554 bezeichnet Bischof Erasmus von Straßburg Jakob von Bern nicht nur als seinen „lieben getrewen“ Lehensmann, sondern auch als Sohn des Jörg von Bern und Bruder des Gebhard von Bern. Dies bedeutet, dass

Jörg von Bern noch 1553 oder in der ersten Hälfte des Jahres 1554 gestorben sein muss.³⁶ Der Lehensbesitz der Familie in Welschenbollenbach und Ohlsbach gehörte nun den beiden Brüdern Jakob und Gebhard von Bern, von denen Gebhard früh verstarb und lediglich einen ebenfalls schon bald gestorbenen Sohn hinterlassen hat.³⁷ Jakob von Bern wurde mit den fraglichen Gütern erneut 1571 in Zabern von Bischof Johann von Manderscheid belehnt,³⁸ wobei er der Form nach wiederum auch für seinen Bruder Gebhard die Lehen übernahm.

Für Jakob von Bern bahnte sich Ende der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts eine Entwicklung an, die gleichermaßen eine neue, letzte Krise in der Geschichte seiner Familie anzeigen kann, wie sie andererseits dartun mag, dass sich in dieser Zeit der Niederadel in seinen seitherigen Funktionen gegenüber den verstärkten Tendenzen zum neuzeitlichen Territorialstaat kaum mehr behaupten konnte. In Welschenbollenbach hatte nämlich der dortige, Jakob von Bern unterstehende Dorfvogt Konrad Kernmeyer einen des Diebstahls verdächtigen Mann, der sich in einem Backofen versteckt hatte, „verwiesen“. Graf Albrecht von Fürstenberg, der darin einen Eingriff in die Befugnisse seiner Behörden sah, erwirkte darauf beim Kaiser ein Strafmandat gegen Jakob von Bern und den Bischof von Straßburg als seinen Lehensherrn, die sich dagegen mit rechtlichen Mitteln wehrten.

Was aber den Straßburger Bischof nicht ernsthaft in Verlegenheit bringen konnte, war für Jakob von Bern auf längere Zeit nicht durchzustehen. Der Prozess vor dem Reichskammergericht in Speyer schwebte „vil Jahr här“ und kostete mehr als Jakob von Bern von seinen Lehen in Welschenbollenbach und Ohlsbach einnahm. So entschloss er sich schließlich zum 29. März 1588, diesen Lehensbesitz an den Bischof von Straßburg zurückzugeben und auf ihn für immer auch im Namen aller Verwandten zu verzichten. „Zu sunder Gnaden“ erhielt er stattdessen vom Bischof 300 Gulden, die ihm der jeweilige Straßburger Amtmann in Oberkirch, wo das Elsässer Bistum ja auch die Landeshoheit besaß, in Raten von jährlich 15 Gulden jeweils auf Martini auszahlte.³⁹ Der Lehensverzicht wurde vom Bischof von Straßburg am 2. August gleichen Jahres in Zabern bestätigt, nachdem Bischof Johann von Straßburg das Tal von Welschenbollenbach schon unter dem 26. April 1588 an Graf Albrecht von Fürstenberg verliehen hatte.⁴⁰ Eigenartig wirkt, dass Jakob von Bern seinen Lehensbesitz ausgerechnet in einer Auseinandersetzung mit einem Vertreter jenes Adelshauses einbüßte, mit dem seine Familie einst und lange eng verbunden war und dem die Berner besonders treue Dienste geleistet hatten.

Jakob von Bern besaß zwar in den Jahren 1571 und 1587 auch das Straßburger Amtslehen in Nußbach,⁴¹ gewohnt muss er aber

gewöhnlich in der Reichsstadt Offenburg haben. Als dort ansässig erscheint er nämlich schon 1575⁴² und wieder 1588, als Junker Jakob von Bern „daselbst“ von Diepold Starckh zu Offenburg Rebgüter „im Käfersberg“ zum Preis von 30 Pfund Heller kaufte.⁴³ In den Ratsprotokollen der Reichsstadt Offenburg wird Jakob von Bern in den Amtslisten seit 1585 und bis 1607 als Ratsherr, als Gottshauswald-Richter 1585, seit 1586 als Fisch- und Garnschauer, als Gottshauswald-Richter vom alten Rat, Beisitzer des Schuttergerichts, als Oberster Baumeister und ab 1601 auch als Schulherr erwähnt.⁴⁴ In einer Vormundschaftssache, bei der er mit Claus Rederer von Diersberg die Interessen der Kinder des verstorbenen Hans Jakob Münch von Rosenberg vertrat, wird er auch unter dem 1. August 1597 ebenfalls als dort ansässig bezeichnet.⁴⁵ Beim Verkauf eines Hauses in Offenburg tritt Jakob von Bern im Jahre 1600 in Erscheinung.⁴⁶ 1605 brachte Johannes Sibmacher im ersten seiner Wappenbücher noch das Familien-

Wappen der Herren von Bern im Rottweiler Wappenbuch von Paul Goetze (1932–1937; Ms im Stadtarchiv Rottweil), das nach dem Spiler'schen Wappenbuch eines Rottweiler Glasmalers des 17. Jahrhunderts (heute in der WLB Stuttgart) gefertigt wurde. Die Beischrift „Die von Bern bey Rottweill, wohnhaft im Elsaß; haben vor altem zu Bern im alten Schloß am Neckar bey Rottweill gebauet und gewohnet“ zeigt, dass der Kontakt zur Familie von Bern bei deren Aussterben von Rottweiler Seite ziemlich abgebrochen war. Foto: Stadtarchiv Rottweil.



wappen derer von Bern unter der Rubrik der „Reynlendischen“ Herren und Ritter.⁴⁷ Vor dem 17. August 1607 muss Jakob von Bern dann aber verstorben sein, denn unter diesem Datum wurde im Offenburger Rat ein Nachfolger für ihn bestellt und vereidigt.⁴⁸ Männliche Nachkommen hinterließ Jakob von Bern allem Anschein nach nicht.

Dass Jakob von Bern 1588 nur einen Sohn hatte, vermerken die Aktenstücke zu seinem Verzicht auf die Lehensanteile in Welschenbollenbach und Ohlsbach. Wahrscheinlich war die Mutter dieses Sohnes eine Schwester des Jodok Holdermann von Holderstein und die zweite Frau des Berners.⁴⁹ In erster Ehe war Jakob von Bern nach Kindler mit einer von Bach, in dritter mit Cleopha von Landsberg verheiratet. Während aus dritter Ehe keine Kinder bekannt sind, muss die Tochter Maria aus erster Ehe schon 1588 tot gewesen sein, weil sie in den oben herangezogenen Lehenssachen nirgends erscheint. Offenbar hat Jakob von Bern aber auch seinen Sohn überlebt.

Anmerkungen

- 1 W. Hecht, Die Herren von Bern im Zeichen des Niedergangs der ritterlichen Welt, Rottweiler Heimatblätter 64. Jg. (2003) Nr. 4, 1–2
- 2 HStA Stuttgart B 203 PU Nr. 580
- 3 J. Kindler von Knobloch und O. Frhr. von Stotzingen, Oberbadisches Geschlechterbuch Bd. 1 Heidelberg 1898 ff. (zit.: Kindler), 60
- 4 A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden II. Bd. Heidelberg 1905 (zit.: Krieger II) Sp. 1537 und Württembergische Regesten von 1301 bis 1500 II hrsg. von dem Württ. Staatsarchiv in Stuttgart. Stuttgart 1927 (zit.: WR II) 374 Nr. 9702
- 5 Krieger II Sp. 1537 und StadtA Rottweil, Armbruster – Kopialbuch des Spitals f. 196 r sqq. mit Urkunde von 1437, Juni 4, zuvor auch für 1423 (vgl. WR II 324 Nr. 9705)
- 6 StadtA Rottweil, Jahrtagsbuch 383f. 20 v
- 7 WR II, 374 Nr. 9702 von 1418, Sept. 14, und Nr. 9705 von 1423, Nov. 14
- 8 Krieger II Sp. 422 Art. Ohlsbach
- 9 Fürstenbergisches Urkundenbuch Bd. III bearb. von S. Riezler und Fr. L. Baumann. Tübingen 1878 (zit. FUB III) Nr. 315, 241
- 10 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“ Nr. 1
- 11 FUB III Nr. 491, 318; Th. Kopp, Ortenauer Fahnen Schwinger „Oberzell im Harmersbach“. Die Ortenau 67 (1987) 127 ff. und Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen I. Villingen 1970 (zit.: Inventar Villingen I) Nr. 477, 99
- 12 Krieger II Sp. 1537
- 13 FUB III Nr. 2,4, 17
- 14 Kindler, 61
- 15 Kindler, 61
- 16 Kopp, a. a. O. (wie Anm. 9) mit Anm. 9 zu einer Urkunde von 1456, Dezember 2 im GLA Karlsruhe F.228
- 17 StadtA Rottweil, I.A. L.XIX Fasz. 2 Nr. 7
- 18 HStA Stuttgart, B 203 PU Nr. 871
- 19 Die Pfarr- und Gemeindefregistriaturen der Oberämter Balingen, Oberndorf und Sulz bearb. von G. Merk. Stuttgart 1920, 74, Urkunde von 1457, Mai 16
- 20 FUB III Nr. 413, 312

- 21 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“ Nr. 4
- 22 Kindler, 61
- 23 Kindler, 61 und Krieger I, Sp. 698
- 24 FUB III Nr. 582, 417
- 25 Zimmerische Chronik ed. K. A. Barack 2. verb. Aufl. Freiburg/Tübingen 1881/1882 (zit.: Zimmerische Chronik) I 365, ff.
- 26 Dazu Chr. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck. Stuttgart 1981, 173
- 27 Bibliothek des Wilhelmstifts Tübingen, Gb 270 2 o (Einband)
- 28 Zimmerische Chronik IV, 252, 3 ff.
- 29 Zimmerische Cronik III, 62, 5 ff.
- 30 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“, Nr. 7
- 31 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“, Nr. 5 und Nr. 7
- 32 Krieger II Sp. 1537
- 33 Zimmerische Chronik II 419,42 ff. bzw. III, 80,14 ff.
- 34 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“, Nr. 10 und Nr. 17
- 35 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“, ohne Sign.
- 36 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“, Nr. 20
- 37 Kindler, 61
- 38 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“, Nr. 21
- 39 GLA Karlsruhe, Lehens- und Adelsarchiv „von Bern“, Nr. 23
- 40 a. a. O. Nr. 24 und Mitteilungen aus dem F. Fürstenbergischen Archive II. Bearb. von F. L. Baumann und G. Tumbült. Tübingen 1902 (zit.: Mitteilungen II) 553 Nr. 696 von 1588, April 26 (Zabern)
- 41 Kindler, 61
- 42 a. a. O., 61
- 43 HStA Stuttgart, B 494, Dokumentenbuch der Reichsabtei Rottenmünster von 1660, 348
- 44 Frdl. Mitteilung von Frau Andrea Kammeier-Nebel M.A., Schallstadt, für das Stadtarchiv Offenburg vom 22. November 2009
- 45 Mitteilungen II Nr. 947, 696
- 46 StadtA Offenburg 10/18/106 Contractenprotokolle 1595–1602 394, dankenswerterweise mitgeteilt von Frau Andrea Kammeier-Nebel M.A.
- 47 J. Sibmacher, New Wapenbuch ... Nürnberg 1605, 131
- 48 StadtA Offenburg, 10/030/003, (17. August 1607), Bl. 386 v (mitgeteilt von Frau Andrea Kammeier-Nebel M.A.)
- 49 Kindler, 61

Lahrer Familien im 18. Jahrhundert

Karl Kopp

Namen: „mannigfaltig“ oder „eintönig“?

Zum Lahrer Bürgerbuch von 1356 schreibt Ferdinand Stein¹ im Jahre 1827: *„Von den Bürgern haben sich einige Namen z. B.: Bühler, Künzlin, Dürr, Pfister, Schmelzer, Vieser bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. Keine einzige Familie war zahlreich und man bemerkt schon hieran, und an der Mannigfaltigkeit der Namen, dass die Bürgerschaft größtentheils aus vor nicht langer Zeit herbeigekommenen Fremden erwachsen war.“* Eine große „Mannigfaltigkeit“ der Familiennamen finden wir auch in den Lahrer Quellen für das 18. Jahrhundert. Der historische Arbeitskreis Lahr erstellte eine Datenbank mit 11 000 Datensätzen aus den Ehebüchern der Jahre 1680 bis 1800 und 400 weiteren Sätzen aus Bürgerbüchern, Steuerlisten u. a. Quellen ab 1662. Für einen ersten Werkstattbericht habe ich aus den Zahlen der Eheschließungen und der Taufen die Entwicklung der Bevölkerungszahlen Lahrs im genannten Zeitraum rekonstruiert.²

Im krassen Gegensatz zur Vielfalt der Familiennamen steht die Eintönigkeit bei den Vornamen, wie ich dies im zweiten Werkstattbericht³ dargelegt habe: Mit jeweils 11 Vornamen sind 70% der Männer und sogar 90% der Frauen erfasst.

Die Daten der 20 häufigsten Familiennamen machen dagegen nur etwa 23% der Namen in den Ehebüchern aus. Die rund 1500 verschiedenen Nachnamen unserer Datei – aus den Schreibvarianten schon auf „Einheitsnachnamen“ reduziert – stellen gegenüber den 590, die Marta Paulus nach den *„Bürgerbüchern aus den Jahren 1662–1777“* auflistet,⁴ eine enorme Erweiterung dar. Paulus beschränkt sich in ihrer Arbeit auf die allgemeine, in der Literatur vorgefundene Deutung der Lahrer Namen. Sie bewegt sich dabei ganz im Kontext der völkischen Gedankengänge ihrer Zeit. Sie geht nicht ein auf Lahrer Besonderheiten in der Häufigkeit, nicht auf die Vornamen und Berufe, auch nicht auf deren Beziehungen und deren Status in der Lahrer Bürgerschaft. Paulus hat wohl auch die Schreibvarianten zu Einheitsnachnamen zusammengefasst, denn sie erwähnt nirgendwo das Phänomen der unterschiedlichen Schreibweisen. Manche der markantesten Lahrer Familiennamen zitiert sie sogar in einer in der Datenbank selten oder gar nicht notierten Form: Viser, Meyer, Hackenjoß, Langenbacher, Pfistert.

Die 20 häufigsten aus den 1500 Familiennamen erfassen nur einen winzigen Teil aus der Masse der Namen von Albrecht, Arnold und Autenried bis Zahler, Zankel und Zucker. Ein paar ausgewählten Familien wendet sich Knausenberger – über mehrere Jahre verstreut – in „Der Altvater“ zu, der „bewusst auch der Lahrer Sippengeschichte dienen will“⁵. Er bleibt dabei sehr anekdotisch, ums Detail bemüht.

Die hohe Zahl der Familiennamen erstaunt, wenn man bedenkt, dass die Einwohnerzahl in dieser Zeit von unter 2000 auf 4400 bis 4800 wuchs.⁶

Wegen der Mehrfachnennungen reduziert sich die absolute Zahl aus den 11 400 Datensätzen auf ca. 6000 namentlich erfasste Personen. So finden wir z. B. den Johann Christoph Caroli, „Dreher und Ratsfreund“, 10-mal in der Datenbank: erstmals nach dem Bürgerbuch 1668 (als Hanns Christoph Carl)⁷ und dann aus den Ehebüchern bei der Heirat von 9 seiner 13 Kinder.⁸ Viele Personen erscheinen aber nur einmal.

Die Schwierigkeiten, korrekt zu zählen und die mehrfach genannten Personen zu identifizieren, bestehen darin, dass die Pfarrer bei der Führung der Kirchenbücher und die Schreiber sonstiger Listen und Protokolle für die gleiche Person immer wieder Varianten der Vornamen (Johann Georg = Georg = Hanns Jörg) und unterschiedliche Schreibweisen des Familiennamens verwendet haben. Vor allem die Schreibung von ä/e, äu/eu, ei/ey, i/ie/ih, k/ck, s/ss/ß, t/th hängt vom orthographischen Empfinden der Schreiber ab.

Die buntesten Schreibvarianten finden wir beim Familiennamen Vieser: Er wird oft Fieser, Vießer und Visser, in Einzelfällen auch Viser, Fießler, Fiser, Füßer und sogar Fyser geschrieben. Hinter die Deutung dieses Namens als „mundartliche Form des Heiligennamens Vinzenz“⁹ lässt sich daher zumindest ein Fragezeichen setzen. Da im 18. Jahrhundert viele nicht lesen und schreiben konnten, gaben sie ihre Namen mündlich weiter und kontrollierten nicht dessen Schreibung.

Die Zuordnung zum Familiennamen wird auch dadurch erschwert, dass die Frauen durchweg in der weiblichen Form mit der Endung „-in“ notiert sind. So kann die Tochter des J. Stahl als Stehlin erscheinen; und ob mit der Bucherin die Tochter des Buch, des Bucher oder des Bucherer gemeint ist, erkennen wir nur, wenn der Familienname des Vaters dabeisteht.

Auch Berufs- und Amtsbezeichnungen wechseln; Kister/Kiesler für den Schreiner; Rat, Ratsfreund oder Ratsverwandter für die Stadträte usw. Eine eindeutige Identifizierung, z. B. durch das Geburtsdatum, war noch nicht üblich.

Dass in unserer aus den Eheschließungen gewonnenen Datei die Geburts- und Sterbedaten fehlen, mag als Manko empfunden

werden. Ein Vorteil für die Fragestellungen dieser Arbeit liegt aber darin, dass die Datei fast lückenlos alle enthält, die das heiratsfähige Alter erreichten (weniger als 50% der Getauften),¹⁰ als Männer einen Beruf ausübten, öffentliche Ämter wahrnahmen und so in ihrer aktivsten Lebensphase die Stadt mitgestalteten.

In dem Gemenge aus Vielfalt (der Nachnamen) und Eintönigkeit (bei den Vornamen) kommen die gleichen Vornamen und die gleichen Berufe in bestimmten Familien gehäuft vor. Oft werden Vorname und Beruf über Generationen hin tradiert. Es muss also auch in den Lahrer Bürgerfamilien „Leitnamen“ gegeben haben, wie wir sie aus Adelshäusern kennen. Wie ausgeprägt waren diese und die Tradition bestimmter Berufe in markanten Familien des 18. Jahrhunderts? Mit meinem Arbeitsbericht will ich diesen Fragen nachgehen.

Ein Ergebnis aus der Masse der Daten gleich vorweg: Bei der Suche nach der Vater-Sohn-Folge überrascht zunächst, dass häufiger der Beruf als der Vorname übereinstimmt. Der Grund liegt darin, dass die Nachbenennung nur für einen der heiratenden Söhne wirksam werden kann, im Beruf aber folgen oft mehrere Söhne dem Vater. In 56% der quer durch die Jahrzehnte gezählten Fälle haben Vater und Sohn den gleichen Beruf, 33% den gleichen Rufnamen, bei 18% sind Beruf und Rufname gleich.

Müller, Maier, Schmied oder Schmidt?

Der Blick in unsere Telefonbücher verrät, dass die meisten Familiennamen aus Berufen, Amts- und Standesbezeichnungen entstanden sind. Konrad Kunze¹¹ (für das deutsche Sprachgebiet) und Hubert Klausmann¹² (für Baden-Württemberg) haben genau gezählt. Beide nennen Müller, Schmidt und Schneider als häufigste Familiennamen. Auch das Internet bietet die gleiche Reihenfolge. Unter den 20 Erstplatzierten sind nach Kunze und dem Internet 16, nach Klausmann 14 Namen beruflicher Herkunft.

Allerdings zählen alle drei allein nach der lexikalischen Reihenfolge. Wollen wir aber wissen, aus welchem Beruf oder Amt die Nachnamen hervorgegangen sind, müssen wir alle Schreibvarianten (z. B. Müller/Möller/Moeller) zusammennehmen. Ordnen wir in diesem Sinne die Tabellen neu, erweist sich der Schmied (mit -dt, -d, -tt, -tz) als häufigster Namengeber im gesamten deutschen Sprachraum. Müller rückt an die zweite, der aus dem lateinischen *maior* abgeleitete Meier (mit -ai-, -ay-, ey-) an die dritte Stelle.

Mit den Spitzenstellungen in England und den USA (Smith u. a.), Frankreich (Lefèvre, Faure, Fabre u. a.) und Italien (Ferrari, Ferrero u. a.) wird die Bedeutung des Schmiedes für die europäischen Familiennamen insgesamt deutlich.¹³ Sie erklärt sich aus

der Kulturgeschichte: Der Schmied besitzt seit der Eisenzeit einen herausragenden Status in der Gesellschaft, der sich in Mythen und Sagen von der antiken Götterwelt bis zu den altdeutschen Sagen, von Vulcanus bis Siegfried, widerspiegelt. Der Schmied besaß ein exklusives, oft als magisch angesehenes Wissen und Können für die Gewinnung, Bearbeitung und Veredelung von Metallen. Die Produkte seiner Kunst waren begehrt: Geräte, Werkzeuge, Bauelemente, Waffen und Schmuck.

Die hervorgehobene Stellung der Schmiede klingt noch in einem Lexikontext des 20. Jahrhunderts nach: *„Noch im MA hatte der Schmied das Recht, Asyl zu gewähren und Ehen zu schließen (bis 1969 noch im schottischen Gretna Green)“*.¹⁴

Durch die zahlreichen Differenzierungen vom Anker- bis zum Zirkelschmied erfährt die Zahl der aus dem Schmiedehandwerk hervorgegangenen Namen eine deutliche Erweiterung. Sprachgeschichtlich interessant ist die Sprech- und Schreibweise des Familiennamens mit dem ungedehnten „i“ im Gegensatz zur heutigen Berufsbezeichnung. Friedrich Adelungs Ausführungen in seinem Wörterbuch von 1811 sind hierzu sehr aufschlussreich: *„Da das i in diesem Worte, so lange es einsylbig bleibt, im Hochdeutschen geschärft ist, so schreibt man es alsdann auch billig Schmid; in der Verlängerung wird es gedehnt: die Schmiede, Schmiedin.“* Adeling liefert uns auch einen Beleg für die vor 200 Jahren noch recht bunte und tolerante deutsche Sprachlandschaft: *„Die Niederdeutschen verlängern es (das „i“) auch in der zweyten und dritten Endung des Singulars: des Schmiedes, dem Schmiede. In der Deutschen Bibel wird es Schmiedt geschrieben, welches die rauhe Oberdeutsche Aussprache begünstigt, wo es zweysylbig Schmi=ed lautet.“*

So ist also die auch heute noch „geschärfte“ Aussprache dieses Familiennamens mit den unterschiedlichen Schreibweisen ursprünglich „hochdeutsch“, im Unterschied zum heutigen Schriftdeutsch, in dem sich für Schreibweise und Aussprache des Berufes das niederdeutsche „ie“ durchgesetzt hat.

Bei den nach dem Schmied folgenden Namensgebern erscheint durchaus plausibel, dass mit dem Müller der gewichtigste Handwerker der Nahrungsproduktion und mit dem Maier ein Vertreter der Herrschaft die Plätze 2 und 3 einnehmen, bei Kunze folgt dann ein weiterer Amtsträger, der Schulze (Schulte, Scholz u. a.); der taucht aber in Baden-Württemberg¹⁵, in der Schweiz und in Österreich¹⁶ unter den ersten 25 Namengebern überhaupt nicht auf.

„Ähti Lohrer“

Gernot Kreuz¹⁷ stellt auch für das heutige Lahr das Spitzentrio Schmidt–Müller–Maier fest.

Im 18. Jahrhundert aber ist in unserer Stadt **Müller** tatsächlich der häufigste Familienname, **Schmidt** und **Meier** liegen auf dem dritten und sechsten Platz. Dazwischen haben sich die für Lahr markanten **Vieser** (2.), **Göhringer** (4.) und **Liermann** (5.) geschoben. Bis Platz 20 folgen weitere spezifische Lahrer Namen, die belegen, dass es getreu der hiesigen Volksweisheit nicht nur die in aller Welt üblichen „Männli un Wiwli“, sondern eine ganz typische „Lohrer“ Namenspalette gibt, nämlich Stolz, Bucherer, Binz, Kammerer, Link, Huber, Hockenjos, Dorner, Pfisterer, Walter, Haas, Morstadt, Kreß, Langenbach.

Eine Sonderstellung nimmt auch im Lahr des 18. Jahrhunderts der Familienname **Schmidt** ein: Bei den Metallberufen (Zeug-, Naben-, Huf- und Waffenschmied, Bohrermacher, Schlosser) ist er mit Abstand am häufigsten vertreten. Jeder fünfte Schmied heißt Schmidt. Nur beim Familiennamen **Weber** finden wir eine noch höhere Übereinstimmung zum Beruf Weber. Sind dies Zufälle oder Hinweise auf die seit der Entstehung der Namen etwa ab dem 12. Jahrhundert fortdauernde Berufstradition in den Familien?

Bemerkenswert ist weiter, dass bei den Lahrer Schmieden namens Schmidt auch der sonst sehr seltene Rufname Paul¹⁸ mehrfach weitergegeben wird.

Die Schmidt sind auch der einzige Familienstamm, in dem die „Zeugmacher“¹⁹ eine Rolle spielen, sie sind auf die Herstellung von Stoffen aus Wolle spezialisiert.

Dass eine Linie der Schmidt statt auf den Amboss zu hauen die Saiten und Tasten schlug, ist die vierte Besonderheit: Mit Hanns, Johann, Hieronymus und Michael Schmidt als Spielmänner, Musikanten, Harfenisten und Hornisten ist dieser Familienname der häufigste in der musikalischen Zunft, obwohl diese Musikantenfamilie aus den Ehebüchern bereits im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts mit der Heirat von Töchtern verschwindet.

Von Familiennamen, die sich laut Stein vom Bürgerbuch von 1356 „bis auf den heutigen Tag“ (1827) erhalten haben, finden wir für die Jahre 1680 bis 1800 tatsächlich nur die Vieser und die aus den Pfister hervorgegangenen Pfisterer in nennenswerter Zahl. Ihnen und weiteren markanten Lahrer Familien, deren Namens- und Berufstradition, wende ich mich im Folgenden zu.

Im Lahr des 18. Jahrhunderts erscheint der Bereich der Berufe und Namen, trotz vielfältiger Beziehungen nach außen – über die wirtschaftlichen Verbindungen, über die herrschaftlichen und kirchlichen Beamten und über die vielen Zuwanderer –, als abgeschlossene Welt. In ihr war schon bei der Geburt ein großer Teil des Lebensweges „vor-geschrieben“ im wörtlichen Sinne: Namen, Beruf, Heirat (z. B. einer Tochter aus dem gleichen Gewerbe, der Witwe eines Bruders oder eines Berufskollegen) und

die Rolle im öffentlichen Leben folgten den gesellschaftlichen Vorgaben. Ganz im Gegensatz zur heutigen Mobilität und Unverbindlichkeit, der häufigen Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz, der Wahl des Familiennamens und den wechselnden Trends bei den Vornamen.

Die Zuwanderer – oft im Zusammenhang mit der Einheirat nach Lahr – wollen und müssen zu dieser Welt gehören: Sie erwerben das Bürgerrecht und übernehmen damit Rechte und Pflichten in der Gemeinschaft. In der Datenbank ist zwar fast die Hälfte der Männer ohne Vermerk über ihren bürgerlichen Status. Aber der kann sowohl beim damaligen Eintrag vergessen, wie auch bei unserer Auswertung der Ehebücher übersehen worden sein. Die herrschaftlichen und kirchlichen Bediensteten besitzen in der Regel nicht das Bürgerrecht in der Stadt, und die jungen Ehemänner sind oft bis zur Heirat noch keine Bürger, ihre Väter aber durchaus. Überdies fehlt bei der Mehrzahl der Bürgermeister oder Ratsmitglieder die Nennung des bürgerlichen Status, weil er in ihrer Position selbstverständlich war.

Von den Tagelöhnern sind deutlich weniger als die Hälfte als Bürger eingetragen. Nur bei 32 aller Erfassten ist „Hintersaß“ vermerkt, bei 38 „Inwohner“ (einer anderen Gemeinde), und bei 12 „Untertan“ (einer anderen Herrschaft).

Weit über die Hälfte der Lahrer muss also tatsächlich das Bürgerrecht besessen haben. Und die heiratenden Gesellen müssen wir für unser Vorhaben bei den bürgerlichen Berufen mitzählen und sie nicht, wie es teilweise in der Literatur geschieht, einer „Unterschicht“ zuordnen.

Um korrekte Schlüsse aus den vorliegenden Namenlisten zu ziehen, müssen wir auch die Regeln der damaligen Taufnamengebung kennen und berücksichtigen: Der für die Namenstradition einer Familie maßgebliche Rufname steht im mehrteiligen Taufnamen an zweiter Stelle. Ihm ist ein „Beivornamen“ (fast nur Anna, Johann oder Hanns) vorangestellt, der wird von den Schreibern der Ehe- und Sterbebücher bisweilen erwähnt, oft auch weggelassen.²⁰

Vorindustrielle Berufswelt

Ein Fixpunkt der heimatgeschichtlichen Überlieferung in Lahr ist der „Große Stadtbrand“ von 1677. In ihm sei die Stadt nach den Leiden der vorangegangenen Kriege fast völlig zerstört worden. Die Masse der Einträge in unserer Datenbank setzt kurz danach ein, mit den ab 1680 geführten Kirchenbüchern. Für Lahr beginnt damit eine neue Ära. Sie ist geprägt von wirtschaftlichem Aufschwung und Bevölkerungswachstum,²¹ und dauert bis zum Übergang an den neuen badischen Staat. Es ist daher sinnvoll, die

zwei Jahrzehnte vor 1700 in diese Arbeit zu Lahr im 18. Jahrhundert einzubeziehen.

Eine Zeit des Aufbaus aus Trümmern lässt vermuten, dass Bauleute wie Maurer, Steinhauer, Zimmermänner das handwerkliche Leben prägen. Die Zählungen ergeben aber, dass die Versorgungsberufe für den täglichen Bedarf der Stadtbewohner auch in den Jahren nach dem Stadtbrand dominierten. Die Zuwanderung ins Baugewerbe ist ebenfalls nicht signifikant.

Vom mittelalterlichen Zunftwesen her war die Lahrer Berufswelt dieser Zeit sehr differenziert und spezialisiert. Die Zusammenfassung zu „Einheitsberufen“ hilft, die Übersicht zu behalten, und führt außerdem zum Nachweis, dass Familienmitglieder oft verwandte Berufe ausübten.

Fast ausschließlich bei Männern sind die Berufe verzeichnet. Nur bei 10 der etwa 3620 Frauennamen ist ein Beruf erwähnt. Diesen Ausnahmefrauen möchte ich die Ehre antun, sie mit ihren Namen zu nennen: Die Köchin Anna Sonder aus Colmar (1693), die „Wirtin Zum Bratenfisch“ Susanna Brandhofer aus Straßburg (1695), die Dienstmagd Anna Maria Beyerbach (1743) und die sieben Hebammen Martha Betz (1683), Anna Maria Bronn (1704), Margaretha Imber (1704), Maria Magdalena und Sophia Munier (1715), Anna Catharina Schmidt (1719) und Susanna Elisabetha Stolz (1780).

Eine Auflistung der häufigsten Berufe zeigt, dass die Arbeitswelt noch ganz vorindustriell strukturiert ist. Mit deutlichem Vorsprung führen die Weber (11,6% der Männer) vor den Landwirten (Ackersmann, Bauer, Rebmann; 9,3%), Schuhmacher (7,2%), Metzger (5,3%), Tagelöhner (3,9%), Bäcker (3,8%), Gerber (3,4%), Schneider (3,2%), Handel (3,1%), Küfer (2,3%), Schmiede (2,2%). Die Maurer und Steinhauer (1,5%) sowie die Zimmermänner (1,5%) spielen zahlenmäßig keine große Rolle. Herrschaftliche und kirchliche Bedienstete (Amtmann, Vogt, Pfarrer, Vikar u. a.) bilden etwa 3% der in den Ehebüchern Verzeichneten. Sie sind nicht Bürger, bestimmen aber deutlich das Stadtleben mit und geraten von ihrer Rolle her oft genug in Konflikt mit den Bürgern und ihren Selbstverwaltungsgremien.

Dennoch fällt auf, wie oft Söhne und Töchter von aus Lahr stammenden Pfarrern in Lahr verheiratet werden (z. B. von Georg Carl Müller, Pfarrer zu Allmannsweier, die Kinder Georg Jacob 1746, Christina 1751, Johanna Juliana 1760, Maria Henriette 1770), oder wie oft ihre auswärtige Ehe in Lahr festgehalten wird (z. B. die des Johann Gottlieb Morstadt, Handelsmann, Sohn des Pfarrers Johann Christian Morstadt, am 22.10.1783 in Broggingen).

Tendenzen eines Wandels der wirtschaftlichen und sozialen Strukturen lassen sich aus dem Vergleich der Zahlen aus der ers-

ten und der zweiten Hälfte des Untersuchungszeitraums (bis 1739 und ab 1740) ablesen: Trotz des deutlichen Bevölkerungswachstums bleibt die Zahl der Landwirte fast gleich; relativ aber nimmt sie ab (von 11,0 auf 8,0%). Gleichzeitig verdoppelt sich der Anteil der Weber (7,3 auf 14,7%) und der Tagelöhner (2,3 auf 5,0%). Dass vor allem junge Männer aus dem landwirtschaftlichen Bereich in einen zusätzlichen Broterwerb drängen, ist auch den Ehebüchern zu entnehmen: Immer wieder ist z. B. der heiratende Sohn eines Reb- oder Ackermanns als Webergeselle, Tagelöhner o. ä. eingetragen. Deutliche Zuwächse verzeichnen auch die Gerber, Schuhmacher, Metzger, Küfer und Schneider. Von einer starken Abnahme sind die Berufe des Gesundheitswesens (Bader, Barbieri, Physici, Chirurgi u. a.) betroffen (1,8 auf 0,9%).

Der Anteil der Ziegler und der Zimmerleute nimmt um jeweils ein Drittel ab. Das mag ein Hinweis darauf sein, dass die Bautätigkeiten gegenüber der Aufbauphase abgenommen haben.

Am Ende des Jahrhunderts taucht als Berufsbezeichnung ein neuer Begriff auf, der die sozialen Umwälzungen des nächsten Jahrhunderts beherrschen wird: der Arbeiter (9-mal ab 1779).

Caroli, Langenbach, Morstadt

Die Caroli, Langenbach und Morstadt erscheinen als von der Masse abgehobene Familien mit ausgeprägten Profilen. Die für diese drei Sippen vorliegenden Stammbäume²² helfen, die Verlässlichkeit unserer Datenbank zu überprüfen. Aus der Gegenprobe gewinnen wir Ergänzungen und Korrekturen an den Stammbäumen.

Die **Caroli**: Die 71 Nennungen in der Datei reduzieren sich im Abgleich mit dem Stammbaum auf 36 Personen. Die C. sind ein lebendiges Beispiel für die starken Lahrer Familienstämme. Diese gründen sich auf Stammväter, mit i. d. R. zahlreichen Kindern, die um die Jahrhundertwende heirateten. So vermählen sich sechs Kinder des streitbaren Pfarrers Christoph Carl aus Hildburghausen (1603–1673) in Lahr. Daraus erwächst eine Dynastie, welche Stadtgeschichte schreibt: Johann Christoph Caroli (1642–1707), Dreher von Beruf, war Jahrzehnte lang Mitglied des Rates. Die Ehebücher belegen die Heirat von 9 seiner 13 Kinder.

Sein Bruder Salomon (1664–1728), Barbier, Chirurgus und Rat, war nach Ausweis der Ratsprotokolle von 1701 bis 1704 als Procurator ein viel in Anspruch genommener Beistand bei Rechtsstreitigkeiten. Die weitere, bewegte Geschichte der Caroli mit ihren Pfarrern, Drehern, Sattlern und Chirurgi, mit ihrem Wirken für die Bürgerschaft als Räte, Procuratoren und Bürgermeister,

erfahren wir aus erster Hand im Caroli-Buch „*lieb undt leid theilen*“.²³

Die **Langenbach**: So auffällig und eindeutig wie bei dem Namen Langenbach ist wohl kaum ein zweites Mal die Berufstradition einer Lahrer Familie bis in die Gegenwart belegt. Sie stellen fast die Hälfte aller Zimmerleute im 18. Jahrhundert. Im Abgleich mit dem Stammbaum – der sich auf die männlichen Linien beschränkt – können wir die 83 Nennungen in der Datenbank auf 22 Frauen und 21 Männer reduzieren, davon sind 18 Zimmerer. Aus dem Stamm des Johann Georg L. (1628–1690; die Heirat von vier Töchtern und des Sohnes Hannß Jacob entnehmen wir den Ehebüchern) verzweigt sich die Sippe der Langenbach-Zimmermänner. Leitnamen sind die seltenen Matthias und Tobias, aber auch Jacob und Johannes. Von Stammvater J. Georgs Sohn, Hanns Jacob (H.1695), wird der Rufname über acht Generationen bis ins 20. Jahrhundert zu Jack Langenbach weitergegeben. Die Tradition der Karl/Carl beginnt erst im 19. Jahrhundert.

Die L. widmen sich ganz ihrem Handwerk, in der städtischen Politik sind sie kaum präsent. Nur Johannes Langenbach (1739–ca. 1790)²⁴ wird bei der Heirat seiner Tochter Elisabeth (11.6.1787 mit dem Zimmermann Georg Adam Hörth) als Ratsherr genannt. Im vorliegenden Stammbaum dominieren zwar die Männer. Die Ehebücher belegen aber die Heirat von 22 L.-Töchtern (teilweise auch Zweitehen), vor allem in Maurer-, Steinhauer- und Zimmermannsfamilien hinein, aber nur von 13 Söhnen als Nachfolger im eigenen oder einem andern Zimmermannsbetrieb.

Die **Morstadt**: Besonders hilfreich sind die vorliegenden Stammbäume für die Verifizierung von 48 Personen aus 89 Morstadt-Einträgen der Datei. In zwei getrennten Stämmen wirkten sie im 18. Jh.: Der Stamm der Pfarrer, Barbieri, Chirurgen und Handelsmänner mit 14 Männern und 9 Frauen, und der der Bauern, Schlosser und Schuhmacher mit 15 Männern und 10 Frauen. Leitname ist zunächst Michael, dann folgen Christian, Gottlieb und Friedrich in beiden Stämmen. Die Morstadt stellten führende Persönlichkeiten im weltlichen wie im geistlichen Stadtregiment. Dem Michael, Barbier, Chirurg, Ratsherr und Bürgermeister (1610–1660) folgten der gleichnamige Sohn (1638–1714) mit den gleichen Titeln und drei weitere Generationen von Barbieren und Chirurgen.

Der andere Sohn, Johannes (1646–1719), „*Spezial, Superintendent, Stadtpfarrer und Fürstlicher Kirchenrat*“, wurde zum Ahnherrn einer verzweigten Dynastie von Pfarrern und Handelsmännern. Seine Söhne folgten ihm als Pfarrer: Johannes (1677–1743) in Hugsweier, Christian Heinrich (1691–1735) in Lahr, Enkel Johann Christian (1720–1785) und Urenkel Friedrich August

(1759–1829) in Broggingen²⁵ und andern Orten. Töchter und Söhne machten ringsum „gute Partien“ in Pfarrers- und Handelsfamilien.

Weber, Reb- und Ackersmänner

Den neben den Schmidt (s. o.) und den Liermann (s. u.) häufigsten Lahrer Namen **Müller, Wieser, Göhringer, Meier, Stolz** ist gemeinsam, dass sie keine nach Berufs-, Rufnamen- und Ämtertradition markanten Familienstämme erkennen lassen. Besonders hoch ist ihr Anteil bei den Webern, den Landwirten (ohne dass es ausgeprägte Bauernfamilien gibt), teilweise auch bei den Tagelöhnern und denen ohne Berufsnennung. (Bei den Morstadt dagegen erscheint kein Mann ohne Beruf oder Titel.) Die vielen gleichen Berufe und gleichen Vornamen (70% richten sich nach dem üblichen „Mehrheitsmuster“²⁶ aus Jacob, Johannes, Georg, mit oder ohne Beivornamen variantenreich notiert) machen es schier unmöglich, die Datensätze dieser Familienstämme auf eine verlässliche Liste von Personen zu reduzieren, daher stehen statt der absoluten nur relative Zahlen in Klammern (in % der Männer gleichen Familiennamens). Bei den Jahreszahlen (i. d. R. nur die erste Nennung) steht (St.b.) für Steuerbuch, (H.) für Heirat, (V.) für Vater einer Braut/eines Bräutigams, (1791–) für „weiland“, d. h. bei der Hochzeit des Sohnes/der Tochter in diesem Jahr bereits verstorben.

Die **Müller**: Ursinus der Leinenweber beherrscht die Einträge ab 1689 über fast vier Jahrzehnte. Als „*Handelsmann, aus der Schweiz zugewandert, reichster Burgheimer*“ beschreibt ihn Knaußenberger.²⁷ Prompt wird er auch Kirchenzensor. Vier Töchter und vier Söhne, allesamt Leinenweber, kann er verheiraten.

Den neben Ursinus ebenfalls erfolgreichen Tuchhändler, Georg Müller aus Sachsen, beschreibt Helmuth Lehmann,²⁸ mit den aus seiner Familie erwachsenden und mit ihnen verschwägerten Handelsleuten, Pfarrern und Stadtoberen. Eine dritte Müller-Sippe geht von Hanns dem Ziegler aus. Auch seine vier Söhne sind Ziegler. Sie verschwinden aber mit der Heirat des letzten, Stephan (H.1724), als Ziegler aus den Ehebüchern. Die wenigen prominenten Müller-Familien dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die meisten ums tägliche Brot kämpften als Weber (34%), Landwirte (12%), Tagelöhner (12%) und in andern Berufen (62%); ohne Nennung (6%).

Den **Wieser** erging es kaum anders: Landwirte (45%), Weber (25%), Tagelöhner (9%), andere und ohne Beruf (10% und 11%) bestimmen das Bild. Träger bürgerlicher Ämter sind nur Georg (V.1695–) und Johannes (V.1710), beide „Bauersmann und Rats-

freund“, sowie der Amtsschultheiß Johannes (V.1795). Johann Georg (V.1745) und Johannes (V.1771) fungieren als Bannwarte, Jacob (H.1788) als Feldwaibel.

Die **Göhringer** drängten noch weniger ins öffentliche Leben (oder sie waren wegen ihres Vermögens dafür nicht vorgesehen). Johannes war Kirchencensor (V.1779), Christian Kirchenältester (V.1798), beide Weber. Mit Webern (43%), Ackers- und Rebmännern (36%) haben wir schon 4/5 der Göhringer-Berufe, 11% sind ohne, der Rest als Tagelöhner und in verschiedenen Handwerken vermerkt.

Die **Meier** erscheinen ohne ausgeprägte Berufstradition. ¼ ist ohne Beruf notiert, 19% als Landwirte, 13% als Ziegler (letzter Johann Jacob, V.1747–, er verheiratet fünf Töchter). Der große Rest verteilt sich auf die unterschiedlichsten Handwerke. Ratsmitglied ist der Sattler Tobias (V.1785–). Wohl nicht zu der Lahrer Meier-Sippe gehören als herrschaftliche Beamte Johann Ludwig „Schultheiß und Stabhalter zu Nimburg“ (V.1732) und Johann Friedrich Mayer „Hochfürstlicher Landcommissar und Stadtschultheiß“, er ehelicht am 19.5.1744 die Witwe des Johannes Morstadt, ehemals Pfarrer zu Hugsweier.

Die **Stolz** fallen sofort durch die hohe Zahl der Weber auf (74%). Einem Zweig der Sippe gelingt mit Johann Friedrich (H.1751), Sohn des Rats Johann Jacob (V.1737 u. 1751), der Aufstieg in den profitablen Handel und in städtische Ämter, wo auch die Nachkommen Erfolg haben (13%). Weitere Nennungen mit und ohne Beruf machen 13% aus.

Den Versuch, die Generationenfolge in Familienzweigen zu rekonstruieren, gab ich auf. Denn bei den vielen Stolz-Webern im Vornamen-Karussell der Hanns, Jacob, Johann, Johannes und Georg lässt sich eine eindeutige Folge nicht feststellen, zumal sie immer wieder im gleichen oder in Folgejahren heiraten.

Müller und Bäcker, Metzger und Wirte

Als regelrechte Dynastien erscheinen die Wirte und Metzger – sie werden oft mit beiden Berufen genannt – sowie die Müller und Bäcker. Unsere Datei weist die Müller zwar als besonders orts- und betriebsgebunden aus, dennoch sind von ihnen deutlich unter 50% als Bürger eingetragen. Eine Untersuchung dieser offensichtlich berufsspezifischen Enthaltsamkeit könnte weitere Aufschlüsse über die damalige Sozialstruktur in Lahr geben.

Sehr schön bestätigen die folgenden Beispiele die Beziehungskette Nachname-Beruf-Rufname.

Die **Hockenjos** verschaffen dem Suchenden wahre Erfolgserlebnisse. Aus klaren Generationsfolgen mit eindeutigen Leitberu-

fen und Leitnamen lässt sich für sie ein Stammbaum erstellen. Aus dem Stamm des Bäckers Jacob I. (2.H.1683) erwächst eine Dynastie von Metzgern (47%), aber auch von Küfern und Schreibern.

Jacob verheiratet drei Töchter und vier Söhne. Die Bäcker-Tradition endet bereits in dieser Generation mit der Heirat von drei Töchtern des Sohnes Johannes (H 1688) sowie mit Sohn Christian (St.b. 1704), für ihn weist die Datenbank keine Nachkommen aus. Dagegen startet mit Jacobs I. Sohn Matthias I. (H. 1689) die Metzgerdynastie, die mit gleichem Beruf und Rufnamen über Matthias II. (H. 1725) und Matthias III. (H. 1795) reicht. Der Leitname Jacob wird weitergegeben über Matthias' I. Sohn Johann Jacob II. (H. 1716) und Enkel Johann Jacob III. (H. 1761), beide ebenfalls Metzger. Jacobs I. Sohn Joseph begründet eine Schreinerfamilie. In der Küfer-Sippe Hockenjos wird mit Jacob IV. (V. 1755) der Rufname des Stammvaters wieder aufgenommen und ist bis zu dessen Enkel Jacob V. (H. 1787) nachweisbar. Als weiterer Leitname setzt sich bei den Küfern Friedrich durch.

Exemplarisch werden bisherige Erkenntnisse durch die Hockenjos bestätigt:

- Die hohe Zahl verheirateter Nachkommen eines Stammvaters. Die Praxis der Vornamengebung: Der Rufname an zweiter Stelle, die Beivornamen Hans, Johann, Anna, Maria davor gesetzt.
- Die Tradition der Leitberufe und Leitnamen (Rufnamen, teilweise Generationen überspringend).
- Schwiegersöhne und Schwiegertöchter aus berufsnahen Familien.
- Die Häufigkeit von Zweit- und Drittehen.
- Als Ratsmitglied oder Bürgermeister ist kein Hockenjos ausgewiesen.

Die **Pfisterer** sind ebenfalls ein starkes Müller- und auch Bäcker-geschlecht (57%, 13%, der Rest in anderen Berufen). Fast die Hälfte wird vor allem in den ersten Jahrzehnten Pfister geschrieben. Dies könnte ein Hinweis auf eine sehr lange Berufstradition der Bäcker – lat. *pistor* – in der Familie sein. Vor allem aber waren die Pfisterer während des ganzen 18. Jahrhunderts Stadtmüller: Georg (H.1703, 1713–), Johannes (H.1719, 1755–) und Gottlieb (V. bei den Eheschließungen von vier Töchtern und einem Sohn, 1773 bis 1791). Als Clostermüller wird Matthias genannt (H.1737, 1776–).

Die **Kreß** nennt Knausenberger²⁹ „Das Bäckerdutzend in vier Generationen“. Seine Stammtafel³⁰ wird durch unsere Daten bestä-

tigt, und wir können sie sogar um eine nächste Bäcker-Generation erweitern: J. Christian (H.1776), Sohn des Weißbecks und Löwenwirts Johannes (H.1742), und Christian (H.1756), Sohn des Christian (H.1741).

Die **Dorner** sind in ihrem Metier, was die Langenbach bei den Zimmerleuten: 93% von ihnen sind Metzger und/oder Wirte. Jahrzehnte lang beherrschen sie das „Wirtschaftsleben“ in Lahr, vom Urvater Christian „Gastgeber zum Engel“ (V.1682–) über Lindenwirt Johannes (H.1682), Cronenwirt Johann Michael (H.1731), die Engelwirte Johannes (H. 1719) und Johann Christian (H.1759) bis zu Jacob (H.1762), später Pflugwirt. Auffallend ist, dass die Dorner ab 1762 nur noch als Metzger notiert werden mit der Ausnahme, dass Jacob bei der Eheschließung seiner Tochter (1786) wieder „weiland Pflugwirt“ genannt wird. Als Leitnamen führen Johannes, Jacob, Andreas und Michael durch die Familienzweige.

Die **Liermann** sind ebenfalls neben dem Metzgerberuf (60%) auch Wirte, einzelne in der Stadtpolitik engagiert. Vier Söhne folgen Stammvater Peter I. (St.b.1663, V.1668) im Metzgerberuf. Beim ersten, Johannes (H.1686), endet die Tradition mit den drei Töchtern seines Sohnes J. Jacob (H. 1718), beim zweiten, Daniel (H.1696), schon mit dessen zwei Töchtern. Stammbäume ließen sich aus Peters I. weiteren Söhnen erstellen: Einer aus dem Sohn Jacob (H.1688); zwei Stämme gehen von Caspar (V.1724) aus, beide mit dem Leitnamen Andreas, der eine über Johannes II. (H.1724), der andere über Andreas I. (H. 1732). Metzger und Wirte der Liermann-Sippe sind: Peter II. Hirschwirt (H.1728, Sohn des Jacob), Johannes Hirschwirt (H.1755, Sohn des Johann Peter, H.1728), Johann Daniel Lindenwirt und Ratsfreund (H.1758, Sohn des Andreas I.), Andreas III. Lindenwirt und Bürgermeister (H.1770, Sohn des Andreas II., H.1749).

Ähnliche Nachweise ließen sich für weitere Familien und Berufe erstellen. Die **Rubin** z. B., deren Tradition als Müller in Hugsweier bis heute andauert.

Bei den **Bucherer** (Müller und Bäcker) könnte es reizvoll sein, der Generationenfolge des Namens Tobias (25%) durch das ganze Jahrhundert nachzugehen.

Beispiele für die Tradition eines Berufes vom 18. bis ins 20. Jahrhundert sind die **Link** als Wagner (damals 42%), und der **Wäldin/Wälde** als Gerber (63%).

Heute sind viele Berufe verschwunden, vor allem bei der Verarbeitung von Metallen und im Textilgewerbe: Bohrer- und Siebmacher, Kupfer-, Nagel- und Ringelschmiede, Hosenstricker, Strumpfweber, Zeugmacher und Posamentierer;³¹ aber auch Scharfrichter, Bannwarte und Türmer. Bei den städtischen Ehren-

ämtern gibt es die Bezeichnungen „Rathsfreund“, „Rathsverwandter“, „Laytmann“, „Umgelteser“ und „Procurator“ nicht mehr, „Bürgermeister“ hat eine neue Bedeutung bekommen.

Fazit

Die Welt der Familiennamen in Lahrs 18. Jahrhundert ist groß und bunt. Etwa 1500 Einheitsnachnamen (Schreibvarianten sind zusammengefasst) enthält die vom Historischen Arbeitskreis vorwiegend aus den Ehebüchern der Jahre 1680 bis 1800 erarbeitete Datenbank. Von den 20 häufigsten Namen im deutschen Sprachraum, angeführt von Schmidt, Müller und Meyer, kommen nur diese drei auch im damaligen Lahr bei den 20 zahlenmäßig führenden Familien vor. Lahr verfügte über eine recht eigenständige Namenspalette. Caroli, Dorner, Göhringer, Langenbach, Link, Morstadt, Stolz und Vieser zeugen davon auch heute noch, allerdings mit deutlich weniger Vertretern dieser Namen.

Die Arbeitswelt war vorindustriell geprägt. Weber, Reb- und Ackersmänner, Schuhmacher und Metzger, aber zunehmend auch Tagelöhner sind die häufigsten Berufsbezeichnungen. Jeder war in ein sehr enges soziales System eingebunden. Der Beruf war für die meisten Männer durch die Familientradition vorgegeben; nur einzelne Frauen sind mit Beruf genannt.

Auch bei den Vornamen, die man, im Gegensatz zur Mannigfaltigkeit der Nachnamen, aus einem eng begrenzten Reservoir schöpfte, lässt sich bei vielen Familienstämmen die Tradition eines Rufnamens als Leitname nachweisen. Der Beruf wird häufiger weitergegeben als der Rufname, weil die Nachbenennung nur für einen der heiratenden Söhne wirksam werden kann, im Beruf aber folgen oft mehrere Söhne dem Vater.

Für herausgehobene Familien lassen sich aus den Eheschließungen Stammbäume (ohne Geburts- und Sterbedaten) erstellen oder vorhandene Stammbäume ergänzen. Die markanten Sippen heben sich von der Masse ab durch besondere Berufe und wirtschaftliche Karrieren, durch stadtpolitische und kirchliche Ämter und durch besondere Rufnamen als Leitnamen über Generationen hin.

Auf diesem Feld weiter zu graben und weiter zu entdecken lohnt sich für die Nachfahren der Lahrer Familien des 18. Jahrhunderts. Stadt- und Familiengeschichte können sich gegenseitig bereichern.

Literatur

- Bühler, Christoph: Das Bürgerbuch der Stadt Lahr von 1356, bearbeitete Textedition nach der Originalquelle im Stadtarchiv, Selbstverlag Lahr und Heidelberg 1990
- Caroli, Walter und Heinrich: „lieb undt leid theilen“. Die Carolis in fünf Jahrhunderten, Lahr 2008
- Heinzmann, Kurt: Taufnamengebung in Eichstetten 1650–1780, in: Archiv für Familienforschung 1998, Heft 3, 168–187
- Kopp, Karl: Lahrs Bevölkerung im 18. Jahrhundert, in Geroldsecker Land, Heft 49, 2007, 27–44
- Kopp, Karl: Die Vornamen in den Lahrer Familien des 18. Jahrhunderts, in Geroldsecker Land, Heft 50, 2008, 143–152
- Klausmann, Hubert: Atlas der Familiennamen für Baden-Württemberg, Ostfildern 2007
- Knausenberger, Winfried: in Der Altvater, Heimatblätter der Lahrer Zeitung 1957/58
- Kunze, Konrad: dtv-Atlas Namenkunde, München 2003
- Lehmann, Helmuth: Die Lahrer Tuchhändlerfamilie Müller, in Geroldsecker Land, Heft 49, 2007, 45
- Paulus, Marta: Die alten Lahrer Familiennamen sprachgeschichtlich untersucht, in Giessener Beiträge zur dt. Philologie, Gießen 1928
- Roth, Käthe: Die Stadt Lahr, Bundesanstalt für Landeskunde und Raumordnung, Bad Godesberg 1961
- Stein, Ferdinand: Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und Umgebung, Lahr 1827

Anmerkungen

- 1 Stein, 33
- 2 Kopp, Geroldsecker Land 49/2007
- 3 Kopp, Geroldsecker Land 50/2008
- 4 Paulus, 22–43
- 5 Der Altvater v. 24.8.1957, 66
- 6 Kopp, Geroldsecker Land 49/2007, 42f., und Roth, 51
- 7 Vgl. auch Caroli, 42
- 8 Genaueres hierzu in Caroli, 16ff., und in dem über das Internet zugänglichen Stammbaum
- 9 Paulus, 59
- 10 Kopp, GL 49/2007, 37/38
- 11 dtv-Atlas Namenkunde
- 12 Atlas der Familiennamen von BW
- 13 Kunze, 117
- 14 Meyers Großes Taschenlexikon, Mannheim 1981
- 15 Klausmann, 41
- 16 Kunze, 198
- 17 Gernot Kreutz, Typische Familiennamen in der Kleinregion Stadt Lahr, Geroldsecker Land 50/2008, 153ff.
- 18 Vgl. Kopp. GL 50/2008, 148
- 19 Nicht zu verwechseln mit den Zeugschmieden, welche Geräte herstellen.
- 20 Kopp. GL 50/2008, 146/147
- 21 Kopp, GL 49/2007, 41–43
- 22 Stammbäume zu Caroli in Caroli, 17, 39, 282, und im Internet, zu Langenbach und Morstadt als Manuskripte im Stadtarchiv.
- 23 Caroli, siehe Literaturverzeichnis
- 24 Das Sterbejahr 1757 im Stammbaum ist sicher falsch, denn er wäre dann nur 18 Jahre alt geworden; die Db. enthält die Heirat von dreien seiner Töchter; erst bei der letzten, Salome 1791, trägt er den Vermerk „weiland“.
- 25 Ein weiterer im vorliegenden Stammbaum aufgeführter Pfarrer in Broggingen, Johannes M. (1713 – ?), ist durch die Ehebücher nicht belegt und wird weder durch das Badische Pfarrerbuch noch durch das Ortssippenbuch Broggingen bestätigt. Dem Pfarramt Broggingen danke ich für die freundliche Information.
- 26 Kopp, GL 50/2008, 147 u. 150
- 27 Der Altvater vom 14.6.1958
- 28 Lehmann in GL 49/2007, 45ff.
- 29 Der Altvater, 24.8.1957, 66
- 30 ebd.
- 31 Sie stellten Borten, Zierschnüre und Quasten her.

Die Kinzig vor dem Ausbau – Bild eines Wildflusses aus historischen Karten

Thomas Fleischhacker

Betrachtet man heutzutage die Kinzig zwischen Kehl und Hausach, dann sieht man fast durchweg einen begradigten und einheitlich ausgebauten Flusslauf, der von Deichen und grasbewachsenen Vorländern begleitet wird. Mit diesem Bild vor Augen kann man sich kaum vorstellen, dass die Kinzig vor ihrem Ausbau ein sehr dynamischer Wildfluss war, dessen Gewässerbett von Sand- und Kiesbänken und erheblichen Breitenunterschieden geprägt war.

Durch den Ausbau der Kinzig ging die Vielgestaltigkeit des Gewässerbettes verloren und damit auch viele unterschiedliche Lebensräume für Fische, Kleinlebewesen und Wasserpflanzen. Seit einigen Jahren werden durch Renaturierungsmaßnahmen diese verloren gegangenen Lebensräume an ausgewählten Stellen wieder hergestellt, soweit dies unter den heutigen Randbedingungen (v. a. Hochwasserschutz) möglich ist. Das neu angelegte naturnahe Flussbett orientiert sich dabei an den Strukturen, welche für die Kinzig vor dem Ausbau typisch waren. Diese Strukturen lassen sich in vielen Fällen aus historischen Detailkarten ermitteln.

Im Folgenden soll veranschaulicht werden, wie die Kinzig vor ihrer Begradigung und Eindeichung in verschiedenen Teilbereichen aussah. Die zum Teil im Original dargestellten Kartenwerke befinden sich im Staatsarchiv Freiburg sowie teilweise als Kopien/Reproduktionen in den Stadtarchiven Haslach und Hausach. Die Signaturen sind soweit vorhanden unter der jeweiligen Abbildung vermerkt.

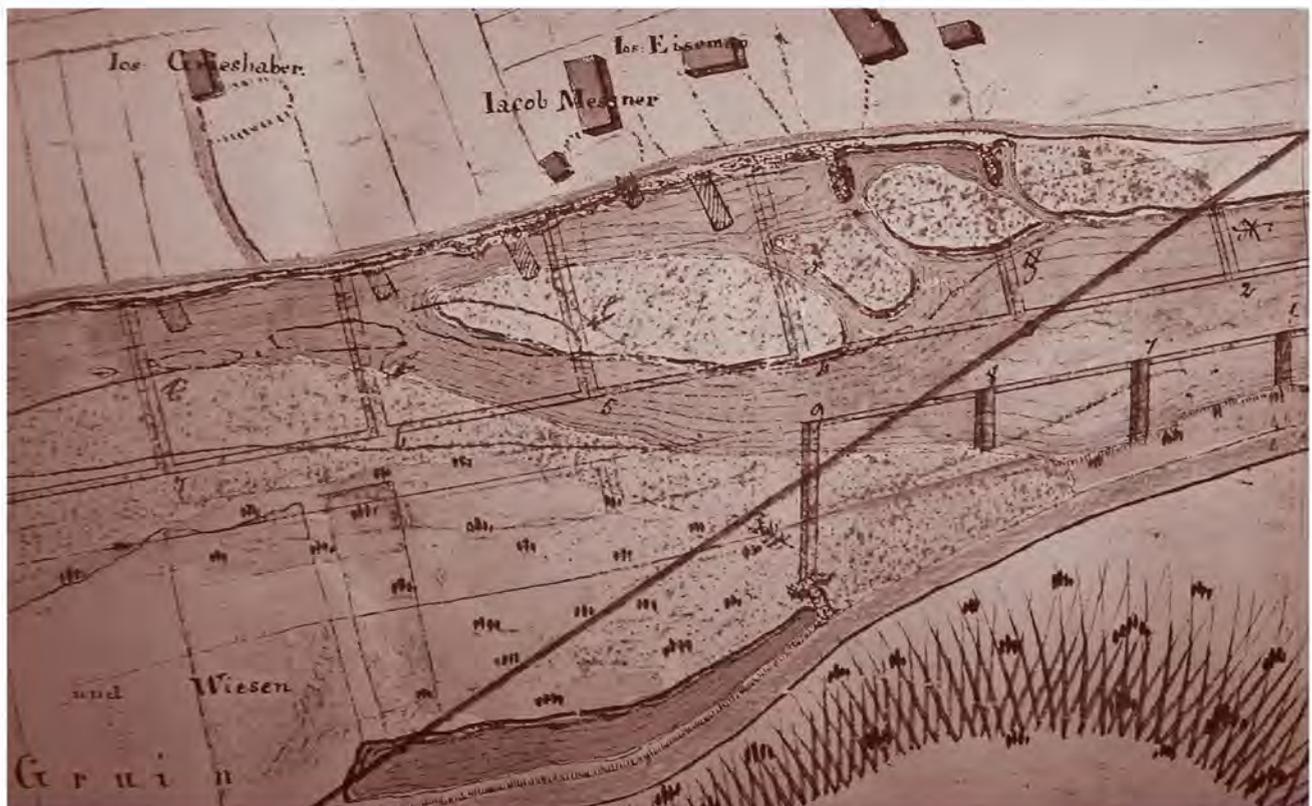
1 Gegend um Hausach/Haslach

Der dargestellte Ausschnitt aus einer historischen Karte von 1825 zeigt das Kinzigtal im Bereich von Hausach/Haslach. Aufgrund des relativ schmalen Talbodens und der ansteigenden Talhänge des mittleren Schwarzwaldes zeigt die Kinzig in dieser Gegend einen gestreckten Lauf mit nur schwachen Biegungen, d. h., der Fluss folgt zumeist dem Talverlauf. Manchmal prallt er aber auch an die felsigen Hänge und wird zum gegenüberliegenden Talhang abgelenkt, was örtlich zu stärkeren Biegungen des Flusslaufes führt. Bei Hochwässern sucht sich die Kinzig oft neue Wege, schafft bisweilen völlig neue Läufe. Man findet daher in der Originalkarte oft Reste alter Kinzigläufe, die sich als langgestreckte, oft isolierte Altwasser zeigen (s. a. **Abb. 1** Bildrand unten).

Diese Altwässer entstanden dann, wenn sich die Kinzig während eines Hochwassers ein neues Gewässerbett geschaffen hatte und im bisherigen Flussbett mit nachlassender Durchströmung vermehrt Kies und Sand abgelagert wurde. Der alte Lauf verlandet dadurch größtenteils und wird vom neuen abgetrennt. Manchmal haben diese Altwässer aber auch eine andere Entstehungsgeschichte. Bricht der Fluss während eines Hochwassers an einer niedrigen Uferpartie aus seinem Bett aus, kann er lokal auch Ausspülungen in der überfluteten Talaue verursachen. Geht der Wasserstand wieder zurück, fließt er wieder im angestammten Flussbett, nur die ausgespülte und meist wassergefüllte Rinne erinnert noch an einen zusätzlichen Flussarm während des Hochwassers. Völlig eindeutig lassen sich diese Altwässer in ihrer Entstehung nicht deuten.

Abb. 1: Kinzig bei Eschau zwischen Hausach und Haslach. Foto-Ausschnitt aus einer Karte aus dem Jahr 1825, die nachträgliche Handeintragungen enthält (Ausbau-planung, Bühnen). Quelle: Stadtarchiv Haslach, SW-Kopie koloriert. Weitere Reproduktion im Stadtarchiv Hausach.

Beeindruckend ist die dargestellte Breite der unausgebauten Kinzig, die im Vergleich zur heutigen Breite an manchen Stellen bis zum dreifachen und mehr betrug (vgl. **Abb. 1** rechter Bildrand: parallele Linien = heutige Kinzig). Nach alten Querschnitten war der Fluss an diesen Weitungen aber sehr flach, zu den Rändern des Gewässerbettes vermutlich nur wenige Zentimeter mit Wasser bedeckt. Diesen Weitungen folgten Engstellen, die zum Teil die gleiche Breite wie das heutige Flussbett aufwiesen. Hier dürften die damaligen Tiefwasserbereiche gewesen sein, da die gleiche Wassermenge bei geringerer Breite einen tieferen Querschnitt benötigt.



Da das Gewässerbett der Kinzig keine Befestigungen besaß, wurden bei jedem Hochwasserereignis beträchtliche Mengen an Sand und Kies aus dem Ufer und von den Bänken fortgespült. Diese Materialien waren auch die Grundlage für die Bildung neuer Sand- und Kiesbänke am Ufer oder in der Mitte des Flusses. Es fanden ständige Umlagerungen statt, sodass sich auch immer wieder neue Flachwasserzonen oder Tiefwasserbereiche herausbildeten. Solche Veränderungen sind auch in der Abbildung 1 zu erkennen: Nachträglich eingezeichnete „Kringel“ stellen neue Bankbildungen dar, die nach der Kartenaufnahme entstanden sind (siehe links der Bildmitte).

Mit dem Ausbau und den Befestigungen der Ufer kam die Dynamik des Gewässerbettes zum Erliegen. Dennoch findet auch heute ein gewisser Materialtransport durch die Kinzig statt, der in längeren Zeiträumen zu einer schleichenden Erhöhung der grasbewachsenen Vorländer führt. Die feinkörnigen Ablagerungen (Sande und feiner) müssen daher von Zeit zu Zeit abgetragen werden, damit der heutige Ausbauquerschnitt erhalten bleibt.

2 Zwischen Biberach und Gengenbach

Im Gegensatz zur ersten vorgestellten Strecke bei Hausach/Haslach fließt die Kinzig zwischen Biberach und Gengenbach in einem zunehmend breiteren Tal. Das Zurückweichen der Talhänge begünstigt die vermehrte Ausbildung kleinerer und größerer Laufbiegungen der Kinzig. Anhand der **Abbildung 2** ist auch zu erkennen, dass die Kinzig verstärkt in den eigenen Sand- und Kiesablagerungen arbeitet, die hier den Talboden bilden. Dies zeigt sich in Form etlicher Ufer- und Mittenbänke, Altwässer und Nebenarme. Auch hier sucht sich der Fluss häufig neue Wege und lagert dabei ständig erhebliche Mengen an Sand und Kies um.

Aufgrund der sehr detaillierten Aufnahme, bei welcher sogar die vorgefundenen Materialien notiert wurden (z. B. Sand, Kies, Wiese), lässt sich festhalten, dass es kleinräumig Unterschiede bei den Materialien der Ufer- und Mittenbänke gab. Neben überwiegend kiesgeprägten Bänken lagen auch sanddominierte Ablagerungen im Bereich des damaligen Gewässerbettes vor. Da die Kinzig in erster Linie ihre eigenen Ablagerungen umarbeitete und dabei große Sedimentmengen anfielen, ist es nicht verwunderlich, dass sich je nach Strömungsverhältnissen entweder feineres oder gröberes Material als Bank ablagerte oder selbiges an Ort und Stelle freigespült wurde.

Die Dynamik der Kinzig in diesem Bereich führte auch zu erheblichen Breitenunterschieden des damaligen Gewässerbettes, die sich aus dem oben dargestellten Kartenausschnitt ablesen lassen. Immer wieder treten Engstellen oder schmale Seitenarme im

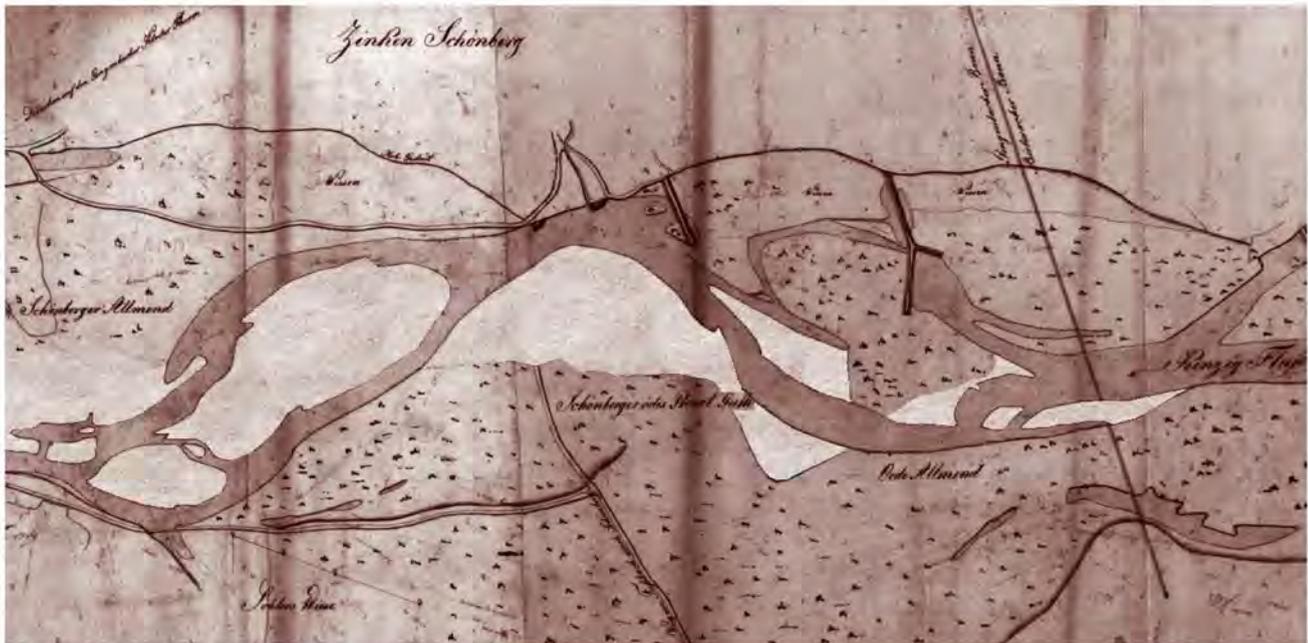


Abb. 2: Kinzig bei Schönberg, zwischen Biberach und Gengenbach. Ausschnitt aus einer Karte aus dem Jahr 1822 mit eigenen Hervorhebungen (Sand-/Kiesbänke). Quelle: Landesarchiv BW, Staatsarchiv Freiburg, Sign. G 1224/8 Nr. 330 (Plan 24.14).¹

Bereich der Mittenbänke auf, die schmaler als das heutige Kinzigbett waren. Dem gegenüber stehen Weitungen, die im Vergleich zu heute leicht die doppelte Gewässerbettbreite erreichen. Diese Breitenwechsel gingen mit sehr unterschiedlichen Wassertiefen und Strömungsverhältnissen einher, sodass damals eine vielgestaltige Gewässersohle vorgelegen haben muss: Flach- und Tiefwasserzonen, durchströmte Seitenarme bzw. Furten sowie einseitig mit der Kinzig verbundene Nebenarme mit Stillwassercharakter.

3 Bei Offenburg/Elgersweier

Im Bereich von Offenburg, in Höhe des heutigen Gifz-Sees, hatte die Kinzig im Jahre 1808 mehrere starke Laufbiegungen. Dies liegt auch daran, dass hier im Übergangsbereich zur flachen Oberrheinebene die Talhänge des Schwarzwaldes keine Begrenzung mehr für die Laufausbildung darstellten. Insgesamt zeigt die Kinzig ab hier eher eine Tendenz zu einem Gewässerbett ohne Nebenarme, wenn auch örtlich solche Laufgabelungen noch auftreten (vgl. Abb. 3 rechts oben).

Unterhalb des damals schon vorhandenen Wehres am Großen Deich (vgl. Abb. 3 unten: Mühl-Teich) wies das unausgebaute Kinzigbett große Bänke auf, die sich vornehmlich an den Innenufern der Flussbiegungen befanden. Die beiden Bänke nach dem Wehr am rechten Ufer besitzen Einbuchtungen am unteren Ende (in Fließrichtung), die auf ungleichförmige Längenzuwächse hinweisen. Solche Formen treten z. B. dann auf, wenn die Seitenverlagerung des Flusses zum gegenüberliegenden Ufer rasch voranschreitet und das Bankwachstum dem nicht auf voller Fläche folgen kann.

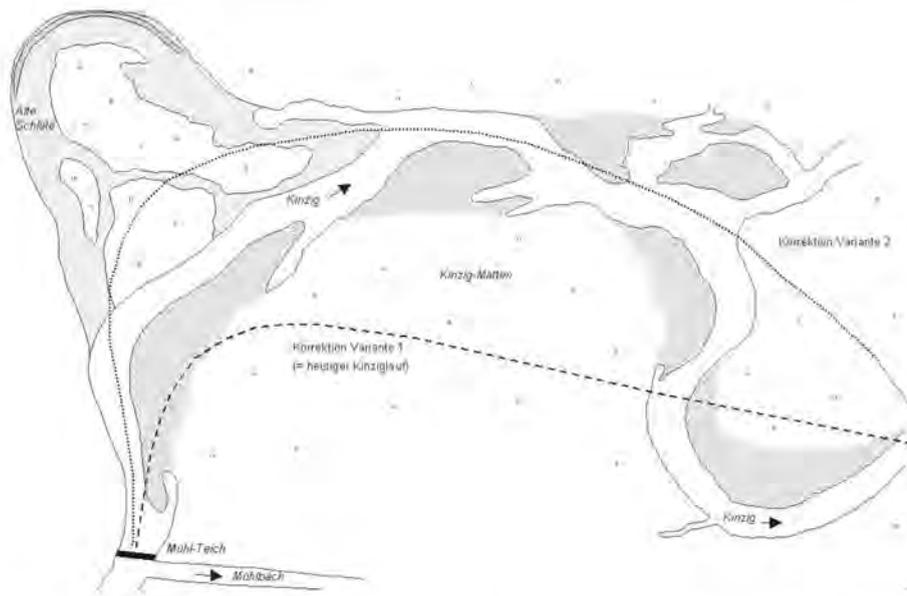


Abb. 3: Kinzig unterhalb Großer Deich bei Offenburg/Elgersweier. Eigene Skizze nach einer Karte aus dem Jahr 1808. Quelle: Landesarchiv BW, Staatsarchiv Freiburg, Sign. B 728/1 Nr. 2304.

Auffällig ist auch der verlandete Gewässermäander, der durch eine schmale Restwasserfläche gekennzeichnet wird (vgl. Abb. 3 links oben: Alte Schlute). Dieser weitgehend verlandete Altlauf der Kinzig entstand vermutlich bei einem Hochwasser, als die Kinzig einen kürzeren Weg nahm und die Flussbiegung abschnitt. In der Folge kam es wegen mangelnder Durchströmung des Mäanders zu Sand- und Kiesablagerungen, bis schließlich nur noch die schmale „Alte Schlute“ übrig blieb.

In der Originalkarte finden sich auch Einzeichnungen für Korrektionsmaßnahmen, die in Abbildung 3 als Linien wiedergegeben sind. Vergleicht man die Trassen mit dem heutigen Kinziglauf, dann stellt man fest, dass der als Variante 1 bezeichnete Verlauf zur Ausführung kam.

4 Im Raum Griesheim

Die in der vorherigen Strecke bei Offenburg erwähnte Tendenz zu einem geschlossenen Gewässerbett ohne Nebenarme bleibt auch im weiteren Verlauf durch die Oberrheinebene erhalten. Es treten zwar noch kleinräumig Gabelungen auf, diese gehen jedoch auf stark veränderliche Mittenbänke zurück, deren Fortbestand oftmals nur bis zum folgenden Hochwasser reicht.

Markanter wird im damaligen Flussbett nun der Wechsel zwischen steilen Abbruchufern und den gegenüberliegenden, überwiegend aus Sand entstandenen Bänken. In der Karte ist dies im Bereich der Gewanne „Im Grüble“ und „In der Diehl“ erkennbar (vgl. Abb. 4): Die dunklen Ränder im Bereich der Ufer kennzeichnen sogenannte Prallufer, an welchem die Kinzig arbeitet und ständig Material mitnimmt. Am Gegenufer, dem sogenannten Gleitufer, zeigen ca. 30–60 m breite Sandbänke die Ablagerung

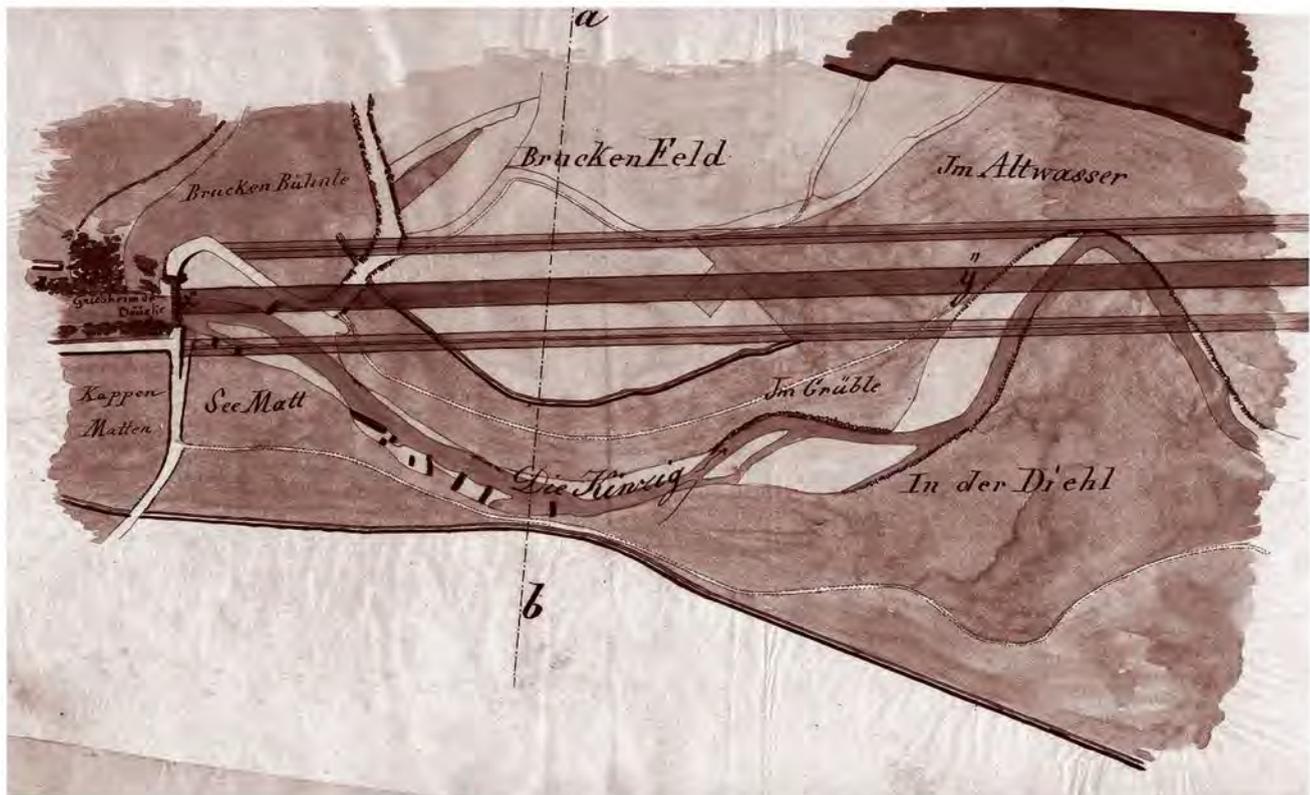


Abb. 4: Kinzig bei Griesheim in Höhe der heutigen Autobahnbrücke. Karte aus einer Sammelakte von 1825 bis 1873, mit eingetragenen Ausbauvorhaben (Gewässerbett + Deiche). Quelle: Landesarchiv BW, Staatsarchiv Freiburg, Sign. G 1224/8 Nr. 434 (Transparentfolie in Akte).¹

der Materialien an, welche die Kinzig weiter flussaufwärts ausgespült hat.

Anhand vergleichbarer naturbelassener Flussstrecken wie an der sächsischen Mulde lässt sich auch die Struktur des Gewässerbettes der damaligen Kinzig ableiten. Vor den steilen, oft mehrere Meter hohen Abbruchufern lagen die Tiefwasserrinnen mit stärkerer Strömung, die örtlich bis zu mehrere Meter tief gewesen sein dürften. Im Querschnitt folgen in Richtung zu den Sandbänken am anderen Ufer aber rasch Flachwasserzonen, die weniger stark durchströmt waren. Zudem traten unmittelbar flussabwärts der Uferbänke Stillwasserzonen oder -buchten auf, insbesondere wenn das Ende der Bank spornartig in das Flussbett ragte. Aufgrund der unterschiedlichen Strömungs- und Tiefenverhältnisse bot sich für Fische und Kleinlebewesen ein vielgestaltiger Lebensraum, der bei jedem Hochwasser Veränderungen unterworfen war.

Anmerkungen

- 1 Eine Abdruckgenehmigung für die im Original wiedergegebenen Karten durch das Landesarchiv BW, Staatsarchiv Freiburg liegt vor. Es wird auf dessen Veröffentlichungs- und Vervielfältigungsrechte hingewiesen: Jeglicher Nachdruck, Vervielfältigung, Verwendung in anderen Werken, Weitergabe an Dritte bedarf der Genehmigung durch das Landesarchiv Baden-Württemberg.

Die Kinzig, alte und neue Erklärungsansätze für die Herkunft des Namens Kinzig

Helmut Horn

Die Hydronymie, die sich wissenschaftlich mit den Namen von Gewässern beschäftigt, gehört zu den Wissenschaften, welche die größten Schwierigkeiten haben, Beweise für ihre Thesen zu erbringen. Dieser Teilbereich der Linguistik (Sprachwissenschaft) versucht zu erforschen, wie Flüsse, Seen, Meere und Ähnliches zu ihren Namen kamen und wie diese sich im Laufe der Zeit wandelten.

Anlass für diesen Artikel ist ein Beitrag in der Ortenau 2008,¹ in dem der Name der *Kinzig* mit **kwentika* >Weg< übersetzt wurde.

Da die Kinzig das größte Talsystem des Schwarzwaldes bildet, ist sie es wert, dass auf die Herkunft ihres Namens einmal ausführlicher als mit einem Satz eingegangen wird. Neben allen bisherigen Theorien wird mittels neuer Erkenntnisse aus anderen Forschungsbereichen ein neuer und schlüssiger Lösungsansatz für den Begriff Kinzig gezeigt werden.

1 Einleitung

1.1 Verlauf

Die Kinzig ist mit ihren 95 Kilometern Länge der Fluss, der den Schwarzwald in der Mitte gen Westen durchschneidet und damit den Nord- vom Südschwarzwald trennt. Sie entspringt in der Nähe von Freudenstadt bei Loßburg, hat einen Verlauf, der an ein nach Norden auseinanderklaffendes U erinnert, fließt bei Offenburg in die Oberrheinische Tiefebene und mündet bei Kehl in den Rhein. Zahlreiche Nebenflüsse wie die Kleine Kinzig, die Schiltach, die Wolf, die Gutach, der Mühlenbach und der Harmersbach führen ihr Wasser zu. Vor der Begradigung der Kinzig war der Fluss ein ungebändigtes Gewässer, das mäandernd durch das tiefe Tal zog, eine riesige Fluss- und Sumpflandschaft bildete und dessen heftige Überschwemmungen lange Zeit die Errichtung von Siedlungen erschwerte.

Die einzige Siedlung, die den Namen Kinzig beinhaltete, war die ehemalige Siedlung Kinzigdorf, die in Offenburg aufgegangen ist.

1.2 Erwähnungen

Urkundliche Nennungen:²

für den Flußnamen (Fln) Kinzig:

um 1099: usque ad Chinzechun, per descensum Chinzechun; ad aliam Chinzychun³; – 1128: flumen [Fluss] Kinzicha, flumen Kynzychun, ad aliam Kynzicham⁴; – 1125–27: in flumen Kinzichun, secus flumen Kinzicham – 1139: iuxta fluvium Kinzicha – 1219: flumen quod Kintzicha dicitur – 1234: hiis fluminibus ... Kinzechen – 13. Jh.: Kintsika – 1242: flumen dictum Kinciche – 1323: entzwischent .. und der Kinzechun – 1326: vor der Kinzegen 1346: enenthalb der Kintzgun – 1350: ensit der Kinczigen – 1360: daz wasser der Kintzichen; – 1373: an die Kinczgen – 1386: bi der Kinczgen – 14. Jh.: ennot der Kintzgen – 1470: die Kintz – 1493: in (durch die) Kúntzigen – 1539: Künz, Künzlin auff⁵; – 1543: Kúntzgen⁶; 1560: Kintzg⁷; – 1560: ob den stöcken oder Kintzgen⁸; – 1561: obenn Kintzgen wyse⁹; 1579: Kúntzg¹⁰; – 1620: Kintzgen¹¹; – 1837: Kinzig¹²;

für die Kleine Kinzig:

um 1099: ad aliam Chinzychun – 1125–27 ad aliam Kynzicham, de Kynzicha – 1490: im Kintzgilin

für das Tal:

1246 Kinzichental – 1272: in Kinzgental – 1370 das Kinczkental – 1386 in dem Kintzigital

für das Kinzigdorf:

926 in oppido quod dicitur Chinzihdorf – 1070: Chinzihdorf – 13 Jh: Kinzdorff – 1289: villa Kinzedorf – 1436 zu Kintzichdorff

für andere Kinzigen:

735/7 Chinzicha¹³ (Kinzingen, Wüstung bei Dornach, Oberelsaß) – 796 Kincihen¹⁴ (R. z. Main bei Hanau) – 815 Chinzicha (dito)¹⁵ – 900 Kinzicha (dito)¹⁶ – 1012 Kincicha (Zufluss der Mümling im Odenwald)¹⁷, auch Chinzichen¹⁸

In der Schweiz im Kanton Schwyz gibt es noch ein Chinzertal, aus dem ein Saumpfad zum Pass Chinzig Chulm führt.

1.3 Historische Zusammenhänge

Intensivere Siedlungsspuren des Kinzigtals finden sich seit der Römerzeit. Bekannt ist die Römerstraße, die von Straßburg (Argentorate) nach Rottweil (Arae Flaviae) durch das Tal führte und unter dem römischen Kaiser Vespasian in den Jahren 73/74 n. Chr. gebaut wurde. Die mit Kastellen (u. a. Rammersweier,

Zunsweier, Gengenbach) bewehrte Straße diente der Sicherung der neu besetzten Gebiete rechts des Rheins und als Abkürzung vom Rhein zur oberen Donau. Zeugnisse römischer Besiedelung finden sich u. a. in Offenburg (Streifenhaus auf dem Bürgerhofareal, Meilenstein mit der ältesten römischen Inschrift rechts des Rheins, Merkurskulptur), in Rammersweier (Militärbad, Villa rustica), in Schwalbach (Viergötterstein, Villa rustica), Gengenbach (römischer Friedhof, Ziegelbrennerei), Haslach (römische Straßenstation) und in der Gemarkung Schenkenzell (Straßenstation am Brandsteig mit Weihstein für die gallorömische Schwarzwaldgöttin Abnoba).

Doch trotz all dieser zahlreichen Überreste aus der Römerzeit ist uns leider kein lateinischer Name für die Kinzig oder das Tal überliefert.

Die Römer trafen jedoch schon auf eine keltische Vorbevölkerung, die man den Helvetiern oder auch linguistisch den Galliern zuordnet. Die Kelten gehören zu den indoeuropäischen Völkern, deren Ursprünge wir noch später sehen werden. Keltische Siedlungsspuren (im Kinzigtal u. a. im Offenburger Bürgerhof-Areal) und Namen sind für das Oberrheintal und den angrenzenden Schwarzwald nachweisbar. Bekannteste keltische Fundorte sind hier der Magdalenenberg bei Villingen mit dem ältesten und größten Fürstengrabhügel seiner Art aus der Hallstattzeit, die Großsiedlung Hochstetten bei Breisach (Bri-siac), die spätkeltischen Siedlungen auf dem Breisacher Münsterberg und dem Basler Münsterhügel, das Doppeloppidum Altenburg-Rheinau, die Befestigung auf dem Kegelriß bei Ehrenstetten, das Oppidum Tarodunum bei Kirchzarten, die keltische Viereckschanze bei Mengen und die spätlatènezeitlichen Siedlungen Basel-Gasfabrik und Sierentz.¹⁹ Der 763 erstmals für die Ortenau erwähnte Begriff Mordunouva dürfte auch auf keltisch **Mori – dunum = Sumpffestung*²⁰ zurückzuführen sein.

Als nach 260 n. Chr. die Alemannen den Limes überschritten und allmählich die Oberhand in Südwestdeutschland über die Römer gewannen, zog sich die galloromanische Vorbevölkerung in unwirtlichere Berglandschaften zurück und hinterließ dort Flur-, Gewässer- und Zinkennamen keltischen und romanischen Ursprungs.²¹ Nach dem 8./9. Jh. setzte die germanische Kolonisation der Bergregion ein, die den tiefer im Schwarzwald gelegenen Gewässern germanische Namen verlieh.²²

2 Bisherige Thesen

2.1 Quellen

a) Internet:

Im heutigen Computerzeitalter kommt man nicht mehr umhin, das Internet zu zitieren.

Erwähnt werden darunter Adolf Bach, Bruno Boesch und Hans Bahlow, auf die später noch genauer eingegangen wird. Buck bespricht die Kinzig ohne nähere Ableitung unter *Kanzach*, die er auf die indogermanische Wurzel *cudh* (sanskrit) = *reinigen, läutern* zurückführt. Dabei verweist er auf das sprachverwandte lat. *Candidus* = *weiß*.²³ Ludwig Traub erklärt die *Kanzach* aus den gallischen Ortsnamen mit *candos* = *rein, glänzend, weiß*. Er gibt aber keine Erklärung für die Kinzig. Otto Springer schließt aus der indogermanischen Wortsippe für *Kinzig* auf ein keltisches *kent*, das *verschiedene Arten rascher Bewegungen* bedeutet haben mag.²⁴ Wilhelm Obermüller sieht eine Ableitung von *coed* oder *gwidd, gwindoiche* = *Waldbach*.²⁵ Hans Krahe²⁶ und Walter Keinath²⁷ bieten keine Erklärung an. Auf einer Willstätter Webseite wird die Kinzig mit *die Leuchtende* und auf einer Haslacher mit *Schnell fließendes Wasser* aus dem (Fantasie-)Keltischen übersetzt. Vollkommen unerwähnt bleibt Albrecht Greule, der die aufwändigste Erklärung zur Kinzig verfasst hat.²⁸

b) Adolf Bach²⁹

Laut Bach ist die Herkunft des Wortes *Kinzig*, das als keltisch, aber auch als vorkeltisch (illyrisch) angesprochen worden ist, umstritten. Es steht im deutschen Südwesten noch heute in appellativem Gebrauch, also als Gattungsname; im nördlichen Schwarzwald bezeichnet es die „schluchtartigen“ Hohlwege im Löß, im Oberwallis und in Graubünden bedeutet es schlechthin „Schlucht“. Er erwähnt auch K. F. Müller,³⁰ der an die 200 noch bestehende oder untergegangene Flur- und andere Namen dieser Art gesammelt hat, die von F. Langenbeck³¹ noch vermehrt worden sind. Sicher ist, dass das Wort *Kinzig* seit altersher auf deutschem Boden an Gewässern haftet und hier wohl seit langem echter Ortsname ist. Laut Bach hat der Ort Bad *König* im Odenwald, der 820 als *Quinticha* und im 9. Jh. als *Cunticha* erscheint, ebensowenig mit Kinzig zu tun wie *Künzing* a. d. Donau am Bache *Kinze*, das 1002 als *Qvincina* und 1004 als *Cvnzina* erwähnt und von *Quintana* hergeleitet wird.

c) Hans Bahlow³²

Für Bahlow stellt die *Kinzig* „ohne Zweifel“ einen keltoligurischen Flußnamen *Centica* dar, der an die sumpfige *Centa/Ligurien* erinnert. Mit dem griechischen *kentein* = *anstacheln* (so Springer) oder gar mit galischem *cintu* = *zuerst* (so Schnetz) hat das nichts zu tun.

Für ihn ergibt sich der Wortsinn *Sumpf- oder Schilfwasser* eindeutig aus *Centobriga*/Spanien, in Analogie zu *Brutobriga*, *Catobriga*... usw., lauter Burgen (*briga*) in feuchter Umgebung. Dazu ligurisch *Centusca* (wie *Mutusca*, *Lambrusca*).

Kanzach (alt *Cantaba*) als Donauzufluss ordnet er wie die *Kander* und die Landschaft *Cantia* (Kent/England) mit *Canterbury* und *Cantabrigium* (Cambridge) der keltischen Hinterlassenschaft zu. Jedoch bezeichnet er die bisherige Annahme, dass dies von lat. *candidus* und kymrisch *cann* = *weiß* abgeleitet sei, als Unsinn. Laut Bahlow kann der Wortsinn aus morphologischen und geographischen Gründen nur Sumpf sein, da die Landschaft *Cantal* in Südfrankreich ihren Namen vom einstigen Reichtum an Sümpfen ableitet.

Es bleibt zu erwähnen, dass Bahlow für eine große Anzahl alt-europäischer Flussnamen Begriffe wie Sumpf-, Schilf-, Schmutz-, Moderwasser benutzt.

d) Bruno Boesch

Nach Boesch sind die verbreiteten *Kinzgen* vom Wasser *eingeschnittene Hohlwege oder Hohlrippen in den löshaltigen Weinbergen* im Kaiserstuhl und im Breisgau.³³ In einem weiteren Beitrag bezeichnet er sie als *Einschnitte und Wassergräben in der Lösslandschaft*.³⁴ „Es sind die *Kinzgen*, deren Beziehung zu alpinen Formen auf *Kimm*, *Kinz* u. a. noch abzuklären bleibt. Anknüpfung an ein kelt. **kwent-* „*Schlund, schluchtartiger Hohlweg*“ scheint gesichert.“ Er weist in einer Randnote dort auch auf die Flurnamen *Chinz* und *Chinzhalde* am Steilabfall des Juras zwischen Eiken und Kaisen im Kanton Aargau und auf die Felswand *Chinzen* südlich Linthal (Kanton Glarus) hin.

e) Rudolf Post³⁵

Mehrfach belegt, laut Post von der Universität Freiburg, Abteilung Alemannisches Wörterbuch, sind die *Kinzigen* im südwestdeutschen Sprachgebiet. „Diese Gewässernamen finden im Breisgau und den unmittelbar angrenzenden Gebieten hundertfache Parallelen, nämlich in dem Wort *Kinzg*, *Kinzge* bzw. *Chinzg*, *Chinzge*“. Oft kennen nur noch alte Leute besonders am Kaiserstuhl und Tuniberg diese Bezeichnung für *schluchtartige Hohlwege* im Lössboden. Die Überlieferung für diese Breisgauer *Kinzigen* fängt Ende des 13. Jahrhunderts an, z. B. 1299 in *Totenkinzegen* (Endingen) und setzt sich in den folgenden Jahrhunderten in großer Zahl fort.

Der Name *Kinzig* ist vom keltischen **qwentika* = *Geländeeinschnitt, Schlucht* abzuleiten. Die inhaltliche Gemeinsamkeit bei der *Kinzig* und den *Kinzge*-Hohlwegen ist gemäß Post also der „langgestreckte Einschnitt, hier ein wasserdurchzogenes Tal, dort ein schluchtartiger Hohlweg“.

Er erläutert auch in seinem Beitrag, wie sich die urkundliche Form *Kinzege* aus dem 13.–15. Jh. durch Abschwächung der Endung zu *Kinzg* umgebildet hat und wie sich alemannisch das *k* im Anlaut zu *ch* verschoben hat, sodass man südlich der sogenannten *Kind-Chind-Linie*, die sich quer durch den südlichen Breisgau zieht, von der *Chinzge* oder *Chinz* spricht.

f) Albrecht Greule^{36, 37}

Er zitiert Theodora Geiger,³⁸ die den bisher völlig unklaren Flurnamen Kinzig „endgültig und überzeugend“ als aus kelt. **Quentika* entstanden gedeutet hat. Der Kinzig-Name gehört zu der Gruppe von Flurnamen mit keltischem *k*-Suffiz vgl. **Bersikos/Birsich*, **Agilaka/Eulach*, **Urdika/Uerke* und **Regianika/Rench*. „Diese Namen scheinen eine Namenslandschaft zu bilden, deren nördlichste Ausläufer die hessischen Kinzig-Flüsse darstellen würden.“ Und er verweist auf E. Schneider,³⁹ der überraschenderweise feststellte, dass *Kinzig* im 16. Jh. die höchste Zahl an Namen bot. Laut Schneider haben die landnehmenden Germanen den Begriff Kinzig spätestens im 5. Jh. als Appellativum übernommen. Neben Bildungen mit dem Suffix *-g(en)* finden sich im 14. Jh. auch suffixlose, z. B. der Typus *bi der kinzen*.

Greule führt die Kinzig (**Quentika*) und andere Namen wie *Küntzinger Bach*, *Künzing*, (**Quintina/ana*), französische Namen wie *Canche*, *Cançon*, *Cance* (**Quantia*, **Quent*) auf ein urkeltisches Wort **kwnt-* und **kwent* oder **kwntia* zurück. Die Deutung leitet er ab über mittellirisch *cête* = *Wiese*, *Weg* und kymrisch (walisisch) *pant* = *Tal*, *Höhe* aus **kwnto*. „Urkeltisch **kwnt* muß ein Bedeutungsfeld umspannt haben, dem die Bezeichnung einer Geländeform zugrunde liegt, die sich etwa als *schluchtartiger Hohlweg* darstellt. Dieser Geländeeinschnitt kann als *Weg* dienen. ... Vom Begeher als kleines, enges Tal empfunden, kann sich die Höhlung auch mit Wasser füllen (vgl. engl. dial *pant* = *Wasser zwischen hohen Rändern*), woraus die Verwendung zur Bezeichnung von Gewässern verständlich wird.“ Desweiteren bietet er noch Deutungsversuche über indogermanisch **kwem* = *schlucken*, *schlüpfen* an, die im Keltischen auf eine Geländeform übertragen worden sei.

2.2 Spurensuche

a) Hilfsmittel

Die ersten Überlieferungen des Namens Kinzig stammen, wie wir gesehen haben, aus dem 8. Jh., im Kinzigtal aus dem 10.–12. Jh. Das Riesenproblem, aber auch das Reizvolle an der Hydronymie besteht darin, den ursprünglichen, nicht überlieferten Namen herauszufinden. Wie in einem Kriminalfall, bei dem jeder Zeuge fehlt, kann die Lösung nur über die logische Verknüpfung von

Indizien erfolgen. Die Namen von Gewässern und Landschaften sind immer älter als der Zeitpunkt, bei dem sie zum ersten Mal erwähnt wurden.

Zur Spurensuche bieten sich etymologische Wörterbücher an, in unserem Fall speziell der Indoeuropäischen Sprachen, der deutschen,⁴⁰ der keltischen^{41, 42} und gallischen⁴³ und ihrer Nachfolgesprachen, dem Gälischen (Irish/Schottischen)^{44, 45} und dem Kymrischen (Walisischem),^{46, 47} aber auch der rekonstruierten Ursprache der Indoeuropäer, dem Indogermanischen.^{48, 49}

Wir müssen aber auch auf die geologischen und morphologischen Parallelen der Namensnennungen achten. Und es gilt, die ehemalige Bevölkerung zu analysieren und möglichst zu identifizieren, um ihr eine Sprache zuzuordnen zu können.

b) Wortstamm

Das Wort *Kinzig* besteht aus zwei Teilen, einem Wortstamm und einem Suffix (Endung). Nimmt man die quellenmäßig erwähnte Herleitung aus *k(w)entik(a)*, dann ist nur unklar, wo die Trennungslinie zwischen Wortstamm und Suffix zu ziehen ist. Es gibt die zwei Möglichkeiten *k(w)ent-ik(a)* aber auch *k(w)en-tik(a)*.

c) Q- und P-Kelten

Hier begegnen wir einer ganz entscheidenden Differenzierung der keltischen Sprache. Diese wird in zwei große Gruppen getrennt: dem Q-Keltischen (Gälisch, zu dem Irisch, Schottisch gehören) und dem P-Keltischen (Gallisch, Walisisch, Bretonisch). Aus dem Indogermanischen ist im Keltischen der p-Laut weggefallen. Im P-Keltischen hat sich aus *kw* wieder ein p-Laut gebildet, im Q-Keltischen ist der p-Laut nur in Lehnwörtern oder in Wörtern mit bestimmten Lautkombinationen enthalten. Die Zahlen vier und fünf heißen im Gälischen *ceathair* und *cuêig*, im Walisischen *pedair* und *pump*.

Die Kelten, die damit in der Nähe der Kinzigen waren, waren Gallier⁵⁰ und somit P-Kelten. Die p/q-Trennung hat regional unterschiedlich, in Gallien wohl vor 100 v. Chr. stattgefunden.

d) Kritische Wertung aus heutiger keltologischer Sicht⁵¹

Wie aus obigen Abschnitten zu entnehmen ist, kam es im Laufe der Zeit zu sehr fantasievollen Deutungen. *Kinzig* aus **Quentikâ* ist aus heutiger keltologischer Sicht überzeugend und bis zum Beweis des Gegenteils als richtig anzusehen. Das Suffix *-ikâ* ist gerade in Flussnamen häufig. **Quantiâ* > frz. *Canche* usw. ist eine ähnliche Bildung mit Schwundstufe der Wz. und bloßem **-iâ*. Es entspricht gut kymrisch *pant* „Tal, Senke“, stützt also wohl die Herleitung ausreichend. Das idg. Wort für *Weg* (durch nasses Gelände, über Wasser usw.), gr. *pontos* usw. hat damit nichts zu tun,

da idg. *p- im Keltischen schwindet. Die Herleitung des Suffix -ikâ aus keltisch *isca* = *Wasser* ist sicher nicht anzunehmen.

e) Unbeantwortete Fragen

Warum hat nicht eine einzige Kinzig die richtige Lautverschiebung im Keltischen von *kw* zu *p* mitgemacht? Warum heißt heute keine einzige der Kinzigen Panzig? Wieso behielten alle ihr *k* im Namen?

3 Neue These

3.1 Genetische Erkenntnisse

Colin Renfrew schreibt, „British history will never look the same again“, und das Gleiche gilt für Europa, nachdem in den letzten Jahren die Genetik bahnbrechende Fortschritte gemacht hat. Die Geschichte der Besiedelung Europas muss in manchen Teilen neu geschrieben werden, auch wenn manche Historiker sich immer noch dagegen sperren.

So lässt sich zeigen, dass mit dem Ende der Eiszeit vor ca. 10000 Jahren die Besiedelung Europas von verschiedenen Eiszeitrefugien der Menschen aus erfolgte. Dies waren das iberische Rückzugsgebiet, das Nordspanien, Baskenland und Südfrankreich umfasste, von dem aus sich die weiblichen Linien U, V und K (Ötzi) über Westeuropa ausbreiteten sowie zu Beginn des Neolithikums die männliche Linie R1b. Erst nachdem sich diese Linien in Europa ausgebreitet hatten, wanderten aus anderen Refugien (Ukraine, Balkan) weitere genetische Linien ein. 80% der europäischen Männer tragen ein Y-Chromosom dieser europäischen Urbevölkerung und nur 20% der Zuwanderung aus dem Osten. Die höchste und reinste Konzentration dieser europäischen Urgene finden sich heute im Baskenland als Zeichen, dass von hier die Besiedelung erfolgte. Eindrucksvoll nachzulesen ist das bei Oppenheimer⁵² und Hamel⁵³.

3.2 Prähistorische Bevölkerung

Allgemein wenig bekannt in der Region ist, dass vor den Kelten bereits verschiedene Kulturen am Rande des Schwarzwaldes und zumindest am Eingang des Kinzigtals lebten. Bereits nach der letzten großen Eiszeit (Würm) in der Altsteinzeit vor über 10000 Jahren sind Rentierjäger, die der Magdalénien-Kultur aus dem iberischen Eiszeitrefugium zugeordnet werden, bei Freiburg nachweisbar.⁵⁴ Fundstellen sesshafter Bevölkerung finden sich ab der La-Hoguette-Kultur (5800–5500 v. Chr.),⁵⁵ die damals als erste Ackerbauern die neolithischen Errungenschaften über das Rhonetal vom Mittelmeerraum an den Oberrhein brachten. Um

5200 v. Chr. musste die Hogue-Kultur der sich nach Westen ausbreitenden frühneolithischen jüngeren (Linear-)Bandkeramik-Kultur weichen, bevor sie selbst von der Rössener Kultur (4600–4300 v. Chr.) und Michelsberger Kultur (4300–3500 v. Chr.)⁵⁶ abgelöst wurde.⁵⁷ Als Zeichen der Megalithkultur (3500–2000 v. Chr.) finden sich mit dem Bibelstein beim Ortenberger Schloss (Koordinaten [GPS]: 48.44465° N, 7.97519° E [WGS84]) und mit dem Stein in Offenburg (Koordinaten [GPS]: 48.48710° N, 7.95804° E [WGS84]) zwei Menhire (lange Steine), die dem späten Neolithikum zugeordnet werden⁵⁸ und keinesfalls den Kelten. Menhire, Megalithen und Dolmen gibt es in Europa nur in jenen Gebieten, wo die Blutgruppe 0 mit hohem Prozentsatz vorkommt, deren Verbreitungsschwerpunkt im französischen Baskenland am höchsten ist.⁵⁹ Bis zur Glockenbecherkultur (2500 bis 2200 v. Chr.) beherrschten genetische Nachfahren aus dem iberischen Raum die südbadische Region.

Angesichts dieser genetischen Erkenntnisse ist die logische Konsequenz, dass es auch eine gemeinsame Ursprache dieser Einwanderer aus dem iberischen Refugium gab. Die Menschen dieser Sprachfamilie, die nicht mit dem Indogermanischen verwandt ist und deren Sprache heute nur noch im Baskenland überlebt hat, nennt man Vasconen. Vennemann hat trotz aller Gegenstimmen eindrucksvoll vasconische Sprachreste in Orts- und Flurnamen nachgewiesen.⁶⁰

Erst mit der endneolithischen Schnurbandkeramik (Streitaxt-) Kultur tauchten indogermanische Nachfahren der aus der ursprünglich in den südrussischen Steppen beheimateten Kurgankultur in Süddeutschland auf. Mit sich brachten sie neben dem militärischen Vorteil durch Pferd und bessere Waffen eine hierarchisch geprägte Struktur und das indogermanische Sprachgut. Die kriegerisch veranlagten indogermanischen Völker bildeten bei ihrer Eroberung nur Führungsschichten, die sich offenbar zu Herren der Alteingesessenen aufschwangen und ihnen mit der Zeit patriarchalische Sitten sowie Sprache und Kultur aufprägten.⁶¹ Wie immer aber bei sprachlichen Übergängen mischte sich ihre eigene Sprache mit alten Wörtern der mehrheitlichen Urbevölkerung, und oft wurden vorhandene Flurnamen übernommen. Das ebenfalls mitgebrachte männliche Gen R1a (ein Vetter von R1b) beeinflusste nur wenig den europäischen Genpool.

Mit Übergang der Urnenfelderkultur (späte Bronzezeit, 1300–800 v. Chr.) in die Hallstattzeit (ab 800 v. Chr.) bildete sich das keltische Volk durch neueinwandernde Protokelten, verbreitete sich in der Region (und mit ihm das wesentliche keltische Gen R-U106, ein Abkömmling von R1b^{62, 63, 64}) und starb zunehmend die vasconische Sprache bis auf wenige Reste aus. In der La-Tène-Zeit (480–0 n. Chr.) erreichte die keltische Kultur ihren Höhe-

punkt, bevor die Römer die Kelten besiegten, ihr Reich einverleibten und nunmehr die keltische Sprache nur noch in vereinzelt galloromanischen Flurnamen weiterlebte.⁶⁵

3.3 Morphologische Spur

Wir finden neben dem Flussnamen *Kinzig* im gallisch-helvetischen Sprachbereich auch Berge, welche die Wortwurzel *k/cha/in(z)* enthalten. *Kandel*, *Kanzel* (deren Namen älter als der entsprechende Name aus der Kirche ist), *Chinz*. Bei Vennemann⁶⁶ entdeckte ich französische Ortsnamen, die auf eine Wurzel **kan = hauteur, elevation (Höhe, Erhebung)* zurückgeleitet werden, wie *Le Cannet-du-Luc*, *Canned*, *Cannet*, *Chanousse*, *Chanossa*.⁶⁷ Ebenso hat sich Böhm schon mit dem Substrat *gant-* und *kant-* auseinandergesetzt.⁶⁸

3.4 Andere Wortwurzel

Aus keltologischer Sicht wird *Quent*, hergeleitet aus **kwent*, angenommen.

Wenn aber nun *Quent* gar nicht die Wortwurzel ist, weil sich *kw* unter den Kelten zu *P* entwickelt hätte, sondern *kin-* oder *kan-* oder *kain-*? Dann wäre es unter den Kelten zu keiner Lautänderung gekommen.

3.5 Neue Linguistische Lösung

Wenn, wie oben gezeigt, Abkömmlinge aus einer urbaskischen Bevölkerung in unserer Region gewohnt haben und diese auch noch genetisch eng mit der späteren keltischsprechenden Bevölkerungsmehrheit verwandt waren, dann könnten doch bereits diese der *Kinzig* ihren Namen gegeben haben.

Zugebenermaßen wird die oben erwähnte vasconische These von den meisten Indogermanisten und Keltologen abgelehnt. Jedoch möge man beachten, dass in der Linguistik schon immer massive Widerstände zu Beginn neuer Theorien bestanden.^{69, 70}

Nehmen wir mal an, dass tatsächlich Vasconen der *Kinzig* ihren Namen gaben, müssten wir im Baskischen nach einer entsprechenden Wortwurzel suchen. Im heutigen Baskischen findet sich in der Tat eine solche.

gain = Gipfel, gain- als Wurzel = *über-, auf*.^{71, 72}

Im modernen Baskischen wurde teils *k/c* zu *g* abgeschwächt, also könnte die vasconische Wurzel auch *ca(i)n-* lauten⁷³. Wobei man beachten muss, dass das heutige Baskische und damit der genaue Wortlaut selbstverständlich vom Vasconischen vor 4000 Jahren

abweichen kann. Dieser Zeitabschnitt ist aber nicht älter als bei der Rekonstruktion protoindoeuropäischer Sprachen.

Gain oder *c/gan* ist ein ganz fundamentaler Begriff im Urbaskischen für *oben*⁷⁴ und ganz sicher kein Lehnwort aus dem keltischen **kwenn*⁷⁵ für *Gipfel, Berg*, eher kann man spekulativ das Umgekehrte annehmen⁷⁶.

Nun betrachtet man die Grammatik. Ein Geschlecht kennt das Baskische nicht. Das Baskische und damit auch das Vasconische gehören zu den Suffixdeklinationen. Im Baskischen bildet sich der Kasus (Fall) durch Anfügen eines Suffix. Deren gibt es im Baskischen deutlich mehr wie in den indogermanischen Sprachen.

Mit dem Suffix *-tik* (von ... her) findet sich die vasconische Lösung für den Namen *Kinzig/Kaintik(a)*:

gāinetik = von oben*⁷⁷, *vom Gipfel her, vom Berg her, vom Äußersten her, vom äußersten Ende her, von hoch oben herab

Wem das zu profan klingt, der sei daran erinnert, dass in früheren Zeiten für Flurnamen keine prosaischen Namen verliehen worden waren, sondern die Flüsse und Bäche oft einfach nur „Wasser, Fluss, Bach“ genannt worden sind. Und wer sich schwer mit einem deklinierten Appellativ anfreunden kann, der sei darauf hingewiesen, dass der *Omnibus* aus dem lateinischen stammt und für alle heißt.

Durch Anhängen des Artikels *-a* sind wir bei **K/G(a)intika* (= *das, was von oben kommt*) gelandet.

4 Zusammenfassung

Es besteht zwar noch die Möglichkeit, dass *Kinzig* von einem Wort abstammt, das vollständig aus dem Sprachgut nachfolgender Sprachen verschwunden ist. Bei der häufigen Nennung von *Kinzig* ist das aber ziemlich unwahrscheinlich.

Wir haben in der Hydronymie eine Fülle von vorgermanischen, aber auch vorindoeuropäischen Zeugnissen. Bahlow, Schweizer,⁷⁸ Dauzat, Vennemann, Böhm, Hamel, um nur ein paar Autoren von vielen zu nennen, haben dies mehrmals aufgezeigt. Es gab jedoch bisher v. a. bezüglich der Suffixe ungelöste Rätsel, weil der Code zum Entschlüsseln fehlte.

Es ist der große Verdienst von Prof. Vennemann aus München, mit Beharrlichkeit die vasconische These wider alle Gegenstimmen⁷⁹ bekräftigt und mit immer neuen schlüssigen Details untermauert zu haben. Auch wenn Udolph⁸⁰ die baltische und slawische Genese in der alteuropäischen Hydronymie favorisiert, so ist die vasconische Genese für die Region der Kinzigen kein Widerspruch, sondern genetisch und archäologisch erklärbar.

Dass die alteuropäische Hydronymie nicht indoeuropäisch sein kann, kann man aus linguistischen und genetischen Gründen beweisen. Auch wenn niemals ein direkter Beweis aufgrund fehlender Schrift aus damaliger Zeit erbracht werden kann, ist jedoch eine Analogie zur baskischen Sprache wissenschaftlicher als das Herumhantieren mit Fantasiessprachen oder -erklärungen.⁸¹

Der genetische Nachweis der Besiedelung aus dem baskisch/südfranzösischem Raum ist inzwischen Tatsache und nicht These, die linguistische Herleitung des Namens *Kinzig* in diesem Artikel stellt aufgrund fehlender Nachweise hingegen nur eine neue Hypothese neben der anerkannten keltischen dar.

Zum ersten Mal ist jedoch der Versuch unternommen worden, eine Indizienkette aus Archäologie, Genetik und Linguistik zu erstellen, mit welcher der Name *Kinzig* schlüssig aus Wortwurzel und Wortendung hergeleitet werden kann.

Völlig neu ist die Zuhilfenahme baskischer Grammatik, die mit ihren Suffixdeklinationen ganz neue Möglichkeiten zur Entschlüsselung alteuropäischer Flur- und Gewässernamen eröffnet.

Sollte der Namen der *Kinzig* aus vorkeltischer Zeit stammen, hat sich damit für uns ein neues Fenster in die Vorzeit geöffnet. Als Bewohner des *Kinzig*tals könnten wir stolz in eine noch ältere Vergangenheit zurückblicken.

Vielen Dank an Herrn Professor Stefan Zimmer, Keltologie, Universität Bonn, Herrn Professor Theo Vennemann, Sprachwissenschaft, Universität München, und Herrn Professor Bernhard Hurch, Baskologie, Graz für ihre freundliche Unterstützung

Anmerkungen

- 1 Kleiber, Wolfgang: Die Ortenau, 88. Jahresband 2008, Zur Galloromania im Mittleren Schwarzwald und in der nördlichen Ortenau: 426. Die Erklärung wurde entnommen Smettan, Hans, s. Anm. 36.
- 2 Greule, Albrecht: Vor- und frühgermanische Flußnamen am Oberrhein, 201, entnommen aus HG: Hydronymia Germaniae (Reihe A), Wiesbaden, A2: Die rechten Nebenflüsse des Rheins von der Quelle bis zur Mündung des Mains, bearb. V. Theodora Geiger, 1963.
- 3 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS): A 470 U 1, Anm: bei der Gründung Kloster Alpirsbach, Wb. Urkb I nr. 254.
- 4 Staatsarchiv Sigmaringen (StAS): Dep. 39 HH/U 582.
- 5 HStAS: A 470 Bü 73.
- 6 HStAS: H 102/63, Bd. 39, 3b.
- 7 HStAS: H 102/2, Bd. 10, 19a.
- 8 HStAS, H 102/2, Bd. 10, 25b, 26a.
- 9 HStAS, H 102/2, Bd. 25, 108b.
- 10 HStAS, H 102/63, Bd. 42, 4a.
- 11 HStAS, H 102/63, Bd. 43, 3b.
- 12 Primärkataster.
- 13 Reg. Als: 68 nr. 127.
- 14 Hydronymia Germaniae: A7, 80 ff s. Anm. 2

- 15 Bach, Adolf: Deutsche Namenkunde Bd. 2, § 438.
- 16 S. Anm. 15.
- 17 S. Anm. 15.
- 18 Hydronymia Germaniae: A7, 81f., s. Anm. 2.
- 19 Bräuning, Andrea: Kelten an Hoch- und Oberrhein, 2006.
- 20 Öfters falsch mit lateinischer Herkunft zitiert oder mit „Sumpflandschaft“ aus dem Keltischen übersetzt. *mori bedeutet eigentlich Meer, aber auch Sumpf, See, begrenzte Wasserfläche.
- 21 S. Anm. 1, 435.
- 22 S. Anm. 2 und Geiger, Theodora: Die ältesten Gewässernamen-Schichten im Gebiet des Hoch- und Oberrheins, 14, 1963, 213–229.
- 23 Buck: M. R.: Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1880, 130.
- 24 Springer, Otto: Die Flussnamen Württembergs und Badens, Stuttgart 1930, 53 + 60.
- 25 Obermüller, Wilhelm: Deutsch – Keltisches Wörterbuch, 1872, Reprint-Druck, Vaduz 1993, Bd. II, 178f.
- 26 Krahe, Hans: Unsere ältesten Flussnamen, Wiesbaden 1964.
- 27 Keinath, Walter: Orts- und Flurnamen in Württemberg, Stuttgart 1951.
- 28 Greule, Albrecht: Vor- und frühgermanische Flußnamen am Oberrhein, aus: Beiträge zur Namensforschung, Beiheft 10, Heidelberg 1973, 200–202.
- 29 S. Anm. 15.
- 30 Müller, K. F.: Die Breisgauer Kinzig, Lahr i. B. 1951 = Oberrheinische Studien Heft 1, Lahr 1951.
- 31 Langenbeck, F: Zs f. d. Gesch. d. Oberrheins, N.F. 61, 1952, 423 ff.
- 32 Bahlow, Hans: Lexikon deutscher Fluss- und Ortsnamen alteuropäischer Herkunft, Neustadt 1981, 65.
- 33 Boesch, Bruno: Kleine Schriften zur Namensforschung, Heidelberg 1981, 266.
- 34 Boesch, Bruno: Schweizer Sektionsvorträge, Das Frühmittelalter im Ortsnamenbild der Basler Region, Onoma. – Vol. 20, 1976, 171.
- 35 Post, Rudolf: Die Kinzig und die alemannischen Kinzge, Chinzge. In: Alemannisch dunkt üs guet. Mitgliederzeitschrift der Muetttersproch-Gsellschaft, Freiburg. Heft III/IV, 2007, 52–53.
- 36 S. Anm. 28.
- 37 Smettan, Hans: Imperium Romanum, Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau, Begleitband zur Landesausstellung 2006, 80–84, (in stark gekürzter Fassung) mit Bezug auf Anm. 28, Greule, Albrecht.
- 38 Geiger, Theodora: Die ältesten Gewässernamen-Schichten im Gebiet des Hoch- und Oberrheins, 16, 1965, 244 ff.
- 39 Schneider, E.: ZGO 105 1957, 89–149.
- 40 Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 24. Auflage, 2002.
- 41 Am aktuellsten: Matasovic, Ranko: Etymological Dictionary of Proto-Celtic, Leiden, Brill 2009.
- 42 Maier, Bernhard: Kleines Lexikon der Namen und Wörter keltischen Ursprungs, 2004.
- 43 Am aktuellsten: Delamarre, Xavier: Dictionnaire de la langue gauloise, Paris 2003.
- 44 Dictionary of the Irish language : based mainly on Old and Middle Irish materials / Royal Irish Academy. - Compact ed., Dublin 1983.
- 45 MacLennan, Malcolm: A Pronouncing and Etymological Dictionary of the Gaelic Language: Gaelic-English English-Gaelic: Gaelic-English/English-Gaelic, Arcat and Mercat Press, 2005.
- 46 Greller, Wolfgang: Geiriadur Almaeneg-Cymraeg, Cymraeg-Almaeneg = Wörterbuch Deutsch-Walisisch, Walisisch-Deutsch, University of Wales 1998.
- 47 Falileyev, Alexander: Etymological glossary of Old Welsh, Tübingen 2000.
- 48 Pokorny, Julius: Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, 2005, online unter www.ieed.nl.
- 49 Wodtko, Dagmar S.: Nomina im Indogermanischen, Heidelberg 2008.
- 50 U. a. Zimmer, Stefan: Die Kelten, Stuttgart 2009, 94.
- 51 Lt. Zimmer, Stefan, Keltologie, Universität Bonn; Schriftwechsel 2010.
- 52 Oppenheimer, Stephen: The Origins of the British, London, 114 ff.
- 53 Hamel, Elisabeth: Das Werden der Völker in Europa, Berlin 2007.
- 54 Bosinsky, Gerhard: Urgeschichte am Rhein, Tübingen 2008, 282 .
- 55 Online unter <http://www.archaeologie.bl.ch> (Archäologie Baselland)
- 56 S. auch Peter, Wolfgang: Die Ur- und vorgeschichtliche Bedeutung der südlichen Ortenau. Die Ortenau 66, 1986.
- 57 Putzger, Historischer Weltatlas, Schweizer Ausgabe, Berlin 2004.
- 58 Zylmann, Detert: Das Rätsel der Menhire, 2003, 91.

- 59 Lex, Hans E.: Ihre Herkunft steckt den Basken im Blut, Welt Online 1995, online unter http://www.welt.de/print-welt/article664566/Ihre_Herkunft_steckt_den_Basken_im_Blut.html.
- 60 U. a. Vennemann, Theo: Europa vasconica – Europa semitica, Trends in Linguistic, Studies and Monographies 138, New York 2003. Zum Beispiel bedeute das baskische Element *iz* so viel wie *Wasser, Gewässer*. Es kommt in mehr als 200 Gewässernamen vor, vom Iseljorden in Norwegen bis zur Isa in Italien. Ähnlich weit verbreitet ist das Element *ibar Fluss*. Von ihm leiten sich vermutlich zahlreiche Ortsnamen wie Ibarolle in Frankreich oder Ebersberg in Oberbayern her. Baskisch *ur* heisst *Wasser, ura das Gewässer, der Bach*. *Aran* wiederum bedeutet *Tal*. So gibt es in Norwegen den Ort Arendal, in England ein Arundel, in Deutschland beispielsweise Arnach, Arnsberg, Arensburg.
- 61 S. a. Schmoeckel, Reinhard: Die Indoeuropäer, Bergisch Gladbach 2004.
- 62 Andere Bezeichnung R1b1b2a1a; online unter [http://en.wikipedia.org/wiki/Haplogroup_R1b_\(Y-DNA\)](http://en.wikipedia.org/wiki/Haplogroup_R1b_(Y-DNA)). Die Abspaltung von dem R1b-Gen R-M269 (R1b1b2) erfolgte vor ca. 8000 Jahren voraussichtlich in der Nordschweizer Oberrheinregion.
- 63 S. a. Faux, David K.: A Genetic Signal of Central European Celtic Ancestry: Preliminary Research Concerning Y-Chromosome Marker U152, Seal Beach, California, 2008, online unter http://www.davidkfaux.org/LaTene_Celt_R1b1c10.pdf.
- 64 Ballauf, Martin: Jungpaläolithische bis frühmittelalterliche Kulturen und Völkerschaften an Alpen- & Hochrhein, den Donauquellen sowie am Bodensee aus der Sicht der Genetik, Archäologie, Linguistik und antiker literarischer Quellen, Hettlingen, 2009, online unter <http://www.martin-ballauf.ch>.
- 65 S. Anm. 1 und 22.
- 66 Vennemann, Theo: Europa vasconica – Europa semitica, Trends in Linguistic, Studies and Monographies 138, New York 2003, 865.
- 67 Dauzat, Albert: Dictionnaire étymologique des noms de lieux en France, Paris 1978.
- 68 Böhm, Andrea: Probleme der Deutung mitteleuropäischer Ortsnamen, mit besonderer Berücksichtigung der Toponymie des deutschsprachigen Raumes und einem Ausblick auf den appellativischen Wortschatz des Deutschen, München 2001.
- 69 Trask, Larry, Robert Mc Coll Millar: Trask's Historical Linguistics, 2nd edition, London 2007, 295 ff.
- 70 Ausdrücklich soll betont werden, dass in diesem Artikel weder die Behauptung aufgestellt wird, dass die hier gesprochene vaskonische Sprache vom Baskischen abstammt oder es nur eine einzige vasconische Sprache gab. Es besteht nur dieselbe Möglichkeit, dass die damalige Sprache verwandte Elemente mit dem heutigen Baskischen aus einer gemeinsamen Ursprache trägt wie das Keltische mit indoeuropäischen oder gar nostratischen Sprachen, vielleicht aber auch nur durch Ähnlichkeiten eines Sprachbundes.
- 71 Martínez Rubio, Elena: Wörterbuch Baskisch-Deutsch/Deutsch-Baskisch, Donostia 2006.
- 72 Löpelmann, Martin: Etymologisches Wörterbuch der baskischen Sprache, Dialekte von Labourd, Nieder-Navarra und La Soule, 1968.
- 73 Larry Trask (s. Anm. 74) lehnt den Laut c/k zu Beginn des Wortes in einer urbaskischen Sprache ab; auf der anderen Seite bestätigt er das Aquitanische als Vorgängersprache und damit auch Beispiele, wie c zu g wurde; Tipps zur Verwandtschaft von gain und kant gab mir Prof. Hurch, Graz.
- 74 U. a. Trask, R. L.: The History of Basque, London and New York, 1997, 201 ff.
- 75 S. Anm. 47, Falileyev, Alexander, 129 („with no exact parallel in other I.E. languages“).
- 76 S. Anm. 43, Delamarre, 249.
- 77 Bendel, Christiane: Baskische Grammatik, Helmut Buske Verlag Hamburg 2006, 39, 40, 47 und v. a. 84.
- 78 Schweitzer, Peter Paul: Uralte Namen an der Lahn aus Vor- und Frühgeschichte und Mittelalter, Hadamar 2004.
- 79 Trask, Larry, s. Anm. 74, 364; leider verstarb er 2004 zu jung und zu früh, um die engen genetischen Zusammenhänge berücksichtigen zu können.
- 80 Antrittsvorlesung Prof. Jürgen Udolph: Universität Leipzig, Lehrstuhl für Onomastik, 2001.
- 81 Mailhammer, Robert: The prehistory of European languages, erscheint in J. van der Auwera & B Kortmann, Field of Linguistics: Europe, Berlin/New York, 2010.

„Hasemann nach Carl Sandhaas“

Peter Schäfer

In der Ortenau 89 (2009) ist auf Seite 544 das Büchlein „Hansjakob, Aus den Ferien“ vorgestellt worden. Zu dieser, mit zahlreichen Illustrationen von Curt Liebich, Wilhelm Hasemann, Hugo Engl und Heinrich Issel versehenen Publikation der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft e.V. Freiburg i. Br., wurde angemerkt, dass die beiden Porträts auf Seite 64 – Franz Xaver Kaltenbach, der „Wälder-Xaveri“ und Luitgard Kaltenbach geb. Heim – eigentlich Carl Sandhaas, und nicht wie angegeben, Wilhelm Hasemann, zuzuschreiben sind. Die beiden erwähnten Zeichnungen sind jedoch tatsächlich von Wilhelm Hasemann erstellt worden, obwohl die Originale natürlich von Carl Sandhaas stammen. Sie tragen auch korrekterweise die Signatur „Hasemann nach Carl Sandhaas“, wobei der recht klein gehaltene Text „Hasemann nach ...“ auf die Wertschätzung Hasemanns gegenüber Carl Sandhaas schließen lässt.

Wilhelm Hasemann hat noch weitere Kopien von Sandhaas-Bildern angefertigt. Dies geht aus einem Briefwechsel zwischen Wilhelm Hasemann, Gutach, und Emil Isenmann, Gengenbach, hervor:

Lieber Herr Hasemann!

Beifolgend sende ich Ihnen die beiden Sandhaas'schen Bilder meiner Großeltern ein, mit der Bitte mir dieselben kopieren zu wollen. Von der Reise sind wir glücklich zurückgekehrt, viel Schönes & Interessantes haben wir gesehen, wovon ich Ihnen erzählen werde ...

Gengenbach,
22. Juni 1899

Lieber Herr Isenmann!

Erst in letzter Zeit kam ich dazu, die beiden Copien nach C(arl) Sandhaas anzufertigen. Ich bitte um güt(ige) Entsch(uldigung), daß ich Sie so lang damit habe warten lassen. Das Papier, auf welchem ich die Copien gemacht, habe ich erst etwas gelblich getönt, damit der Unterschied des Passepartous nicht so groß sein sollte. Die übertriebene Schulterbreite des Mannes habe ich absichtlich etwas eingeschränkt. Auf den Kopf selbst habe ich die größte Sorgfalt betreffs der Aehnlichkeit verwandt, während das Nebensächliche etwas freier behandelt ist. Ich habe die Blätter auf starken Karton aufziehen lassen; sie präsentieren sich so besser. Sie können diese Bilder deswegen aber doch ähnlich wie die Originale rahmen lassen, doch könnten Sie auch eckige Rahmen nehmen.

Gutach, zw. 4. u.
12. Dez. 1899

Abb 1: Carl Sandhaas:
Der Hausierer Franz
Xaver Kaltenbach, der
„Wälder-Xaveri“
(1771–1834), Heinrich
Hansjakobs Großvater
mütterlicherseits
(Aquarelle 1833,
Augustinermuseum
Freiburg i. Br.)



Abb. 2: Carl Sandhaas:
Luitgard Kaltenbach
geb. Heim (1791–
1872), Heinrich Hans-
jakobs Großmutter
mütterlicherseits
(Aquarelle 1833,
Augustinermuseum
Freiburg i. Br.)





Abb. 3: Wilhelm Hasemann: Franz Xaver Kaltenbach, der „Wälder-Xaveri“



Abb. 4: Wilhelm Hasemann: Luitgard Kaltenbach geb. Heim

Den Preis für beide Blätter zusammen erlaube ich mir mit 100 M. zu berechnen. Es ist ein sogenannter Freundschaftspreis, den ich Ihnen stelle in Rücksicht auf Ihre freund(lichen) Bem(ühungen) um den Auftrag, den ich seinerzeit von Herrn Baron Hirsch erhalten hatte. Für zwei Sandhaassche Copien, die z. T. kleiner und nur schwarz ausgeführt waren, sind mir vom Verleger höher bezahlt worden. Ich hoffe daher, daß Sie mit der Berechnung zufrieden sein werden.

Hasemanns damaliger Auftraggeber, Emil Isenmann, war vermutlich der Mitbesitzer der Gengenbacher Ziegelei. Bei den beiden weiteren, im Brief von Wilhelm Hasemann angesprochenen, „Sandhaas’schen Copien“ könnte es sich durchaus um die Illustrationen zum Buch „Hansjakob, Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ handeln, welches 1898 im Verlag Adolf Bonz, Stuttgart, erschienen ist, und die auch für „Hansjakob, Aus den Ferien“ reproduziert worden sind. Bisläng gibt es keine Erkenntnisse, dass von Wilhelm Hasemann weitere Kopien nach Carl Sandhaas oder anderen Künstlern angefertigt worden sind.

Anmerkung: Der Briefwechsel stammt aus der Sammlung von Frau Waltrud Heinemann, Kraichtal, welche diesen, zusammen mit weiteren Hintergrundinformationen, in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat.

Literatur

- Abbildung 1 u. 2: Manfred Hildenbrand/Martin Ruch, Carl Sandhaas, Maler der Romantik 1801–1859, Hansjakob-Verlag, Haslach i. K. 2001, S. 128/129
 Abbildung 3 u. 4: Heinrich Hansjakob, Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, Verlag Adolf Bonz, Stuttgart 1898, S. 217 u. 250

Fastnacht im Dorf – das Beispiel Nußbach im Renchtal

Eine historische Bestandsaufnahme eines vielschichtigen Phänomens

Heinz G. Huber

Seit den 1970er-Jahren sind in den Ortenau zahlreiche neue Fastnachtszünfte und Maskengruppen entstanden. Die neuen Gruppen suchten zu ihrer Legitimation gegenüber den schon bestehenden Zünften, die sich „historisch“, bisweilen sogar „althistorisch“ nennen, eigene Traditionen zu begründen. So wurden lokale Sagenfiguren, überlieferte historische Begebenheiten, Ortsneckereien und Originale genutzt, um eine eigentlich „neue Tradition“ zu konstruieren. Die neuen Gruppen standen in Rivalität zu den älteren, etablierten Zünften, die sich schon 1926 in Villingen zur „Vereinigung badischer und württembergischer althistorischer Narrenzünfte“ zusammengeschlossen hatten.

Dieser Vereinigung konnten nur die Zünfte angehören, *„die nachzuweisen in der Lage sind, dass sie von jeher den althistorischen Narrenbrauch verstanden und gepflegt“* haben. Im Jahr 1929 stellten die Villingener Narren den Antrag, *„die Zünfte nach ihrem Alter in drei Gruppen einzuteilen, in althistorische, historische und neuere“*.¹ Die kulturhistorische Tradition war mithin Voraussetzung zur Nobilitierung unter den Fastnachtsnarren. Die in den neuen Vereinigungen *Verband Oberrheinischer Narrenzünfte (VON)* und *Ortenauer Narrenbund (ONB)* zusammengeschlossenen Zünfte protestierten 2010 gegen diese in der Presse immer noch vorgenommene Klassifizierung in drei Kategorien.² Der *Ortenauer Narrenbund*, der 56 Zünfte vertritt, hat eine umfangreiche Dokumentation erstellt, die 2011 publiziert werden soll.³ Durch den Rückbezug auf die lokalen Fastnachtstraditionen und -bräuche sollen den neueren Vereinen eine kulturhistorische Identität und Gleichwertigkeit gegenüber den „althistorischen Vereinigungen“ verschafft werden.

Aber auch die neuen Verbände müssen sich ihrerseits wieder mit Neugründungen und Abspaltungen auseinandersetzen, die sich ihrerseits wieder historisch zu legitimieren versuchen. Für die organisierten Aktiven Dieter Wurth (Griesheim) und Peter Szyzka (Elgersweier) stellen wiederum diese ganz neu gegründeten Gruppen eine Herausforderung dar: *„Beide schütteln nur noch die Köpfe, wenn sie an einige neuen Hexenzünfte in der Ortenau denken, in denen ein historischer Bezug zu Hexen an der Haaren herbeigezogen ist. Oder an jene, der alpenländischen Fasent nachempfundenen*

*Geistermasken, die vor Wagen getragen werden, aus denen „Böhse Onkelz“-Songs brettern.“*⁴

Wo immer freilich „Tradition“ und „Brauchtum“ zur Begründung für Aktivitäten der Gegenwart funktionalisiert werden, besteht die Gefahr, dass das vielschichtige Phänomen „Fastnacht“ verkürzt, verfälscht, folklorisiert und damit letztlich enthistorisiert wird. Dieser Gefahr versuchte die von Hans Moser und Karl Sigismund begründete „historische Volkskunde“ dadurch zu begegnen, dass sie von archivalischen Quellen ausging.⁵ Fastnacht ist immer eingebunden in „zeitliche, soziale und räumliche Historizität“. Ihre Erscheinungsformen und Prägungen sind bestimmt durch das historische Geschehen und soziale Realitäten, die Ständegesellschaft der frühen Neuzeit oder die Bürgergesellschaft des 19. Jahrhunderts. Die Fastnachtsgeschichte der NS-Zeit zeigt auch die problematischen Seiten der Fastnacht, sei es die nationalsozialistische Volkstumsideologie, die sich die Fastnacht aneignete, aber auch den Reflex von Antisemitismus und Rassenwahn.⁶ Dazu kommt die Verengung und Verfälschung der Fastnachtstradition durch eine „Brauchtumshygiene“, die einerseits unter Kategorien bürgerlicher Ehrbarkeit die anarchischen Elemente der Fastnacht ausblenden und andererseits politische und zeitgeschichtliche Dimensionen ignorieren will.

Frühe Fastnachtstraditionen im Renchtal

In der Kulturgeschichte der Fastnacht lassen sich mehrere Schichten unterscheiden. Das älteste Element stellt die dämonologisch-magische Seite der Fastnacht dar. Die Dämonen des Winters, verkörpert durch schwarz gekleidete Gestalten und Furcht erregende Maskeraden, wurden mit Rasseln, Peitschen, Klappern und Hörnern vertrieben.⁷ Damit verbunden waren Fruchtbarkeitsbräuche wie das Schlagen mit der Lebensrute, Tänze und Hochzeiten, die in dieser Zeit gefeiert wurden. Die Fastnachtstage waren ein „Fest des Fleisches“ und bildeten immer schon den Höhepunkt der Empfängnisstatistik.⁸

Einflüsse auf die Fastnacht hatten hellenistisch-orientalische Mysterienkulte, die sich in der Römischen Antike mit *Bacchanalien*, *Saturnalien*, *Lupercalien* und römischen Reinigungsfesten vermischten. Sie thematisieren Werden und Vergehen, Licht und Dunkelheit und die Überwindung des Todes durch das Leben. Schon bei den *Saturnalien* wurde „verkehrte Welt“ gespielt. Herren und Knechte tauschten nicht nur die Kleidung, sondern die Rollen. Bei den Umzügen während der Bacchanalien zogen fratzenhafte Masken mit, die das Böse vertreiben sollten. Der mitgeführte Schiffskarren erinnert an das Motiv des *Narrenschiffs*, das zu Beginn der Neuzeit als Symbol der närrischen Welt galt.⁹

Nicht zuletzt erfuhr die Fastnacht durch die (katholische) Kirche eine christliche Prägung. Fastnacht war als Vorfastenzeit eingebunden in das Kirchenjahr und von der Kirche didaktisch benutzt. Fastnacht und Fastenzeit standen in einem schroffen Gegensatz zueinander. Die Fastnacht zeigte nach Dietz-Rüdiger Moser¹⁰ die sündige Welt, die Heillosigkeit und die Verblendung einer reinen Diesseitsorientierung, während die Fastenzeit zu christlicher Lebensorientierung und zur Erlösung durch Jesus Christus hinführen soll. Die fastnächtliche Gemeinschaft der heidnischen *Cupido-Gesellschaft* steht der *Caritas-Gesellschaft* der Gläubigen gegenüber. Abgeleitet ist dieser Gegensatz vom Zwei-Staaten-Modell des hl. Augustinus, der der an der Ewigkeit orientierten *civitas dei* (Gemeinde Gottes) die in der Zeitlichkeit wirkende *civitas diaboli* (Gemeinschaft des Teufels) entgegensetzt. Der Narr ist seit dem Mittelalter der Gottesleugner, der mit seinen Schellen *das Heidenspektakel*, die pure Nichtigkeit, verkörpert. Sein Verhalten ist Narrheit, weil er nicht Sinnenlust und Hochmut widerstehen kann. Teufel und Hexen, aber auch verzerrte und hässliche Masken, die die Unvollkommenheit des Diabolischen zeigen, erweitern als Figuren die Gegenwelt des Bösen. Dieses Gegenreich des Bösen ist daran erkennbar, dass seine Geltung zeitlich eng begrenzt ist und alle Ordnungen auf den Kopf gestellt sind. Diese Veranschaulichung der christlichen Heilslehre erklärt, warum die Fastnacht durch die Katholische Kirche im Spätmittelalter und zur Zeit der Gegenreformation besonders gefördert wurde.¹¹

In welchen historischen *Formen* fand aber Fastnacht in der Region statt? Wie ist sie in den Quellen dokumentiert? Dass in der bischöflichen Herrschaft Oberkirch Fastnacht gefeiert wurde, legt die Landesordnung von 1555 nahe. Es wurde geboten, dass keine ausschweifenden Trinkereien und Schlemmereien an „kleiner oder großer Fastnacht“ stattfinden sollten. Ausdrücklich war gestattet, dass die Familien mit ihren Nachbarn sich zusammensetzten und „miteinander essen“. ¹² Im Unterschied zu protestantischen Territorien wurde in der katholischen Reichlandvogtei Ortenau und in der fürstbischöflich-straßburgischen Herrschaft Oberkirch nicht die Fastnacht an sich infrage gestellt, sondern lediglich Missbräuche und Exzesse sollten verhindert werden.

Die erste Erwähnung eines Fastnachtsbrauchtums findet sich im 1560 angelegten Statutenbuch des Oberkircher Stadtschreibers Johann Wölfflin. Der Landesherr, der Bischof von Straßburg, regelte darin die Abhaltung des *Schauertags*.¹³ Er fand am Montag nach Invocabit (heute: erster Fastensonntag) statt. Nach einem Jahrzeitamt für den Stadtschultheiß Heinrich Distelzweig waren alle Einwohner und Bürger Oberkirchs sowie der Konvent zu Allerheiligen zu einem Imbiss geladen. An diesem Tag erhielt jede

Frau vom Schultheiß und vom Amtmann jeweils 10 Schilling, von jedem Edelmann einen halben Gulden. Vom Propst des Klosters Allerheiligen wurden ein bis zwei Ohm Wein gestiftet. Zum Ausschank an diesem Tag wurde besonderer Wein gekauft, zwei Bediente schenkten ein und trugen Brot auf. Die Frauen wählten nunmehr aus ihrer Mitte einen Schultheißen und hielten „Gericht“ über die Männer. Welche Vergehen gerügt wurden und welche „Strafen“ verhängt wurden, ist nicht bekannt.

Die Oberkircher Frauen übten an diesem Tag folglich das „Weiberrecht“ aus. An diesem Tag wurde die Ordnung auf den Kopf gestellt, die Frauen übten „Macht“ aus und hielten Gericht, während sie sonst keine Rechte hatten. Die heutige „Weiberfasnacht“ stellt die Fortsetzung des im gesamten oberdeutschen Raum verbreiteten Brauchtums dar.¹⁴ Auch für das Dorf gibt es einen Beleg: In der 1762 niedergelegten, aber auf älteren Vorlagen beruhenden Ringelbacher Dorfordnung ist erwähnt, dass „sämtliche Eheweiber von Ringelbach“ im Ulmhardt jährlich eine Eiche als „Schauertagsbaum“ hauen und „zu ihrem Genuss“ gebrauchen sollten.¹⁵ Das erste von vier Bauerngerichten fand am „Faßnacht“-Schauertag statt, vielleicht auch in Anwesenheit der Frauen.

Die auf Fastnacht begrenzte Umkehrung der „Herrschaftsverhältnisse“ mag sicher in ruhigen Zeiten ein Ventil gewesen sein, um Dampf abzulassen. In Zeiten des Umbruchs und der Krise konnte daraus auch revolutionäres Potenzial entstehen. Möglicherweise hängt der Sturm der Kappler Frauen auf das Oberkircher Gefängnis in der Nacht vom 5. auf den 6. März 1777 – die zeitliche Nähe legt es nahe – auch mit der Fastnacht zusammen. Der Kappler Schultheiß war wegen demonstrativer Missachtung des Jagdverbotes zusammen mit anderen Wilderern nach Oberkirch verbracht und dort im Gefängnisturm festgesetzt worden. Etwa 300 bis 400 Frauen aus Waldulm und Kappelrodeck bewaffneten sich mit Äxten, Eisengabeln, Säbeln und Pistolen, drangen nachts durch das Obertor in Oberkirch ein, setzten das Wachpersonal fest und befreiten ihre Männer.¹⁶

Wenig untersucht wurde bisher, welche Rolle die Fastnacht in der Revolution von 1848/49 gespielt hat. In seinem Bericht vom 12. März 1848 schreibt der Oberkircher Amtsvorstand nach Karlsruhe, dass hier „in den ersten Tagen dieses Monats und besonders über Fastnacht eine große Aufregung wie fast überall“ geherrscht habe, „indem sich die Bürger mehrmals versammelten, teils wegen Beratung von Petitionen, teils wegen Ankaufs von Waffen“. Erleichtert wurde jedoch festgestellt, dass „keine Exzesse“ vorgefallen seien. „Über Fastnacht“ sei die dreifarbige Fahne (Schwarz-Rot-Gold, d. V.) vor dem Bürgerlokal ausgehängt worden.¹⁷ An Fastnacht wurde folglich gewagt, was man sich sonst nicht getraute. Auch die wiederholten „Katzenmusiken“ vor dem

Haus großherzoglicher Beamter¹⁸ deuten auf Aktionsformen hin, die auch im Umfeld von Fastnacht praktizierten Rügebräuchen entstammen.

Schließlich wurde die Fastnacht im Frühjahr 1849 in Oppenau dazu benutzt, um die Regierungsautorität zu untergraben. Der Brigadier Dewerth meldete nach Karlsruhe: *„Am letzten Montag liefen zwei ledige Leute namens Amrein und Mast in Oppenau herum und figurierten als Masken. Auf einem großen Stück weißem Papier, das sich jeder derselben auf den Rücken geklebt hatte, stand mit großen Buchstaben bei dem einen „Bekk M“ (Minister, d. V.) und bei dem andern „Pfui“.* Trotz der Maskierung hatte der Polizist zwar die Namen der Übeltäter ermitteln können, aber wegen der geschickten Inszenierung keine Handhabung zum Einschreiten finden können.¹⁹

Mit der „neuen Ära“ in Baden scheint auch im Renchtal die Fasent wiederauferstanden zu sein. In Oberkirch fand die Fastnacht 1861 für die feine bürgerliche Gesellschaft im gehobenen Speiselokal und für das Volk auf dem Kirchplatz statt.²⁰ Die Witwe Börsig lud am Fastnachtssonntag zu einem Ball und zum „Speisen nach der Karte“ in den „Badischen Hof“ ein. „Anständige Masken und Dominos“ sollten Zutritt erhalten. Am Rosenmontag gastierte in Oberkirch „Grand Cirque olympigne“, ein närrischer Zirkus. Großsprecherisch wurde *„eine brillante, pompöse, noch nie da gewesene Haupt- und Glanzvorstellung“* angekündigt:

„Der fürchterliche Beifall, den die Gesellschaft in allen Vorder- und Hinterteilen Europas gefunden hat, lässt sie erwarten, dass sie durch ihre unübertrefflichen Leistungen Alt und Jung, Klein und Groß, Dick und Dünn, Hoch und Nieder in Ober- und Unterkirch aufs höchste befriedigen werden. Das Personal besteht aus den größten Künstlern und Künstlerinnen der hiesigen Welt, und den edelsten unter den versteigerten Verstellpferden. Das Seil ist gedreht aus den hiesigen Stricken hiesiger Stadt, so lang als die Geduld des Publikums. Die zur Vorstellung kommenden wilden und zahmen Tiere sind ziemlich geruchlos mit Stubendressur. Das Orchester besteht aus Mohren, so schwarz wie möglich. Sonstiges Gesindel ist hautrein.“

Fastnacht wurde „gespielt“, die enge kleinstädtische Welt wurde an Fastnacht zum großen Welttheater. So fand 1886 ein närrischer Jahrmarkt mit *„Kauf-, Sauf- und Schaubuden, Seiltänzerien, Akrobaten, Moritaten“* und anderem statt.²¹ Dabei wurde ein *„Schweden-Überfall“* gespielt, die Ranzengarde, die den Jahrmarkt bewachte, wurde gefangen genommen und im Triumph durch die Stadt geführt.²² Glaubt man der Ankündigung, so wurde in diesem Jahr zum ersten Mal ein großer *Carnevals-Festzug* mit *„Sr. Durchlaucht dem Prinzen Carneval“* durchgeführt.

Die Oberkircher Lokalpresse wurde selbst immer mehr Medium, so erschien 1892 eine Seite mit närrischen Anzeigen. Eine davon betraf den erhofften Bau einer Fernbahn durch das Renchtal, die Paris und den Orient verbinden sollte:

Potz Blitz nei! 4000 italienische Schwoben werden zum Kniebis-Eisenbahn-Tunnelbau gegen 20 Lir Taglohn, feif mal Essen und zwischen nei noch Käs und Brot zum sofortigen Eintritt gesucht. Konstantinopel, am 24. Mittwoch 2981. Der Bauunternehmer: Harthammer, Holz nagel, Steinmeißel und Consorten.

In dem Oberkircher Narrenzug von 1892 waren die wilhelminische Flotten- und Kolonialpolitik, der Berliner Bankenkrach, der Tunnelbau durch die Moos nach der Illenau und als „größtes Wunder der Neuzeit“ eine „amerikanische Wurstfabrik“ dargestellt. Auch die Themen der Straßenfastnacht wurden von nationalliberalen Handwerker-, Kaufleute- und Beamtenkreisen gestaltet, sodass subversive Wirkungen nicht zu befürchten waren. Auch wenn es in Oberkirch noch keine Narrenzünfte gab, so setzte die jährliche Planung der Fasnacht eine gewisse Organisation voraus, die ein „Narrenrat“ oder ein „närrisches Comité“ übernahm.

Frühe Quellen über Nußbacher Fastnacht

Fand die Fastnacht in den Kleinstädten durch die Berichte in der Presse und die ersten organisierten Formen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend ihren Niederschlag, so ist über die „Fasent“ in den Dörfern im 19. Jahrhundert wenig bekannt. Bezeichnend ist, dass eher zufällig ein Bericht über eine Nußbacher Fasent entstand. Der Nußbacher Hauptlehrer Ludwig Gallus zeichnete als „Mundartprobe“ für den von Kluge, Pfaff und Meyer konzipierten volkskundlichen Fragebogen 1895 eine närrische Begebenheit auf. Die Nußbacher, die 1878 eine Posthilfsstelle erhielten, wollten ihre Nachbarn aus Zusenhofen ärgern, die noch keine Post hatten. Sie beschlossen, an einem Fastnachtsdienstag mit einem „Postkarch“ nach Zusenhofen zu fahren und ihren Nachbarn „die Post“ zu bringen:

„... Mer hen noch so ne alde Briefkaschde, der wird absägt und gal agschriche; aber kein Mensch derfs wisse, sunsch wenn dia do dunte des merke, weremer elend versohlt.“- „Jo, un mer hen no so aldi Schappekapp un e Laderdasch vum Grafe Peter; des isch grad racht fir de Boschtli“, riäft de Steffe, „un a aldi Trumbet zuma Boschthorn het de Geber Duni. S Surluis aldi Marra nemmemer zuam Boschgaul.“

Ganz im Stille isch dra gschaftt wore, uni dass einer im ganze Ort devu ebbs gewisst hett. Am Fasent Zischi Mitta, so uma halbe

einsa rum rasselt e großer gäler Boschtkarre voll Briaf und Baget durichs Ort und macht si uf de Wä Zusehofe zue. Vorne druff huckt de Briafbott und dahinter no rennt halb Nußbach un verfiert e Haide Spektakel.

Wu si ans Ort kumme, do wurd ghalte. De Schwarz-Andres schtigt vum Bock, fillt sini Dasch mit Brief un Zittunge und de Buckel mit Baget. Jetz will er s Nochbers Bärb, e suferi Kechi, e Liawesbriaf in d Hand drucke. Do seit de Kasper Sepp: „Kumm ri, un trink e Gläsli Wii, de wursch es hit bruuche kinne.“

Unterdessa isch halb Zusehofe zämmegrennt und gafft de Boschtkarre a. De Andresli macht nebebi großi Schprich un ergert Zusahofener. Dia nit ful und schlage de Karch dzemme. Defier hen sie aber bleche miasa. Endli hen sie´s zuerer Boschthilfstell brocht, die aber dene Inhaber zuwenig dreit.²³

Das Possenspiel, eine Art improvisiertes „Straßentheater“, spielte bei der Dorffastnacht eine große Rolle. Meist waren es junge, ledige Burschen, deren Übermut sich in der Zeit der Adoleszenz auf diese Art und Weise entlud. Manchmal spielten auch Kinder unter Anleitung der Erwachsenen Lokalpossen, wie ein Bericht von 1870 aus dem Nachbarort Meisenbühl belegt:

Voriges Jahr wurde bei uns ein Eierdieb entdeckt. Letzte Fastnacht nun spielte unsere Schuljugend diesen Vorfall, wodurch sich unser Herr Accisor so beleidigt fühlte, dass er den Kindern drohte, sie durch die Gendarmerie anführen zu lassen, wenn sie diesen Fastnachtsscherz nicht freiwillig einstellten.

Um sich nun an den Eltern zu rächen, sandte er den Ortsdiener aus und ließ die Einwohner, die im Rückstand waren, mahnen. Ein Ehepaar schickte sein Kind zum Akzisor, um sofort die Steuern zu entrichten. Der Steuerbeamte misshandelte es so sehr, dass es laut schrie. Die empörten Eltern machten den Vorfall in der Zeitung bekannt.²⁴ Harmloser war die „Kinderfasent“ vor dem 1. Weltkrieg in Nußbach; der spätere Blumenwirt Karl Haas setzte einen großen „Gschudi-Kopf“ auf und machte Faxen, alle Kinder des Dorfes rannten johlend hinterher.²⁵ An Fastnacht durften Kinder und Arme betteln, wobei traditionelle Heischebräuche fortgeführt wurden. So fuhr der Dorfarme Wendelin F. mit einer alten Marktchaise von Haus zu Haus und „sammelte“ Eier. In einer Dorfwirtschaft ließ er sich einen großen Eierkuchen backen, die übrigen Eier gab er für Zechschulden in Zahlung.²⁶

In der mündlichen Erzähltradition lebt die Erinnerung an die „Originale“ fort, die um die Wende zum 20. Jahrhundert die Fastnacht durch ihre Possen bereicherten. Dazu gehörte der „Schwarz-Sepp“, ein lediger Maurer aus Nußbach. Er stand im Ruf, akrobatische Einlagen zu beherrschen. So soll er einmal am Blitzableiter

auf die Kirchturmspitze geklettert sein, dort eine Fahne befestigt haben und einen Handstand auf dem Turmkreuz gemacht haben. An einem Fastnachtmontag befestigte er am Bühneladen des Gasthauses „Zur Linde“ ein Seil zum gegenüberliegenden Haus. Die Nachricht von der akrobatischen Aktion des Schwarz-Sepp verbreitete sich rasch im Dorf, eine Menge Neugieriger strömte herbei. Dieser sammelte in seiner Kappe „Eintrittsgeld“ ein. Die Spannung stieg aufs höchste, als der vermeintliche Seilkünstler zum Bühneladen herausschaute und die Leute fragte, ob sie jemals jemand gesehen hätten, der sich in solcher Höhe auf das Seil wage. „Ich auch nicht“, lachte der Nußbacher Till Eulenspiegel und zog sich ins Gasthaus zurück, um das gesammelte Geld zu vertrinken.²⁷

Häufig standen lokale Begebenheiten im Mittelpunkt der Fastnachtsspiele. So brach vor dem 1. Weltkrieg in Nußbach eine Typhusepidemie aus, die durch die Verschmutzung des Dorfbachs verursacht wurde. Eine Hygienekommission stellte fest, dass es in einem Haus am Erbbach überhaupt keine Toilette gab. Einige Nußbacher bauten bei der nächsten Dorffastnacht einen Toilettenwagen und spielten bei der Dorffasent die „Schisshus-Kommission“.²⁸

Allerdings brachen bei der „Dorffasent“ immer auch Ressentiments durch. So wurde bei der Dorffasent 1914 Anna Ritter, die als erste Nußbacherin bei der Post arbeitete, lächerlich gemacht. Sie reagierte zutiefst betroffen. Immerhin entschuldigten sich die Fastnachtsspieler bei ihr, als sie 1914 in den Krieg ziehen mussten.²⁹

Eine große Rolle bei der Dorffastnacht spielte immer schon die örtliche Musikkapelle. Zwei fotografische Dokumente zeigen die bunt verkleideten Musiker einmal bei einem Umzug in Oberkirch



Abb. 1: In phantasievollen Kostümen zog 1921 die Nußbacher Musikkapelle durch das Dorf.

vor dem 1. Weltkrieg und 1921 in Nußbach. Die Musiker zogen am Fastnachtsdienstag durchs Dorf, machten auf der Straße ihre Späße und spielten am Abend in den Dorfwirtschaften zum Tanz auf. Musik gehörte immer schon zur Fasnacht dazu, ebenso wie Gesang. Von den alten Fastnachtsliedern, die teilweise auch einen sehr schlüpfrigen Text aufweisen,³⁰ hat nur das Lied „Hoorig isch die Katz“ in der mündlichen Überlieferung überdauert.

Die politischen Fastnachtsspiele in den 1920er-Jahren

Der 1. Weltkrieg und die darauf folgenden Krisenjahre beeinträchtigten auch das Fastnachtsbrauchtum. Unter „Bezug auf die Zeitverhältnisse“ verbot das Bezirksamt Oberkirch 1919 „Faschingsvergügen jeder Art, Aufzüge, Maskenbälle und karnevalistische Konzerte“. Ebenso war das „Tragen von Masken, Verkleidungen und karnevalistischen Abzeichen durch Erwachsene und Kinder“ untersagt.³¹ Das Verbot war 1921 wiederholt und mit dem Protest „gegen die ungeheuerlichen Beschlüsse der Pariser Konferenz“ begründet worden.³² Auf ihrer Konferenz vom 24. bis 29. Januar 1921 in Paris hatten die alliierten Siegermächte Deutschland Reparationen in Höhe von 269 Mrd. Goldmark auferlegt. Das Fastnachtsverbot wurde jedoch im Renchtal weitgehend umgangen. Der Oberkircher Lindenwirt Dilger lud zu einem „Bürger-Ball“, wobei „Kostümierung ... erwünscht“ war; der Katholische Gesellenverein Oppenau kündigte in humoriger Form eine „Fastnachts-Unterhaltung“ mit Programm an; in Ödsbach wurde zum Besuch von „Theater-Aufführungen“ im Gasthaus „Krone“ eingeladen.³³ Kapellen durften ohnehin nach vorheriger polizeilicher Anmeldung musizieren,³⁴ so konnten die Nußbacher Blasmusiker zum ersten Mal nach dem Krieg ihren närrischen Auftritt absolvieren.



Abb. 2: Nußbacher Motivwagen auf dem Oberkircher Umzug 1925: „Steuerpresse“ und „Finanzamt“

Im Jahr 1925 fand in Oberkirch ein Fastnachtsumzug statt. Die Nußbacher beteiligten sich – wie fotografische Dokumente zeigen – mit zwei Wagen. Auf dem einen Wagen saß in einem Häuschen ein Finanzbeamter, der akribisch die ihm vorgelegten Papiere prüfte und stempelte. Dahinter war eine „Steuerpresse“ zu sehen: Auf einer Spindelpresse lag ein armer Steuerbürger, die Steuerschraube wurde unter großem Spektakel aller Beteiligten immer mehr angezogen.

Die Reichsfinanzreform und die Steuerbelastungen hatten auch im Renchtal erheblichen Unmut erregt. So stießen nicht nur höhere Einkommens- und Erbschaftssteuern bei der Bevölkerung, sondern auch die „Besteuerung jeglichen Vergnügens“ auf Unverständnis: *„Es sind nach der Steuerordnung grundsätzlich alle Veranstaltungen steuerpflichtig, mit denen Tanz, Totalisator und andere Wettbetriebe in Verbindung stehen.“*³⁵ Den Unmut über die Steuerbelastungen versuchten auch rechte Kreise zur Agitation gegen die republikanische Staatsverwaltung zu instrumentalisieren. So hatte der auf dem Hofgut Rohrbach in Bottenau wohnende Major a. D. Fröhlich schon 1921 bei einer politischen Versammlung geäußert:

*„Wer bezahlt denn die Tagediebe und Faulenzer, die Beamten, doch nur wir, die Steuerzahler? Bauern, Landwirte, lasst sie doch allemal verhungern, schließt euch gegen sie ab, gebt ihnen nichts mehr zu fressen und lasst sie fühlen, dass sie von euch abhängig sind. Kommt man hinten auf das Finanzamt, da sitzen sie zu hunderten, der eine sitzt da und faulenz und sieht dem anderen zu, wie er Mücken fängt, und so ist es allgemein und überall im Staatsbetrieb.“*³⁶

Die Äußerungen fielen kurz nach dem Attentat auf den ehemaligen Reichsfinanzminister Matthias Erzberger und führten am 24. September 1921 zu einer heftigen Reaktion der Zentrumsfraktion im badischen Landtag.³⁷

Abb. 3: Handwerker, Bauern und Wirte aus Nußbach marschieren mit dem „Steueresel“ an Fastnacht 1929 nach Oberkirch und kritisieren dort die Steuer- und Abgabenlast.



Das Unverständnis über die vermeintlich hohen Steuerbelastungen gab 1929 erneut Anlass zu einer Fastnachtssosse. Nußbacher Handwerker und Bauern, die teilweise ihre Berufskleidung trugen, beluden einen Esel hoch mit Paketen. Diese Pakete standen für die Gewerbe-, Erbschafts-, Grund-, Fleisch-, Bier-, Branntwein- und Gebäudesondersteuer; der Esel symbolisierte den Bürger, der unter der Last der Steuern ächzte. Als Kommentar trug der Esel noch ein Schild, auf dem stand: „*Des Vaterlandes Dank ist euch gewiss.*“ Mit dem Esel zogen die Nußbacher nach Oberkirch und beteiligten sich am dortigen Umzug, wobei sie ein selbst gedichtetes Fastnachtslied vortrugen:

*Ach, das was uns am meisten drückt,
Das dürfen wir nicht sagen.
Doch weil´s heut gerade Fastnacht ist,
So soll dies Bild euch klagen.
Freund Langohrs Last scheint ungeheuer,
Doch uns drückt härter noch die Steuer!
Refrain: So sieht es aus.
Wenn das so weiter geht ½ Jahr,
Haben wir kein Pfennig mehr, Allejuja!
Das Fleisch holt ihr in Argentinien,
Den Wein in Frankreich und Sizilien,
Und unsere guten Weine
Lasst ihr uns liegen und die Schweine.
Viel wird versprochen vor den Wahlen,
Doch wer kann da noch Steuern zahlen ...
Und drückt die Not den Bauernstand,
Dies merkt man gleich in Stadt und Land
Geschäft und Handwerk leiden sehr,
Der Steuerdruck wächst täglich mehr.
Doch unser allergrößte Plag
Ist unbedingt der Steuernachtrag ...
Geduldig ist wohl dieses Tier,
Doch krank und keuchend seht ihr´s hier.
Habt ihr kein Mitleid und Erbarmen
Ihr Führer mit dem Tier, dem armen?
Wenn es nicht elend soll verenden,
So muss sein Schicksal bald sich wenden ...*

Nicht nur über die Steuern, sondern auch über die fallenden Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse und die Importe aus aller Herren Länder wurde geklagt. Unter der abnehmenden Kaufkraft litten wiederum Handwerker und Kaufleute. Bemerkenswert ist, dass die sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Zeit am Anfang des Jahres 1929, also schon vor dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise, zum Thema gemacht wurden.

„Fasnacht“ zwischen Volkstumsideologie und NS-Propaganda

In der Anfangszeit der NS-Herrschaft gab es – sichtet man die Renchtäler Lokalzeitungen – nur wenige Berichte über Fastnachtsveranstaltungen. Die Zahl der Zeitungsartikel über Fastnachtsveranstaltungen nahm seit 1935 erheblich zu und erreichte 1938 einen Höhepunkt. Nach der Machtergreifung befürchteten die Nationalsozialisten offensichtlich, dem satirischen Spott und dem subversiven Gelächter der Narren ausgesetzt zu sein. So verboten sie bald, an Fastnacht „nationale Symbole“ zu verwenden oder in Parteiuniformen aufzutreten. Sie erkannten jedoch bald das ideologische Potenzial und die manipulativen Möglichkeiten der Fastnacht. Außerdem wurde die Fastnacht in den Zusammenhang völkischer Ideologie gestellt.

Auch die Fastnacht in Nußbach wurde aus der Perspektive der nationalsozialistischen Volkstumspolitik umgedeutet. In einem Artikel über „Alte Nußbacher Fastnachtsbräuche“³⁸ heißt es:

„Wohl hat (!) die liberalistische Vorkriegszeit, die Not der Nachkriegsjahre und der Zerfall bodenständigen Brauchtums im 19. Jahrhundert (?) viel urwüchsiges Volksgut im Renchtal verschwinden lassen. Billiger und sinnloser Ersatz der bäuerlichen (!) Fasent kam auf und ließ das gute Alte (!) in Vergessenheit geraten.“

Diese „Dekadenztheorie“ berührt sich mit nationalsozialistischen Bestrebungen, eine ungebrochene germanisch-heidnische Tradition aus dem Fastnachtsbrauchtum herauszulesen: H. E. Busse sah im Fastnachtsbrauchtum den „Kult der Schicksalsgemeinschaft“ und brachte es in Verbindung mit dem von den Nazis proklamierten „völkischen Erbe“.³⁹ Für den Nationalsozialismus war das im Katholizismus wurzelnde Volksbrauchtum ein Ärgernis. Entsprechend wurde die Schreibung von Fastnacht in „Fasnacht“ geändert: Die Beziehung zum katholischen Kirchenjahr und zur Fastenzeit sollte damit verwischt werden. Volkstumsideologen leiteten den Begriff von „faseln“ (= gedeihen) ab und interpretierten ihn als Fest des Wachstums, als altgermanisches Frühlingsfest.⁴⁰

In Nußbach wurde 1934 der „Gschudi“, eine angeblich alte Traditionsfigur, wieder ausgegraben. Sie bestand aus einem übergroßen Schwellkopf mit Melonenhut, der von einem Mann dandyhaft-heller Kleidung getragen wurde. Schon vorher gab es die Tradition des „Gschudi-Verbrennens“. Am Fastnachtsdienstag wurde eine Puppe unter Klagen und Jammern durch das Dorf getragen und vor dem Dorf den Flammen übergeben. Angeblich gehörten Fastnachtsspiele wie *Schaltkarch-Rennen* und *Kuhreiten* auch zur Nußbacher Tradition.⁴¹ Der „Gschudi“, der angebliche *spiritus loci* der Nußbacher Fastnacht, hatte jedes Jahr seinen Auf-



Abb. 4: Der „Gschudi“, angeblich eine Nußbacher Traditionsfigur, bei der Fastnacht 1935.

tritt: Fotografien zeigen ihn bei der Fahrt mit der Kutsche und bei einer vor dem Rathaus veranstalteten „Gschudi-Hochzeit“. Nicht nur zur Organisation der Fastnacht, sondern auch zur Lenkung und Steuerung wurde 1934 in Nußbach ein „Elferrat“ gebildet.

Im darauf folgenden Jahr 1935 zeigte es sich, dass bei der Fastnacht durchaus alte obrigkeitskritische Tendenzen immer noch virulent waren. Auf dem Rathausplatz wurde aus langen Stangen ein Bohrerüst errichtet. Dann begann man „Süßwasser“ zu fördern, das von sechs vornehmen Herren in Frack und Zylinderhut verkostet wurde.

Hintergrund des Spiels waren Zuckerschiebereien, in die auch viele Nußbacher Kleinbrenner verwickelt waren. „Neuerdings haben sich die Kleinbrenner auf das Brennen von Zucker verlegt, über Bühl und Achern gehen ganze Wagenladungen Rohrzucker“, hatte schon 1921 eine Alarmmeldung aus dem badischen Innenministerium gelautet. Die Schwarzbrennerei veranlasste den Staat zu Gegenaktionen. Beim Handel mit Zucker wurden lückenlose Nachweise verlangt. Nachdem wegen Zuckerschiebereien einige Händler und Brenner ins Gefängnis gewandert waren, besann man sich in Nußbach auf einen anderen Trick. Ein Kaufmann ließ eine größere Menge Zucker kommen und lagerte ihn in einem alten Haus. Nachts wurde ein vermeintlich spektakulärer „Einbruch“ verübt. Ein großes Loch wurde in die Wand gebrochen und ein Einbruch vorgetäuscht. Der Zucker wurde an



Abb. 5: Mit der „Süßwasserverkostung“ (1935) wurde auf die Zuckerschiebereien der Schwarzbrenner angespielt.

die Nußbacher Kleinbrenner verteilt, die als eigentliche Auftraggeber der Lieferung die „Ware“ schon vorher bezahlt hatten. Der Zoll schöpfte Verdacht und begann, Hausdurchsuchungen vorzunehmen. Viele Kleinbrenner gerieten in Panik und schütteten die Zuckervorräte mit blutendem Herzen in den Erbbach oder in die Jauchegrube. Das so „gesüßte Grundwasser“ sollte nunmehr bei der Dorffasent gefördert werden.⁴²

Damit berührten die Nußbacher einen wunden Punkt. Noch am 19. April 1933 hatten 150 bis 200 Landwirte vor dem Zollamt Oberkirch demonstriert – es war die letzte öffentliche Demonstration im Renchtal. Sie forderten die Rückgabe des Branntweins, der 1932 beschlagnahmt worden war.⁴³ Die Unzufriedenheit der Kleinbrenner nahm in der Folgezeit eher noch zu, als es zu Verhaftungen und der Verhängung von hohen Geldstrafen kam. Das rigorose Vorgehen des Zolls gegen die Kleinbrenner berührte empfindlich das Erscheinungsbild des NS-Staates – hatten die neuen Herren doch propagandistisch sich als Sachwalter bäuerlicher Interessen ausgegeben.

Es gehörte jedoch auch zum fastnächtlichen Maskenspiel, dass die Vorgänge in der Presse in einen harmlosen Zusammenhang gestellt wurden. Nußbach präsentierte sich als „Bäderstadt“, es wurde nach „Mineralquellen“ gebohrt und dabei „Süßwasser“ gefunden. Der reale Hintergrund der Fastnachtsposse war den Einheimischen bewusst, die „närrische“ Berichterstattung sollte bewusst falsche Spuren legen.⁴⁴

Wie sehr aber die NS-Propaganda auch die Fastnacht zu bestimmen begann, zeigt ein Bericht vom Fasentumzug in Durbach aus dem gleichen Jahr. Dabei wurden die Emigranten verhöhnt, die unter dem nationalsozialistischen Regime ihre Heimat hatten verlassen müssen.⁴⁵ Ende der 1930er-Jahre schrieben die NS-Machthaber die Themen für die Fastnacht reichseinheitlich vor. Gegenüber „Juden“, gegen „die Engländer“ und den „Bolschewismus“ war jede Kritik erlaubt.⁴⁶

Am schmutzigen Donnerstag 1938 formierte sich in Nußbach im Hof des Gasthauses „Zur Linde“ ein grotesker Zug. In der „Renchtaler Zeitung“⁴⁷ war darüber zu lesen:

... Dann kamen originelle Radfahrer und die Juden, die mit Sack und Pack auf der Ausreise nach Palästina waren. Viel Humor hat diese Gruppe ausgelöst. Kuh und Ziege führten die Juden mit, ungeheuere Nasen und Plattfüße konnte man sehen. Den Schluss bildeten ein Jazzspieler im Obstwagen und eine große Gruppe Narrensamen. Auf dem Rathausplatz endete der Zug. Dort fand ein Narrenspiel statt: Die Juden versteigerten ihre Ziege, ihre Kuh und sonstige Habseligkeiten. Der Volkshumor (!) kam hier so recht zur Geltung.

Abb. 6: Der Tiefpunkt der Nußbacher Fastnacht – Nationalsozialisten spielen den „Auszug der Juden“ und verspotten ihre jüdischen Mitbürger (1938).



Erhalten gebliebene, etwas unscharfe Fotos zeigen den gespenstischen Umzug: Bucklige, schwarz gekleidete und maskierte Gestalten mit großen Nasen, wie sie das antisemitische Hetzblatt „Der Stürmer“ damals darstellte, ziehen durch die Dorfstraße. Eine Kuh mit der Aufschrift „Nach Jerusalem“ ist vor einen Wagen gespannt, auf dem Koffer und Umzugsgut geladen sind. Wenige Monate vor der Reichspogromnacht am 9./10. 1938 und zweieinhalb Jahre vor der Deportation nach Gurs am 22. Oktober 1940 wurden in Nußbach Juden auf diese beschämende Art verhöhnt und verspottet.

In Nußbach lebten keine Juden, bis Mitte der 1930er-Jahre hatten Dorfbewohner mit jüdischen Vieh- und Stoffhändlern und jüdischen Ärzten Kontakt.⁴⁸ Fast in jedes Haus kam der Appenweierer Arzt Dr. Leo Wolff. Er war nicht nur wegen seiner medizinischen Kenntnisse geschätzt, sondern auch deswegen, weil er armen Familien kostenlos medizinische Hilfe leistete.⁴⁹ 1934 war sogar ein Nußbacher in Streichers „Stürmer“ angeprangert worden, weil er trotz Warnungen mit einem jüdischen Viehhändler Geschäftsbeziehungen unterhielt.⁵⁰

Unter dem Eindruck der Nußbacher Fastnacht protestierte sogar der ledige Nußbacher Landwirt Wilhelm Kasper in einem Brief an Streicher gegen die Judenhetze des „Stürmer“, weil er zu Recht in dessen Organ den geistigen Urheber antisemitischer Aktionen vermutete. Er wandte sich gegen Parolen des „Stürmer“ wie „Die Juden sind schlimmer als die Teufel“, „Sie sind Verderber der Menschheit“ und „Alles Böse kommt von den Juden“ und prangerte an, dass jüdischen Mitbürgern die Menschenwürde genommen und staatsbürgerliche Rechte vorenthalten wurden. Nach seiner Verhaftung durch die Gestapo bekannte Kasper:

„Ich nehme die Juden in der Eigenschaft als deutsche Staatsbürger gegen ungesetzliche und unmoralische Handlungen oder Worte in Schutz. Vom rein menschlichen Standpunkt aus, soweit ein rechtlich denkender Mensch verpflichtet ist, seinen Nebenmenschen zu achten und zu ehren, muss ich auch die Juden, weil sie Menschen sind, in Schutz nehmen. Vom religiösen Standpunkt, weil jeder Mensch ein Geschöpf Gottes ist und nach seinem Bild und Gleichnis erschaffen ist, muss ich auch den Juden als Geschöpf Gottes ehren und achten.“⁵¹

Auch von anderen Einwohnern wurde diese Art von Fastnachtsspiel missbilligt; offensichtlich versuchten örtliche Anhänger des Nationalsozialismus auf diese Art und Weise traditionelles Brauchtum für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Unter den Initiatoren und „Darstellern“ befand sich der Sohn des örtlichen Hauptlehrers, der später der Totenkopf-SS angehörte. Nach glaubwürdigen Zeitzeugenaussagen⁵² soll er von einem alliierten Ge-

richt nach Kriegsende zum Tod verurteilt worden sein. Unter den amerikanischen Militärs befand sich der Sohn eines Offenburger Viehjuden, der viele Kontakte nach Nußbach gepflegt hatte. Ausgerechnet durch dessen Intervention sei S. begnadigt worden.

Fastnacht in den 1950er-Jahren

Nach der Unterbrechung durch die Kriegs- und Nachkriegszeit lebte die Fastnacht in Nußbach 1950 wieder auf: Die schlimmste Nachkriegsnot war überstanden, auf die Jahre des Schreckens und der Entbehrung folgte eine Zeit der überschäumenden Lebensfreude und des Lebensgenusses. Nach Gründung der Bundesrepublik wurde 1950 auch in Nußbach wieder „richtig“ Fastnacht gefeiert. Ein „Gschudi-Rat“ koordinierte die Aktivitäten.

Am Fastnachtssonntag beteiligte sich eine Nußbacher Abordnung am Oberkircher Fastnachtsumzug. Wie schon 1929 wurde ein Esel mit „Steuerpaketen“ beladen, um wiederum anschaulich dem Protest gegen die Abgabenlast Ausdruck zu verleihen.

Besonders wurde durch ein übergroßes Plakat der „Lastenausgleich“, eine geplante Vermögensabgabe zugunsten der Heimatvertriebenen⁵³ beklagt. Weiterer Unmut richtete sich gegen die „Rindertuberkulose-Untersuchung“, die für Landwirte und Viehhändler mit Kosten und Formalitäten verbunden war. An einem Rind führten der Viehhändler Friedrich Welle und der Landwirt Franz Meyer auf Oberkirchs Straßen eine Untersuchung vor. Auf Regenschirmen wurden Geldscheine aufgeklebt, die 1948 bei der Währungsreform wertlos geworden waren. Dazu brachten die Nußbacher neben einigen „Ministern“ den badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb mit, den der kleinwüchsige Gottfried Schwarz sehr originalgetreu spielte.⁵⁴

Sportverein, Musik- und Gesangsverein veranstalteten Preis-maskenbälle in Nußbacher

Abb. 7: Die erste Nachkriegsfastnacht: Die Nußbacher machen sich über Leo Wohleb und seine Regierung lustig (1950).



Abb. 8: Fastnachts-
originale. Närrische
Straßenfastnacht um
1950.



Gastwirtschaften. Dabei herrschten – wie in einem Zeitungsartikel deutlich wird – durchaus noch eine gewisse „Sittenstrenge“ und Prüderie: *„Eine auswärtige Närrin hatte anscheinend den Maskenball mit dem Strandbad verwechselt und litt dabei so sehr unter Stoffmangel, dass sie ihre Blößen kaum decken konnte. Daher verfiel sie allgemeiner Ablehnung des Publikums und auch des Preisrichter-Kollegiums, was darauf schließen lässt, dass unser Bauernvolk den modernen Schrott mondäner Halbwelt mit Großstadtmanieren (!) energisch ablehnt.“*⁵⁵

In der Wirtschaftswunderzeit etablierte sich in Nußbach die „Wirtschaftsfastnacht“. Alle vier Gasthäuser, die „Blume“, der „Schwanen“, die „Linde“ und die „Sonne“ – 1959 kam noch das „Café Dienert“ hinzu – hatten Kapellen engagiert. Die Maskenträger wechselten von einer Wirtschaft in die andere und trieben ihr närrisches Spiel oder „schnurrten“, flirteten mit dem Tanzpartner. Mancher maskierte Ehemann und manche maskierte Ehefrau stellte so die Treue des Partners auf die Probe.⁵⁶

Im Jahr 1955 wurde in Nußbach eine „Narrenzunft“ nach rheinischem Vorbild gegründet. Nach alter Tradition hatten Nußbacher Junggesellen einem Ulmer, der eine Nußbacherin heiratete, den Weg zur Braut erst freigegeben, nachdem er einen entsprechenden Tribut entrichtet hatte. Bei der danach stattfindenden Zeche wurde beschlossen einen Elferrat zu gründen, einen Fastnachtsprinzen zu wählen und nach rheinischem Vorbild eine Garde von Funkenmariechen zu bilden.⁵⁷ Diese Narren-



zunft organisierte am Schmutzigen Donnerstag einen Hemdglonkerumzug und am Ende der Fastnacht eine Geldbeutelwäsche. Außerdem organisierte man einen Ball mit einem närrischen Programm. Neben lokalen Begebenheiten nahm auch auf Zeitphänomene Bezug – so 1959 auf das Phänomen „Kino“:

Abb. 9: Närrischer Kommentar zur Remilitarisierung der Bundesrepublik? Nußbacher Mädchengarde 1956.

Die Moritat von der Holly-Wut – in Spätnik-Color auf German Leidwand

*Wer schleicht dort im finsternen Walde
So katzenartig daher?
Das ist der Film-Doktor Fischer.
Nanu, was will denn der?
Er kriecht durch das Gelände.
Verliert dabei den Hut.
Es zittern seine Hände
Vor blinder Holly-Wut.
Da blickt aus nahem Gebüsch
Ein Kamera-Auge hervor;
Es filmt nach allen Seiten
Die Landschaft in German-Color.
„Halt, Schurke, keinen Schritt weiter!
Ich habe dich gleich erkannt!“
Der deutsche Film-Oberförster,
der ruft es vom Waldesrand.
Doch Fischer gibt keine Antwort,*

*Er kennt nur seine sichere Hand,
 Ein Schuss! Und darauf ein Aufschrei,
 Der Förster liegt sterbend im Sand,
 Darauf drückt er dem sterbenden Förster
 Die klaffende Briefftasche zu
 Und spricht dabei leise die Worte:
 „Nun lass Lieschen Müller in Ruh!“
 Er stellt sich im Dorf den Gendarmen,
 Er klaget sich selber an:
 „Gott schenk´ meiner Seele Erbarmen!
 O.W., was hab ich getan.“⁵⁸*

Bei der Fastnacht 1959 war die Flucht des antisemitischen Offenburger Studienrats Ludwig Pankraz Zind, der unter anderem geäußert hatte, dass noch nicht genügend Juden vergast worden seien,⁵⁹ auch ein Thema auf der Nußbacher Fastnacht:

*O Zinde-Kraaz, o Zinde-Kraaz,
 Wohin bist du entschwunden?
 Sie suchten dich im Sauerland.
 Dort warst du völlig unbekannt.
 O Zinde-Kraaz, o Zinde-Kraaz,
 Wohin bist du entschwunden?
 O Zinde-Kraaz, o Zinde-Kraaz,
 Bist du in Argentinien?
 Es sucht dich dort auch das Gericht,
 In Argentinien bist du nicht.
 O Zinde-Kraaz, o Zinde-Kraaz,
 Wohin bist du gegangen?⁶⁰*

Die zunehmende Mobilität bedrohte auch die traditionelle Fastnacht in Nußbach. Auswärtige Tanz- und Diskothekenveranstaltungen waren für die jüngere Generation attraktiver als die Dorffastnacht, auf der sich alle Generationen fanden. Die „Jugendkultur“ prägte auch zunehmend die Fastnacht. Die „Wirtschaftsfasent“ nahm von Jahr zu ab, die Narrenzunft hatte sich schon zu Beginn der 1960er-Jahre aufgelöst. Die Verbreitung des Fernsehens ermöglichte vor allem Älteren, vom bequemen Sessel aus Fastnacht mitzuerleben.

Der Bau einer Mehrzweckhalle 1976 hatte es möglich gemacht, auch in Nußbach große Veranstaltungen abzuhalten. Mehrere Nußbacher Vereine, so Kirchenchor, Männergesangverein, Musikverein und Katholische Frauengemeinschaft, feierten Vereinsfastnacht mit närrischen Einlagen. Nach wie vor wurden Dorfereignisse an Fastnacht „durchgehehelt“, wobei die Auftritte von „Wäschwiibern“ immer wieder Höhepunkte bildeten. Auf der anderen Seite wurde die Fernsehfastnacht mit ihren Bal-

letten, Tanzgruppen, Playback-Auftritten und Schlagerparodien Vorbild – „Show-Elemente“ wurden als Reflex auf die omnipräsente „Medienrealität“ auch in die Dorffasent einbezogen.

Die organisierte Nußbacher Fasent – Rappenlochhexen und Nuctis

Auch in Nußbach begann in den 1970er-Jahren die Renaissance der organisierten Fastnacht. Einige Personen um den Initiator Heinz Busam gründeten am 14. April 1975 eine neue „Narrenzunft“. Bei den beiden ersten Fastnachtskampagnen 1976/77 verkleideten sich deren Mitglieder in „Dominos“. ⁶¹ Auf der Suche nach einer lokalen Fastnachtssage stießen sie auf die Nußbacher Rappenloch-Sage. Sie kreist um eine angebliche Hexe aus Bottenau, die als Wiedergängerin nach ihrem Tod in ihr Wohnhaus zurückkehrte. Diese Frau „Kammerin“ sei angeblich von einem Oberkircher Kapuziner oder von einem Prämonstratenser aus Allerheiligen unter einen großen Findling im „Rappenloch“ im Nußbacher Wald gebannt worden. ⁶² Der Findling habe die Form einer Bettlade angenommen und wird heute „Kammeri Bettlad“ genannt.

Die neue Zunft griff diese Sage auf und machte die „Rappenloch-Hexe“ zu ihrer Traditionsfigur. Seit 1978 wurde ein Hexenhäs getragen, 1979 wurden die ersten Hexenmasken aus Holz angeschafft. Mit dem „Teufel vom Teufelsstein“ wurde 1985 ebenfalls nach der heimischen Sage eine weitere Traditionsfigur geschaffen. Angeblich habe der Teufel von der Anhöhe über St. Wendel einen gewaltigen Stein auf die Wallfahrtskapelle werfen



Abb. 10: Hexenverbrennung der Rappenloch-Hexen am Fastnachtdienst 1995.

wollen, sei aber durch die List des hl. Wendelin dazu gebracht worden, den Stein abzusetzen. Als er den Felsbrocken nicht mehr in die Höhe bringen konnte, habe er vor Wut seine Pranke in den Stein geschlagen, sodass der Abdruck davon zu sehen gewesen sei.⁶³

An die Sagenmotive knüpfte auch das neu initiierte Brauchtum an. Dazu gehört die Verlesung und moritatenhafte Inszenierung der Rappenlochsage, wobei die „Rappenloch“-Hexe jährlich zu Fastnachtsbeginn „aufersteht“. Mit Hexenwagen und Hexenstempel beteiligt sich die Narrenzunft jährlich an auswärtigen Umzügen. Schließlich wird am Abend des Fastnachtsdienstags nach einer Prozession und einer Trauerlitanei die Hexe mit allerlei Feuer und Feuerwerkszauber verbrannt. Die Rappenlochhexen inszenieren mit dem Wecken und dem Rathaussturm am „Schmutzigen Donnerstag“, der Kinderfastnacht am Freitag und dem „Hexenball“ weitere närrische Events, die jährlich wiederholt werden. Die Zunft konnte 1986 und 1997 mit großen Umzügen unter zahlreicher auswärtiger Beteiligung ihre närrischen Jubiläen feiern.

Abb. 11: Die 1989 entstandene Gruppe „Nuctis“ leitet ihre Tradition vom Ortsnamen her.

Als Abspaltung von den „Rappenlochhexen“ entstand 1989 eine neue Gruppe. Auch sie suchte nach einer lokalen Tradition und fand sie im Ortsnamen und der Geschichte Nußbachs. Der



Ortsname weist auf einen Bach hin, der von Nussbäumen gesäumt ist. Zudem war Nußbach Königsgut und entstand vermutlich in fränkischer Zeit, als Karl der Große in seinem berühmten „*Capitulare de villis*“ (795) für die königlichen Hofgüter die Anpflanzung von Nussbäumen verordnete. Folglich entwarfen die Mitglieder der neuen Zunft ein Häs, das aus zusammengefügteten Nußbaumblättern besteht, und eine Holzmaske, die so aussieht, als sei das Gesicht aus einer Nussschale herausgeschnitzt worden. Die Benennung als *Nuctis* war eine närrisch verunglückte Ableitung vom lateinischen Wort *nux* (*nux*/Genitiv *nucis* = Nuss). Bei Umzügen führte die Gruppe einen imposanten Nussknacker mit sich. Im Jahr 1995 bildete die neue Gruppe einen Verein und beteiligte⁶⁴ sich an zahlreichen auswärtigen Umzügen. Auch an dieser



Abb. 12: Fastnacht ist bis heute ein Fest der Kinder geblieben. Gruppe beim Nußbacher Umzug (1994).

Abb. 13: Kritik an der großen Politik ist auch heute noch ein Thema. Umzugsteilnehmer 2004.



Abbildung 14: Vater und Sohn als närrische Piraten (2004).



Neugründung wird sichtbar, dass die Berufung auf eine lokale Tradition ein Existenzberechtigungsnachweis war.

Die organisierte Fastnacht hat in Nußbach eine Kontinuität der Dorffastnacht ermöglicht und einen organisatorischen Rahmen der „Fastnacht im Dorf“ begründet; sonst wäre möglicherweise die Fastnacht fast ganz aus dem Dorf verschwunden. Diesen Schluss lässt der immer kleiner gewordene Umzug am Fastnachtsdienstag zu, an dem sich früher fast alle Vereine sowie Kindergarten und Schule beteiligten. In den letzten Jahren waren außer den organisierten Zünften und dem Musikverein „Harmonie Nußbach“ nur noch der Ortschaftsrat, die katholische Frauengemeinschaft und Einzelpersonen an dem traditionellen Umzug am Fastnachtsdienstag beteiligt. Ab und zu findet neben der Glossierung dörflicher Entwicklungen – so der Schließung fast aller Nußbacher Gasthäuser – auch noch die große Politik Resonanz, so als man 2004 in närrischer Weise die Gesundheitspolitik auf die närrische Pike nahm.

Modernisierung und Wachstum des Dorfes, sozialer Wandel und eine zunehmende Distanz unter den Bewohnern entzogen auch der alten Dorffasent den Boden. Diese war erwachsen auf der Basis von Nähe und Vertrautheit, auf der Akzeptanz eines fastnächtlichen Gewohnheitsrechts und einer närrischen Originalität, die niemand ernsthaft verletzte, weil Lachen über menschliche Unzulänglichkeit auch immer Lachen über sich selbst war. Die Dorffasent im besten Sinn war mit Obrigkeits-, Bürokratie- und Zeitkritik verbunden. Durch den Nationalsozialismus wurde sie auch in Nußbach deformiert zum Mittel inhumaner Propaganda und zum gesteuerten und harmlosen KdF-Vergnügen.

Alle Abbildungen stammen aus dem Archiv des Autors.

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Junker, Horst: Schelle – Schelle Sechser. Die Geschichte der althistorischen Narrenzunft Offenburg. Offenburg 1994, 214. Auch die „Althistorische“ Narrenzunft Offenburg, die auf einen 1896 gegründeten „Carnevalsverein“ zurückgeht, ist lediglich etwas älter als hundert Jahre.
- 2 „Ungerechtfertigte Klassifizierung“. Sondersitzung der Regionalvertreter des Ortenauer Narrenbundes wegen Einteilung in Hierarchien, in: Offenburger Tageblatt, 26. Januar 2010
- 3 „Das stellt einfach alles auf den Kopf“ – der Ortenauer Narrenbund bastelt an einer Chronik, Badische Zeitung, Ortenau, 13. Februar 2010
- 4 „Wir sind auf Augenhöhe“. Nach dem Hierarchie-Eklat: Zwei Zunft-Chefs über Verbände, neue Zünfte und Fehlentwicklungen, in: Offenburger Tageblatt 26. Januar 2010
- 5 Moser, Hans: Münchner Fasching – historisch gesehen, in: Albrecht, Günther (Hrsg.) Symposium „Masken- und Narrentradition in der Fastnacht.“ Köln 1972, 70–97; ders: Kritisches zu neuen Hypothesen der Fastnachtsforschung, in: Jahrbuch für Volkskunde NF 5 (1982), 9–50

- 6 Vergleiche die vorbildliche Untersuchung von Hamelmann, Berthold: Helau und Heil Hitler. Alltagsgeschichte der Fasnacht 1919–1933 am Beispiel der Stadt Freiburg, Eggingen 1989
- 7 Bächthold-Stäubli (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 2, Reprint Augsburg 2000, Band 2, Sp. 1246 ff.
- 8 Van Dülmen, Richard: Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit. Band 2: Dorf und Stadt 16.–18. Jahrhundert, München 1992, 151
- 9 Beckert-Huberti, Manfred: Feiern – Feste – Jahreszeiten. Lebendige Bräuche im ganzen Jahr. Freiburg/Basel/Wien 2001, 206–209. Das Narrenschiff steht im Gegensatz zum „Kirchenschiff“, das die Heilsgemeinschaft der Christen vereinigt.
- 10 Moser, Dietz-Rüdiger: Bräuche und Feste durch das ganze Jahr. Freiburg 2002, 96 ff.
- 11 Läßle, Alfred: Kleines Lexikon des christlichen Brauchtums, Augsburg 1996, 71–74
- 12 Landesordnung des Bischofs von Straßburg, GLA 34/48 1555 Feb. 25
- 13 Schaz, F: Die Burgen des vorderen Renchtals, Oberkirch 1898, 20 /Heid, Hans: Die alt Fasn't in Oberkirch in: Renchtal-Zeitung, 28. Januar 1950/Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahr 1803. Oberkirch 1974, 302
- 14 Beckert-Huberti, Manfred: Feiern – Feste – Jahreszeiten, 234 f.
- 15 Ringelbacher Dorfordnung StAF B 727/3 Nr. 35
- 16 Allweier, Carola: Canaillen, Weiber, Amazonen. Frauenwirklichkeiten in den Aufständen Südwestdeutschlands 1688 bis 1777, Münster 2001, 197 f. Der Bericht stammt aus dem Nachlass des Archivars Ernst Julius Leichtlen, er wird in der Freiburger Universitätsbibliothek aufbewahrt.
- 17 GLA 236/8203
- 18 Beispielsweise am 10. September 1848 nach der Acherner Volksversammlung, vgl. GLA 236/2245
- 19 GLA 236/2246
- 20 Ortenauer Bote, Anzeige vom 6. Februar 1861
- 21 Der Renchtäler, 6. März 1886
- 22 Der Renchtäler, 11. März 1886
- 23 Zitiert nach dem Original, Volkskundlicher Antwortbogen, Landesstelle für Volkskunde, Staufen
- 24 Ortenauer Bote, 6. März 1870
- 25 Auskunft von Helene Vollmer, 2010
- 26 Interview des Verfassers mit Karolina Schwab (*1899) im Jahr 1989
- 27 Projekt „Oral history“ zur Vorbereitung der Nußbacher Ortschronik (erschienen 1994). Fast alle befragten Personen erzählten diese Episode.
- 28 Aufzeichnung von Carl Benz (1912–1980) im Besitz des Verfassers
- 29 Auskunft der Nichte Helene Vollmer, 2010
- 30 Vergleiche die volkskundlichen Sammlungen über Nußbach. Im Fasentblatt 1972 des Nußbacher Schwarzwaldvereins sind einige alte Fasentslieder abgedruckt, so „Gschudi, Gschudi jetz wurd's recht“/ „Uffem Nußbacher Bach stehn als zwei un biggle Iis“. Weitere auch an Fastnacht gesungene „Jägerlieder“ hat Karl Haas aufgezeichnet.
- 31 Renchtal-Zeitung, 1. März 1919
- 32 Renchtal-Zeitung, 4. Februar 1921
- 33 Renchtal-Zeitung vom 4. Februar 1921, Anzeigenteil
- 34 Hamelmann, Berthold: Helau und Heil Hitler, 31
- 35 Der Renchtäler, 23. Juli 1921
- 36 Renchtal-Zeitung, 2. November 1921
- 37 Renchtal-Zeitung, 2. November 1921
- 38 Renchtal-Zeitung, 8. Februar 1934
- 39 Hamelmann, Berthold: Helau und Heil Hitler, 268
- 40 Moser, Dietz-Rüdiger: Wie aus der Fastnacht und Fasnet Fasnacht wurde. Vor fünfzig Jahren sorgte die NSDAP für Neuorganisation, Gleichschaltung und Umdeutung der Fastnachtsbräuche, in: Badische Zeitung 25./26. Januar 1984
- 41 Renchtal-Zeitung, 8. Februar 1934
- 42 Vgl. dazu Huber, Heinz G.: Nußbach im Renchtal. Die tausendjährige Geschichte eines Dorfes. Oberkirch 1994, 234 ., ders: Süßwasserquelle – das historische Foto, in: Acher-Rench-Zeitung (ARZ) 4. Februar 1998
- 43 Der Renchtäler, 19. April 1933

- 44 Vergleiche die Presseartikel im „Renchtäler“ vom 6. Februar, 27. Februar, 1. März, 2. März 1935 und in der Renchtal-Zeitung vom 15. Februar 1935 und 26. Februar 1935. Ihr Verfasser dürfte Carl Benz gewesen sein. Er war ein dezidierter Gegner des Nationalsozialismus.
- 45 Der Renchtäler, 6. März 1935
- 46 Moser, Dietz-Rüdiger, Wie aus der Fastnacht und Fasnet „Fasnacht“ wurde, a.a.O.
- 47 Renchtäler Zeitung, 3. März 1938
- 48 Huber, Heinz G.: Vom Umgang mit Vorurteilen und Erinnerungen in einem Ortenauer Dorf, in: Manfred Bosch (Hrsg.), Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur. Eggingen 2001
- 49 Zu Dr. Leo Wolff siehe auch: Maier, Karl: Der „praktische, bewegliche Landarzt“, in: Die Ortenau 86 (2006), 153–170
- 50 Huber, Heinz G., Die Katholiken des Renchtals und die nationalsozialistische Herausforderung, Oberkirch 2009, 37
- 51 GLA 507/7934. Zur Person und zum Leben Kaspers: Huber, Heinz G.: „Wo kein Gewissen mehr ist, hat alles keinen Wert mehr!“, in Die Ortenau 1990, 438ff.
- 52 Auskunft des ehemaligen Ortsvorstehers Andreas Haas 1990
- 53 Das Lastenausgleichsgesetz, 1949 in provisorischer Form in Kraft gesetzt, wurde erst 1952 gegen große Widerstände endgültig verabschiedet.
- 54 Renchtal-Zeitung 23. Februar 1950/vgl. die Fotografien im Archiv des Autors
- 55 ebendort
- 56 Erzählung von Barbara B. über eine Dorffasent 1959
- 57 Auskunft von Gerhard Schwab, 2001
- 58 Durchschlag des Textes Nachlass von Carl Benz. O.W. ist eine Anspielung von den Vornamen des berühmten Schauspielers O. W. Fischer.
- 59 Huber, Heinz G., Hans Furler und die Affäre Zind, in: Hans-Furler-Gymnasium (Hrsg.), Hans Furler (1904–1975). Europa – eine Vision wird Wirklichkeit, Freiburg 2004, 54–59; Lörcher, Andreas: Antisemitismus in der öffentlichen Debatte der späten fünfziger Jahre. Mikrohistorische Studie und Diskursanalyse des Falls Zind. Diss. phil. Heidelberg 2008
- 60 Nachlass Carl Benz, Nußbacher Fasent
- 61 Siehe die Vereinschronik der Narrenzunft „Rappenlochhexen“ von Franz Müller (Ortsarchiv Nußbach).
- 62 Der Nußbacher Heimatforscher Carl Benz verfasste über diese Sage die ironische „Mär von der bösen Frau Kammerin“ (veröffentlicht in der Acher-Rench-Zeitung vom 6. Juni 1979).
- 63 Vgl. Huber, Heinz G.: Vierhundert Jahre Wendelinusheiligtum in der Pfarrei Nußbach-Bottenau, Oberkirch 1991, 93
- 64 Die Nußbacher Nucti-Gilde – lebendig und geschichtsbewusst. Wurzeln in Historie des Dorfs – Narren sind jetzt ein eingetragener Verein, in: ARZ 10. Februar 1995

Die Anfänge der Gewerbeschule Offenburg

175 Jahre Gewerblich-Technische Schulen in Offenburg

Karl Ebert

1 Die Gewerbeschulidee in Baden

Die Ausbreitung der **Industriellen Revolution** von England über Frankreich in die deutschen Staaten stellte neue Herausforderungen an die Ausbildung der Arbeitskräfte. Im Jahr 1794 entstand in Frankreich das „Mutterinstitut für alle höheren technischen Schulen, die noch ganz im Militäringenieurwesen verhaftete école polytechnique“, die überall in Europa nachgeahmt wurde.¹ Im neu formierten Großherzogtum Baden wurde bereits im Edikt vom 13. Mai 1803 auf die Notwendigkeit eines öffentlichen Unterrichts für junge Handwerker hingewiesen. Dennoch kam es zunächst nur zur vereinzelt Gründung einiger Zeichnungsschulen.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kam es schließlich in verschiedenen deutschen Staaten zur Gründung der ersten Gewerbeschulen (z. B. 1821 in Preußen und 1833 in Bayern). Im Großherzogtum Baden setzten sich besonders der Nationalökonom und Staatsrat im Karlsruher Innenministerium **Karl Friedrich Nebenius** und der Bistumsverweser Freiherr von Wessenberg für die neue Schulart ein. So lag auch das großherzogliche **Edikt vom 15. Mai 1834** im allgemeinen Trend, das den endgültigen Durchbruch der Gewerbeschulidee in Baden bedeutete. Es verlangte, dass „in allen gewerbereichen Städten des Großherzogthums ... Gewerbeschulen errichtet werden“ sollten. Damit hatten sich die Vorstellungen des Staatsrats Nebenius durchgesetzt, der in seinem 1833 erschienenen Buch „Über technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Unterrichtswesen“ die Grundlage für die Verordnung gelegt hatte. Im Gegensatz zu Frankreich, wo Nebenius Verwaltungspraktikant gewesen war, und zu den anderen deutschen Staaten kam es in Baden nicht zu Vollzeitschulen. Vielmehr wurde bereits damals das bis heute bewährte **Duale System** eingeführt, auch wenn diese Bezeichnung erst 1964 geprägt wurde. Gewerbliche Bildung als Voraussetzung für gewerblichen Erfolg fiel auch beim südwestdeutschen Liberalismus auf besonders fruchtbaren Boden. Sie wurde „als Bedingung für eine wirtschaftlich unabhängige



Abb. 1: Karl Freidrich Nebenius

Abb. 2: Offenburg 1820
(Kupferstich von
G. Nilson)



Existenz des freien Bürgers“ angesehen: „Der Kern der Gewerbeschulidee ist ... die Verschränkung von Wissenschaft und Gewerbe in Schulen, die der Staat als Instrument der Wirtschaftsförderung errichtet.“²

2 Die Anfänge in Offenburg

In Offenburg wurde die Diskussion durch einen mit „M.T.“ gezeichneten Artikel im **„Offenburger Wochenblatt“ vom 18. Juni 1831** aufgegriffen. Unter der Überschrift *„Ueber die Errichtung von Gewerbeschulen im Großherzogthum Baden, und deren Grundzüge in pädagogischer Hinsicht“* wurde bei einer *„zahlreichen Klasse wohlhabender Einwohner“* ein Bildungsbedarf festgestellt. Gemeint war der *„Stand der Manufacturisten, Kaufleute, Civilbehörden, Künstler, Ökonomen“* usw. Da ihre Kinder *„gewöhnlich für den Stand und das Geschäft der Eltern bestimmt“* seien, sei es nötig, dass sie *„auch in so manchen andern für jeden geschäftigen Bürger nothwendigen Kenntnissen und Fähigkeiten unterrichtet und dadurch zu guten Menschen und nützlichen Gliedern des Staates gebildet werden.“* Die Initiative hatte keinen unmittelbaren Erfolg.

Im Gegensatz zu manchen missverständlichen Darstellungen kam es in Offenburg nicht zu einer eigenständigen Gründung einer Gewerbeschule, sondern zu einer Art „Pilotprojekt“, wie dies auch heute noch üblich ist. Der Anstoß kam von der Seite des badischen Staates: Ein **Beschluss der großherzoglichen Regierung des Mittelrheinkreises in Rastatt vom 7. Dezember 1832** unter Nr. 21852 an das Oberamt in Offenburg verlangte, die bestehende Sonn- und Feiertagsschule zu verbessern. Eine Reaktion der Stadt darauf lässt sich nicht feststellen.

Am 25. März 1833 legte der katholische Stadtpfarrer **Franz Ludwig Mersy** einen von seinem Skribenten Matthias Trefzger entworfenen „Plan zur Einführung einer Realschule dahier“ vor, der in der **Sitzung des Gemeinderates und Bürgerausschusses vom 28. April 1833** auf der Tagesordnung stand. (Der damalige Begriff „Realschule“ darf nicht mit der heutigen Bedeutung verwechselt werden; gemeint war eine Gewerbeschule.) Die Stadtgremien lehnten jedoch den Plan mit der Begründung ab, dass man *„das Zweckmäßige einer solchen Schule in einer Stadt wie Offenburg nicht in Abrede stellen“* wolle; angesichts der *„mißlichen Finanzverhältnisse“* der Stadt halte man es aber nicht für geboten, *„diese Schule in solchem Umfange einzuführen.“* Gleichzeitig verwiesen die Räte auf die eigenen *„Vorschläge zur Vervollkommnung der bestehenden Sonn- und Feiertagsschule im Sinne der hohen Regierungsverordnung vom 7. Dezember v. J.“* Leider sind diese Vorschläge nicht mehr auffindbar.

Die **Ablehnung des Planes von Mersy** beendete jedoch nicht das Ende seines Engagements für eine neue Gewerbeschule. Zwar lag der Stadtpfarrer sogar mit dem Papst über Kreuz, der 1833 seine Schrift mit der Forderung nach innerkirchlichen Reformen auf den Index setzen ließ.³ Auch mit den Liberalen um Bürgermeister Karl Burger gab es wiederholt Spannungen, die schließlich 1836 nach einem regelrechten Kleinkrieg in der einstimmigen Zurechtweisung Mersys durch den liberalen Stadtrat gipfelten.⁴ Aber 1835 bildeten dennoch Bürgermeister Burger und Stadtpfarrer Mersy gemeinsam den **neuen „Gewerbeschul-Vorstand.“**

Eine wichtige Grundlage war auch die sparsame **Haushaltspolitik des Bürgermeisters Karl Burger**, der in seiner Amtszeit den Schuldenberg der Stadt von 140 000 Gulden auf 35 671 Gulden abtrug und dadurch erst neue finanzielle Spielräume schuf: So waren *„überhaupt vorsichtig modernisierende Schritte – wie die Förderung der Gewerbeschule oder die Ansiedlung der beiden Zuckerfabriken – genügend abgesichert“*.⁵

Auf der Grundlage der genannten Anordnung der Regierung in Rastatt vom Dezember 1832 erging schließlich die **Verfügung des Großherzoglichen Bezirksamtes vom 17. Mai 1833**, aus der bestehenden **Sonntagsschule** in Offenburg eine **Gewerbeschule** zu bilden. Damit war die Sonntagsschule allerdings

Abb. 3: Bürgermeister Karl Burger



nicht aufgelöst. Noch laut Erklärung des Gewerbeschul-Vorstandes vom 31. Mai 1835 waren *„die Schüler der Gewerbeschule ... von dem Besuch der Sonntagsschule dispensirt“*.⁶

Nun kam die Angelegenheit erneut auf die Tagesordnung der Gemeindegremien Bürgerausschuss und Gemeinderat. In der **Sitzung vom 22. Mai 1833** wurde dem Bürgerausschuss vorgetragen, dass *„nach einer vorliegenden hohen Ministerialverfügung zur besseren Emporbringung der Gewerbe eine Realschule dahier eingeführt, und zu dieser die erforderlichen Lehrer angestellt und vonseiten der Stadtgemeinde besoldet werden sollen“*. Nunmehr wurde der Stadt eine Zulage von jährlich 50 badischen Gulden zugesagt. Damit stand dem Beschluss nichts mehr im Wege, den *„hiesigen bürgerlichen Zimmermeister Carl Zimmermann“* mit der Unterrichtserteilung zu betrauen. Sein Gehalt betrug – was für ein Zufall! – 50 Gulden jährlich. Auch der Zweck der neuen Schule wird noch mit einem Satz umrissen: *„Diese Schule soll vorderhand den Unterricht im Zeichnen und Fertigung allerlei Modelle enthalten – sofort sich auf Mitteilung der Geometrie und Algebra ausdehnen.“*

Dem Protokoll der **Sitzung des Gemeinderats vom 23. Mai 1833** ist zu entnehmen, dass das großherzogliche Oberamt in Offenburg sehr darauf drängte, einen weiteren *„Lehrer im Zeichnen und Mathematik“* anzustellen. Allerdings legte sich der Stadtrat wieder quer und erklärte, dass sich *„hier kein solches Individuum vorfindet, das diesem Wunsche zu entsprechend vermögend ist“*. Die Ausflüchte halfen allerdings nichts, denn in der **Sitzung des Gemeinderats vom 20. Juni 1833** musste ein neuer Erlass des Großherzoglichen Oberamts vom 1. Juni 1833 *„im Betreff der Errichtung einer Sonntagsschule für angehende Handwerker dahier“* be-



Abb. 4: Das Andreas-spital in der Spitalstr. 1

handelt werden. Nun wurde aufgeführt, dass „*der Unterlehrer Mößner den Unterricht in der Geometrie, soviel ihm möglich, und der Zeichenlehrer Klee im Zeichnen erteilen werden, bis diese Stellen auf andere Weise besetzt werden*“. Beide Lehrkräfte erhielten eine jährliche Vergütung von jeweils 25 Gulden. Zimmermann bekam neben seinem Gehalt noch zwei Klafter Holz und 50 Wellen.

Zum unmittelbaren **Unterrichtsbeginn am 1. September 1833 im Andreasspital** in der Spitalstraße sind keine Quellen mehr auffindbar; ein Bericht aus dem Jahr 1933 enthält noch genauere Angaben: Der Anfang fiel mit einer ersten Klasse von 28 Lehrlingen recht bescheiden aus. Sie waren aus den 55 Schülern der bisherigen Sonntagsschule ausgewählt worden. Der Unterricht wurde an vier Abenden von 18 bis 19 Uhr und an Sonn- und Feiertagen von 10 bis 12 Uhr gehalten. Auf dem Stundenplan standen „*vorläufig Freihandzeichnen, Anleitung zum christlichen Aufsatz in Verbindung mit Unterricht in Kalligraphie*“⁷. Die Notengebung war mit nur drei Beurteilungen über Fleiß, Betragen und Fortschritte noch nicht sonderlich aussagekräftig.

Der **Schulbesuch** war zunächst völlig freiwillig, da es noch keine gesetzliche Regelung gab. Sie kam jedoch bald durch die Verordnung vom 15. Mai 1834. Damit vermehrte sich die Anzahl der Gewerbeschüler jedoch so stark, dass nach einer Erklärung des Gewerbeschulvorstands vom 21. Juni 1835 „*das seitherige Locale dieser Schule den nöthigen Raum nicht mehr darbietet*“ und deshalb „*künftig der Unterricht mit Ausnahme des Zeichnens in dem Locale der hiesigen Knabenschule, das Zeichnen aber in dem Saale des Gasthauses zum Salmen gelehrt werden*“.⁸ Der immer wieder beklagte „Wanderzirkus“ der Schule begann.

Abb. 5: Raumnot der Gewerbeschule 1835

Local-Bekanntmachungen.

(Ziff. 9.) Da die Anzahl der Gewerbeschüler sich in diesem Sommer so vermehrt hat, daß das seitherige Locale dieser Schule den nöthigen Raum nicht mehr darbietet, so wird künftig der Unterricht mit Ausnahme des Zeichnens in dem Locale der hiesigen Knabenschule, das Zeichnen aber in dem Saale des Gasthauses zum Salmen gelehrt werden.

Offenburg, den 21. Juni 1835.

Der Gewerbeschul-Vorstand.

K. Burger. Mersy.

vdt. Huber.

Bereits zum **Sommerkurs 1835** war das Angebot erweitert: Jetzt gab es „*Freihand- und Architektonischen Zeichnungsunterricht, ... das Rechnen und die Geometrie*“ sowie den „*Schreib- und teutschen Sprachunterricht*“. Die einzelnen **Unterrichtsfächer** wurden differenziert nach dem Bedarf der verschiedenen Berufe erteilt und die Stundenzahl erweitert, da nach Erklärung des Gewerbeschul-Vorstandes (Burger und Mersy) vom 31. Mai 1835 „*mit der seitherigen Stundenzahl in dieser Schule fast gar nichts geleistet werden*“ konnte. Den „*Rechen-, Schreib- und teutschen Sprachunterricht*“ musste „*jeder Gewerbs-Lehrling dahier*“ besuchen, die übrigen Fächer waren je nach Beruf verbindlich. Der Zeichenunterricht war dagegen nur für die Lehrlinge der **Gewerbe** verbindlich, die es „*nöthig haben, also namentlich: die Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Schreiner, Glaser, Schlosser, Hafner, Dreher, Schmiede, Wagner, Pflästerer, Uhrenmacher, Blechner, Müller, Maler, Gärtner, Tapezierer, Färber, Steindrucker, Kamm-Macher, Weber, Sattler, Schneider, Schuhmacher, Zuckerbäcker, Perückenmacher, Siebmacher, Gürtler, Posamentierer, Säckler, Büchsenmacher, Gold-, Kupfer- und Messerschmiede*“. Auch Geometrie wurde nur für einige Berufe mit Zeichenunterricht erteilt, aber zusätzlich noch für „*Anstreicher und Schieferdecker*“.⁹ In den Berufen der rein männlichen Schülerschaft spiegelte sich das gewerbliche Spektrum der ländlichen Kleinstadt wider. Die **Unterrichtszeiten** begannen jeden Tag bereits um 6 Uhr früh und endeten werktags bereits um 7 oder 8 Uhr, am Sonntag erst um 9 Uhr. So hatten die Lehrerherren den Lehrling noch fast den ganzen Tag zur Verfügung.

Die **Schulkosten** wurden auf verschiedene Institutionen aufgeteilt: Die badische Landesregierung erhöhte ihren jährlichen Anteil ab 1835 von 50 auf 100 Gulden, der Andreasspitalsfonds beteiligte sich ab 1835 mit 150 Gulden. Die Schmiedezunft, der damals noch viele andere Berufe angehörten, steuerte ab 1834 ebenfalls 24 Gulden jährlich bei. Die Stadt Offenburg hatte den jeweils verbleibenden Rest zu begleichen.

Am 19. Dezember 1834 wurde ein **Schulvorstand** aus neun Personen gebildet. Den Vorsitz führte der Bürgermeister, Stellvertreter wurde der katholische Stadtpfarrer. Außerdem gehörten ihm Mitglieder der Zünfte, des Gemeinderates und ein Lehrer der Schule an. Damit war der Gründungsvorgang abgeschlossen.

3 Die schwierigen Aufbaujahre

Es war ein steiniger Weg, bis die neue Schule schließlich akzeptiert wurde. Der Besuch der Gewerbeschule war keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Für die Schüler bedeutete er eine Mehrbelastung und viele Meister hielten das Ganze schlicht für überflüssig. So schrieb z. B. der Wagnermeister Karl Nehrlinger am 4. Au-

gust 1835, dass eigentlich nur das handwerkliche Zeichnen der „Hauptzweck“ der Gewerbeschule sei. Dies aber wolle er selbst seinem Lehrling am Sonntag beibringen.

Viele **Klagen über mangelnden Schulbesuch** waren vor diesem Hintergrund nicht verwunderlich. Auch die Disziplinlosigkeit der Schüler wurde häufig beanstandet. So ist auch die Strafe für den Schuhmacherlehrling Albert Schröder kein Einzelfall, über den sich die Schule am 27. Februar 1852 schriftlich beim Bürgermeisteramt wegen „ständigem unanständigem Benehmen und Nachlässigkeiten“ beschwerte. Der Beschluss fiel drakonisch aus: „Albert Schröder ist am Sonntag, dem 2. März, in seiner Wohnung nach dem Gottesdienst abzuholen und in das bürgerliche Gefängnis zu bringen und denselben zweimal 24 Stunden bei Wasser und Brot sitzen zu lassen.“

Trotz dieser Anlaufschwierigkeiten ging der innere Aufbau zügig voran. Vom Jahr 1840 an wurden die Teilzeitlehrkräfte abgelöst und eine **Hauptlehrerstelle** mit einem Jahresgehalt von 700 Gulden eingerichtet. Dieses Amt hatte von 1840–42 der Architekt Schneider inne. Mit dem Eintritt des Gewerbehauptlehrers Lipps wurde 1842 ein dritter Jahrgangskurs eingeführt; pro Jahrgang wurden 25 Schüler aufgenommen. Die Gewerbehauptlehrer Rauh (1846–1849) und Geiges (1850–1856) folgten im Amt. Die verhältnismäßig häufigen Lehrerwechsel gingen schließlich mit dem späteren ersten Rektor Josef Jüllig (manchmal auch Jülj geschrieben) zu Ende. Er blieb 18 Jahre an der Schule und bezog 1867 ein Jahresgehalt von 1 200 Gulden sowie zwei Klafter Holz.

Seit 1838 musste die Gewerbeschule neben dem Stundenplan auch einen **Haushalt** zur Genehmigung einreichen. In den Anfangsjahren hatte man in Offenburg auf die Einziehung eines Schulgeldes verzichtet. Im Jahr 1847 wurde erstmals pro Schüler



Abb. 6: Eisenbahn über die Kinzigbrücke um 1844



Abb. 7: Pferdekutschen
vor dem neuen Bahnhof
Offenburg

und Jahr **Schulgeld** in Höhe eines badischen Guldens erhoben, obwohl dies bereits seit der Verordnung vom 15. Mai 1834 möglich war. Im Jahr 1869 wurde es auf 12 Kreuzer pro Monat geändert und im Jahr 1875 auf 4 Mark festgesetzt.¹⁰ Erst im Jahr 1899 wurde eine Zeit lang darauf verzichtet.

Der Anschluss Offenburgs an das Netz der **Eisenbahn** im Jahr 1844 und der Bau des Bahnhofs bedeuteten einen tiefen Einschnitt im Wirtschaftsleben der Stadt.¹¹ Die neue Technik war zunächst umstritten, da sie auch viele Menschen arbeitslos machte (z. B. Postkutscher, Fuhrleute). Langfristig aber zeigten sich bald die großen Vorteile. Mit dem Bau der Schwarzwaldbahn 1864–73 wurde Offenburg Verkehrsknotenpunkt und „eine ausgesprochene Eisenbahnerstadt“¹². Für die Gewerbeschule bedeutete dies neben den neuen Berufen eine bessere Mobilität der Schüler und die Voraussetzung für die spätere Erweiterung des Einzugsbereiches.

Die **Studentafel** beinhaltete ab 1840 folgende Fächer: Arithmetik, Geometrie, Geometrisches Zeichnen, Handzeichnen, Bau- und Fachzeichnen, Industrielle Wirtschaftslehre, Schriftliche Aufsätze, Naturkunde, Mechanik und Modellieren. Ein Blick auf die **Prüfungsfächer** und die hierfür angesetzte Zeit zeigt, worauf man in diesen Jahren besonderen Wert legte. So umfasste die öffentliche Prüfung am 9. Mai 1851 „im Knabenschulhause“ folgendes „Programm“:

Vormittags, 1. Kurs: „Schriftliche Aufsätze, Geometrie und geometrisches Zeichnen, Arithmetik“

Nachmittags, 2. und 3. Kurs: „Wirtschaftslehre und schriftliche Aufsätze, Geometrie und geometrisches Zeichnen, Arithmetik, Physik und technische Chemie, Mechanik.“¹³

4 Gewerbelehrer Peter Rauh und die Badische Revolution von 1848/49

Die Ereignisse der **Badischen Revolution** erfassten auch die Gewerbeschule, besonders da der einzige damalige Lehrer **Peter Rauh** einer der maßgeblichen Aktivisten der demokratischen Bewegung in Offenburg war. In einer Artikelreihe im „Offenburger Wochenblatt“ forderte er „eine zweckmäßige Umgestaltung des gesamten Unterrichtswesens im ganzen deutschen Vaterlande“. Er befürwortete die Aufwertung der Volksschule und die Aufhebung der bisherigen höheren Bürgerschulen. Den Unterricht in toten Sprachen wollte er zugunsten lebendiger reduzieren.¹⁴ Ein Aufruf an die Mitbürger in Offenburg vom 22. Februar 1849 ist von ihm als Beigeordneter im Vorstand des Volksvereins mit „Rauh, Gewerbelehrer“ mit unterzeichnet.¹⁵

Während des **Maiaufstandes von 1849** trat er bei der Versammlung im „Salmen“ am 14. Mai für den bewaffneten Auszug



Abb. 9: Offenburger Innenstadt um 1847

Stundenplan für die Gewerbeschule Offenburg. (Sommerkurs 1847).	
Erster Kurs.	
Dienstag:	6–8 Geometrisches Zeichnen. 8–9 Arithmetik.
Donnerstag:	6–7 Geometrie. 7–8 1/2 Arithmetik. 8 1/2–10 Deutsche Sprache.
Sonntag:	9–11 1/2 Freihandzeichnen.
Zweiter Kurs.	
Montag:	6–7 Arithmetik. 7–8 Geometrie. 8–9 Deutsche Sprache. 9–10 Industrielle Wirtschaftslehre.
Mittwoch:	6–8 Geometrisches Zeichnen. 8–10 Physik.
Sonntag:	9–11 1/2 Freihand- und Fachzeichnen.
Dritter Kurs.	
Mittwoch:	6–8 Fachzeichnen. 8–10 Physik.
Freitag:	6–7 Algebra. 7–9 Mechanik. 9–10 Aufgaben aus der Geometrie und abwechselnd aus der Wirtschaftslehre.
Sonntag:	9–11 1/2 Fachzeichnen.
<p>Pro. 34. Vorstehender Stundenplan wird zur Kenntniß der betreffenden Meister gebracht, zugleich aber auch bekannt gemacht:</p> <p>Um Ordnung in dem Besuche der Schule zu erhalten, ist nöthig, daß alle Verhinderungsgründe der Schüler dem Gewerbschullehrer angezeigt werden, und haben die säumigen Meister unnachlässig die gesetzliche Strafe zu gewärtigen, wie auch in dem Falle, wenn der Grund der Verhinderung für unzureichend erachtet wurde, der Schulbesuch aber dennoch unterblieb.</p> <p>Ebenso macht man die Eltern und Vormünder derjenigen Jünglinge, welche sich dem Gewerbestande widmen wollen, allein noch zu keinem Handwerke übergetreten sind, darauf aufmerksam, wie zweckmäßig es sei, daß diese jungen Leute gleich beim Beginne des Gewerbschulkurses in die Gewerbschule übertreten, weil sie sonst den Kurs selbst nicht mehr mit dem vorschriftsmäßigen Erfolge benützen können.</p> <p>Offenburg, den 19. Juni 1847. Der Gewerbschul-Vorstand. Rée. J. N. Müller.</p>	

Abb. 8: Stundenplan 1847

Abb. 10: Schlacht bei
Kandern 1848
(zeitgenössische
Lithografie)



der Wehrmannschaft ein und nahm auch am „Exekutionszug“ nach Lahr teil. Nach dem Einzug der Preußen in Offenburg wurde er verhaftet und ins Gefängnis in der Grabenallee eingeliefert. Dort floh er, indem er die Tür eines Schweinestalls aushob, sie an die Gefängnismauer lehnte und sich über die Mauer schwang. Nachdem er bei Marlen über den Rhein gebracht worden war, floh er in die Schweiz, wo er schließlich wieder eine Anstellung als Lehrer erhielt.

In Abwesenheit wurde vor dem Großherzoglich Badischen Hofgericht des Mittelrheinkreises ein Verfahren wegen Teilnahme am Hochverrat eingeleitet, bei dem Rauh beschuldigt wurde, „*einer der entschiedensten Republikaner und Umsturzleute*“ zu sein. Auch habe er sich unverhohlen „*für die nöthigenfalls gewaltsame Herbeiführung der Republik ausgesprochen und ... diese Grundsätze sogar seinen Schülern mitgeteilt*“¹⁶. Obwohl der Pflichtverteidiger für den Entflohenen abzustreiten suchte, was möglich war, wurde Rauh 1850 vom Hofgericht Bruchsal zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt; 1851 wurde die **Strafe** auf 6 Monate herabgesetzt. Auch das badische Staatsbürgerrecht wurde ihm aberkannt. Aber Rauh schien es in der Schweiz auf Dauer nicht auszuhalten, denn 1855 stellte er sich den badischen Behörden und wurde in das Zuchthaus Bruchsal eingesperrt, aus dem er allerdings nach 4 Monaten wieder entlassen wurde.¹⁷

Auch der große Förderer und Organisator der Gewerbeschulen Nebenius wurde 1849 als Liberaler von den Schaltstellen verdrängt. In den folgenden Jahren verließen viele Bürger nicht nur aus politischen Gründen, sondern auch aus wirtschaftlicher Not die Stadt bzw. wanderten aus. Die Einwohnerzahl sank nach lan-

gen Jahren des stetigen Anstiegs auf etwa 3500. Unter den neuen Rahmenbedingungen verlor die Gewerbeschule drei Viertel ihrer Schülerschaft: Hatten im Schuljahr 1845/46 noch insgesamt 102 Schüler die Schule besucht, so fanden sich November des Jahres 1851 nur noch 32 Lehrlinge ein, vier mehr als im Gründungsjahr.

Im Jahr 1863 wurden z. B. drei Klassen mit je 10 Stunden wöchentlich beschult. Der **Unterricht** fand an 2 Wochentagen von 8–12 Uhr statt (1. Klasse: Mo, Do; 2. Klasse: Di, Fr; 3. Klasse: Mi, Sa). Die 3. Klasse erhielt außerdem noch sonntags von 6–8 Uhr im Sommer bzw. 8–9 Uhr im Winter Unterricht. Zeit für Kirchengang war von 11–12 Uhr angesetzt. Diesen Stundenplan musste **Josef Jüllig** von 1856–1874 allein bewältigen, zunächst als Gewerbehauptlehrer, später als Professor und Rektor.

Im Sommer 1870 fand der **Umzug vom Andreasspital** in die Pfarrstraße 1 in die **Ölbergschule** statt, die diesen Namen wegen des nahe gelegenen Monuments von 1524 erhalten hatte. Dies brachte allerdings zunächst keine Verbesserung, obwohl man dort auf eine erste Werkstätte zurückgreifen konnte.

5 Das Kaiserreich

Die **Kriegsumstände von 1870/1871** erbrachten eine erhebliche Verschlechterung. Die Schülerzahlen nahmen kräftig ab. Die Werkstätte wurde in eine Lazarettküche umgewandelt und der Zeichensaal musste an die Volksschule abgegeben werden. Der Prüfungsbericht der Großherzoglichen Schulaufsichtsbehörde Karlsruhe vom 13. Mai 1871 führte u. a. aus: *„Zu bedauern ist der geringe Schulbesuch, der bei der Größe der Stadt und im Vergleich mit den Anstalten kleinerer Orte nicht allein den für die Gewerbeschule ungünstigen Jahren zugeschoben werden kann.“*

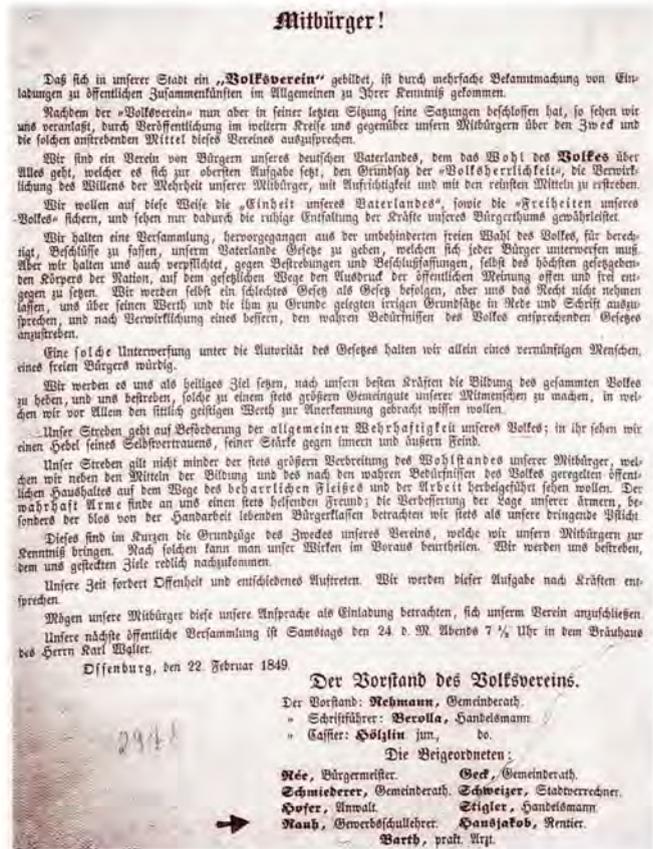


Abb. 11: „Gewerbeschullehrer“ **Rauh** auf dem Plakat des Volksvereines vom 22.02.1849

Abb. 12: Die Ölbergschule in der Pfarrstraße 1



Abb. 13: Offenburg
um 1870



Mit der **Gewerbeordnung**, die am 1. Januar 1872 für das ganze Deutsche Reich in Kraft trat, bestand die Möglichkeit, den Schulbesuch der Gewerbeschule durch gesonderte Ortsstatuten zu regeln. Hierzu erklärte der Oberschulrat in Karlsruhe am 20. Mai 1872: „Nach der Mitteilung an den Gewerbeschulrat wollen sich die Gewerbetreibenden in Offenburg nicht zum Schulzwang verstehen. Möglicherweise liegt dieses daran, daß der Unterricht im Winter von 8–12 Uhr morgens stattfindet und es würde sich vielleicht größere Geneigtheit für den Schulzwang finden, wenn man den Unterricht auf die Abendstunden verlegen könnte.“ Daher wurde der Stundenplan geändert und das Modellieren auf 19.30–21.30 Uhr verlegt. Im Sommer begann jetzt der Unterricht für die drei Klassen bereits um 5 Uhr morgens, damit die Lehrlinge pünktlich wieder zur Arbeit antreten konnten. Dies war ein schmerzhafter Rückschlag, aber dadurch wurde immerhin die **Einführung des Schulzwangs in Offenburg** erreicht. Nach langem Ringen wurde dieser schließlich am 30. September 1874 vom Großherzoglichen Bezirksamt beschlossen.

Abb. 14: Rektor Georg
Adam Nahm



Rektor Jüllig schied im Oktober 1874 aus Altersgründen aus und übergab nach 16 harten Aufbaujahren die Leitung an **Georg Adam Nahm**. Dieser sollte 38 Jahre an der Schule bleiben. Weshalb Jüllig noch 1926 „totale Unfähigkeit als Gewerbelehrer“ vorgeworfen wurde und er als „sogenannter ‚Herr Professor Jüllig‘“ und „Spielball der Schüler“ verunglimpft wurde, ist aus den Akten nicht nachzuvollziehen.¹⁸

Der starke **wirtschaftliche Aufschwung**, der bereits mit dem Anschluss an das Eisenbahnnetz im Jahr 1844 eingesetzt hatte, verstärkte sich wieder nach der Reichsgründung 1871. Die Industrialisierung erfasste auch den Verkehrsknotenpunkt Offenburg. Als Beispiel sei an dieser Stelle **Friedrich August Haselwander** genannt, der hier am 10. Oktober 1888 den ersten Drehstromge-

nerator der Welt erfand und zum gewerblichen Gebrauch in der Hutfabrik Adrion montierte. Er wurde zum Namensgeber unserer Schule. Die Einwohnerzahl Offenburgs stieg von ca. 7500 im Jahr 1890 auf 13 664 bei der Jahrhundertwende. Dieser rapide **Bevölkerungsanstieg** führte zu einer weiteren Expansion der Gewerbeschule Offenburg. Außerdem wurden jetzt auch die auswärtigen Lehrlinge bei Offenburger Meistern zum Schulbesuch verpflichtet. Im Mai 1892 zog die Gewerbeschule in die Räume des früheren Waisenhauses in der **Okenstraße 52** um. Ostern 1894 wurden drei **Fachabteilungen** eingerichtet: Bauhandwerker, Kunst- und Ausstattungsgewerbe und Metallhandwerker.¹⁹ Hinzu kam 1902 eine vierte für Kunsthandwerker, deren Besuch freiwillig war.



Abb. 15: Das Schulgebäude Okenstraße 52

Neben der Gewerbeschule für die Stadt Offenburg bestanden vorwiegend im ländlichen Raum nach wie vor die **Fortbildungsschulen**. Deren hauptsächliche Aufgabe war eine Weiterbildung nach der Volksschule ohne spezielle Berücksichtigung der einzelnen Berufe. Die Gewerbeschule Offenburg dagegen sollte die vielen Berufe zu Berufsgruppen zusammenfassen und einen darauf abgehobenen Unterricht erteilen. Zu dieser Zeit war es den Handwerksmeistern aus der ferneren Umgebung Offenburgs noch nicht gestattet, ihre Lehrlinge in die qualifiziertere Gewerbeschule zu schicken; für sie war die nächste Fortbildungsschule zuständig.

Nach Eröffnung der Realschule musste die Gewerbeschule aus dem oberen Stockwerk des ehemaligen Waisenhauses in der Okenstraße 52 wieder ausziehen. Als Ersatz erhielt sie das gesamte Knabenschulhaus in der **Ölbergschule**. Dort konnte nach Umbauarbeiten im Jahr 1900 der Unterricht aufgenommen werden. Nunmehr standen u. a. vier Lehrsäle, ein Modell- und Arbeitsraum, ein Malersaal, ein Modelliersaal und drei Lehrerzimmer zur Verfügung.

Vom **Schuljahr 1903/04** an liegen fast durchgängig vollständige Jahresberichte im Original vor, sodass ein detaillierter Einblick in das schulische Leben möglich ist: Der 10-köpfige **Gewerbeschulrat** (Schulvorstand) als Aufsichtsorgan bestand aus dem Oberbürgermeister als Vorsitzendem, 4 beruflichen Vertretern, 4 religiösen Vertretern und dem Schulleiter. Bei den religiösen Vertretern tauchte erstmals neben einem Kirchenrat, dem katholischen Stadtpfarrer und dem evangelischen Dekan auch der jü-

dische Bezirksrabbiner auf. Zum Aufgabenbereich des Gewerbeschulrats gehörten insbesondere die Anschaffung von Lehrmitteln und der Schuleinrichtung, der Haushaltsentwurf, Schulgeldbefreiungen und die örtliche Schulordnung.

Das **Lehrerkollegium** war mit 4 Personen noch sehr überschaubar: Neben Rektor Nahm unterrichteten die Gewerbelehrer Urnau und Rau sowie der Gewerbeschulkandidat Holzwarth. Ihnen stand als „Dienerin“ die Witwe Marie Schott zur Seite. Die **242 Schüler aus 36 Berufen** wurden in den 4 **Fachabteilungen** für Bauhandwerker, Kunsthandwerker, Metallhandwerker sowie Bau- und Metallhandwerker auf 4 Klassenstufen unterrichtet. Hinzu kamen in den Wintermonaten 6 Maurer und Zimmerleute als „Gäste im Zeichnen“.

Die „**Zusammenstellung der ordentlichen Schüler nach Gewerben**“ gibt einen interessanten zeitgenössischen Einblick in den Wirkungskreis der Schule:

Schülerberufe im Schuljahr 1903/04

1. Bauzeichner	1	20. Lithographen	2
2. Blechner	12	21. Maler	9
3. Bleiglasler	10	22. Maurer	11
4. Buchbinder	2	23. Mechaniker und Maschinenschlosser	28
5. Buchdrucker	1	24. Sattler	5
6. Cementier	2	25. Schlosser	53
7. Emailmaler	1	26. Schmiede	7
8. Gärtner	8	27. Schneider	11
9. Glaser	1	28. Schreiner	25
10. Glasmaler	9	29. Schriftsetzer	2
11. Glasschleifer	1	30. Schuhmacher	11
12. Hafner	2	31. Steinbildhauer	1
13. Holzbildhauer	2	32. Steindrucker	1
14. Kaminfeger	2	33. Tapeziere	9
15. Konditoren	9	34. Wagner	3
16. Kübler	1	35. Zahntechniker	1
17. Küfer	3	36. Zimmerleute	10
18. Kürschner	1		
19. Kupferschmiede	1		

Schüler, die 2 verschiedene Klassen besuchten (die eine freiwillig), wurden nur einmal gezählt

Alle einzeln namentlich angeführten Schüler rekrutierten sich ausschließlich aus dem männlichen Geschlecht. Für „Frauen und

Töchter der Handwerker“ gab es lediglich einen vom Gewerbeverein eingerichteten 2-monatigen „Buchführungskurs“, der mit Genehmigung der Großherzoglichen Behörde von Gewerbelehrer Rau geleitet wurde.

Die **Unterrichtsfächer** hatten sich mittlerweile weiter differenziert und spiegelten die höheren Ansprüche an die Lehrlinge wider. Alle Schüler wurden in folgenden Fächern unterrichtet: „Aufsatz, Rechnen, Geometrische Anschauungslehre und Konstruktion, Freihandzeichnen, Geometrisches Zeichnen und Projektionslehre, Fachzeichnen, Materialienlehre, Wirtschaftslehre (Buchführung, Wechselllehre und Kostenberechnungen), Naturlehre (Baustofflehre, Mechanik, Wärmetheorie, Magnetismus und Elektrizität).“ Die freiwilligen Teilnehmer der 4. Klasse der Kunsthandwerker erhielten zusätzlich: „Zeichnen“ (hierzu gehörte auch „Zeichnen und Malen geeigneter Körpermodelle“!), Stillehre“ und „Geschichte der Glasmalerei“.

Viele Lehrmeister versuchten immer noch, durch **verspätete Anmeldungen** die lästige Schulpflicht zu unterlaufen. So beklagte der Jahresbericht 1906, dass der Eintritt der Lehrlinge „nicht zur gesetzlichen Zeit, an Ostern, stattfindet, wodurch ein erspriesslicher Unterricht in der ersten Klasse ganz empfindlich beeinträchtigt wird. Viele Lehrlinge werden erst nach Oktober, ja sogar nach Neujahr zum Besuch der Schule angemeldet.“ Die Schulleitung wehrte sich dagegen, indem sie mitteilte, dass diese Lehrlinge „im nächsten Jahr wieder in die erste Klasse eingereiht werden und demzufolge ein halbes Jahr länger zum Besuch der Gewerbeschule verpflichtet sind, falls sie ihr vorgerücktes Alter nicht entbindet“.

1907 listete die Schulleitung auch die **Berufe auf, die sich einem Schulbesuch verweigerten:**

„Steinhauer, Hafner, Goldarbeiter, Kupferschmiede, Zinngießer, Feilhauer, Messerschmiede, Drahtflechter, Büchsenmacher, Feinmechaniker, Zahntechniker, Seifensieder, Färber, Posamentiere, Seiler, Kartonager, Gerber, Sesselmacher, Korbflechter, Siebmacher, Holzdreher, Bürstenmacher, Schirmmacher, Müller, Bäcker, Metzger, Bierbrauer, Zigarrenmacher, Hutmacher, Friseure, Gipser, Schieferdecker, Installateure, Ofensetzer, Photographen, Bildhauer, Kaufleute, Köche und Kellner, sandten beim Abschluß der Statistik *k e i n e* Lehrlinge zur Gewerbeschule, obwohl diese Gewerbe in der Stadt zum Teil sogar hervorragend betätigt werden.“²⁰ Diese Liste lässt erahnen, wie unerreichbar eine Gewerbeschulausbildung für viele Lehrlinge immer noch war. Zwar tauchten vereinzelt Schüler aus einigen dieser Berufe in den vorhergehenden Jahren auf, dies waren jedoch nur Ausnahmefälle.

Eine neue Rechtsgrundlage ergab sich durch das badische **Landesgesetz vom 13. August 1904**, dessen Ausführungsverordnung jedoch bis zum 20. Juli 1907 auf sich warten ließ. Nunmehr

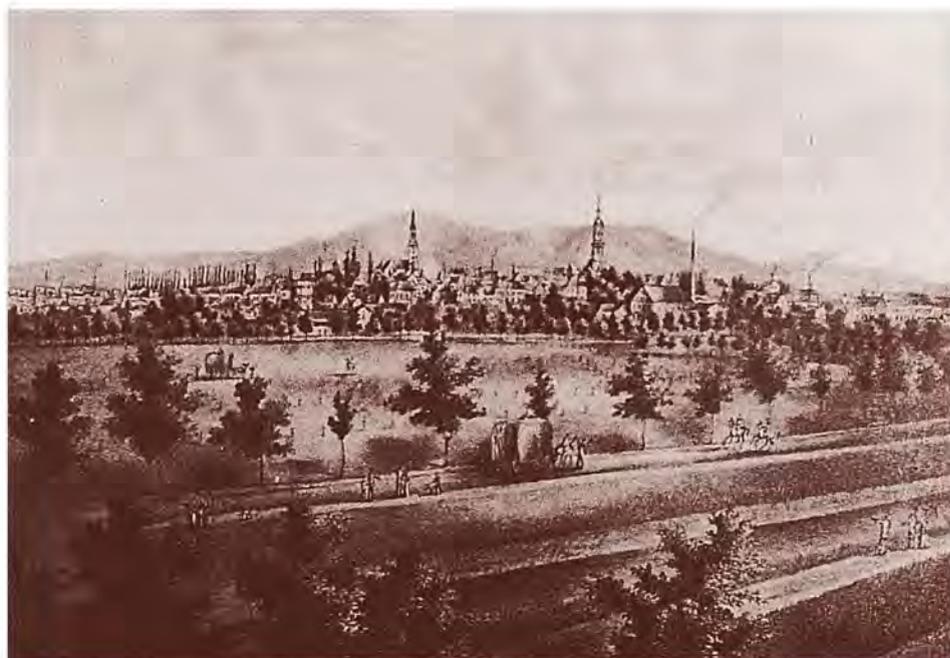


Abb. 16: Offenburg
1904
(Zeichnung von
E. Frank)

durfte anstatt der Fortbildungsschule in der eigenen Gemeinde auch eine Gewerbeschule einer Nachbargemeinde besucht werden. Auch galt die Schulpflicht jetzt bis zum 18. Lebensjahr. Während bisher die Eltern ihre Kinder nach eigenem Ermessen vom Unterricht befreien lassen konnten, war dies nunmehr für einzelne Fächer nur mit Zustimmung des Gewerbeschulrats und generell nur mit Erlaubnis des Landesgewerbeamts möglich. Wer vom Unterricht befreit werden wollte, musste nachweisen, dass er schon einen vergleichbaren Unterricht besucht hatte bzw. besuchte.

Außerdem wurden die Gewerbeschulen mit dieser Verordnung erstmals ermächtigt, sich an der Vorbereitung der **Meisterprüfungen** zu beteiligen. Auch hierbei hatte die Schule eine Vorreiterrolle übernommen, denn bereits im Februar 1904 wurde auf Veranlassung des Gewerbevereins ein Vorbereitungskurs in die Wege geleitet. Aber erst am 5. Dezember 1905 erhielt Rektor Nahm auf Vorschlag der Handwerkskammer die Genehmigung den theoretischen Teil der Meisterprüfungen für folgende Berufe abzunehmen: „*Bäcker, Fleischer, Schneider, Schuh- und Schäftemacher, Metallarbeiter, Schmiede, Schlosser, Blechner, Installateure, Schreiner, Küfer, Wagner, Sattler, Täschner, Tapezierer, Dekorateur, Wagenbauer, Barbieri, Friseure und Perückenmacher ...*“ Der Vorbereitungskurs hatte bereits einen Monat vorher begonnen und dauerte bis Februar 1906. Anschließend nahm Rektor Nahm an zehn Tagen im Februar und März die Meisterprüfung der Schneider, Bäcker, Sattler, Tapezierer, Blechner, Schlosser, Schreiner, Schmiede, Wagner, Schuhmacher und Metzger ab.

Im **Statut für die Gewerbeschule Offenburg vom 3. Januar 1908** wurde gemäß des neuen Gesetzes mit Zustimmung des Bür-

gerausschusses für die Gemeinde Offenburg festgelegt: *„Die in den Gewerbebetrieben der Gemeinde Offenburg beschäftigten **männlichen gewerblichen Arbeiter (Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge)** sind verpflichtet, die Gewerbeschule in Offenburg ... zu besuchen“*. Gleichzeitig wurde auch bestimmt, welche Berufe von der Gewerbeschulpflicht befreit waren: *„Bierbrauer, Wirte, Fischer, Nagelschmiede, Seiler, Gerber, Metzger, Friseure, Weber, Zigarrenmacher und Hutmacher ... diese sind zum Besuch der allgemeinen Fortbildungsschule verpflichtet.“* Damit mussten viele Berufe sich auf eine neue Lage einstellen. So ist z. B. 1907 noch kein einziger Bäcker vertreten. Nachdem dieser Beruf durch das Ortsstatut vom 3. Januar 1908 für gewerbeschulpflichtig erklärt worden war, stellten sie plötzlich eine der stärksten Gruppen: 1911 standen die 42 Bäcker (ohne die 8 Konditoren) zusammen mit 42 Maschinenschlossern an der Spitze aller Berufsgruppen.

Die **Emanzipation der Frau** kam um die Jahrhundertwende auch an der Gewerbeschule nur mühselig voran. Weibliche Lehrlinge waren auch dann von der Gewerbeschulpflicht entbunden, wenn ihre männlichen Berufskollegen gewerbeschulpflichtig waren. In einer Statistik vom 1. Dezember 1912 sind erstmals eine Näherin, 3 Kleidermacherinnen und 4 Putzmacherinnen als Gäste aufzufinden, die allerdings im folgenden Schuljahr schon nicht mehr auftauchen.

Während der Wintermonate fanden in der arbeitslosen Zeit Weiterbildungskurse für Gesellen und selbstständige Gewerbetreibende der Maurer, Zimmerer, Steinhauer u. a. statt. Aus diesen Kursen entwickelten sich **Fach- und Ganztagschulen**, z. B. 1906 die **Bauhandwerkerschule**. Sie war organisatorisch und unterrichtsmäßig der Gewerbeschule angegliedert und zählte zu den „Höheren Gewerbeschulen“. Im Jahr 1913 fanden bereits zwei Meisterkurse mit 8 bzw. 13 Teilnehmern statt.

Von Ostern 1908 an wurde auf Beschluss der Gemeinde nach neun beitragsfreien Jahren erneut **Schulgeld** erhoben. Es betrug jetzt 8 Mark für Pflichtschüler pro Jahr. Vollschüler, die den Unterricht freiwillig besuchten, mussten sogar 15 Mark bezahlen, wenn sie in Offenburg beschäftigt waren; Auswärtige bezahlten 20 Mark.

Rektor Nahm wurde zum Schuljahresende am 27. März 1912 in den Ruhestand versetzt und für seine Verdienste mit dem Ritterkreuz I. Klasse vom Orden des Zähringer Löwen ausgezeichnet. Zu seinem Nachfolger wurde **Karl Stöckle** aus Bretten ab 1. Juli 1912 ernannt. Das **Lehrerkollegium** hatte sich inzwischen nochmals vergrößert und bestand im April 1914 aus dem Rektor, zwei Gewerbelehrern, zwei Gewerbeschulkandidaten, einem Unterlehrer, sowie einem praktischen Arzt, einem Zimmermeister und einem Schlossermeister als Fachlehrer. Die **Schülerzahl** war auf

318 gestiegen, die angeschlossene Bauhandwerkerschule wurde von 13 Handwerkern besucht.

Die im ersten Jahrzehnt des 20. Jhs. so günstig eingeleitete Entwicklung der badischen Gewerbeschulen wurde im Jahre 1914 durch den 1. Weltkrieg jäh unterbrochen. Die Einberufung eines großen Teils der Lehrkräfte zum Kriegsdienst führte zu erheblichen Einschränkungen, ja sogar zur Stilllegung einzelner Abteilungen. Auf diese Weise erledigte sich auch die Schulraumnot von selbst. Wer nicht im Krieg war, wurde oft vom Unterricht befreit, um im Betrieb für die Kriegsproduktion zur Verfügung zu stehen. Die Pflichtstunden der Lehrer wurden von 25 auf 28 erhöht, für Vertretungsstunden gab es keine Vergütung mehr.

Anmerkungen

Bemerkung zu den Quellenhinweisen: Leider sind viele Originalakten nicht mehr auffindbar. Sie dürften teilweise bei der Beschlagnahme der Schulgebäude 1945 verloren gegangen sein. Die jährlichen Schulberichte sind nicht speziell zitiert. Außerdem ist der Aufsatz „Chronik der Gewerbeschule Offenburg (1833–1983)“ aus der Festschrift von 1983, der vom Autor unter Mitarbeit der Kollegen Walter Bläsi und Robert Herzog erarbeitet wurde, mit eingeflossen.

- 1 Dr. Gustav Grüner: 150 Jahre badische Gewerbeschule. Erbe und Auftrag, überarbeitete Fassung des Festvortrags zum baden-württembergischen Berufsschultag des BLBS am 30. Juni 1984 in Ostfildern-Nellingen; abgedruckt in der Festschrift der Gewerbeschulen in Bruchsal 1985, 130–137
- 2 Dr. Gustav Grüner, 150 Jahre badische Gewerbeschule, a. a. O. 131
- 3 Wolfgang M. Gall: „eine schändliche Verschwörung gegen das Cölibatsgesetz“ – Biografische Anmerkungen zu dem Offenburger Reformdekan Franz Ludwig Mersy, in Ortenau 1977, 438
- 4 Rainer Schimpf: Offenburg 1802–1847, a. a. O. 199 ff.
- 5 Rainer Schimpf: Offenburg 1802–1847, G. Braun Verlag Karlsruhe 1997, S. 191
- 6 Offenburger Wochenblatt Nr. 23 vom 05.06.1835
- 7 Gewerbeschulassessor Uhl: Aus der Geschichte der Gewerbeschule, in: Offenburger Tageblatt vom 05.10.1933
- 8 Offenburger Wochenblatt Nr. 26 vom 26.06.1835
- 9 Bekanntmachung der Gewerbeschule im Offenburger Wochenblatt Nr. 23 vom 05.06.1835
- 10 D'r alt Offeburger vom 30.03.1902 (Stadtarchiv Offenburg)
- 11 Rainer Schimpf: Offenburg 1802–1847, a. a. O. 236
- 12 Otto Kähni: Offenburg und die Ortenau, Verlag Stadt Offenburg 1976, 210
- 13 D'r alt Offeburger: Aus den Tagen vor 50 Jahren, vom 12.05.1901
- 14 Franz X. Vollmer: Offenburg 1848/49, Verlag G. Braun Karlsruhe 1997, 406
- 15 Michael Friedmann: Offenburger Freiheitsheft, Stadtarchiv Offenburg 1997 37
- 16 GLA 247/339
- 17 Franz X. Vollmer: Offenburg 1848/49, a. a. O. 406 f
- 18 D'r alt Offeburger vom 04.04.1926
- 19 D'r alt Offeburger vom 30.03.1902
- 20 D'r alt Offeburger vom 23.02.1908

Professor Josef Scharpf, der erste Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums zu Offenburg

Ein bewegtes Professorenschicksal zwischen Offenburg, Rastatt und Mannheim

*Manfred Merker**

22 Jahre wirkte er in Offenburg und gestaltete in dieser langen Zeit mit Umsicht und Energie den entscheidenden Übergang vom 1660 gegründeten franziskanischen Klostergymnasium zum 1823 begründeten badischen Großherzoglichen Gymnasium: Professor und Hofrat Josef Scharpf (1796–1866) aus Karlsruhe. Bereits 1818 als Professor an diese Offenburger Gelehrtenschule verpflichtet übernahm er hier 1832 bis 1840 auch die „wohllöbliche Gymnasiumsdirection“ und 1838 zusätzlich die Leitung der von ihm begründeten „Höheren Bürgerschule“. Er sollte 1840 noch die höheren Weihen eines Direktors des Lyzeums von Rastatt übertragen bekommen, wohin ihm im selben Jahr auch seine hoch begabten Offenburger Schüler Franz Volk und Karl Heinrich Schaible, 1844 auch sein Offenburger Amtsnachfolger, Direktor Professor Franz Weißgerber, folgten. Direktor J. Scharpf, 1844 zum Hofrat ernannt, verlor nach zehn Jahren 1850 seine Stelle als Lyzeumsdirektor in Rastatt und war danach noch sieben Jahre als Klassenlehrer und Professor am Lyzeum von Mannheim beschäftigt, – ein trauriger Karriereknick, dessen Gründe abschließend beleuchtet werden sollen.¹

Stationen eines erfolgreichen Professorenlebens: Offenburg 1818–1840

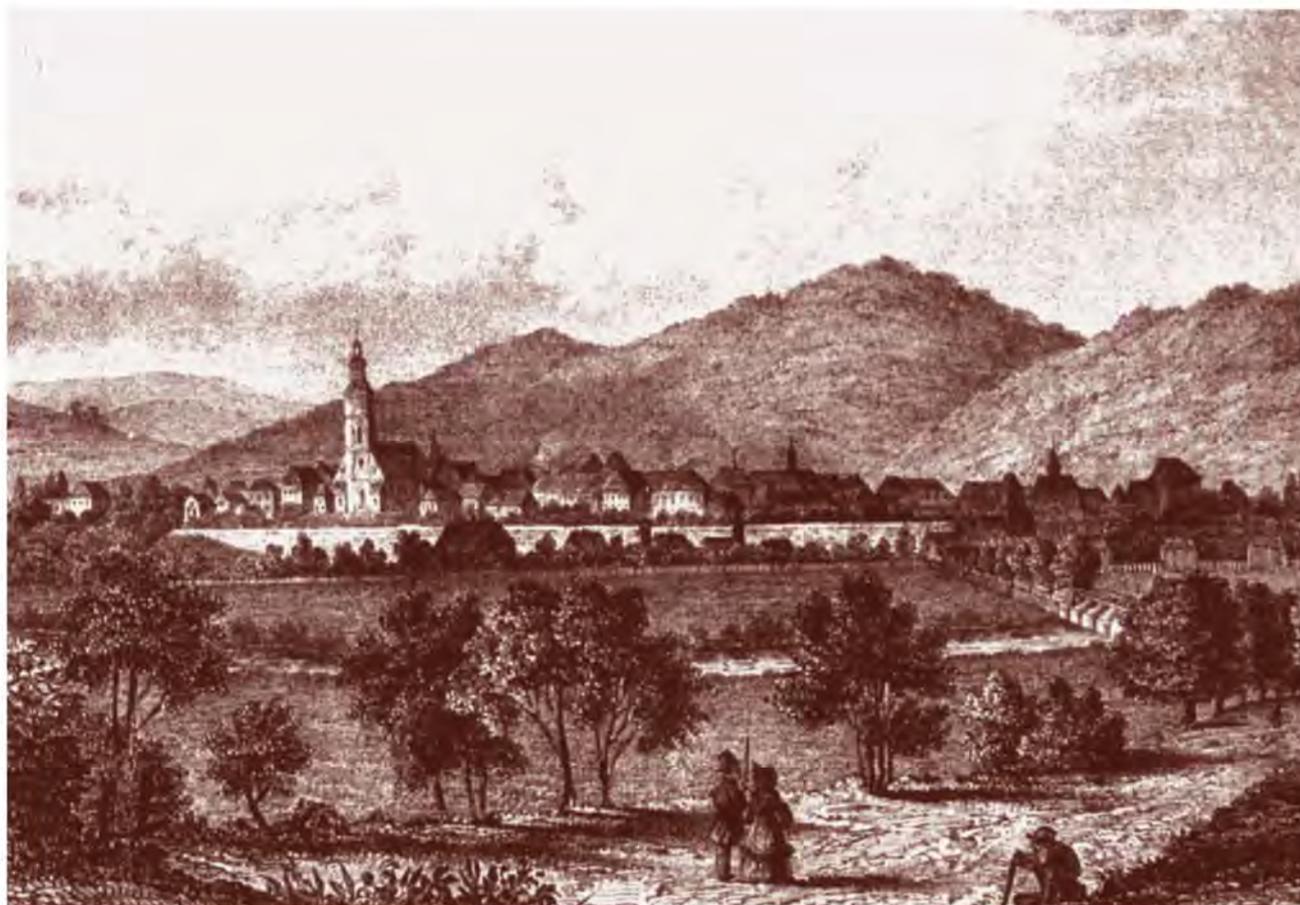
Lebenslauf und berufliche Karriere lassen sich für Josef Scharpf einigermaßen umfassend aus der sog. „Dienerakte“, der Personalakte für alle badischen Staatsdiener, ferner dem amtlichen Schriftverkehr zwischen den Schuldirektionen und den Ministerien und vorgesetzten Schulbehörden in den handschriftlichen, unveröffentlichten Beständen des Generallandesarchivs in Karlsruhe rekonstruieren. Hinzu kommen die seit 1818 geführten Jahreschroniken des Gymnasiums von Offenburg und der Lyzeen von Rastatt und Mannheim, die sog. Schulprogramme, die uns für das gesamte 19. Jahrhundert fast lückenlos in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium zur Verfügung stehen.² Außerdem liegen uns ein Familien-

* Studien zur Geschichte des Offenburger Gymnasiums III

bogen von 1866 mit knappen privaten Daten des Professors aus dem Stadtarchiv der Stadt Mannheim vor, sowie seine persönlichen Briefe an Großherzog Leopold von 1849 und den Justizminister von 1857 und sein Bewerbungsschreiben für die Lyzeumsdirektion in Rastatt von 1839 mit ausführlichem Bildungsnachweis. Als archäologische Relikte haben sich bis heute erhalten: Scharpfs altes Offenburger Gymnasium im Kapuzinerkloster, in dem er mit drei anderen Kollegen auch wohnte, das ehemalige Lyzeum(heute Ludwig-Wilhelm-Gymnasium) am Schlosspark von Rastatt mit der Direktionswohnung und das Gebäude des Lyzeums, jetzt Karl-Friedrich-Gymnasiums, und seine Wohnung in Mannheim. Bewundert werden können außerdem die wertvollen Bücher der Gymnasiumsbücherei in der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg, die Scharpf als Schulbibliothekar und Professor für Latein, Griechisch und seine anderen Unterrichtsfächer in Händen gehalten hat.³

Als Scharpf am 29. Oktober 1818 nach bestandener Staatprüfung als Professor an das Offenburger Gymnasium berufen wurde, konnte er eine erfolgreiche akademische Ausbildung aufweisen. Geboren am 16.12.1796 in Karlsruhe hatte er sich nach seiner dortigen Gymnasiastenzeit zum Wintersemester 1815/16 an der Universität Heidelberg immatrikuliert, die seit ihrer Neubegründung durch von Reitzenstein nach dem Vorbild von Göttingen,

*Abb. 1: Offenburg
im Jahre 1834*



der führenden Universität der Zeit, zu einem Zentrum geistigen Lebens in Südwestdeutschland geworden war. Neuhumanistisch-hellenistische Bestrebungen und romantischer deutscher Geist vereinigten sich in Scharpfs prägendem akademischen Lehrer, dem Altphilologen und Archäologen Georg Friedrich Creuzer, der die Mythologie als Wissenschaft begründet hat. Hier entwickelte der junge „studiosus philologiae“ sein Erziehungsideal eines humanistisch gebildeten Menschen, der durch das Studium der Antike zu einer höheren Bewusstseinsstufe und einem besseren Menschsein gelangen sollte. In sechs Semestern, u. a. im berühmten Philologischen Seminar Creuzers, eignete sich Scharpf das gesamte historische, literarische und philosophische Wissen der Antike an und verließ 1818 mit besten Zeugnissen die Universität. Dass ihm zudem „Fleiß, übermäßige Aufmerksamkeit und gesetzmäßiges und anständiges Betragen“ bescheinigt wurde, ist eine Typisierung, die ihn in einer Zeit des Wartburgfestes von 1817 und Heidelberger romantischer Burschenherrlichkeit einerseits und der Karlsbader Beschlüsse und „Demagogenverfolgung“ in der Zeit Metternichscher Restauration andererseits zwar in besonderer Weise charakterisiert, aber nicht für die Gesamtheit seiner Biographie Gültigkeit behalten sollte.

Als der 22-jährige Professor an das Offenburger Großherzogliche Gymnasium kam, war er zunächst Klassenlehrer einer Quarta mit einem Jahressalär von 650 fl („inclusive Wohnung zu 50 fl“ mit Garten und Holz- und Weindeputat) und unterrichtete, wie auch in den Offenburger Folgejahren (in Klammern die Stundenzahl von 1824, dem Jahr des ersten Offenburger Schulprogramms): Deutsch (2), Latein (12), Griechisch (9), Französisch (2), Geschichte (3) und Hebräisch (1). Das war ein umfangreiches Deputat von immerhin 29 Wochenstunden in sechs Fächern, das nur bei kleinen Klassen von 10–20 Schülern und stringenter Unterrichtsorganisation zu bewerkstelligen war. Zusammen mit nur vier weiteren Kollegen, von denen drei auch im Gymnasium wohnten, waren mit Schulbeginn 1823 in den sechs Lehrräumen der neuen Schule 81 Schüler in sechs Klassen zu betreuen, ungefähr die Hälfte aus Offenburg. Diese Gelehrten- oder Mittelschule Mittelbadens entwickelte sich durch ihr Einzugsgebiet damit zu einem Ortenauer Provinzgymnasium.⁴

Die Kleinstadt Offenburg im Zentrum der jetzt badischen Ortenau hatte 1803 ihre kaiserlich reichsstädtische Souveränität im habsburgischen Vorderösterreich eingebüßt und war nach Auflösung der Kreisdirektionen von Abwanderung bedroht: 1832, als Scharpf die Schulleitung übernahm, zählte Offenburg in seinen mittelalterlichen Mauern nur noch 3500 Einwohner. Die Kriege und Unruhen der 1789er Revolution und der Napoleonzeit hatten zwar im Wiener Frieden 1815 ihren Abschluss gefunden, die

großen Ideen des Liberalismus und Nationalismus aber fanden im restaurativen System Metternichs keinen Platz und wurden in der Heiligen Allianz der Monarchien durch Zensur unterdrückt. Die liberalen Revolutionen von 1830 in Frankreich, Belgien und Polen, sowie der griechische Freiheitskampf 1821–29 und die deutsche 48er Revolution sollten für Scharpf eine genau so große Rolle spielen, wie die politischen Veränderungen seiner unmittelbaren Umgebung: 1802 besetzten badische Truppen die Stadt, sie war jetzt in allen Entscheidungen weisungsabhängig von der Karlsruher Residenz des neuen Großherzogs. Im Rahmen der europaweiten Säkularisation waren 1803 beide städtische Klöster aufgelöst worden. Das ehemalige Franziskanergymnasium von 1660 wurde nach jahrelangen Verhandlungen und Umbauten in das alte Kapuzinerkloster von 1645 verlegt, wo 1823 der Unterricht des „Großherzoglichen Gymnasiums“ eröffnet wurde. Über diese Übergangszeit sagen die Quellen wenig. Es muss anfangs in der Person des Balthasar Barthelmees († 1829) noch einen geistlichen Rektor des Gymnasiums neben dem franziskanischen Guardian gegeben haben, der 1808 vom Justizministerium den Auftrag erhielt, die Kapuzinerbibliothek zu ordnen.⁵ Scharpf wird auch noch fast fünf Jahre im alten Franziskanergymnasium unterrichtet haben müssen, ehe dies seinen Besitzer wechselte und Dienstwohnung und Lehrzimmer im umgebauten Kapuzinerkloster an der Studentengasse bei der südwestlichen Stadtmauer bezogen werden konnten.

Abb. 2: Das neue Großherzogliche Gymnasium von 1823 im alten Kapuzinerkloster von 1645



Seine Zeit als junger Professor an der „Lehranstalt für studierende Knaben“ von 1818–32 nutzte der 22-jährige Junggeselle Scharpf neben dem Unterricht für Fortbildung und für die Katalogisierung der beiden ererbten Klosterbibliotheken, wofür man ihm 1826 „Einsicht, Sorgfalt und Genauigkeit“ bescheinigte, nicht aber die dafür erbetene Zulage als Bibliothekar gewährte. Die ausrangierten Bücher wurden 1831 von ihm laut Zeitungsannonce „nach dem Gewichte versteigert“. Schon 1822 war sein „moralisches Betragen als mustergültiger Lehrer“ gelobt worden und dass „der Staat in einigen Jahren ganz gewiss einen der ausgezeichnetsten Lehrer der Jugend an ihm zu erwarten hat.“⁶

Wie sah der Unterricht in dieser Zeit aus, was mussten die Lehrer, was die Schüler leisten? Durch das „XIII. Edikt der kurfürstlich badischen Landesorganisation vom 13. Mai 1803“ wurde eine einheitliche Schulordnung für das junge Land verfügt, ebenso eine Neuorganisation der Mittel- oder Gelehrten-schulen (Gymnasien als Progymnasien mit sechs Klassen und Lyzeen als Vollgymnasien). Sie beinhaltete einheitliche Lehrpläne, Schulbücher, Aufnahmebedingungen und Abschlüsse. Auch Lehrerausbildung, Besoldung und Disziplinarrecht waren neu geregelt. 1836 wurden die Bestimmungen durch moderne Lehrpläne modifiziert, oberste Schulbehörde war statt der Katholischen Kirchensektion im Innenministerium der „Oberstudienrath“ in Karlsruhe. Scharpfs Aufgabe als Direktor war es ab 1832, diese Innovationen in der Praxis um zu setzen.

Für ihn war im ersten Jahrzehnt seines Offenburger Wirkens neben einigen Organisationsaufgaben zunächst der Unterricht vorrangig, wobei er im schulischen Jahresverlauf auch bestimmte Traditionen entwickelte. In Latein, dem wichtigsten Fach des Gymnasiums, las man bei ihm nach dem grammatischen Grundkurs schon bald die Klassiker von Cäsar über Cicero und Vergil, auch Horaz und Ovids Metamorphosen (z. B. Narcissus), wobei die Schüler auch mehrere hundert Verse neben vielen Seiten der Wortkunde auswendig memorieren mussten. Ihre lateinischen Abhandlungen wurden bei der öffentlichen Preisverleihung in der Gymnasiumskirche, später im „Salmen“, neben Gesängen und Reden des Direktors am Jahresende vorgetragen. Im „Festgesang“ von 1824 erklang z. B. im Chore: „Heil, dreifacher Segen/tön´ unsrer Anstalt entgegen. Sie bildet uns durch Lehren/geschöpft aus Himmelssphären!“ In Griechisch las man Herodot, Xenophons Kyropädie und Homers Ilias, als Vorübung dazu dessen Batrachomyomachie (Froschmäusekrieg). Die Geschichte umfasste die Antike und das Mittelalter, Geographie gab es nur einmal in der Woche. Deutsch, Französisch und Mathematik wurden wöchentlich in drei Stunden unterrichtet.⁴ Erst in den dreißiger Jahren kamen moderne Fächer dazu, – eine weitere

Organisationsaufgabe für den neuen Direktor Scharpf. Ehe er aber die Schulleitung übernahm, musste er 1830 mitten im Winterhalbjahr erst einmal eine Krankheit überstehen und „sah sich im Sommerhalbjahr wegen Kränklichkeit genöthigt, sich ganz vom Unterricht zurückzuziehen.“

1831/32 erscheint das 24-seitige Jahresprogramm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Offenburg mit einer Abhandlung des gesunden designierten Direktors Scharpf über „Das griechische Zeitwort, Sprachbildung und Sprachgenese“. Am Beispiel der griechischen Verbuns „typto“/ich schlage leitet der gelehrte Autor, der natürlich fließend Griechisch und Latein sprechen und schreiben konnte, aus der Kindersprache die Lautentwicklung aller Verbalformen ab in der Hoffnung, dass die „rationelle Analyse und der geschichtliche Nachweis des Lautbilds das Wort für die Geisteskraft des Schülers lebendig macht“. Scharpf wurde Ende 1832 wenige Tage nach seinem 36. Geburtstag, von „Seiner Königlichen Hoheit, dem Großherzog gnädigst gewogen gefunden“, offiziell zum Direktor ernannt und verdiente jetzt 1050f. Vielleicht dadurch angespornt folgte dem Schulprogramm 1833/34 seine zweite wissenschaftliche Beilage über die „Schule des Humanismus und des Realismus“, der in seiner Zeit auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet zunehmend Raum

Abb. 3: Das erste Offenburger Schulprogramm von 1824



gewinne. Von Bedeutung sind auch die liberalen pädagogischen Prinzipien, die Scharpf bei seiner Rede zur Eröffnung der „Höheren Bürgerschule“ im Rahmen des Gymnasiums 1837/38 verkündet, die auch im Offenburger Wochenblatt und der Karlsruher Zeitung erscheint. Scharpf übernimmt mit Gehaltszulage von 200f auch hier den Vorstand der Schule und versucht die Belange seiner mehr gewerblich orientierten Klientel in das gymnasiale Curriculum zu integrieren. 1837 hatte er im „Statistischen Handbuch der deutschen Gymnasien“ eine kurze Abhandlung über die Offenburger Schule publiziert. Das Fazit, das Scharpf für sein Gymnasium in der Jahreschronik 1838/39 in wissenschaftlicher, organisatorischer, finanzieller und „sittlich-religiöser“ Hinsicht zieht, ist eine Art Vermäch-

nis. Er betont dabei die Wichtigkeit auch des körperlichen Wohls der Jugend als integralem Bestandteil der allgemeinen Bildung, das nicht durch stoffliche Überlastung oder gar Prügelstrafen, wie früher üblich, beeinträchtigt werden dürfe. Gerechtigkeit, Altersgemäßheit des Unterrichts und angemessene Gewichtung häuslicher Arbeit seien genauso zu fordern, wie die wissenschaftliche Fachkompetenz, pädagogische Verlässlichkeit und disziplinierte Vorbildlichkeit der Lehrer. Zur Zeit der Abfassung am 29. August 1839 zählte die Schule 85 Schüler und neun Kollegen, Scharpf unterrichtete noch 17 Stunden Sprachen. Wahrscheinlich war der doppelte Direktor aber zu diesem Zeitpunkt mit seinen Gedanken schon ganz woanders: 1840 ist es bereits ein neuer Direktor, der im Jahresschlussprogramm die Einvernehmlichkeit des Kollegiums als Wohltat rühmt, – sicher kein unbedeutendes Kompliment Franz Weißgerbers für seinen Amtsvorgänger.⁷

Welche Innovationen mussten von Direktor Josef Scharpf am Offenburger Gymnasium schulisch umgesetzt werden? Beim historischen Übergang vom ehemaligen Franziskanergymnasium zum Großherzoglichen Gymnasium wurden aufgrund einer Umorientierung auch der Didaktik und pädagogischen Methodik die prägenden „franziskanischen“ Fächer Philosophie und Rhetorik aufgegeben. Sie waren jetzt akademischer Lehrstoff der vier Universitätsfakultäten, auf die das Gymnasium vorbereiten sollte. Auch jesuitisches Schultheater, sog. „Herbstkomödien“, wurde nicht mehr gespielt. Dafür waren jetzt Griechisch und Französisch verpflichtend eingeführt, wofür ja Professor Scharpf von Anfang an Fachlehrer war, ebenso wie für das von ihm allein angebotene Hebräisch für spätere Theologieanwärter. Die Umstellung bedeutete Auswahl und Anschaffung neuer Lehrbücher für die Grammatik und Lektüre und die Entwicklung neuer Unterrichts- und Prüfungsformen. Der „wohllobliche Gymnasiums-direktor“, wie Scharpf seine Amtschreiben zu unterzeichnen pflegte, der durch Einladungen an die Bürger alljährlich zu den herbstlichen Schuljahresschlussfeiern mit Preisverteilung und Schülerdarbietungen Kontakt zur Offenburger Bevölkerung herzustellen suchte, veröffentlichte 1838 die angeschafften neuen Lehrbüchersogar in der Offenburger Wochenzeitung. Für sein Fach Griechisch wählte er die soeben erschienene Grammatik seines späteren Rastatter Kollegen Feldbausch aus, auch griff er für seinen altphilologischen Lektüreunterricht auf die Bestände der ererbten Klosterbibliotheken zurück, wie Einträge in den erhaltenen Ausgaben belegen.

Ein bleibendes Verdienst Scharpfs ist auch die Begründung der schon erwähnten schulischen Traditionen: Von Anfang an wurde alljährlich zum Herbst eine Schulchronik mit Schülerstatistik, Deputatsübersicht und einer wissenschaftlichen Beilage veröf-

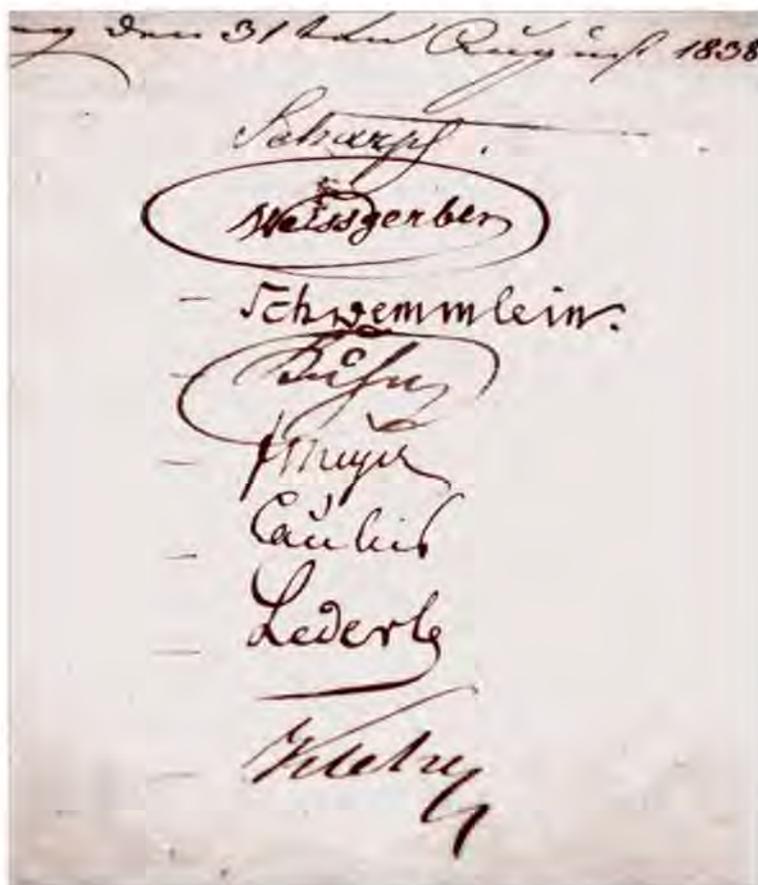


Abb. 4: Scharpfs
Offenburger Kollegium
von 1838

fentlich, die mit einer Einladung zu den öffentlichen Preisverleihungen und Bekanntgabe der sog. „Promotionen“ verbunden war. In gemeinsamen Gottesdiensten nach den Prüfungen für alle Schüler in der Schulkirche, heute Mariaskirche am Kapuzinerkloster, folgten Rezitationen, Festgesänge, Reden und andere Darbietungen nicht nur für die Eltern. Diese Schulfeste wurden fester Bestandteil der Festkultur der Stadt. Auch für das Aufnahmeverfahren hatte Scharpf die passende Form gefunden: Zum Schuljahrsbeginn mussten sich die neuen, meist 10–11 Jahre alten „Zöglinge“ samt Eltern in der Direktion zu einer Überprüfung ihrer sprachlichen, orthographischen und elementarmathematischen Fähigkeiten vor-

stellen. Nötig zur Aufnahme waren Geburtsurkunde, Impfschein und „ein Zeugnis der Vorbildung und Sittlichkeit“, bei Auswärtigen der Heimatschein und Nachweis der Beherbergung mit Adresse (viele wohnten schulnah in der Studentengasse unter den wachsamen Augen des Schuldieners).⁸

Eine erneute Herausforderung bedeutete auch die Einführung weiterer neuer Schulfächer nach dem überall mit Spannung erwarteten modernen Lehrplan für die badischen Gelehrtenschulen im Jahre 1836. Zum ersten Male taucht das Fach Englisch auf, in das sich Kollege Weißgerber in zusätzlichen Sonntageinsätzen einarbeiten musste, wie er schreibt. Auch Kalligraphie und Zeichnen wurden nach dem Konzept einer neu entdeckten Ästhetik verbindlich eingeführt und am Gymnasium vom „Zeichnungslehrer“ Klehe unterrichtet. Für Musik und Gesang und den Unterricht auf diversen Instrumenten waren ebenfalls neue personelle und materielle Engagements notwendig. Für die neue Naturkunde und Naturlehre lässt sich bereits 1837 im Lehrplan der Unterquinta die Benutzung des „Lehrbuchs der Naturphilosophie“ von Lorenz Oken nachweisen, der eine Generation zuvor das Gymnasium in Offenburg mit Bravour verlassen hatte und jetzt seit drei Jahren als weltweit hoch angesehener „rector magnificus“ zusammen mit Georg Büchner an der Universität Zürich dozierte. Eine besonders große Aufgabe kam auf Scharpf durch die Organisation der zum ersten Mal in der Schulgeschichte zu

unterrichtenden „Körperlichen Exercitien“ zu. Hier zeigte sich der Direktor als Meister der Verhandlung und Improvisation. Scharpf ließ sich sofort die neueste Fachliteratur aus dem fortschrittlicheren Sachsen und Preußen kommen, die noch heute in der Lehrerbibliothek bestaunt werden kann. Ferner war eine völlig neue Geräteausstattung zu beschaffen und zu finanzieren, – Scharpf holte sich Rat bei den Nachbardirektionen in Freiburg und Rastatt mit Gerätetabellen, Maßangaben und Preisen, wie aus der umfangreichen Akte „Turnen und Schwimmen 1837–1859“ im Stadtarchiv Offenburg hervorgeht. Ein schulischer Turnplatz und ein schulnahes Schwimmbad mit sicherem Zugang, Einstieg und Aufsichtsplatz waren einzurichten, – Scharpf verhandelte hartnäckig und diplomatisch mit Bürgermeister, Stadtverwaltung und Gemeinderat, wobei die Vorgaben der zuständigen großherzoglichen Landesregierung und des „Physikats“, der Gesundheitsbehörde, meisterhaft ausgespielt wurden. Sein hilfreicher Berater wurde Kalligraphielehrer Klehe, der all die z.T. abenteuerlichen Turngeräte für die Anfertigung durch die hiermit sehr geforderten heimischen Handwerker zeichnete, den Turnplatz entwarf und ein Schwimmgüst konstruierte. Bis der Turnplatz im Klostergarten und das Gymnasiumsbad am mittleren Mühlbach fertig wurden, mussten sich der Direktionsnachfolger Franz Weißgerber mit Klehes Nachfolger Karl Baumann, der 1840 aus Rastatt an die Offenburger Schule versetzt worden war, erneut jahrelang ins Zeug legen.⁹

Scharpf hat nicht nur durch diese Verhandlungen in der Mitte dreißiger Jahre, sondern auch durch die häufige öffentliche Präsentation der Schule in seiner Amtszeit dem Gymnasium einen respektablen Platz in der Stadt verschafft und die entscheidenden Strukturen und Verfahrensabläufe für die Zukunft grundgelegt. Schule und Stadtverwaltung hatten in der Zeit vor dem jetzt beginnenden politischen, verkehrstechnischen und wirtschaftlichen Aufstieg der Ortenaunmetropole nach der Bürgermeisterschaft Karl Burgers(1832–1840) ein Miteinander gefunden, von dem das angesehene Gymnasium für die Revolutionsjahre und die zweite Hälfte des Jahrhunderts genauso profitierte, wie die schulfreundliche Stadt.

Verabschieden wir unseren „wohllöblichen Direktor“ Professor Josef Scharpf aus Offenburg mit dem Szenarium einer seiner letzten Abschlussfeiern. Wir folgen dabei dem Artikel der Karlsruher Zeitung vom 14. 06. 1838 und dem gymnasialen Jahresbericht: Zur würdigen Eröffnungsfeier der neu begründeten Höheren Bürgerschule im Gymnasium waren dabei „die vier ersten Kirchenstühle zunächst dem Chore den hiesigen Honoratioren zur Anwohnung bestimmt“. Gemeint waren der Oberamtmann Kern als landesherrlicher Kommissarius des Gymnasialverwal-

tungsrates, Bürgermeister Burger mit Bürgerausschuss und Gemeinderat, Geistlicher Rat Mersy und der Stiftungsvorstand des Sankt Andreashospitals und „Förderer der Anstalt“, sowie „Freunde der Jugendbildung“. Vor den ferner anwesenden Kollegen, Eltern und Schülern hielt der Direktor einen Vortrag über die Geschichte der Schule und ihren aktuellen Auftrag, „der sichtbar tiefen Eindruck auf die Zuhörer machte“. Enthalten war ein Plädoyer nicht nur für den Bildungswert der alten Sprachen in moderner Vermittlung, sondern im Rahmen einer tragfähigen Allgemeinbildung auch jedes einzelnen der am Gymnasium unterrichteten Fächer sowohl für künftig Studierende als auch für nicht akademisch orientierte Bürgersöhne. Scharpf schreibt gerade dem Lateinischen eine „unbewußt eingehende praktische Logik“ und seiner Grammatik eine innewohnende „wahre Metaphysik aller Sprachen“ zu, die jeder erlernten anderen Sprache zugute käme. Auch pries er die Segnungen des erst kurzen Friedens und philosophierte in idealistischer Weise über die ungeheuren Potenziale einer humanen Bildung in moderner Zeit. Wissenschaft solle vom Geheimgut zum Allgemeingut werden. Die Rede zeigt ihn als einen engagierten Vertreter des neuhumanistischen Geistes seines vor drei Jahre verstorbenen berühmten Zeitgenossen Wilhelm von Humboldt, der das fortschrittliche Gymnasium fast ein ganzes Jahrhundert prägen sollte. Laut Zeitung „schloß er seinen schönen und gehaltreichen Vortrag mit einem Gebet um Segen“. Es folgte eine musikalische Messe unter Oberlehrer Mößner und eine öffentliche Aufführung der Glocke von Schiller und Romberg zugunsten eines Schillerdenkmals. Kollege Weißgerber hatte eigens ein Gedicht verfasst, das von den Schülern gesungen wurde und mit den Versen endete:

Abb. 5: Das Lyzeum in Rastatt, heute Ludwig-Wilhelm-Gymnasium



*„Segne Gott der Schüler Mühen, segne ihrer Lehrer Kraft:
Heiss lass ihre Herzen glühen stets für Tugend, Wissenschaft!“*

Der neue Großherzog hatte unlängst bei seinem Regierungsantritt 1830 bedeutungsvoll verkündet, „dass ein tüchtiger Unterricht die Hauptgrundlage des wahren Glücks der Staatsangehörigen sei“. Scharpf hatte dessen Vorgänger wegen seiner großherzigen Ausstattung des neuen Offenburger Gymnasiums als seinen zweiten Stifter gepriesen und schloss jetzt den Jahresbericht 1839 in seinem letzten Offenburger Jahr mit den Worten: „Unser Herz kann sich nicht dem innigsten Dank verschließen gegen unseren durchlauchtigsten Großherzog und seine hohe Regierung, die in der Gründung tüchtiger Schulen Badens Glück und Ehre sucht.“

Scharpf als Lyzeumsdirektor in Rastatt 1840–1850

Seit Bestehen des Offenburger Gymnasiums absolvierten die meisten Absolventen der Schule die abschließende Oberstufe außerhalb Offenburgs. Offenburg selbst wurde trotz eines entsprechenden Vorstoßes von Direktor Weißgeber bereits 1842 erst 1881 Vollgymnasium. Lorenz Oken besuchte dazu das Stift in Baden – Baden, Volk und Schaible dessen Nachfolgegymnasium, das Lyzeum in Rastatt. Als der offensichtlich gut informierte Direktor Scharpf erfuhr, dass in Rastatt am Lyzeum eine Stelle frei wurde, bewarb er sich um sie schon am 09.02.1839: Der gelehrte Orientalist A. Winnefeld, der am Rastatter Lyzeum sogar eine Syrisch- und Arabisch-AG angeboten hatte, war verstorben, Scharpf bewarb sich um die mit möglicher Direktionsanwärterschaft verbundene Vakanz. Wenige Monate später war er persönlich vor Ort als sein Direktionskollege Geistlicher Rat Joseph Loreye, mit dem er schon zwei Jahre zuvor wegen des neuen Turnunterrichts korrespondiert hatte, zu seinem 50. Dienstjubiläum und 73. Geburtstag hoch geehrt wurde. Auch er ein Heidelberger Schüler F. Creuzers, Priester in Baden-Baden und als Direktor seit 1818 auch geistiger Führer in dem hoch angesehenen Kollegium der ehemaligen Residenzstadt, empfing bei dieser großen Jubelfeier am 21.06.1838 vom „Durchlauchtigsten Großherzog“ nicht nur die Ernennung zum Geheimen Rat, sondern auch eine Ehrung durch Verleihung des Ritterkreuzes des Zähringer Löwenordens. Gemeinsamer Gottesdienst der ganzen Schule in der nahen Schlosskirche, zahlreiche Reden, Festgesänge der Schüler und ein großer Fackelzug ehrten den greisen Direktor. Loreye selbst stiftete an diesem Tage ein gut dotiertes Stipendium für würdige bedürftige Schüler, dessen Verleihung anfangs alljährlich gefeiert werden sollte. Die Stadt Rastatt verlieh ihm die Ehrenbürgerwürde, seine Heimatstadt Mahlberg schickte 50 Flaschen Wein, Loreye durfte unter Beibe-



haltung seiner bisherigen Bezüge bis zum Lebensende in der Dienstwohnung des Lyzeums bleiben, was für Scharpf jahrelang ein Ärgernis war, denn er wollte auch darin sein Nachfolger werden. Gleich nach der Bitte Loreyes um Pensionierung schickte Scharpf am 26.06.1840 ein längeres Bewerbungsschreiben an den „Oberstudienrath“ in Karlsruhe und zog dabei alle Register: Dem zweiseitigen Anschreiben waren zehn Sei-

ten Kopien mit Bildungs- und Prüfungsnachweisen der Universität Heidelberg, Empfehlungen der Kreisdirektion und seine Zeugnisse und Qualifizierungen beigelegt. Am 28.07. wiederholte er seine Bitte um Übertragung der Lyzeumsdirektion.

Die Direktionswohnung

Was reizte den Offenburger Direktor an dieser Stelle? Scharpf war jetzt mit 43 Jahren in der Blüte seines Lebens und suchte Veränderung und neue Herausforderungen. Diese boten sich mit der Tradition der Schule in Rastatt, als ehemaliges Stift in Baden-Baden seit 1453 und Piaristenschule, und ihrer hervorragenden materiellen Ausstattung und der großen Bibliothek mit ihren 30000 Bänden. Das Lyzeum mit seinen schönen Dienstwohnungen und Gärten direkt über dem Schlosspark war zweifellos attraktiver als das ärmliche und unbequeme Offenburger Kapuzinerkloster. Rastatt hatte seinen Charme als ehemalige Residenzstadt nicht verloren, und es lag näher zur Landeshauptstadt und damit zu Scharpfs Geburtsort. Die Schule verkörperte nicht nur eine beachtliche Tradition, sondern bot mit über 200 Schülern auch ein interessanteres Betätigungsfeld für einen verwaltungserfahrenen Pädagogen. Sie hatte neben dem Schwerpunkt alte Sprachen ein modernes Profil mit einem Angebot an Gesundheits- und Höflichkeitslehre, Krankenpflege und Anleitung zur Landwirtschaft, besonders Obstbau. Dazu gab es einen eigenen botanischen Garten, einen schulnahen Turnplatz mit dem Schülerbad am „Beinel“, im Winter einen Schlittschuhbahn und Tanzunterricht.

Am 12.09.1840 entschied sich die oberste Kultusbehörde nach Vergleich mit den Rastatter Mitbewerbern Professor Eckerle und Feldbausch für Scharpf als erstem weltlichen Direktor aufgrund seiner größeren Verwaltungserfahrung. Er wurde am 17.10. mit einem Gehalt von jetzt 1700f vom Ministerium des Innern nach Vorgabe des Großherzoglichen Staatsministeriums

vom 13.10. zum neuen Direktor des Lyzeums zu Ratstatt ernannt. Die Amtseinführung vor Ort erfolgte durch Ministerialrat Dr. Zoll, in der Zwischenzeit führte Loreye die Direktionsgeschäfte weiter. Dieser versprach in einem Schreiben an den „Großherzoglichen Hochpreislichen Oberstudienrath“ vom 25. August 1840 dies mit „möglichster Sorgfalt“ zu tun. Dass dabei die sonst immer wunderschöne Schrift des inzwischen 74-Jährigen sehr zittrig ausfiel, lag sicher weniger an seinem hohen Alter, als vielmehr an der Erregung, die im Schluss des Anschreibens zum Ausdruck kommt: „Ich wünsche sobald als möglich von der Anstalt hinwegzukommen, die auf einmal in Mißcredit gekommen ist, und von welcher man, wie ich höre, hier in den Ge-

sellschaften spricht, dass ich sie als eine der schlechtesten unter dem Mond(sic!) verlasse.“ Hatte sich damals schon etwas angebahnt, was den schlechten Ruf, den Scharpf am Gymnasium in Rastatt noch heute hat, begründete? Sicher hat die Rivalität, die von Anfang an zu den hausinternen Mitbewerbern bestand, nicht gerade harmonisierend gewirkt, wobei der fähige Feldbausch, dessen Griechischgrammatik schon in Offenburg erfolgreich benutzt worden war, wegen dieser Unverträglichkeit 1844 nach Heidelberg und dann ins Ministerium wechselte und Eckerle schon 1841 altersbedingt zur Ruhe gesetzt wurde. Vielleicht war man einfach nur einen anderen Führungsstil unter der langen Direktion Loreyes gewohnt. Aus den Akten ist Scharpf eine erfolgreiche Amtsführung zumindest bis 1848 nicht abzuerkennen: Er führte die Jahreschroniken weiter, seine erste von 1840/41 sogar mit Goldschnitt. In ihr ist von ihm eine 45 Seiten lange lateinische Verteidigungsrede des Sokrates abgedruckt, auch im Gesetzbuch des Lyzeums findet sich unter dem 14.11. ein geistreiches lateinisches Statement des neuen Direktors im Stile Senecas. 1842 erscheint eine „Kurze Lebensskizze“ als Beilage von ihm im Schulprogramm. Scharpf hat jetzt und in den Folgejahren neben der Schulleitung Zeit für nur noch vier bis sechs Wochenstunden Hebräischunterricht mit Lektüre des Alten Testaments.

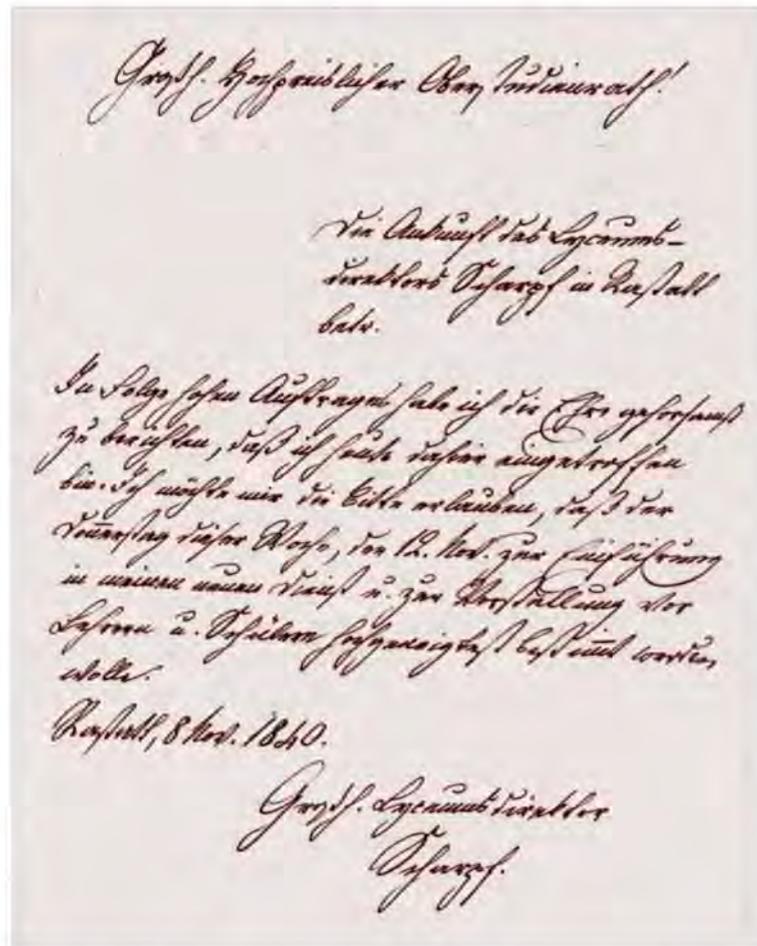


Abb. 6: Scharpfs Amtseinführung als Lyzeumsdirektor in Rastatt am 08.11.1840

Abb. 7: Scharpfs
Rastatter Kollegium
1843

23. September 1843.
Scharpf.
Feldbausch
Mayer.
Schneider
Grieshaber.
Wittmer.
Rud. Felsbach
Moos.
Lijingen.

Schon Anfang 1841 gibt es einige neue Verordnungen der Direktion: Verpflichtend eingeführt werden Klassentagebücher mit Disziplinäreinträgen und Absentenlisten, aber auch Stundenversäumnissen von Lehrern und Einträgen der Kirchenbesuche beider Konfessionen. Eine Sammlung der Diensterlasse soll für alle einsehbar werden, ausgeliehene Bücher müssen mit Datum registriert werden. Warum dies wohl alles nötig geworden war? Scharpf erhält dafür in einem Schreiben vollen Rückhalt von der Schulbehörde, „man solle es der Dienstführung des Direktors überlassen, seine Anordnungen zu treffen“. 1842 verabschiedet dieser seine beiden Offenburger Schüler Schaible und Volk als Abiturienten an seine Heidelberger Universität. Weitere Amtsgeschäfte umfassen finanzielle Regelungen bei der Versetzung Karl Baumanns nach Offenburg, Bitte um Gehaltserhöhung für Kollegen, Umbauten in der Schule, wie eine neue Heizung in Bibliothek und Wartezimmer.

1842 beschwert sich Scharpf im Zusammenhang mit der Bitte um Gehaltserhöhung darüber, dass er ganz im Gegensatz zu seinem einfachen Lehrerkollegen Feldbausch noch keine Dienstwohnung habe, sondern außerhalb wohnen müsse, was ihn viel Geld koste. Das sei eine Kränkung, die „Auswirkung auf seine Kraft und Wirksamkeit“ habe. Die Direktionswohnung war ja noch als Ehrenwohnung bis zum Lebensende an Loreye vergeben. Dadurch, dass sich Feldbausch im April 1844 nach Heidelberg versetzen ließ, war das Problem auch noch nicht gelöst. Vor-

rangig war zunächst die Neuvergabe seiner Stelle. Wer kam dafür nach Rastatt? Es war niemand anderes als Professor Weißgerber, der in Offenburg 1840 die Direktion von Scharpf übernommen hatte und der wegen liberaler Äußerungen in die Garnisonsstadt unter seinem zweimaligen Direktor an die Murg strafversetzt wurde. Scharpf wollte in seinen Amtschreiben erreichen, dass es für seinen Kollegen als einem ehemaligen Direktor keine Schlechterstellung gibt, musste aber akzeptieren, dass man Weißgerber zwar Feldbauschs Dienstwohnung überließ, aber nur als einfachen Lehrer in der Untersekunda einsetzte. Scharpf sollte es sechs Jahre später bis zum Ende seiner Dienstzeit 1857 ähnlich ergehen. Weißgerber gab in Rastatt nur ein Zwischenspiel und wurde 1849 Direktor in Bruchsal. In Rastatt musste er am 25.11. erst einmal eine Loyalitätserklärung „für die mit Staatsdienereigenschaft angestellten Lehrer“ unterschreiben, die ihn verpflichtete, „dem Großherzog getreu, hold und gehorsam“ zu sein.

1844 wurde für Lyzeumsdirektor Scharpf insgesamt ein bemerkenswertes Jahr. Am 25.03. wurde ihm „nach höchster Entschliebung Seiner Königlichen Hoheit, des Großherzogs von Baden und Herzogs von Zähringen huldreichst der Titel eines Hofraths verliehen“, der „Oberstudienrath wurde angewiesen, eine neue Titulatur auszufertigen“. Ein Woche später verfasste Scharpf zusammen mit seinem Kollegium eine Grußadresse zum Amtsjubiläum des „Stifters der philologischen Schule Süddeutschlands“, seinem wichtigsten akademischen Lehrer, Professor Creuzer in Heidelberg. Dem 73-jährigen Jubilar wurde als wahren Lehrer, Nestor und geistigem Vater „ergriffen von der vaterländischen Bedeutung dieses Festes“ für seine geniale Wissensvermittlung in der Ausbildung von „Badens höherem Lehrstand“ von Herzen gedankt. Bescheiden und gerührt zeigte sich Creuzer von der Huldigung und „warmen Freundschaft“ seiner ehemaligen Studenten und freute sich besonders über die unterzeichnenden Schüler Loreye, mehr noch über Scharpf, in welchem er die schönen Hoffnungen, die er von ihm in Heidelberg erwartet hatte, „auf das Vollkommenste erfüllt sehe, indem er ihn an der Spitze einer blühenden Anstalt erblicke“. Creuzer gab abschließend seiner Freude darüber Ausdruck, dass die Gratulation „von Männern bezeugt wird, die ihr thätiges Leben den Humanitätsstudien gewidmet haben.“

Diese „blühende Anstalt“ unter ihrem hoch gerühmten Direktor wurde am 30.10.1844 überschattet vom Tod des ehemaligen Schulleiters Professor Loreye, der noch immer in der Direktionswohnung des Lyzeums wohnte und in dessen Nähe und Schatten Scharpf wirkte. Die 13 Kollegen des Lyzeums beschlossen eine Ehrentafel zu seinem Andenken, die Scharpf auf Lateinisch verfasste und die noch heute im Haus zu sehen ist. Professor Weiß-

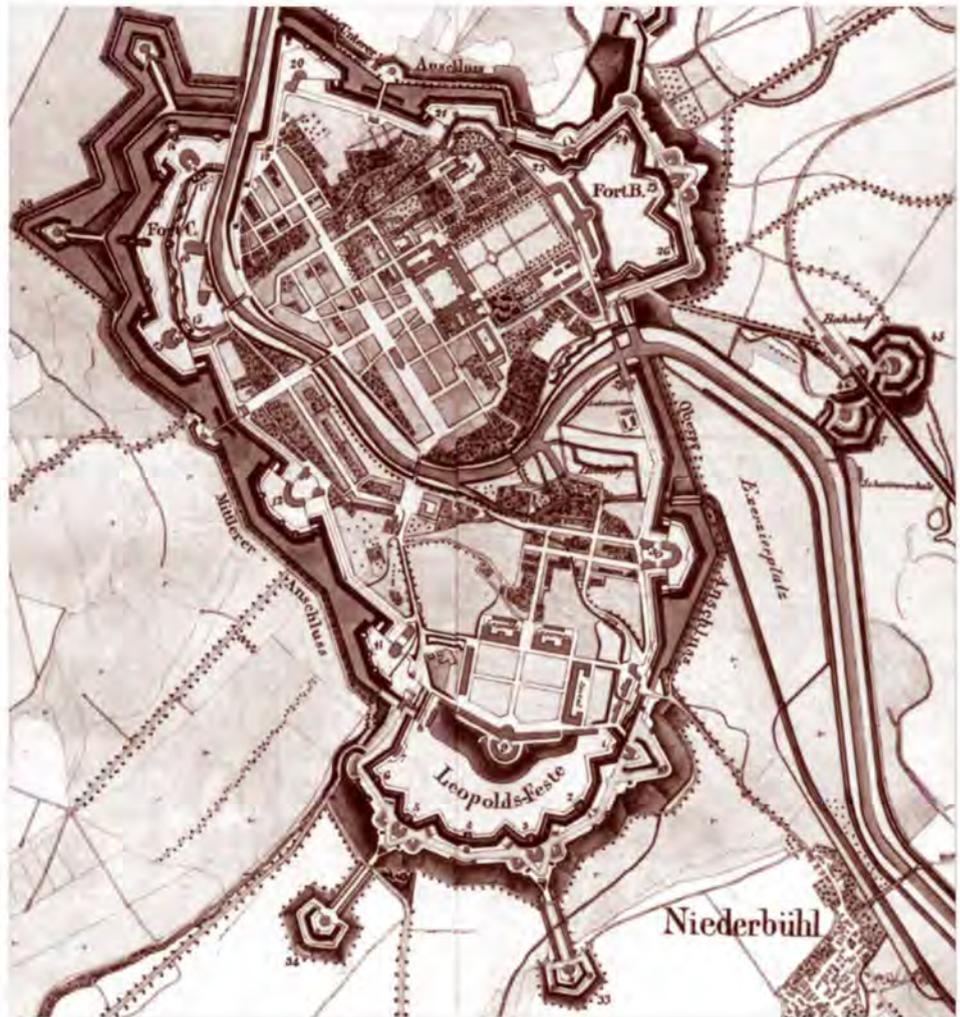


Abb. 8: Die Festung Rastatt mit Schloss und Lyzeum (northwestlich davon) im Jahre 1849

gerber leistete seinen Beitrag mit 50 Versen einer lateinischen Elegie und einem knappen Distichon für Loreyes Grab:

*„vir iacet hic simplex et candidus, isque sacerdos
eximius Christi Pieridumque simul“*

*Hier ruht ein Mann, einfach und glänzend, in gleicher
Weise ausgezeichneter Priester Christi und der Musen.*

Die Trauerfeier im November musste verschoben werden, weil Scharpf, der sich die Trauerrede vorbehalten hatte, „durch einen harten Unfall“, von dem er sich nie wieder erholen sollte, gerade an diesem Tage verhindert war. Merkwürdigerweise bricht die diesbezügliche Akte des Landesarchivs kurz darauf ab, die folgende Direktionszeit muss aus anderen Quellen rekonstruiert werden. Erst im November konnte Scharpf endlich aus der Stadt in die ihm zustehende Direktionswohnung im Lyzeum (mit Garten) einziehen. Die Amtsgeschäfte gingen zunächst normal weiter, obwohl Scharpf sehr unter seiner gesundheitlichen Beeinträchtigung litt. Was es bedeutete, als Krüppel, um den Ausdruck der Zeit zu benutzen, mit einer Holzkrücke durch eine von jungen, körper-

gestählten Soldaten beherrschten Garnisonsstadt herum zu humpel, lässt sich unschwer vorstellen. Scharpf erwirkte für sich und sieben seiner Kollegen 1842 und 1846 Gehaltszulagen, bei der Stipendiatsfeier in der Lyzeumskirche 1846 hielt er eine später veröffentlichte Rede auf Griechisch(!). 1847 er verwendete er sich auch für die verwaisten Kinder seiner verstorbenes Kollegenwitwe Winnefeld. Neue Lehramtskandidaten und Kollegen waren einzuführen, der Hebräischunterricht und die Jahresprogramme mit ihren wissenschaftlichen Beilagen mussten redigiert werden. Abgesehen von den üblichen unspektakulären Verwaltungsaufgaben eines Schulleiters bedeutete das eine Menge Arbeit.

Alle Bemühungen um eine erfolgreiche Weiterführung des Rastatter Traditionsgymnasiums aber wurden durchkreuzt durch die politischen Ereignisse, die von außen massiv in das Schulgeschehen eingriffen. Ab 1844 wurde Rastatt zur neuen deutschen Bundesfestung ausgebaut. Österreichische Festungsartillerie, Pioniertruppen, drei Bataillone Infanterie, badische Kanoniere und ab 1848 auch eine von der Märzregierung eingerichtete Bürgerwehr brachten große Unruhe in die kleine Stadt an der Murg: Die Soldaten brauchten Quartiere, die die Lyzeumsstudenten oft mit ihnen teilen mussten, die Wirtshäuser und andere Lokale waren überfüllt, es gab ständig Lärm und Unruhe durch die Schanzarbeiten. Durch das allgemeine Sprachgewirr und die soldatischen Aktivitäten in diesem wahren Hexenkessel unentwegter hektischer Baumaßnahmen beklagte man auch einen Verfall der guten Sitten. Folgenreich war die Einquartierung der auswärtigen Truppen in den Lehrsälen und Gängen des Lyzeums und der Zwang zum Waffendienst in der Bürgerwehr für die Professoren oder als Kanoniere in der Festung für die über 18-jährigen Schüler in den Tagen der Revolution von 1848/49. Im Dachgeschoss der Schule waren Pulver und Patronen gelagert, die Aula diente als Zuflucht und Asyl für die noch nicht geflohenen Bürger der Stadt während der blutigen Belagerung. Direktor Scharpf konnte mit den radikal-liberalen Ideen der badischen Freiheitskämpfer, die in der Festung gegen den jetzt zur Flucht gezwungenen Großherzog meuterten, nichts anfangen. Der Schulbetrieb war nach der Mairevo-



Abb. 9: Der Adressat seiner Schreiben: Leopold, Großherzog von Baden 1830–1852

lution sowieso eingestellt, Scharpf verließ, auch zu seiner erhofften Gesundung, rechtzeitig Richtung Wildbad/Schwarzwald die jetzt von den zu Hilfe gerufenen Preußen belagerte Stadt. Die nach der verlustreichen Kapitulation am 23.07. gefangen gehaltenen Gymnasiasten wurden von den Siegern lange zur Überprüfung ihrer Gesinnung in den Kasematten der Bastion 30 eingekerkert. Zu allem Unglück war in der Festung der Typhus ausgebrochen. Scharpf berichtete am 05.09. an den Innenminister von 1027 Infizierten in den Spitälern und weiteren 500 in den Militärkrankenhäusern in deren unmittelbarer Nähe das Lyzeum genauso bedroht sei, wie durch das mit Gefangenen voll gestopfte feuchte Bezirksgefängnis gegenüber der Schule. Die Eingabe weist auch auf das Elend in den Kasematten hin, wo im Fort A der Leopoldfeste über 600 ansteckende Fälle dahinsiechten, unmittelbar in der Nähe der noch nicht entlassenen unschuldigen Schüler.

Eine viel ernstere Bedrohung resultierte aus dem Versuch, nach den bitteren Erfahrungen mit dem Revolutionskrieg in der Festung und ihrer bedrohten Grenznähe zu Frankreich das Lyzeum in Rastatt aufzugeben. Mehrere Gutachten waren bereits in Umlauf, viele Städte, auch Offenburg am 29.10.1849, bewarben sich als neuer Schulort, wobei Baden-Baden die besten Chancen hatte, die „kränkelnde Anstalt“, wie man munkelte, zu übernehmen. Auch scheint es Misshelligkeiten und Missstände im Kollegium gegeben zu haben, die man dem Direktor zuschreiben

Abb. 10: Das Gasthaus „Zur Linde“ am Ufer der Murg in Rastatt



wollte. Welchen fatalen Anteil Scharpf am plötzlichen Verfall des Rastatter Lyzeums in diesen Jahren hatte, wird später noch darzulegen sein. Genau ein Jahr nach Ausbruch der Mairevolution wurde auf ein Gutachten hin, das der ehemalige Kollege Feldbausch für das Ministerium erstellt hatte, am 13.05.1850 entschieden, das Lyzeum in Rastatt zwar zu belassen, damit verbunden aber „eine gründliche Neuorganisation im Lehrkörper und der Leitung“ vorzunehmen: Die Direktionsstelle des Lyzeums der immer noch von Preußen besetzten Stadt wurde am 26.09.1850 mit einem preußischen Direktor aus dem preußischen Rheinland besetzt.

Nochdirektor Scharpf schrieb Ende 1849 in seine letzte Jahreschronik: „Die bekannten bedauerlichen Ereignis dieses Jahres riefen vorzugsweise an unserer Anstalt manche Störung und Unterbrechung des Unterrichtes hervor ... Wir schließen diesen Jahresbericht mit dem innigsten Dank für unseren liebevollen Fürsten und Schirmherr Großherzog Leopold, welcher auch in diesen trüben Tagen unserem Herzen nahe war, dessen Rückkehr unsere Anstalt durch einem öffentlichen Dankgottesdienst am Tage seines Geburtstagsfestes in freudiger Feier beging.“ Privat hatte Scharpf das Jahr mit der Bitte beim Großherzoglichen Oberstudienrat um Genehmigung der Eheschließung mit der Postmeister-tochter Hermine Gaß begonnen, die ihm nach staatspolizeilicher Genehmigung auch gewährt wurde und aus der eine Tochter hervorging. In einem persönlichen zweiseitigen Brief an den Großherzog entschuldigte er sich dafür, dass er wegen längerer Krankheit nicht, wie bisher, rechtzeitig die Jahresberichte des Lyzeums hatte schicken können und holte das jetzt mit „allerunterthänigsten“ Bezeugungen der Treue, die er auch in „den dahier obwaltenden bedrängnißvollen Umständen“ würdig bewiesen habe, mit drei Exemplaren für die Königliche Hoheit, seine Durchlauchtigste Frau Gemahlin und den Erbgroßherzog nach.

Die Schule war zwar im Hochsommer 1849 wiedereröffnet worden, die Zahl der Gymnasiasten aber im Schuljahr 1849/50 auf nur 146 zurückgegangen. Als Zeichen der neuen Normalität in der Zeit des Besatzungsfriedens kamen auch wieder Geschenke an die Schule: Scharpf registrierte eine ausgestopfte Raubmöwe und einen Singschwan neben über 90 „perennierenden“ (winterfesten) Gewächsen aus den großherzoglichen Gärten.

1850/51 zählte die Schule wieder 163 Schüler. Scharpf unterrichtete nach wie vor Hebräisch von der Unterquinta bis zur Obersexta, und in der Schulchronik lesen wir auf der ersten Seite: „Seine Königliche Hoheit, der Großherzog hat sich nach höchster EntschlieÙung vom 26.09. allergnädigst bewogen gefunden, den Direktor des Lyzeums, Professor Scharpf, an das Lyceum zu Mannheim zu versetzen. Derselbe hatte seit dem 13. Oktober



Abb. 11: Das Mannheimer Lyzeum, heute Karl-Friedrich-Gymnasium

1840 der Anstalt vorgestanden.“ Am selben Tage wird J. Schraut vom „Progymnasium zu Neuss in Rheinpreussen“ als Nachfolger berufen. Sonst erfahren wir nichts! Was aber war geschehen?

Endstation Mannheim 1850–1857

Am 24.07.1850 erhielt der Ephorus des Lyzeums in Rastatt, Herr Geheimer Regierungsrat Lang, folgenden Bericht aus Karlsruhe: „Es ist zur diesseitigen Kenntniss gekommen, dass sich Lyzeumdirektor Hofrat Scharpf in der ersten Woche dieses Monats mehrere Tage hindurch in geistigen Getränken übernommen habe und der dadurch hervorgerufene Zustand an öffentlichen Orten und sogar in Unterrichtsstunden an ihm wahrgenommen worden sei ... Dies hat sich durch Erkundigungen dahier bestätigt, daß derselbe „betrunken“ gewesen sei. Da Hofrat Scharpf bereits eine ernstliche Verwarnung wegen ähnlicher Vorfälle erhalten hat, und ihm für den Wiederholungsfall das Einschreiten nach dem Dieneredikt von 1819 angedroht worden ist, so sieht man sich bemüßigt, auf den Besserungsgrund gegen denselben zu erkennen. Der Herr Ephorus wird veranlasst, ihm diese Verfügung zu eröffnen und von ihm bescheinigen zu lassen. Großherzogliches Ministerium des Innern erstattet die hierher gegebene Anzeige.“¹⁰ Am 19.10. d. J. bittet Scharpf in einem fünfseitigen Schreiben mit vier Anlagen um Akteneinsicht und seine Versetzung nach Mannheim unter Verweis auf seine bisherigen 32 erfolgreichen Dienstjahre in Offenburg und Rastatt.

In der Jahreschronik seines ersten Schuljahres am Lyzeum in Mannheim 1850/51 findet seine neue Tätigkeit folgenden Niederschlag: „Eine neue, noch rüstige Lehrkraft gewann das Lyzeum in dem bisher in Rastatt wirkenden Herrn Hofrath Scharpf, dem neben dem classischen und deutschen Unterricht in der Unterquarta der hebräische Unterricht in beiden Abtheilungen der oberen Classen übertragen wurde, welchen derselbe mit besonderer Liebe und Meisterschaft ertheilt.“ Scharpf unterrichtet jetzt, unter Beibehaltung seiner Bezüge von inzwischen 1900f, fast ein

Jahrzehnt lang wöchentlich acht Stunden Latein, vier Stunden Griechisch und vier Stunden Hebräisch, die Schule zählt durchschnittlich 250 Schüler. Dass der ehemalige Lyzeumsdirektor jetzt als einfacher Lehrer sein Geld verdienen muss, ist für ihn nicht unproblematisch und setzt eine Herabstufung voraus, die aber aktenmäßig nicht nachzuweisen ist. Bereits Anfang seines ersten Deputatsjahres beschwert sich Scharpf in einem vierseitigen, in sehr erregter Schrift abgefassten Schreiben darüber, dass er trotz seines höheren Dienstalters nur als Hauptlehrer einer Unterquarta eingesetzt wurde, wogegen er sich verwahre, während jüngere Kollegen, z. B. Professor Baumann, sein ehemaliger Lehramtskandidat aus Rastatt, höhere Klassen leiten dürften. Die vorgesetzte Dienstbehörde weist ihn eiskalt darauf hin, dass es nicht nur nach Dienstalter gehe, im Übrigen sie sich selbst die Stellenbesetzung vorbehalte und, wenn er sich weigere, die Klasse zu übernehmen, sie auf seine Kosten einen Ersatzlehrer einstellen würde. Sie musste wegen der hartnäckigen Weigerung Scharpfs tatsächlich davon Gebrauch machen, weitere Einsprüche wurden als unbegründet abgewiesen, Bitten um Befreiung von dem angedrohten und dann auch geforderten Kostenersatz fruchteten nichts. Diese Demütigungen werden Scharpf sein Lehrerdasein in Mannheim sicher nicht gerade leichtgemacht haben.

Warum er Trost im Wein gesucht hatte, kann mit den politischen und privaten Problemen von 1849/50 zu tun haben, die auch von anderen Zeitgenossen als schwere Umbruchsphase erlebt wurden. Aus den Akten geht außerdem hervor, dass Scharpf in dieser Zeit nicht nur seine Direktorenstelle, sondern auch seine Frau verloren hat, denn am 27.03.1851 bittet er die vorgesetzte Dienstbehörde um Erlaubnis zur Wiederverheiratung und ehelicht nach dienstpolizeilicher Unbedenklichkeitsbescheinigung die zehn Jahre jüngere Mannheimer Witwe Barbara Ullrici.

1855 erhält Scharpf im Rahmen seines 17-Stundendeputats endlich die erhoffte Klassenlehrerschaft als Ordinarius der Oberquinta. Der Bitte um Leitung der vakant gewordenen Behagelschen Sammlung und der Desbillionschen Bibliothek, für die er als ausgebildeter Bibliothekar besonders qualifiziert war, wird durch die Schulleitung nicht entsprochen, sie wird vielmehr wieder ausgerechnet dem jüngeren Baumann übertragen. Scharpfs Beschwerde wird zurückgewiesen, ebenfalls der Wunsch, von der Erteilung der lateinischen Stilübungen suspendiert zu werden. Scharpf muss allmählich die Lust an seinem Beruf verloren haben, denn jetzt nehmen die Klagen über die „Wirksamkeit“ seines Griechischunterrichts und mangelnde Disziplin in den Oberstufenklassen zu. Auch fehlendes Interesse an der Schule wird ihm vorgeworfen, wie aus einem Konferenzprotokoll im Frühjahr 1857 hervorgeht. In einem Schreiben des Oberstudien-

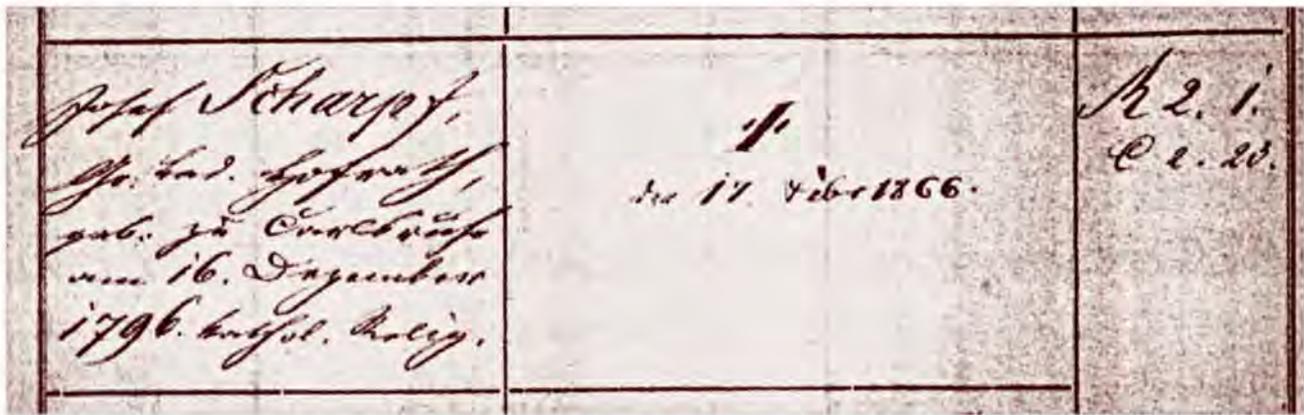


Abb. 12: Todeseintrag
in Scharpfs Familien-
bogen

rats vom 09.02. ist in diesem Zusammenhang bereits die Rede von hier fälligen Maßnahmen aus „Rücksicht auf die Wichtigkeit der Mannheimer Anstalt und die uns obliegende Sorge für das Wohl derselben“.

Im Jahresbericht des Mannheimer Lyzeums von 1858 fehlt dann die Erwähnung des inzwischen 61 Jahre alten Hofrats Professor Scharpfs in allen seinen bisherigen Funktionen.

Was war geschehen? In die Personalakten des Generallandesarchivs in Karlsruhe eingeklebt findet sich auf leicht gelblichem Papier sein fünfseitiger, doppelt handschriftlich beschriebener Brief vom 03.03.1857 an den neuen badischen Innenminister, der die verzweifelte persönliche und berufliche Lage des einst so erfolgreichen Philologen in bedrückender Weise zum Ausdruck bringt. Scharpf versucht die gegen ihn erhobenen Vorwürfe aus seinen leidvollen Erfahrungen am Ende seiner Rastatter Direktionsjahre zu erklären: Die Flucht vor den Revolutionskämpfen um die Festung, der Verlust „seines geliebten Weibes“ und die dadurch entstandenen „furchtbar quälenden Obstruktionen seines Gemütszustandes“, gegen die er „im Genuss des Weines Erleichterung“ gesucht habe, hätten einen „gewissen Grad der Unzurechnungsfähigkeit“ bewirkt. Dann sei er durch den Verlust der Direktionsstelle, der Dienstwohnung (mit Garten und zwei Klafter Holz) und die Versetzung in Verbindung mit erniedrigenden Deputatzuweisungen in der neuen Schule, sowie der Nichtübertragung zweier begehrter Bibliotheken sogar mehrfach bestraft worden („ter in idem“), obwohl ihm 1849 insgesamt keine Schlechterstellung garantiert worden sei. Auch eine Dienstwohnung mit den zugehörigen Dotationen habe man ihm in Mannheim versagt. Genauso beklagenswert sei sein gesundheitlicher Zustand: Sowieso schon geschwächt als zehntes Kind seiner Eltern würde der Bruch seines linken Unterschenkels durch einen Sturz vor 13 Jahren nicht mehr heilen, der Fuß sei seitdem verkürzt und er müsse Krücken benutzen. Ferner sei die Retina des einen Auges getrübt, mit einer möglichen Erblindung des anderen müsse gerechnet werden, sodass er die Buchstaben, besonders

des Hebräischen, im Unterricht nicht mehr deutlich erkenne. Scharpf weist an dieser Stelle auf das Alter hin, das selbst eine Krankheit sei. In neun Punkten fasst er seine Misere noch einmal zusammen und hofft, dass sein „Appell an die Gerechtigkeit, Milde und Weisheit“ des Ministers nicht erfolglos sei und bittet um „irgendwelche Ausgleichung meiner Leiden in ehrenvoller Art“. Das Ministerium verspricht eine Überprüfung und veranlasst den Oberstudienrat zu einer Stundenreduzierung. Damit sei es nicht getan, ist von dort am 16.04. zu hören, der Schaden für die Schule sei damit nicht behoben, es solle eine ärztliche Überprüfung erfolgen und eine „Zurruhesetzung“ erwogen werden.

Scharpf kommt dem am 09.09. mit „unterthänigster Bitte“ um Pensionierung zum Schuljahresende entgegen, schon am 18.09.1857 antwortet das Innenministerium: Die Rastatter Direktion sei ihm „infolge tadelhaften Verhaltens“, unter Beibehaltung seiner hohen Bezüge, entzogen worden, seine Deputate in Mannheim seien rechtens, seine fast 40-jährigen Dienste würden anerkannt. Ärztliche Zeugnisse bestätigten die schlechte Heilung des linken Unterschenkels und die Fußverkleinerung, so dass er nur mit einem Stützklotz sitzend unterrichten könne, die Erblindung des linken Auges und Schwächung des rechten und dessen möglicher Verlust lassen eine frühzeitige Pensionierung zu.

„Seine Königliche Hoheit, der Großherzog, geruhen am 07.10.1857 in Badenweiler, den Hofrath Scharpf wegen körperlichen Leidens und auf sein unterthänigstes Ansuchen in den Ruhestand zu versetzen und dabei auszusprechen, dass dessen Pension aus der Staatskasse zu entnehmen sei“. Dieser Wortlaut findet sich auch im für Scharpf letzten Jahresbericht des Mannheimer Lyzeums von 1857/58 mit dem Zusatz: „Dem von der Anstalt scheidenden Hofrat Scharpf folgten die aufrichtigsten Wünsche seiner bisherigen Collegen in die von ihm solange ersehnte Ruhe nach.“ Ob sie für ihn auch einen lateinischen Nachruf verfasst haben, wie er das für manchen Kollegen vor ihm getan hat? Laut Eintrag im Familienbogen des Mannheimer Stadtarchivs starb er knapp zehn Jahre später am 17. Februar 1866, seine Frau Wilhelmine überlebte ihn um 25 Jahre, seine Tochter Hermine war in Durlach mit einem Oberkirchenrat verheiratet. Scharpf lebte zum Schluss fast 70-jährig in der Residenzstadt Mannheim im Quadrat H 2. 1., C 2. 23. auf der Mitte zwischen Neckar und Rhein.

Abb. 13: a) Lehrgegenstände am Offenburger Gymnasium 1803–1836
b) Die Mittelschulen (Gymnasien und Lyzeen) Badens 1825

	I. Klasse.		II. Klasse		III. Klasse.		(1803–1831)
	1. Abt.	2. Abt.	1. Abt.	2. Abt.	1. Abt.	2. Abt.	
	I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.	IV. Kl.	V. Kl.	VI. Kl.	(1831–1836)
Religion	3–2	3–2	2	2	1–2	1–2	
Deutsch	3–2	3–2	2	2	3–2	3–2	
Latein	7–12	6–9	6–9	6–9	8–9	8–9	
Griechisch	—	2	2	3	3	3	
Hebräisch	—	—	—	—	1	1	
Französisch	2	3–2	3–2	3–2	3–2	3–2	
Geographie	1	1	1	1	1	1	
Geschichte	—	1	1–2	1–2	1–3	1–3	
Mathematik	3–2	3–2	4–2	4–2	4–2	4–2	
Naturwissenschaft	—	—	1	1	1	1	
Kalligraphie	?	?	?	?	?	?	
Zeichnen	?	?	?	?	?	?	
Gesang	?	?	?	?	?	?	
Turnen	—	—	—	—	—	—	
	23–24	25–26	26–27	27–28	30	30	

zu	in den Jahren																		
	1807	1808	1809	1810	1811	1812	1813	1814	1815	1816	1817	1818	1819	1820	1821	1822	1823	1824	1825
Karlsruhe	—	—	217	—	287	—	293	—	—	—	383	449	448	453	506	571	612	589	608
Mannheim	—	—	—	—	186	—	—	—	—	—	236	253	225	244	250	280	286	277	248
Rastatt	—	—	68	—	108	134	171	195	189	213	194	186	176	197	200	201	227	224	194
Heidelberg	—	116	118	88	105	122	135	145	160	170	186	200	209	231	262	281	263	262	245
Bruchsal	—	—	—	76	72	—	76	81	81	91	102	116	114	117	123	109	111	102	88
Offenburg	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	73	80	70	—	79	77	83	86

Anmerkungen

- 1 Einzelheiten zu dieser Übergangszeit um 1800 in Offenburg finden sich in der Abhandlung: Manfred Merker, Vom franziskanischen Klosterschule zum Großherzoglich badischen Progymnasium. Schulische Innovation vor 200 Jahren, in der „Festschrift zum 350-jährigen Jubiläum des Offenburger Gymnasiums 1660–2010“, Offenburg 2010. Ein bedeutender Aufsatz Ernst Batzers über „Kirche und Schule in der Zeit nach der Auflösung der Freien Reichstadt Offenburg“ als Heimatgeschichtliche Beilage zur Offenburger Wochenzeitung von 1925 ist, angeblich einem Brand im Stadtarchiv zum Opfer gefallen, unwiederbringlich verloren gegangen. Auch in seinen nachgelassenen zahlreichen Zettelkästen fand sich keine Spur.
- 2 Ein besonderer Dank für ihre äußerst zuvorkommende Kooperation gilt dem Team der Historischen Bibliothek im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt, besonders Herrn H. Heid und Frau H. Endermann, die mir aus den reichen Beständen ihres Schularchivs die wichtigsten Unterlagen für die Erforschung der Rastatter und Mannheimer Schuljahre Scharpfs bereitgestellt haben.
- 3 Ein sinnfälliges Beispiel für seine Benutzung der ehemaligen Klosterbibliotheken bietet die Geschichte eines ihrer einzigartigen Wiegendrucke, wahrscheinlich des ältesten gedruckten griechischen Literaturwerkes überhaupt, das heute zu den opera rara der europäischen Inkunabeln zählt: Die Batrachomyomachie Pseudohomers von 1486. Zur Forschungsgeschichte der Wiederentdeckung jetzt: Manfred Merker, Der Froschmäusekrieg. Ein seltener venezianischer Wiegendruck (1486) in der Historischen Bücherei Offenburg. Franziskanische Studien III,1(Schätze der ehemaligen Offenburger Franziskanerbibliothek), in Die Ortenau 90, 2009, S. 295–320. Das Werk wurde nachweislich des Lehrplans ab 1831 von Scharpf im Griechischunterricht zur Einübung in die Metrik des Hexameters und Einführung der großen Epen Homers benutzt. Im Gegensatz zu seinem kritischen Griechischkollegen und Direktions-

- nachfolger F. Weißgerber hat Scharpf die Autorschaft Homers für das schülergerechte kleine Tierepos nicht bestritten („non dubitat de Homericis Batrachomachiae origine“, Wg. 1842). Über die Offenburger Klosterbibliotheken allgemein jetzt auch: Manfred Merker, Ein kostbares Erbe – Die beiden Klosterbibliotheken von 1280 und 1645, in „Festschrift zum 350-jährigen Jubiläum des Offenburger Gymnasiums 1660–2010“, Offenburg 2010 und Ralf Eisermann, Die Historische Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums. Restaurierung und Übernahme, Festschrift (ebenda) a.a.O.
- 4 Vergleiche zu den badischen Gymnasien der Zeit und ihren Lehrplänen die Tabellen am Ende der Abhandlung
 - 5 GLA Karlsruhe Signatur 216 Nr. 32a enthält eine Anweisung des Justizministeriums an „Direktor Bartholma“, gemeint ist B. Barthelmees, aus dem Jahre 1808, die Buchbestände des Kapuzinerklosters auf ihre Verwendbarkeit für das eigentlich in Offenburg geplante Seminar eines Bischofssitzes zu prüfen, den Rest dann aber für das Gymnasium zu reservieren
 - 6 Bericht des Kinzigkreisdirektors vom 12.09. 1822 an die Katholische Kirchensektion im Ministerium des Innern, den Scharpf 1839 in Kopie seinen Bewerbungsunterlagen für die Direktionsstelle in Rastatt beigelegt hatte. GLA Karlsruhe 235 Nr. 18874
 - 7 Professor Franz Weißgerber, sicher der bisher bedeutendste Leiter des Gymnasiums und Kollege und Amtsnachfolger Scharpfs, war nur von 1840 bis 1844 Direktor, ehe er 1844 zwar auch nach Rastatt(!), aber dorthin strafversetzt wurde. Die Gründe hierfür und eine ausführliche Darstellung seiner Direktionszeit finden sich bei: Manfred Merker, PROPOSITIQUE TENAX: Ein elegisches Geburtstagsgedicht aus dem revolutionären Offenburger Vormärz. Studien zu Geschichte des Offenburger Gymnasiums I, in Die Ortenau 79 1999, S. 199–219
 - 8 Ein sehr lebendige Schilderung seiner Gymnasiastenzzeit in Offenburg gibt der spätere Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Otto Hörth für die Mitte des 19. Jahrhunderts in „D’r alt Offeburger“ vom 13.02.1906 ff.: StaO ZGS „Gymnasien“/331
 - 9 Genaueres zum Kampf um Turngeräte, Schwimmbad und Turnplatz in den 40er Jahre nach Scharpf außer in der Akte „Turnen und Schwimmen 1837–1859“ jetzt auch: Manfred Merker, Turnlehrer Baumann. Großherzoglich-badischer Schulsport in Offenburg anno 1840. Studien zum Offenburger Gymnasium II, in Die Ortenau 90, 2009, S. 81–102 und „frisch!-fromm!-fröhlich!-frei!“: Die Anfänge des Schulsports am Großherzoglichen Gymnasium anno 1837, in „Festschrift zum 350-jährigen Jubiläum des Offenburger Gymnasiums 1660–2010“, Offenburg 2010
 - 10 Der neue Großherzog von Baden lässt im Badischen Staats- und Regierungsblatt vom 05.02. 1819 folgende Bestimmung verkünden: „Zur Vollendung der in dem Artikel 24 der Verfassungsurkunde enthaltenen Zusicherung bestimmen Wir die Rechtsverhältnisse der weltlichen Civil-Staatsdiener und verordnen, wie folgt..:“ Es folgen Einzelheiten über Anstellung und Ruhegehalt, aber auch über Dienstvergehen und deren gestaffelte Ahndung. Dabei werden für die „unwürdigen Handlungen stufenweise Korrektionsmittel“ von Ermahnung bis Entlassung angeordnet, die sehr fair erscheinen und auch bei Scharpf Anwendung fanden. Nicht nur hier war die fortschrittliche Verfassung im liberalen Südwesten bereits 1818 ein bemerkenswerter Fortschritt für die Landesbewohner auf dem Wege vom Untertanen zum Staatsbürger.

Literatur

Ungedruckte Quellen

- 1 Generallandesarchiv Karlsruhe:
 - 66/6676 Dienerakte des Ministeriums des Innern J. Scharpf 1840–1857
 - 46/7344 Briefwechsel Scharpfs mit dem Großherzog Leopold 1849
 - 76/6677 Personalakte J. Scharpf beim „Großherzoglichen Oberstudienrath“ 1796–1847
 - 235/18874 Rastatt Lyzeum 1836–1846
 - 235/15057 Mittelrheinkreis Rastatt Anstellung der Professoren und Besoldungsverhältnisse
 - 216/32 Zuweisung der Bibliothek des ehemaligen Kapuzinerklosters 1808
- 2 Institut für Stadtgeschichte im Stadtarchiv Mannheim: Familienbogen Josef Scharpf
- 3 Stadtarchiv Offenburg: Akte Turnen und Schwimmen 1837–1859, 33/2/16

Gedruckte Quellen

- 1 Stadtarchiv Offenburg:
Programme des Großherzoglichen Gymnasiums zu Offenburg 1824; 1831–1842, StaO 0302–317
Großherzoglich badisches Staats- und Regierungsblatt 1819
Otto Hörth, Erinnerungen eines ehemaligen Offenburger Studenten, StaO ZGS/331
D'r alt Offeburger 1905
- 2 Historische Bibliothek im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt:
Programme des Großherzoglichen Lyceums zu Rastatt 1840–51
Programme des Großherzoglichen Lyceums zu Mannheim 1850–58

Sekundärliteratur

- Batzer, Ernst: Festschrift zum 25-jährigen Bestehen der Oberrealschule, Offenburg 1937
Heid, Hans: Die Historische Bibliothek im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, Rastatt 2003
Humanitas, 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium 1808–1958, Rastatt 1958
Festschrift des Großherzoglichen Lyceums zur Jahrhundertfeier 1808–1908, Rastatt 1908
Festschrift zum 350. Jubiläum des Offenburger Gymnasiums 1660–2010, Offenburg 2010, darin die drei oben erwähnten allgemeinen Aufsätze von M. Merker und seine sechs Biographien prominenter Schüler des Gymnasiums: P. Volz, W. Dachstein, L. Oken, F. Volk, K.H. Schaible und J. Kohler
Mone, Franz Joseph: Badisches Archiv zur Vaterlandskunde, 2 Bände Karlsruhe 1826/27
Merker, Manfred: PROPOSITIQUE TENAX. Ein elegisches Geburtstagsgedicht aus dem revolutionären Offenburger Vormärz. Studien zur Geschichte des Offenburger Gymnasiums I, in Die Ortenau 79, 1999
ders.: Turnlehrer Baumann. Großherzoglich badischer Schulsport anno 1840. Studien zur Geschichte des Offenburger Gymnasiums II, in: Die Ortenau 89, 2009
ders.: Der Froschmäusekrieg. Ein seltener venezianischer Wiegendruck(1486) in der Historischen Bücherei Offenburg. Franziskanische Studien III,1(Schätze der ehemaligen Offenburger Franziskanerbibliothek), in: Die Ortenau 89, 2009
Paulsen, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Leipzig 1885
Schimpf, Rainer: Offenburg 1802–1847, Karlsruhe 1997
Schurz, Carl: Jünglingsjahre in der Festung, Rastatt 1973
Weiland, Theodor: Grundlinien zur Geschichte des Gymnasiums Offenburg, Offenburg 1903

Archäologische Spuren der 350-jährigen Schulgeschichte des Offenburger Gymnasiums

Manfred Merker

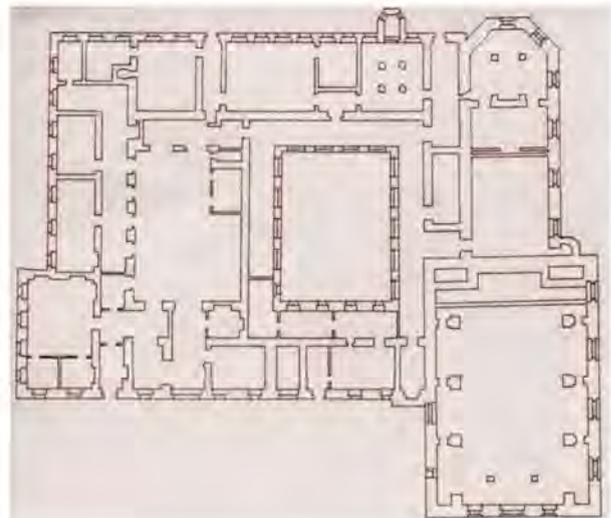
Noch heute ist es eine akademische Streitfrage, ob die Archäologie oder die Geschichtswissenschaft mehr zur Erkenntnis der Vergangenheit beiträgt. Der größte Geschichtsschreiber der Antike, Thukydides, hat in seinem „Peloponnesischen Krieg“ (431 v. Chr.) archäologische Funde in die historische Darstellung mit einbezogen, der „Offenburger Archäologische Stadtkataster“ (2007) ist ein gutes Beispiel für eine erfolgreiche Zusammenarbeit beider Forschungsdisziplinen. Was ist also an materiellen Zeugnissen der archäologischen Bodenforschung und baugeschichtlichen Denkmalpflege außer den historischen Quellen für unsere Schulgeschichte noch greifbar und sichtbar und ergänzt somit unser Wissen?

Neben den noch vorhandenen schulischen Architekturen sind es Einzelfunde ganz verschiedener Art der Erhaltung und Wiederverwendung, die stellvertretend für den Hintergrund ihrer Zeit und Lokalität stehen und die an dieser Stelle in ihrem jeweiligen Kontext präsentiert werden sollen.

1 Architektur und Grundrisse der beiden Klostergymnasien

a) Das ehemalige Franziskanerkloster im Nordosten der Altstadt, Gründungsort des Gymnasiums von 1660 und über die Hälfte der Jubiläumszeit auch Unterrichtsort der gelehrten Schule, entspricht in seinem Grundriss noch heute weitgehend dem ersten Bauplan der Minoriten von 1284. Die Aufbauten sind durch ordenseigene Baumeister nach dem verheerenden Stadtbrand von 1689 über diesem Grundplan bereits in der Zeit von 1698 bis 1703 wieder errichtet worden unter Verwendung der Ruine des gotischen Chores, der fast verschonten Marienkapelle, der Gewölbekeller und der erhaltenen Bausteine. Gymnasiumsbibliothek und Kirchenschmuck waren im Krieg zum Teil ausgelagert, Altäre, Chorgestühl, Malereien, sowie die Silbermannorgel wurden im barocken Stil für das zweite Jahrhundert der Schulgeschichte neu geschaffen. Die Auflösung des Klosters erfolgte 1803, 1806 ging es in badischen Besitz über. Einen lebendigen Eindruck des alten Franziskanergymnasiums

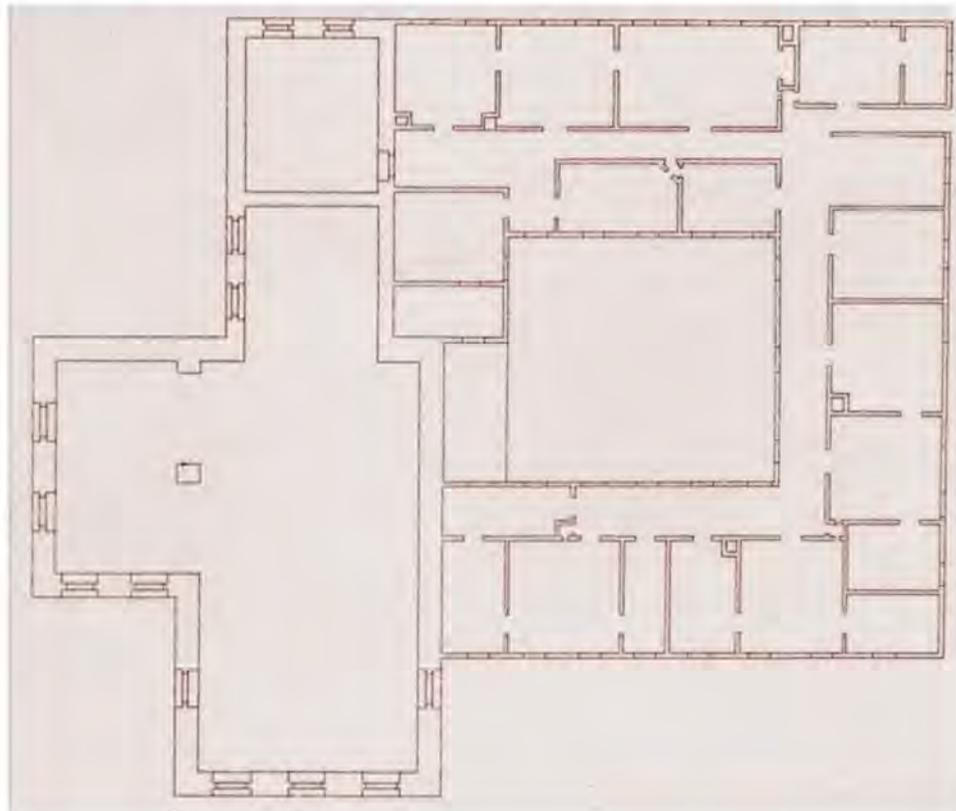
Grundriss des
Franziskanerklosters
von 1284



vermitteln noch heute der Kreuzgang, die Kirche mit der alten Sakristei, die Internatsgebäude bis hinauf unter das Dach, die Bibliothek und die Grabkammern der Patres unter dem Langchor. Der Einzug der Augustinerinnen mit ihrem weiblichen Lehrinstitut aus Ottersweier 1823 erforderte zahlreiche Erweiterungsbauten im Laufe des 19. Jahrhunderts, die heute um den Kernbau des mittelalterlichen Minoritenklosters herum das „Kloster Unserer Lieben Frau“ ausmachen. Ein besonderer Raum der Schulgeschichte ist das golden funkelnde Kirchenschiff als Aufführungsort unvergesslicher Klosterkonzerte des Grimmelshausen-Gymnasiums unter der Stabführung seines Musiklehrers E.-A. Böckenkamp.

b) Das ehemalige Kapuzinerkloster von 1645 am Südwestende der Kernstadt präsentiert sich im Erhaltungszustand seines Grundrisses, der Klostergruft und Gewölbekeller, den originalen Klosteraufbauten mit Kreuzgang und Kirche wesentlich einheitlicher als sein 400 Jahre älteres Bruderkloster. Erbaut mitten im 30-jährigen Krieg wurde es bei der französischen Einäscherung der Stadt am 08.09. 1689 nur deshalb verschont, weil die Kapuziner Beichtväter Ludwig XIV. waren und von Straßburg aus eine Schonung des neuen Gebäudes erreichen konnten. Das kleine Kloster wurde Sammelpunkt aller Bedrängten und Verwundeten, die hier den Stadtbrand überleben konnten. So ist das Gebäude samt Kirche als einziges in der ganzen Stadt unversehrt auf uns gekommen und konnte dann das hierhin ausgelagerte neue

*Grundriss des
Kapuzinerklosters*



„**Großherzogliche Gymnasium**“ aufnehmen. Das Kloster war bereits 1803 aufgelöst und 1806 badisch geworden, die Kapuziner wurden ausgewiesen. Zum nötigen Umbau der kleinen Mönchszellen und klostereigenen Räume waren bereits 1816 Kostenvoranschläge „für das darin kommende Kümmaßium nebst Quartier deren Herren Professooren“ eingeholt worden. 1823 wurde das neue Gymnasium mit sechs Lehrzimmern, vier Wohnungen für die residenzpflichtigen Professoren und den Schuldiener bezogen, auch das jetzt leer stehende Dachgeschoss war ausgebaut. 1982–84 wurde eine Totalrenovierung nötig, 2001 wurden auch die vorderen Kellergewölbe einer neuen Nutzung zugeführt. So präsentiert sich das 365 Jahre alte Kapuzinerkloster mit seinem stimmungsvollen Kreuzgang und den schulischen Räumen seit fast 200 Jahren als ein eindrucksvolles baugeschichtliches Zeugnis unserer Schulgeschichte. Wie im gesamten 19. Jahrhundert war die ehemalige Kapuzinerkirche **St. Mattias**, seit 1870 Gotteshaus der Altkatholischen Gemeinde, Schulkirche für Gottesdienste und die Jahresabschlussfeiern mit Preisverteilung. Der erste Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums“, J. Scharpf, hielt hier am 9.6.1838 in einer „einfach würdigen, kirchlich didaktischen Feier mit Gesängen der Gymnasiasten“ vor sämtlichen Honoratioren der Stadt seine Rede zur Eröffnung einer „**Höheren Bürgerschule**“. Seit 1823 war auch die neue Orgel des Meisters Mathias Martin und seiner Söhne mit ihren 13 klingenden Registern bis heute Begleiterin so mancher Schulkonzerte und Feiern.

*Umbau des Klosters
1982*



2 „Marte arDente“: Die Klosterpforte des Franziskanergymnasiums

Das bemerkenswerteste stadtarchäologische Zeugnis der 350-jährigen Geschichte der Schule ist zweifellos die viel bewunderte Holztür vom alten Eingang zum Klostergymnasium von 1660. Aus neun verzapften Fichtenbohlen gezimmert klassifiziert sich die Tür mit einer Höhe von 2,31 m, einer Breite von 1,28 m und einer Dicke von 0,05 m als eine Rammtür, die einiges aushalten musste. Sie ist in einem hervorragenden Erhaltungszustand, wenn man von den größeren ausgebesserten Brandstellen am unteren Rand einmal absieht. Durch die Baumringmessmethode (Dendrochronologie) konnte als Fällungsdatum das Jahr 1581 (+/-10) ermittelt werden, so dass die Tür vor Eröffnung des neuen Gymnasiums im Herbst 1660 eingebaut worden sein dürfte. Auch das eisengeschmiedete spätgotische Fischschwanzschloss mit dem von Schülerhänden abgenutzten Türgriff, passt gut zu dieser Einordnung. Auf dieser Klosterschulpforte war in der Mitte wahrscheinlich als Name des Gymnasiums zu lesen: „**Gymnas. F. F. Min. S. Francisci Convent.**“, d. h. Gymnasium der Conventualen Minoritenbrüder des Heiligen Franziskus, wie er auch auf den Theaterzetteln der herbstlichen Schulaufführungen der Schule bereits ab 1664 erscheint. Diese Inschrift wurde abgewaschen und übermalt und könnte lediglich durch die Methode der Multispektral-Reflektographie via Laser und hoch auflösender Kamera wieder exakt entziffert werden, -eine echte, doch kostspielige Forschungsaufgabe! Bei der Einäscherung des Klosters am 08.09. 1689 konnte allein diese Tür gerettet werden, was auch die In-

*Nach 300 Jahren:
Schüler der 10. Klasse
1989 vor der Klostertür
von 1689*



schriften besagen, die lateinversierte Mönche später vierzeilig oben auf die Tür malen ließen. Dies wertvolle Erinnerungsstück kann noch heute an der Wand des westlichen Kreuzgangs bewundert werden mit den Inschriften in der Form eines „natürlichen Chronogramms“ (fortlaufende Zahlenverschlüsselung), das kunstvoll in römischen Ziffern die Jahreszahl 1689 (M=1000, D=500, C=100, L=50, X=10, V=5, I=1; V= V und U!) in folgende lateinische Worte einbaut:

Marte arDente CLaVstro eXVsto
tVta serVata fVI, et fortIs perstItI.

„Als im Kriegsfeuer von 1689 das Kloster völlig eingeäschert wurde, habe ich als einzige tapfer den Flammen widerstanden und bin sicher bewahrt worden.“

Die sauber gezirkelten Kleinbuchstaben der Humanistenschrift in Ockerfarbe werden kontrastiert von den rot gemalten großen römischen Zahlbuchstaben. Dies stolze Selbstbekenntnis einer tapferen Tür übermalt eine frühere, noch teilweise sichtbare ältere Aufschrift in barocken Buchstaben, die an drei Stellen inhaltlich variiert: Statt eXVsto (völlig eingeäschert) perVsto (ausgebrannt), was eine Zählbuchstabenverschiebung von tVta zu Vna VetVsta (ich alte als einzige) erfordert, um auf 1689 zu kommen. Die lesbare neuere Version ist sicher die elegantere Lösung. Unerklärlicherweise zitiert eine später an die Tür genagelte kleine Buchentafel bis heute die alte barocke Fassung mit entsprechender falscher deutscher Übersetzung, genauso wie in unrühmlicher Nachfolge auch die gesamte wissenschaftliche Literatur zur Türinschrift. So geben die verblasste Schulaufschrift und diese



*Eingangstür des alten
„Grimmels“*

beiden Chronogramme und ihre Tradierung bis heute einige Rätsel auf.

3 „DOCTRINA-STUDIUM“

Wesentlich unkomplizierter stellt sich ein anderes archäologisches Relikt unserer gymnasialen Schulgeschichte dar. Ebenfalls aus dem Eingangsbereich stammt das schmiedeeiserne Gitter der Schultür zum neuen Gymnasium, das statt des bisherigen Klostergebäudes 1897–99 gebaut wurde. Die Schule war 1881 Vollgymnasium geworden, später aus staatlichem in städtischen Besitz übergegangen und erfreute sich eines immer größeren Zulaufs. Die Stadt ließ das prächtige klassizistische Gebäude für jetzt über 200 Schüler auf eigenem Grund an der südlichen Stadtmauer errichten. Das Kapuzinerkloster wurde für schulische Zwecke nicht mehr gebraucht und beherbergte von 1901–1957 das Notariat der Stadt, ehe es erst später wieder Teil des Gymnasiums wurde. Beim Abriss des auch wieder zu klein gewordenen Prachtbaus des 19. Jahrhunderts wurde 1978 seine Schultür dadurch

*Das neue Gymnasium
zu Offenburg*





erhalten, dass sie die geschichtsbewusste Offenburger Hexenzunft als Eingang zu ihrer neuen „Offenburger Hexekuchi“ in die Keller des Salzhauses rettete. In der Tiefe dunkler Gewölbe grüßt sie als Eingangstür alle hinab Steigenden, wie einst auch die Penäler der alten „Penne“, mit der pädagogischen Formel **DOCTRINA – STUDIUM** (Lehre – Eifer), geschützt von den gusseisernen Flügeln der wachsam Eulen der Athene. Auch das durch Material, Schmiedekunst und Alter inzwischen äußerst wertvoll gewordene Gittergeländer führt heute durch zwei Etagen genau so sicher zu närrischem Brauchtum hinab, wie früher Lehrer und Schüler in pädagogische Sphären hinauf.

Flurfresko: Liebe zur Philosophie

4 „MIT ERNST ZUM ZIEL“

Der Durchbruch der südlichen Stadtmauer zum Rosenpark machte eine Verlegung des Haupteingangs des neuen Gymnasiums von der Kesselstrasse zur Gymnasiumstrasse möglich. Wenn die Schüler, ab 1904 auch die Schülerinnen, das nunmehr dreistöckige moderne Schulgebäude von der alten „Studentengasse“ her erreichten, begrüßte sie hoch über ihren Köpfen gleich eine markante Parole, die schon gar niemanden erst auf dumme Gedanken kommen ließ. Vielleicht war diese allmorgendliche Mahnung auch deswegen angesagt, weil das Gewann des erhabenen Schulhauses den bezeichnenden Flurnamen „Im faulen Belz“ trug, was schon aus pädagogischen Gründen sicher für keinen der

Eintretenden als Ansporn missverstanden werden durfte. Die Aufschrift dieser schön gemeißelten roten Porphyrtafel lautete: **MIT ERNST ZUM ZIEL**. Abgemildert wurde diese eindringliche Mahnung zum Ernst allerdings durch das immer freundliche Gesicht und Wesen des damaligen Hausmeisters, der Ernst (Seeger) hieß. Mit ihm, der noch allmorgendlich die Lehrer mit Handschlag und Verbeugung begrüßte, in aller Herrgottsfrühe Koks für die Heizung schaufeln musste und den Schülern in der einzigen großen Pause frische Milch verkaufte, ging man sicher gern ernst um Ziel. Die nächste Mahnung zu ernsthaftem Eifer(studium) für das Lernen (doctrina) erging an die „Pennäler“ dann am Gitter der Schultür. Im ersten Stock spornte danach ein großes Wandfresko die auf ausgetretenen Sandsteinstufen an schmiedeeisernen Geländern Hinaufgestiegenen mit Worten aus der Periklesrede des Thukydides (431 v. Chr.) zu edlem Denken an, flankiert von einem Fackel und Lorbeer tragenden halbnackten Jüngling und einer Harfe spielenden, Toga umwallten weiblichen Muse inmitten eines zu den Sternen weisenden Philosophen. Insgesamt schufen diese Symbole und ihr Ambiente für den Neuankömmling die nostalgische Atmosphäre von Rühmanns Feuerzangenbowle.

*Gedenkstein für die
1939 bis 1945
gefallenen Schüler*



Die schöne Tafel mit dem ernstesten Ziel war bis 2002 in einem der vorderen Gewölbekeller des Kapuzinerklosters in der Verwahrung der Archäologie-AG des Gymnasiums, die Ende des Jahres gerade den Archäologiepreis des Landes Baden-Württemberg erhalten hatte. Unter der letzten Direktion ist sie dann irgendwann einmal irgendwohin verschwunden und leider nicht mehr Teil der schulischen Traditionspflege vor Ort. Im hinteren Gewölbekeller dagegen ruhen noch heute in situ die zum Teil sichtbaren Gebeine von 52 Kapuzinermönchen, die einst diese Klosterschule erbaut und somit für das Gymnasium erhalten haben.

5 „non omnis moriar“

Der am 05. März 1955 aufgestellte Gedenkstein für die im Zweiten Weltkrieg 1939–1945 gefallenen Schüler des Gymnasiums, der ein vergessenes Stück Schulgeschichte verkörpert, zitiert den sechsten Vers der berühmten Horazode carmen III, 30, welche ganze Schülergenerationen immer wieder aus ihrem Repertoire extemporieren mussten. „exegi monumentum“ (ich habe mir eine Denkmal geschaffen) rühmt sich

der augusteische Dichter Horaz nach Abschluss seiner ersten drei Odenbücher im Jahre 23 v. Chr., mit denen er Unsterblichkeit für sich erhoffte. Er werde mit seinem Werk nicht völlig in Vergessenheit geraten (*non omnis moriar*), solange der römische Pontifex mit der schweigenden Vestalin die Stufen zum Kapitol hinaufsteige. Hat er damit und darüber hinaus nicht Recht behalten? Und gilt das auch für unsere in den beiden Weltkriegen Gefallenen? 1955 noch standen die Namen der 1914–1918 gefallenen vier Lehrer und 24 Schüler auf einer Bronzetafel im Haupteingang (Unterschrift: „*victi victis victuris*“, die Besiegten den Besiegten, die siegen werden). Die der 55 Gefallenen und 23 Vermissten des Zweiten Weltkriegs las man im Sprechzimmer der Schule. Sucht man heute ihre Namen, so findet man nur einen kleinen Teil von ihnen auf einer hölzernen Ehrentafel im oben genannten vorderen Keller des Kapuzinerklosters unter der Überschrift: „*abierunt, non obierunt*“ (sie gingen fort, nicht unter). So ist auch hier im Zuge des allgemeinen Rückgangs der öffentlichen Trauerkultur nur ein Teilgedenken übrig geblieben.

Der fast mannshohe granitene Findling mit der Gedenkaufschrift steht heute direkt vor der inneren südlichen Stadtmauer an der Abfahrt zum Fahrradkeller in einem verschwiegenen kleinen Gartenstück der Schule. Er war zum 2000. Horazjahr im Jahre 1991 Mittelpunkt einer kleinen Gedenkfeier geschichtsbewusster Lateiner, Lehrer und Schüler von der Sexta bis zur Oberprima, bei der diese Horazode deklamiert wurde. Der eindrucksvolle wuchtige Granitblock hatte damals aber schon einige materielle Beeinträchtigungen erlitten: Die schönen eingelegten Bronz Buchstaben der Aufschrift waren über Nacht für immer verschwunden, und niemand hatte es bislang gemerkt. Die andere Materialeinbuße resultierte aus einer sehr gewagten Schülerübersetzung: Allen Ernstes hatte ein Schüler den Horazvers des Nichtvergessenwerdens „*non omnis moriar*“ zu verdeutschen versucht mit dem Statement „*ich bin nicht ganz aus Marmor*“!

„habent sua fata lapilli“, – auch Steine haben ihr Schicksal.

Sicher gibt es noch weitere sichtbare Zeugnisse unserer Schulgeschichte. Dazu gehört beispielsweise der große Bankettsaal im schulnahen ehemaligen Gasthaus „**Zum Salmen**“, in dem 1843 unter Federführung des damaligen Gymnasialdirektors F. Weißgerber die große 25-Jahrfeier der badischen Verfassung stattfand. Die kleinen Gymnasiasten erhielten damals ein Konterfei des Großherzogs und Brezel, die größeren ein Verfassungsexemplar. Hier fanden seit den 40-er Jahren des 19. Jahrhunderts auch alle Schulfeste statt, zumal die Gymnasiumskirche ab 1847 der neuen evangelischen Gemeinde Offenburgs, später den Altkatholiken, zur Mitbenutzung zur Verfügung gestellt worden war. Und

noch immer läuten auch heute noch die gleichen Klosterschulglocken vom alten Franziskanerkloster und vom ehemaligen Kapuzinerkloster über die Stadt, wie sie einst den Schüler der alten Gymnasien zur Stunde geläutet haben, – ein O-Ton aus den ferneren Zeiten einer langen Schulgeschichte.

Literatur

- 1 Bertram Jenisch/Andre Gutmann, Archäologischer Stadtkataster Offenburg, Stuttgart 2007
- 2 Michael Friedmann, Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Stadtrundgang, Offenburg 1979
- 3 Das alte Kapuzinerkloster. Festschrift zur Sanierung, Offenburg 1984
- 4 Manfred Merker, Die Klosterpforte des ehemaligen Franziskanerklosters, Offenburg 2007
- 5 Wolfgang Müller (Hrsg.), Die Klöster der Ortenau, Kehl o. J.

Im Anschluss an diesen Text bietet sich der Abdruck des CARMEN SAECULARE GYMNASIALE MDCLX – MMX, das gymnasiale Jubiläumslied 1660–2010, an, welches mit einigen archäologischen Relikten der Schulgeschichte illustriert ist.

Das Bürgerhaus Neuer Markt in Bühl

Ein postmodernes Kulturzentrum

Ulrich Coenen

Das Bürgerhaus Neuer Markt ist das bedeutendste Beispiel für postmoderne Architektur in Bühl. Ursprünglich war das Kulturzentrum umstritten. Als Alternative wurde die Umnutzung der 1935 erbauten Obstgroßmarkthalle diskutiert.

Nach dem Umzug der Obstabsatzgenossenschaft (OAG) ins Industriegebiet Süd im Jahr 1975 begann in Bühl eine kontrovers geführte Auseinandersetzung über die städtebauliche Entwicklung des kleinen Gewerbegebietes unmittelbar westlich der Innenstadt. Verschiedene Interessengruppen machten sich Gedanken über die zukünftige Nutzung des rund 8600 Quadratmeter großen Geländes, das die Kommune für 2,2 Millionen Mark gekauft hatte.

Städtebauliche Konzepte für die Innenstadt

1976 beauftragte die Stadt das Architekturbüro Seebacher und Krauth (Bühl) mit einer Planstudie für das Sanierungsgebiet, die im November 1976 im Gemeinderat vorgestellt wurde.¹ In der unmittelbaren Nachbarschaft befand sich an der Eisenbahnstraße bereits die als Nachfolger des „Wertheimerschen Anwesens“ (erbaut 1845) gerade vollendete Sparkasse (Architekt: Heinemann,



Abb. 1: Die Obstgroßmarkthalle in Bühl im Jahr 1979. Foto: Archiv Acher- und Bühler Bote



Abb. 2: Eine erste Planstudie für das ehemalige OAG-Gelände in Bühl erarbeitet das Architekturbüro Seebacher und Krauth 1976. Das Foto zeigt das damals der Öffentlichkeit präsentierte Modell. Foto: Archiv Acher- und Bühler Bote

Freiburg). Das 1973–76 errichtete Kreditinstitut war der erste moderne Neubau innerhalb des von Eisenbahnstraße, Hindenburgstraße, Marktstraße und Friedrichstraße umgebenen Sanierungsgebiets. Drei weitere sollten innerhalb der nächsten 15 Jahre folgen.

Im Auftrag der Stadt arbeiteten Seebacher und Krauth an weiteren Lösungen nicht nur für das OAG-Gelände, sondern für die gesamte Innenstadt, die am 15. Juni 1977 präsentiert wurden.² „Die künftige Nutzung, die Bebauung und deren gestalterische Lösung wird unmittelbar Einfluss auf den angrenzenden historischen Stadtkern nehmen“, konstatiert Oswald Seebacher. „Vor allem kann sie jedoch eine Strukturverbesserung des gesamten Innenstadtbereichs bewirken, denkt man nur an die Konzentrierung von Einzelhandel und Dienstleistung im Kernbereich, an die Lösung von fahrendem und ruhendem Verkehr, von Fußgängerbereichen und Grünzonen sowie an das Erscheinungsbild der Innenstadt selbst.“ Seebacher schlägt für das OAG-Gelände eine gemischte Nutzung mit Einzelhandelsgeschäften, Dienstleistungsbetrieben und öffentlichen Einrichtungen vor, die der Struktur der angrenzenden Innenstadt entspricht. Dem Wunsch der Stadt entsprechend könne das Gelände dann parzelliert an verschiedene Interessenten verkauft werden.

Für die Innenstadt schlägt Seebacher einen „Hauptfußgängerbereich“ vom Johannesplatz, über Schwanenstraße und Kirchplatz zum Stadtgarten vor. Dieser solle durch eine nördliche Parallelachse vom Johannesplatz über die Drehergasse entlang der Stadtapotheke und der Volksbank zum OAG-Gelände ergänzt

werden. Die Fußgängerachsen sollen nach dem Willen des Architekten keine durchlaufenden Bereiche darstellen, sondern mehrere Ausgangs-, Durchgangs- und Zielpunkte haben, „um den Erlebniswert bezüglich der städtebaulichen Situation zu erhöhen“.

Aus diesem Grund will Seebacher einen Teil des OAG-Geländes als Platz gestalten. Mindestens 20, besser noch 30 bis 40 Prozent der Flächen sollen „mit Rücksicht auf attraktive freiräumliche Gestaltung“ für öffentliche Nutzung zur Verfügung stehen.

Auch zur Architektur äußert er sich: „Um eine blockartige und massive Bebauung zu vermeiden, sollen Baumassen entstehen, die in horizontaler und vertikaler Ebene so gegliedert sind, dass eine ansprechende Baugestaltung möglich ist und ein vielfältiges Angebot an Grundstücksgrößen und überschaubaren Flächen zur Verfügung gestellt werden kann. Wegen der umgebenden Bebauung wird von einer drei- bis maximal viergeschossigen Bauweise ausgegangen.“ Im nördlichen Bereich, (Ecke Friedrichstraße/Marktstraße) sah Seebacher ein Parkdeck vor.

Dieses Konzept fand nicht nur Zustimmung. Am 27. Juni 1977 lud die Interessengemeinschaft des Bühler Einzelhandels Oberbürgermeister Erich Burger und Mitarbeiter der Stadtverwaltung ins Gasthaus „Storchen“ ein, um über die Zukunft des OAG-Areals zu diskutieren.³ Die Kaufleute machten deutlich, dass sie die vorhandenen Verkaufsflächen in Bühl für ausreichend hielten und sich nicht im OAG-Gelände ansiedeln wollten. Dies sei allenfalls für auswärtige Konkurrenten interessant. Die Einzelhändler regten stattdessen den Neubau eines Verwaltungszentrums an. Gleichzeitig könne eine neue Stadthalle entstehen.

Am 11. Januar 1978 traf der Gemeinderat eine erste wichtige Entscheidung.⁴ Er stimmte dem Neubau eines Modehauses auf dem Eckgrundstück Eisenbahnstraße/Hindenburgstraße zu. Dieser Teilbereich des OAG-Geländes mit einer Größe von 1360 Quadratmetern war von der Stadt im Juni 1977 an das Modehaus Pfeiffer (Bühlertal) verkauft worden. Bereits im März 1978 wurde mit dem Bau begonnen. Damit entstand in unmittelbarer Nach-

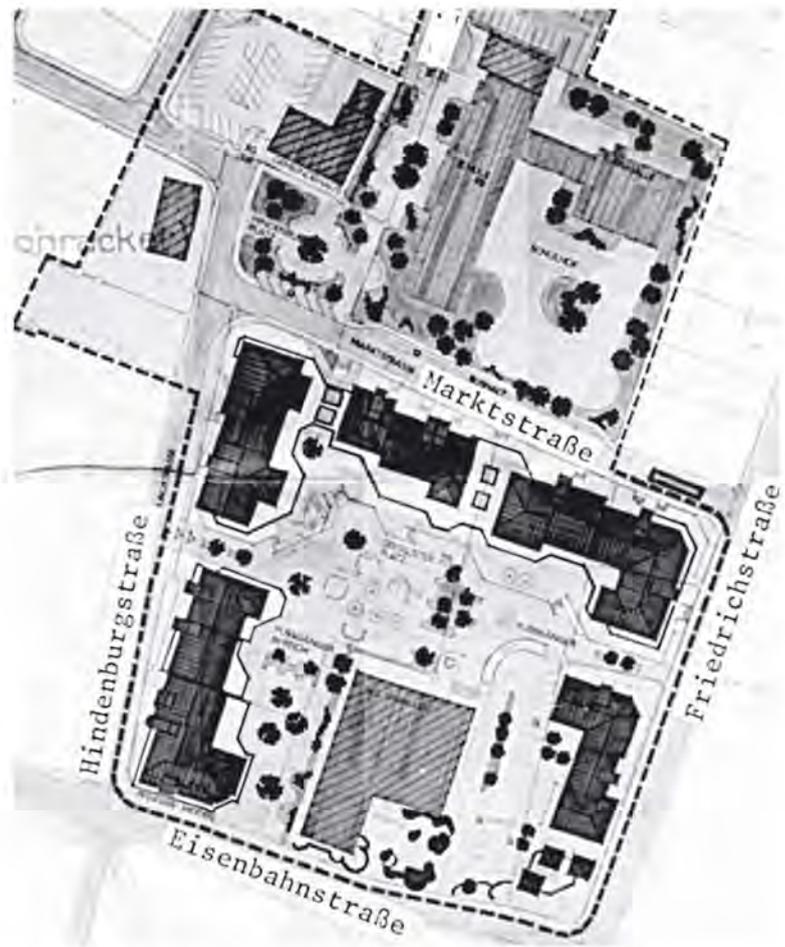


Abb. 3: Der Bebauungsplan für das OAG-Gelände wurde 1979 rechtskräftig. Er ist ein Werk des Büros Seebacher und Krauth. Foto: Archiv Acher- und Bühler Bote

barschaft der Sparkasse noch vor Inkrafttreten eines Bebauungsplans im Sanierungsgebiet ein weiterer moderner Neubau.

Die Vermarktung der übrigen Grundstücke übertrug die Stadt am 1. Februar 1978 Rechtsanwalt Heinz Ulbrich aus Bergisch Gladbach. Allerdings war der Jurist dabei nicht übermäßig erfolgreich, was im Gemeinderat für Irritationen sorgte.⁵ Am 21. Mai 1979 wurde das Nebengebäude der Großmarkthalle abgerissen, das sich zu einem Treffpunkt für Nichtsesshafte entwickelt hatte. Nach dem plötzlichen Tod Ulbrichs im Juli 1979 musste die Stadt selbst mit den Kaufinteressenten verhandeln. Der Erste Beigeordnete Bernd Reichert informierte den Gemeinderat Anfang Oktober 1979 in nicht öffentlicher Sitzung über die Ergebnisse.⁶ Insgesamt hatte Reichert mit rund 25 Interessenten, meist Bauträgergesellschaften, gesprochen. Vor allem die Bauträger drängten auf den Neubau eines Kaufhauses mit Vollsortiment und einer Verkaufsfläche von mindestens 3000 Quadratmetern, um Angebotslücken in Bühl zu schließen. Das Gebäude sollte an der Ecke Hindenburgstraße/Marktstraße entstehen.

Als bekannt wurde, dass der Betreiber des Kaufhauses „Kaufstätte“ in der Hauptstraße ebenfalls einen Neubau mit rund 3000 Quadratmetern plante, zeigten sich die Bühler Einzelhändler beunruhigt.⁷ Sie fürchteten einen ruinösen Wettbewerb, bei dem die alteingesessenen Geschäfte auf der Strecke bleiben.

Einen Bebauungsplan für das OAG-Gelände hatte der Gemeinderat bereits am 11. Juli 1979 beschlossen.⁸ Autoren waren erneut Seebacher und Krauth.



Abb. 4: Eine Bürgerinitiative startete 1979 eine Unterschriftenaktion gegen den Verkauf der Obstgroßmarkthalle an einen privaten Investor. Foto: Archiv Acher- und Bühler Bote

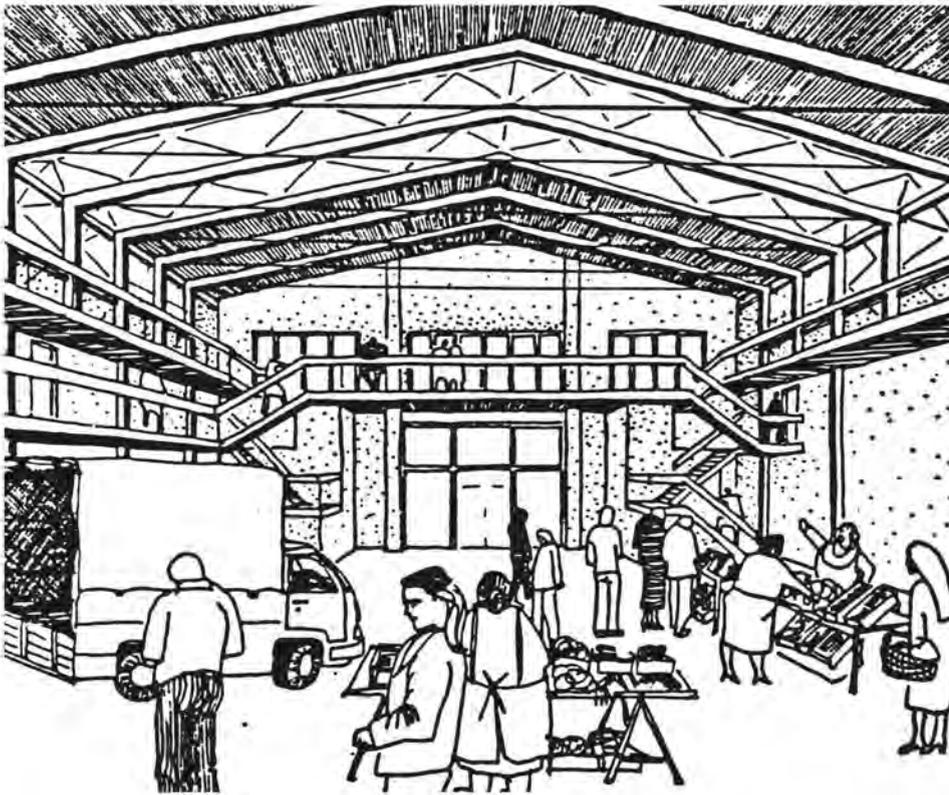


Abb. 5: Der Architekt Michel Witz stellte im Auftrag des Arbeitskreises „Bürgerzentrum Markthalle“ 1984 eine Planstudie für die Umgestaltung der Obstgroßmarkthalle vor. Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl

Der Plan sieht an der Hindenburgstraße in der Flucht des Mo-dehauses Pfeiffer einen weiteren großen Baukörper vor. Entlang der Marktstraße und der Friedrichstraße sind ebenfalls Neubauten vorgesehen, sodass sich mit der Sparkasse eine Blockbebauung ergibt. Der Innenhofbereich, der als Fußgängerzone gestaltet wird, öffnet sich zur Eisenbahnstraße und Hindenburgstraße und ist außerdem vom Trakt an der Marktstraße durch eine Passage im Erdgeschoss erreichbar.

In einer Kampfabstimmung beschloss der Gemeinderat am 3. Dezember 1979 den Verkauf der OAG-Halle an die Firma Kaufstätte. Diese erhielt den Vorzug gegenüber zwei anderen Bewerbern.⁹ Die Entscheidung fiel mit 16:12 Stimmen bei zwei Enthaltungen. Während der Sitzung wies der SPD-Fraktionsvorsitzende Heinz Ziegler darauf hin, dass sich am Wochenende zuvor eine Bürgerinitiative gegründet habe, die gegen den Verkauf der Halle sei.

Die von Lydia Ziegler, der Ehefrau Heinz Zieglers, gestartete Unterschriftensammlung war in Bühl innerhalb von nur vier Wochen überaus erfolgreich. Sie argumentierte, das wertvolle innerstädtische Gelände müsse für bürgerschaftliche Zwecke erhalten bleiben und dürfe nicht an private Investoren verkauft werden.¹⁰ Bereits am 30. Dezember 1979 reichte die „Bürgerinitiative Obstgroßmarkthalle“ eine Liste mit 3263 Unterschriften bei der Stadtverwaltung ein.¹¹ Im Rathaus wurden die Listen dieses „Bürgerbegehrens“ geprüft. Am 14. Januar 1980 informierte der Erste Beigeordnete Bernd Reichert die Medien, dass insgesamt 704 Unterschriften

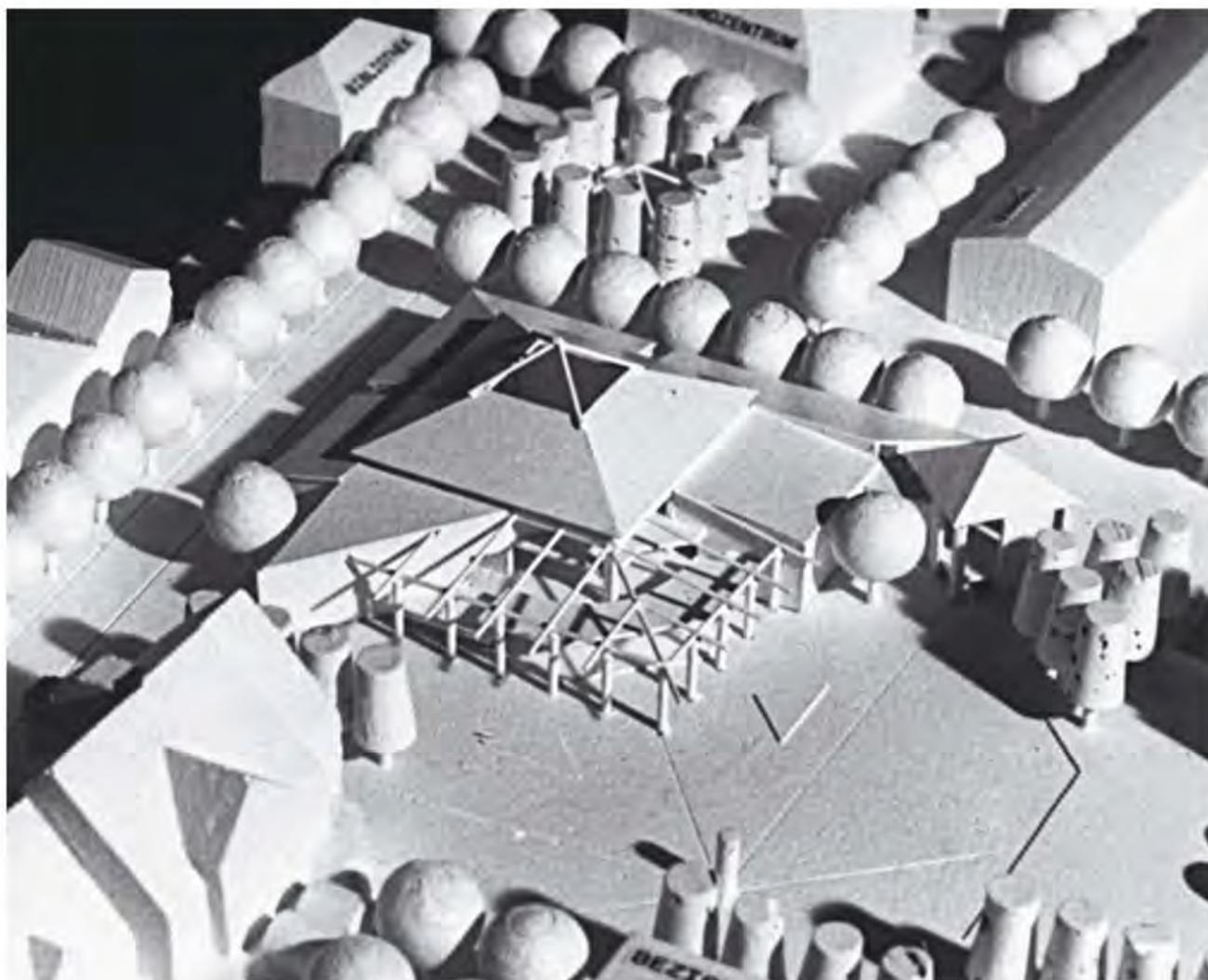


Abb. 6: Dieses Modell des Bürgerhauses Neuer Markt präsentierte das Büro Seebacher und Krauth 1986 im Wettbewerb. Das Original ist verschollen. Foto: Archiv Acher- und Bühler Bote

ungültig seien.¹² Die Unterzeichner waren beispielsweise Auswärtige, Minderjährige oder ihre Namen und Adressen waren schlichtweg unleserlich. Weil aber 15 Prozent der Wahlberechtigten einen Bürgerentscheid fordern können, erwiesen sich die 2559 gültigen Unterschriften als ausreichend. Nun musste der Gemeinderat über die Zulässigkeit eines Bürgerentscheids entscheiden.

In seiner Sitzung am 30. Januar 1980 stellte das Gremium einstimmig die Zulässigkeit des Bürgerbegehrens fest.¹³ Die Entscheidung, ob die Stadt den Kaufvertrag mit der Kaufstätte annulliert oder einen Bürgerentscheid durchführt, wurde vertagt. Heinz Ziegler warf der Verwaltung vor, sie habe „fieberhaft“ nach ungültigen Unterschriften gesucht, um das Bürgerbegehren zu verhindern. „Solche Gründlichkeit bei der Verwaltung habe ich in den vergangenen Jahren selten gesehen“, meinte er.

Die nächste Ratssitzung am 6. Februar 1980 verlief nicht weniger hektisch. Bei einer Stimmenthaltung beschloss das Gremium am 20. April dieses Jahres einen Bürgerentscheid durchzuführen.¹⁴ Es war übrigens der erste in der Geschichte der Stadt überhaupt. Erneut vertagt wurde die Formulierung der Fragestellung für die Stimmzettel. Um die ging es in der Sitzung am 21. Februar

1980.¹⁵ Bei sechs Gegenstimmen und einer Enthaltung wurde der Vorschlag der CDU-Fraktion angenommen. „Soll die Stadt einen Teil des OAG-Geländes zur weiteren Stadtentwicklung verkaufen?“, lautete die Frage. Die Gegner bezeichneten diese Formulierung als „missverständlich“.

Die Bürgerinitiative reagierte prompt und erhob beim Regierungspräsidium Karlsruhe gegen den Ratsbeschluss Einspruch.¹⁶ Das gab der Initiative Recht. Am 5. März beschäftigte sich der Gemeinderat deshalb noch einmal mit diesem Thema.¹⁷ „Soll die Stadt das gesamte bebaubare OAG-Gelände verkaufen“, lautete der SPD-Vorschlag, der das Gremium bei nur einer Enthaltung zustimmte.

Der Bürgerentscheid am 20. April 1980 endete für die Bürgerinitiative mit einer Enttäuschung.¹⁸ Nur 28 Prozent der Wahlberechtigten gingen zur Urne. Die vorgeschriebene 30-Prozent-Hürde wurde damit nicht erreicht. 76,2 Prozent der Wähler sprachen sich gegen den Verkauf der OAG-Halle an einen privaten Investor aus. Wegen der geringen Beteiligung war diese Forderung aber für Rat und Verwaltung nicht bindend. Dennoch hatten die Initiatoren Erfolg. Die Verkaufspläne verschwanden in der Schublade. Anfragen aus dem Gemeinderat zur Zukunft des Sanierungsgebiets ignorierte Oberbürgermeister Erich Burger in seinem letzten Amtsjahr.¹⁹

Bürgerinitiative für die Umgestaltung des Obstmarkthalle

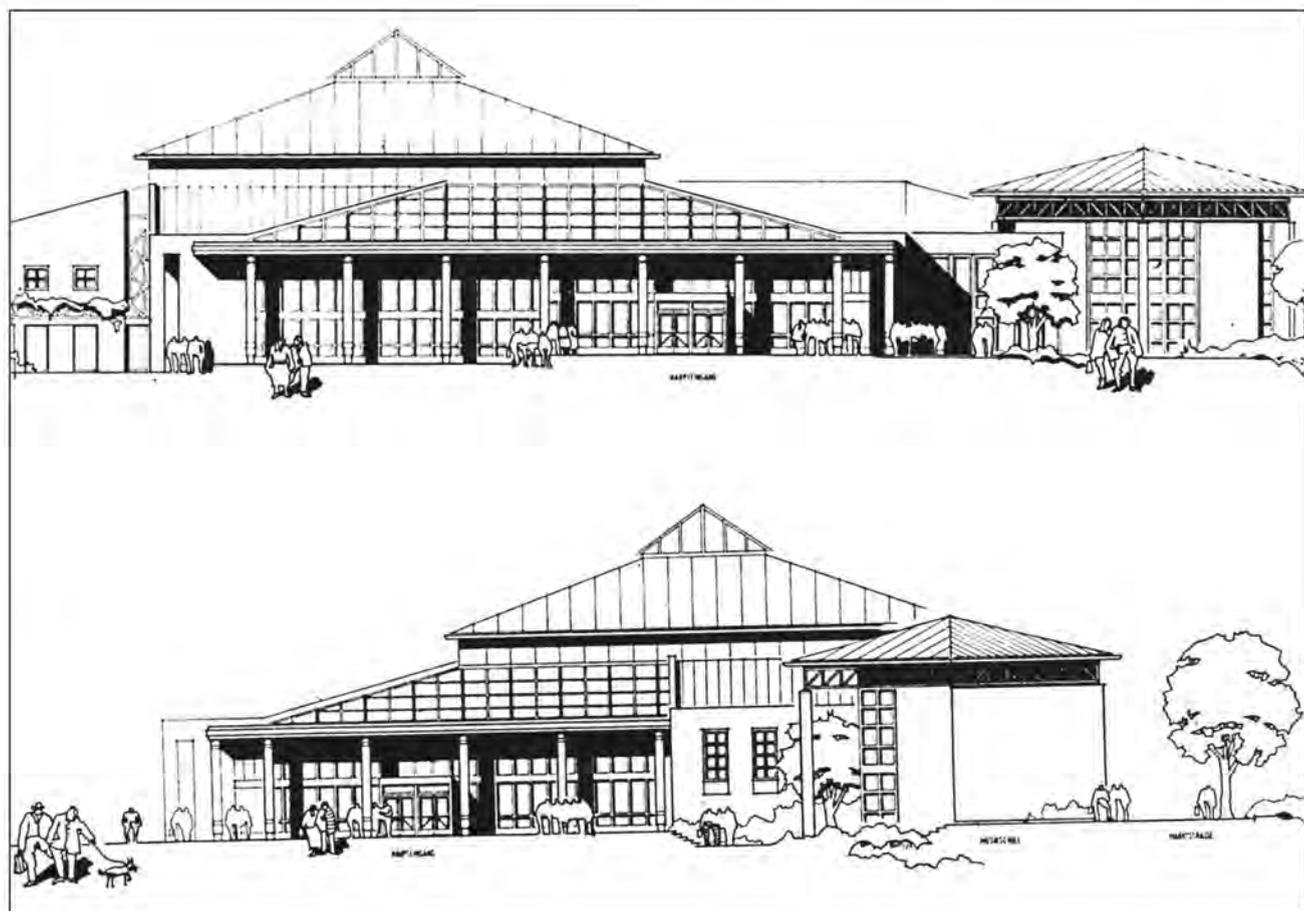
Kaum hatte die eine Bürgerinitiative den Verkauf des OAG-Geländes an einen privaten Investor verhindert, wurde die nächste aktiv. Deren Ziele gingen wesentlich weiter. Der Arbeitskreis „Bürgerzentrum Markthalle“ forderte den Erhalt des Obstgroßmarkthalle aus dem Jahr 1935 und ihre Umgestaltung zur Bürgerbegegnungsstätte. Der neue Oberbürgermeister Ulrich Wendt, seit 1981 im Amt, hatte an einem Verkauf des Areals kein Interesse. Er favorisierte in seiner Rede anlässlich der Morgenfeier des Zwetschgenfestes 1982 eine öffentliche Nutzung und forderte den Bau einer „zeitgemäßen Begegnungsstätte“.²⁰ In den politischen Gremien und der Bevölkerung wurde vier Jahre lang kontrovers diskutiert, ob ein Neubau oder die Umnutzung der alten Halle die beste Lösung ist.

Der Arbeitskreis, in dem sich unter anderem die beiden Bühler Architekten Arno Fraune und Michel Witz engagierten, legte der Stadtverwaltung am 28. Juni 1984 ein umfangreiches Konzept für die OAG-Halle vor.²¹ „Sie ist ein sichtbares Dokument und Symbol für die weit über die Landesgrenzen hinausreichende Bekanntheit Bühls als Zwetschgenstadt“, urteilt der Arbeitskreis. Die Architektur sei „schön“ und „zweckentsprechend“, die Bausub-

stanz trotz des desolaten Erscheinungsbildes „kerngesund“. Nach dem Vorbild von Wilhelmshaven und Karlsruhe, wo es damals bereits Kulturzentren in ehemaligen Fabrikgebäuden gab, will der Arbeitskreis der Halle eine neue Aufgabe geben. Ziel ist eine „dynamische Nutzung“ in mehreren Phasen, bei der die Bedürfnisse und Interessen der Bevölkerung geprüft werden sollen. „Die OAG bietet die seltene Möglichkeit, einem vorhandenen, gesunden, aber überflüssig gewordenen Zweckgebäude eine Nutzung für die Bevölkerung zu geben, die sich ständig ergänzen bzw. ändern kann“, schreibt der Arbeitskreis. Dabei denken die Mitglieder an Schulen und Vereine, aber auch an Musikschule und Stadtbücherei. Die Obstgroßmarkthalle soll gleichzeitig Festhalle, Konzertsaal, Ausstellungs- und Messehalle sein. Die entsprechenden Pläne für die Umgestaltung liefert Michel Witz gleich mit. Die Obstgroßmarkthalle soll an einer Giebelseite ein großes verglastes Foyer erhalten, das Satteldach gläserne Aufbauten zur besseren Belichtung des Innenraums.

Abb. 7: Fassadenentwürfe für das Bürgerhaus Neuer Markt des Büros Seebacher und Krauth.

Die Gemeinderatsfraktionen der CDU und FDP forderten ein Gutachten zum Zustand der Bausubstanz, die SPD stellte sich hinter den Arbeitskreis „Bürgerzentrum Markthalle“.²² Schließlich ergriff die CDU die Initiative und legte ein Raum- und Nutzungskonzept vor.²³ Darin ging die Fraktion von einem zentralen Festsaal mit rund 1200 Sitzplätzen aus. Die waren allerdings nur



in einem Neubau und nicht in der alten Markthalle möglich. Die Stadtverwaltung beauftragte den Karlsruher Architekten Georg Kasimir, dieses Konzept zu prüfen.

Die Entscheidung für den Neubau fiel im Gemeinderat am 5. Februar 1986.²⁴ Die Fraktionen von CDU, SPD und FDP stimmten geschlossen für die Ausschreibung eines Architektenwettbewerbs für den Neubau einer Begegnungsstätte auf dem OAG-Gelände. Lediglich die GAL war dagegen. Das überzogene Raumprogramm habe lediglich dazu gedient, die OAG-Halle abzureißen, meinte deren Sprecher Walter Seifermann.

Der Architektenwettbewerb

Nach elfjähriger Diskussion in den politischen Gremien und in der Bevölkerung wurde am 12. Februar 1986 ein offener Architektenwettbewerb für das „Bürgerhaus Neuer Markt“ ausgelobt. Der Name für das neue Kulturzentrum auf dem alten OAG-Gelände stand damals allerdings noch gar nicht fest. Der wurde durch mehrheitlichen Gemeinderatsbeschluss erst im Juni 1988 vergeben.²⁵ Während der Planungs- und Bauphase war der Arbeitstitel „Bürgerbegegnungszentrum“ üblich.

In der Ausschreibung des Wettbewerbs mit dem Titel „Neubau einer Begegnungsstätte mit Stadtraumgestaltung“ formulierte die Stadt ihre Ansprüche an den Neubau.²⁶ Bühl sei kein Kongressstandort, heißt es dort. „Bei der Planung des neuen Bürgerzentrums steht daher die Absicht im Vordergrund, ein kommunales Zentrum zu schaffen, das für die verschiedensten Aktivitäten im Kultur- (Konzerte/Theater), Bildungs- und Freizeitbereich geeignet ist. Neben Probemöglichkeiten für Musik- und Gesangsvereine soll das Haus tagsüber auch als Jugendmusikschule genutzt werden. Für Bühls bedeutenden gewerblichen Sektor, die Vereine und politische Veranstaltungen sollen Tagungsmöglichkeiten geschaffen werden.“

Als „Kernstück“ des Neubaus wird ein großer Saal mit 600 Sitzplätzen in Reihenbestuhlung gefordert, dem zwei Nebensäle mit rund 250 und 150 Sitzplätzen zugeordnet sind. Zwei Räume für die Musikschule und zwei Vereinsräume sind im Raumprogramm der Ausschreibungsunterlagen ebenfalls vorgesehen. Auf ein Restaurant wird ausdrücklich verzichtet, nicht aber auf eine Küche.

Die neue Bedeutung, die das Sanierungsgebiet durch die Bürgerbegegnungsstätte im städtebaulichen Kontext erhält, wird besonders betont. „Aufgabe der Planung ist die Gestaltung der Freiflächen, die der neuen Nutzung des Baugrundstücks und der Wertigkeit des Bereiches als neuer Schwerpunkt von Aktivitäten im Kultur- und Freizeitbereich entspricht und den Belangen der Verkehrserschließung Rechnung trägt“, heißt es in den Aus-

schreibungsunterlagen. „Der nicht bebaute freie Platz soll als Begegnungsraum beziehungsweise Begegnungsräume gestaltet werden.“

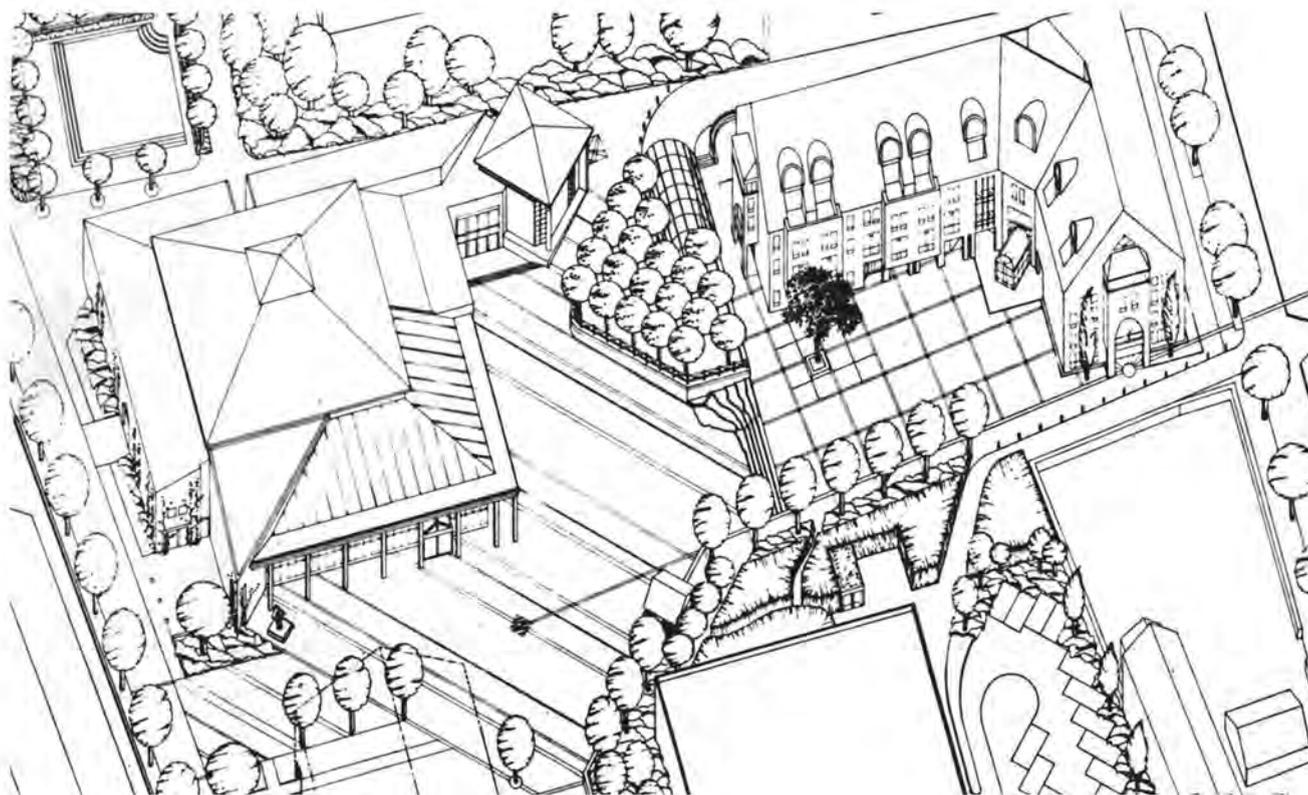
Insgesamt wurden 40 Teilnehmer zum Wettbewerb zugelassen. Das Preisgericht tagte unter dem Vorsitz von Georg Kasimir am 3. Juli 1986. Der erste Preis ging an das Büro Seebacher und Krauth. Die Jury hält diesen Entwurf, der im Wettbewerb die Tarnzahl 1092 trug, für eine angemessene Lösung und verdeutlicht dies auch in ihrem Protokoll. Einstimmig wurde folgende Empfehlung verfasst: „Das Preisgericht empfiehlt dem Auslober, den Verfasser der mit dem ersten Preis ausgezeichneten Arbeit mit der weiteren Bearbeitung der Aufgabe zu beauftragen.“

Den zweiten Preis erhielt Reinhard Brettl (Karlsruhe), den dritten der gemeinsame Entwurf von Gerhard A. Lehmann (Gengenbach) und Helmut Beck (Biberach). Auf dem vierten Platz landeten die Karlsruher Architekten Heinz Geiser und Bruno Feigenbutz, die das 1983 vollendete Haus des Gastes im benachbarten Bühlertal geplant hatten.

Autoren des siegreichen Entwurfs waren Oswald Seebacher und Markus Axtmann, damals Mitarbeiter im Bühler Architekturbüro.²⁷ „Der Entwurf besticht durch sein einfaches naheliegendes städtebauliches Konzept und seinen lebendigen Vortrag in Grund- und Aufriss“, heißt es im Protokoll des Preisgerichts.²⁸

Das Bürgerhaus erinnert in seiner Formensprache an eine Pyramide, der an ihren beiden dem Europaplatz zugewandten Seiten ein Portikus vorgelagert ist. Die beiden Säulengänge lassen in

Abb. 8: Entwurf des Stuttgarter Landschaftsarchitekten Hubert Möhrle für den Europaplatz.



ihrer postmodernen Formensprache an einen „Kulturtempel“ denken. Der aus einem Quadrat entwickelte Hauptbaukörper ist weit in die Nordwestecke des Baugrundstücks gerückt. Das hat die gewünschten städtebaulichen Konsequenzen. Das Bürgerhaus verengt die Straßenräume an der Hindenburgstraße und der Marktstraße und bildet gleichzeitig den Raumabschluss des von Bäumen gesäumten Platzes vor dem Kinder- und Familienzentrum (damals Haus der Jugend).

Der Hauptbaukörper, der den großen Saal aufnimmt, öffnet sich mit seinem Foyer zum Europaplatz, den die Architekten in zwei Bereiche auf verschiedenen Ebenen gegliedert haben. Ein kleinerer, ebenfalls quadratischer Baukörper mit den Vereinsräumen ist aus dem Hauptbaukörper gelöst und gegen die Marktstraße gerückt. Die Jury bezeichnet ihn als „Satelliten“ und spricht von einem „interessanten Entwurfsdetail“.

Die Architekten haben den Bühnenbereich in die nordwestliche Ecke der Gebäuediagonalen Richtung Hindenburgstraße und Marktstraße gesetzt. Das verglaste, von Säulen umgebene Foyer am Europaplatz markiert das andere Ende der Diagonalen. Der vom Konzept her einfachen Grundrissdisposition entsprechen die Fassaden, die zum Platz hin einladend erscheinen und zur Hindenburg- und Marktstraße als klassische Lochfassade bzw. als geschlossene Wand ausgebildet sind.

Der große Saal, zu dem vom voll verglasten Foyer eine Treppe führt, bietet inklusive der der Bühne gegenüberliegenden Empore 600 Sitzplätze. Er kann durch Öffnung der beiden Nebensäule auf insgesamt 1000 Sitzplätze erweitert werden. Der große Saal erhält Tageslicht durch ein Oberlicht, das die Spitze der Pyramide bildet.

Der Gemeinderat erteilte dem Büro Seebacher und Krauth in seiner Sitzung am 17. Dezember 1986 den Planungsauftrag.²⁹ Die reinen Baukosten sollten sich auf 18,5 Millionen Mark plus Mehrwertsteuer und zuzüglich der Außenanlagen belaufen.

Die Freiraumgestaltung nach Plänen des Stuttgarter Landschaftsarchitekten Hubert Möhrle verabschiedete der Gemeinderat am 18. März 1987.³⁰ Wesentliches Gestaltungsmerkmal ist die Teilung des Vorplatzes in zwei Ebenen, die durch eine breite Treppe verbunden sind. Diese Teilung war bereits im Wettbewerbsentwurf von Seebacher und Krauth vorgesehen. Zwischen dem Bürgerhaus und dem bereits fertig gestellten Wohn- und Geschäftshaus an der Ecke Friedrichsstraße/Marktstraße entsteht ein kleiner Garten über dreieckigem Grundriss mit Zierkirschbäumen.

Den ersten Spatenstich für den Neubau des Bürgerhauses Neuer Markt setzte Oberbürgermeister Ulrich Wendt am 4. Juni 1986. Am 23. Juni 1989 wurde der Neubau seiner Bestimmung

übergeben. „Es repräsentiert, aber es protzt nicht“, meinte Wendt. Auch Oswald Seebacher, der das Bürgerhaus gemeinsam mit Markus Axtmann entworfen hatte, zeigte sich zufrieden. Das Bürgerhaus sei der Stadt angemessen, ohne „Schnickschnack in der Innenraumgestaltung und ohne snobistische Exklusivität in Architektur und Ausstattung“.

Anmerkungen

- 1 Acher- und Bühler Bote vom 4.11.1976.
- 2 Oswald Seebacher, Manfred Krauth: Stadtkerngestaltung – Ehemaliges OAG-Gelände. Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 927 II
- 3 Haupt- und Personalamt der Stadt Bühl, Aktenvermerk vom 28. 6. 1977. Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 927 II
- 4 Acher- und Bühler Bote vom 12. 1. 1978.
- 5 Acher- und Bühler Bote vom 1., 12, und 21. 12. 1978.
- 6 Acher- und Bühler Bote vom 5. 10. 1979.
- 7 Acher- und Bühler Bote vom 6. 10. 1979.
- 8 Satzung über den Bebauungsplan „Ehemaliges OAG-Gelände“ der Gemarkung Bühl vom 11. Juli 1979.
- 9 Acher- und Bühler Bote vom 4.12.1979.
- 10 Acher- und Bühler Bote vom 8.12.1997 (Leserbrief Lydia Ziegler).
- 11 Acher- und Bühler Bote vom 31. 12. 1979.
- 12 Acher- und Bühler Bote vom 25.1. 1980.
- 13 Acher- und Bühler Bote vom 31. 1. 1980.
- 14 Acher- und Bühler Bote vom 7. 2. 1980.
- 15 Acher- und Bühler Bote vom 21. 2. 1980.
- 16 Acher- und Bühler Bote vom 23. 2. 1980.
- 17 Acher- und Bühler Bote vom 6.3.1980.
- 18 Acher- und Bühler Bote vom 21.4.1980.
- 19 Acher- und Bühler Bote vom 5. 12. 1980
- 20 Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 619 I (Gemeinderatsvorlage für die Sitzung am 22. Mai 1985)
- 21 Die Obstgroßmarkthalle Bühl – Vorschlag für eine dynamische Nutzung der alten Halle. (Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 919 II.
- 22 Acher- und Bühler Bote vom 9.10.1984.
- 23 Acher- und Bühler Bote vom 24.5.1985.
- 24 Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 919 I (Auszug aus der Niederschrift über die öffentliche Gemeinderatssitzung am 5.2.1986). Acher- und Bühler Bote vom 7. 2. 1986.
- 25 Acher- und Bühler Bote vom 29. 6. 1988.
- 26 Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 934 II.
- 27 Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 934 II (Verfassererklärung der Wettbewerbsteilnehmer). Oswald Seebacher hat die Verfassererklärung für das Büro unterzeichnet.
- 28 Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 760 (Protokoll des Preisgerichts zum Neubau einer Begegnungsstätte mit Stadtraumgestaltung vom 3. Juli 1986.
- 29 Stadtgeschichtliches Institut Bühl SBa Bühl 619 II (Gemeinderatsvorlage). Acher- und Bühler Bote vom 19.12.1986.
- 30 Acher- und Bühler Bote vom 19.3.1987.

Da steht er nun, der Stier

Ein Werk für Kork von Klaus Ringwald

Johannes Werner

*Omnis mundi creatura
quasi liber et pictura
nobis est, et speculum.*

*Alle Kreatur auf Erden
will für uns zum Spiegel werden
wie ein Buch und wie ein Bild.*

Alanus ab Insulis (um 1200)

Da steht er nun, der Stier, vielmehr: er stürzt, fällt, bricht zusammen, so wie es die Legende erzählt. Denn in ihr heißt es, dass sich die fünf am Korker Wald beteiligten Dörfer einst nicht einigen konnten, weil sie nicht wussten, wo die Grenzen eben dieses Waldes lagen.¹ „Also rufft jederman gott an, daz irgen ein from mensch erschine, daz anweisung gebe, wie die Dinge zu vertragen werent. Also gab ein erbar person den rat, man sollt nehmen ein Wucherrint, das ein pfor [Farren, Stier] were, daz soll fünft jar alt sin und sol es instelen, daz es weder sonn noch monne in jar und tag nit sehe. Ist geschehen und uff dem Rindschedel [Gewann bei Zierolshofen] erzogen worden.“² Den derart bereiteten,

Abb. 1: Bei der Einweihung auf dem Bühl in Kork, 8. August 2009



überdies mit bunten Bändern geschmückten Stier ließ man an der Eiche am Korker Bühl los; als er nach seinem langen, die Grenzen festlegenden Lauf zurückkehrte, läuteten die Glocken von Kork, obwohl niemand an den Seilen zog, und er, der Stier, „hat sich an der eichen im selbs sin herze abgestoßen und dasselbe rint ist an geweihte stat begraben worden, als ob es ein Christenmensch were gewesen“³. So also steht es im sogenannten ‚Korker Waldbrief‘, der 1476 geschrieben und immer wieder abgeschrieben wurde.

Ein hohes Tier

Es kam damals nicht selten vor, dass man, wenn man nicht weiter wusste, die Entscheidung einem Tier überließ, das besser als der Mensch wusste, was Gott wollte. Der Ort, an dem das Kloster Maulbronn entstand, wurde der Legende nach dadurch gefunden, dass man ein Maultier, dem man einen Sack voll Geld auf lud, auf die Reise schickte; ein mit einem Geldsack beladener Esel fand den Ort, an dem das Kloster Allerheiligen gegründet wurde.⁴

Dass man ausgerechnet einen Esel nahm, ist nicht weiter verwunderlich; schien er doch gewissermaßen geheiligt dadurch, dass Jesus auf einem Esel nach Jerusalem ritt, um dort seine Sendung zu vollenden, und dass, der Legende nach, ein Esel – und ein Ochse! – schon im Stall von Bethlehem zugegen waren. Und Bileams Eselin war klug, klüger als ihr Herr.⁵

Der Stier von Kork war zwar auch ein Tier, aber man begrub es, „als ob es ein Christenmensch were gewesen“; man sah in ihm fast einen Menschen, einen Christen, ja Jesus Christus selber. Ein altes englisches Bestiarium behauptet, kurz und bündig: „The bull is Christ.“⁶ Vielleicht dachte man an die vier Zeichen, die



Abb. 2: Der Stier,
Seitenansicht

man auf die vier Evangelisten, aber auch auf Christus bezog: er war Mensch durch seine irdische Geburt, Stier, „da er zum Opfer ward“⁷, Löwe durch seine Auferstehung⁸ und Adler durch seine Auffahrt in den Himmel. Auch der Stier von Kork hat sich gewissermaßen geopfert, ist gestorben, um Frieden zu stiften.⁹

Doch schon in vorchristlicher Zeit schaute der Mensch voller Ehrfurcht auf dieses Tier, ja zu ihm auf. Um 14000 v.Chr. erscheint es auf den Wandbildern in der Höhle von Lascaux; um 16000, als ein gejagtes, auf denen der Häuser im anatolischen Çatal Hüyük. Ein Stierkopf zierte eine Leier aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend, die auf dem königlichen Friedhof von Ur in Mesopotamien gefunden wurde. Apis hieß der heilige Stier von Memphis, in dem sich der Gott Ptah verkörperte; auch von ihm haben sich Bilder erhalten. Um Europa zu entführen, verwandelte sich sogar Zeus in einen Stier. Von einem kultischen wie zugleich sportlichen Spiel zeugen um 1550 ein Fresko im Palast von Knossos auf Kreta und der sogenannte Stierspringer, eine Skulptur. Ein Relief eines Stiergotts entstand um 1150 in Susa, die Statue eines geflügelten Stiers, der als Torwächter diente, um 700 im irakischen Chorsabad. Die Bodenplatte des keltischen Kessels von Gundestrup in Dänemark, die zwischen dem 2. und dem 1. Jahrhundert entstand, scheint ein Stieropfer zu zeigen. Es war etwas Göttliches um dieses Tier, von Anfang an.¹⁰ Im Kult der Kybele kam das sogenannte Taurobolium, die Taufe mit Stierblut, vor. Und Mithras, dessen Kult sich in nachchristlicher Zeit im ganzen römischen Reich verbreitete, tötete und opferte der Sage nach einen Stier, aus dessen Blut sich die Erde erneuerte.¹¹ Diese Sage ließ sich dann schon im christlichen Sinne deuten.¹² Insgesamt gilt, dass der frühe Mensch im Tier „ein geheimnisvolles Wesen nicht niederer, sondern höherer Art“¹³ sah.

Ein Auftrag, und was aus ihm wurde

Im Jahre 2000 kam der Gedanke an ein solches Denkmal zum ersten Mal auf, und der Bildhauer, Prof. Klaus Ringwald aus Scho-nach im Schwarzwald, schuf schon ein Modell. Als dann, im Jahre 2003, die Gemeinden aus dem Kirchspiel Kork ihr 1225-jähriges Jubiläum feierten, machte sich vor allem die (1821 gegründete) ‚Lesegesellschaft Kork‘ den Plan zu eigen und brachte die ersten Gelder zusammen. Im Jahre 2007 wurde die Finanzierung gesichert, im August 2008 der Vertrag geschlossen. Die Aufgabe, die der Bildhauer sich stellte, war neu und ihre Lösung schwer, allein schon in technischer Hinsicht. Ein Stier, in Lebensgröße in Bronze gegossen, nach einem lebensgroßen Gipsmodell!

Ringwald ist mit seinen Werken für den öffentlichen Raum bekannt, ja berühmt geworden: zumal mit seinen Brunnen,

Toren, Säulen, seinen Altären und Figuren.¹⁴ Aber als Porträtist, der er von ganzem Herzen ist, hat er immer auch Bilder von Menschen gemacht – und von Tieren, vielmehr von Viechern, wie er sie gerne nennt.¹⁵ Das edle Pferd, das stolze Ross, das die Bildhauer seit je am meisten reizte, kommt in seinem Kosmos eher selten vor; eher die angeblich dumme Kuh.¹⁶ Und die Kühe kennt er gut, seit er sie als Kind auf den heimatlichen Weiden hüten musste. (Er hat oft erzählt, wie froh er war, wenn, im späten Herbst, eine von ihnen etwas fallen ließ; denn dann konnte er, der barfüßige Hirtenbub, endlich einmal seine Füße wärmen.)

Doch ein Stier ist keine Kuh, auch kein Ochse: er gilt, anders als diese, als Inbild und Inbegriff der Kraft. Wer ihn, im Sinn des Sprichworts, bei den Hörnern packt, hat gewonnen; so wie der, der ihn in der Arena zur Strecke bringt. (Die Rede ist vom spanischen Stierkampf, den Pablo Picasso in zahllosen Bildern festgehalten hat.) Vom Stier sagt das schon zitierte mittelalterliche Bestiarium, sein Rücken sei „so hard that arrows simply bounce off“¹⁷ – so hart, dass Pfeile einfach abprallen. Auch in dieser Hinsicht mag mancher sich an ihm ein Beispiel nehmen; auch der Bildhauer selber, der, oft aus dem Hinterhalt, oft genug angeschossen worden ist.

Doch dieser Stier, hier in Kork, ist schon am Ende seiner Kraft. Noch ist das Hinterteil, sind die Hinterbeine hoch aufgestemmt, und der Schwanz reckt sich wie eine Standarte; aber die Vorder-

Abb. 3: Erwin Teufel und Klaus Ringwald im Gespräch



beine gehen schon in die Knie, die breite Brust berührt die Erde; und in diesem Augenblick bäumt sich der Stier zum letzten Mal auf und stößt sich, mit einer gewaltsamen Wendung des gewaltigen Haupts, das Horn ins Herz.¹⁸ Zwei Momente, das Stehen und das Stürzen, halten einander die Waage, heben einander auf. Ein anderer, gespannter Gegensatz besteht zwischen dem massigen, aus Wölbungen und Höhlungen, konvexen und konkaven Oberflächen gebildeten Körper des Tiers und seiner Behaarung an Kopf und Schwanz, die ornamental behandelt ist. Auch das fein gefältelte Tuch, das über seinem Rücken liegt, stellt in Form und Farbe einen solchen Gegensatz dar; und auch es ist ein Ornament, ein Schmuck und zugleich ein Hinweis auf den Schmuck, den man dem Tier auf den Weg gab – oder schon darauf, dass man es begrub, „als ob es ein Christenmensch wäre gewesen“?

Nun steht er da

Am 8. August 2009 wurde der Stier auf dem Bühl in Kork feierlich enthüllt; also dort, wo sein Vorbild seinen sagenhaften Lauf einst begonnen und beendet hat; dort, wo einst das Waldgericht tagte. Der Bühl ist die Urzelle des Dorfes, das Zentrum der Korker Mark und mit den Fachwerkhäusern, die ihn umrahmen, „vielleicht der schönste Platz im Hanauerland“¹⁹. Es war freilich auch ein schönes Fest, mit viel Musik und mit vielen Reden, von denen die des ehemaligen Ministerpräsidenten Erwin Teufel und die des Bildhauers selber besonders zu erwähnen wären. Es war ein Fest, das viele vereinte, die sich, als der Plan entstand, noch nicht einig waren. Sie haben verstanden, was die Sage vom Stier sagen will: dass man in Frieden leben soll.



Abb. 4: Der Stier,
Vorderansicht

Anmerkungen

- 1 Gemeint sind die Dörfer Kork, Bodersweier, Linx, Windschläg und Appenweier; aber auch Neumühl, Querbach und Odelshofen sowie Sand, Legelshurst und Hausgereut waren auf verwickelte und verwirrende Weise mit im Spiel; vgl. Herrmann, Hans: Kork im Hanauerland. Die Geschichte des Dorfes vor dem Hintergrund der Stadt Straßburg. Kehl 2002, 22–29.
- 2 Zit.n. ebd., 26.
- 3 Zit.n. ebd.
- 4 Dörrenberg, Irmgard: Das Zisterzienser-Kloster Maulbronn. Würzburg 1938, 11; Künzig, Johannes (Hrsg.). Schwarzwald-Sagen. Jena 1930, 222f.
- 5 Vgl. Jes 1,3 bzw. Num 22,21–33.
- 6 Bestiary, being an English version of the Bodleian Library, Oxford M.S. Bodley 764 with all the original miniatures reproduced in facsimile. London 1992, 88.
- 7 von den Steinen, Wolfram: Homo Caelestis. Das Wort der Kunst im Mittelalter. Bd.1 (=Textband). Bern und München 1965, 189.
- 8 Man glaubte, „die Löwen kämen tot auf die Welt und würden erst am dritten Tage durch ein Brüllen ihres Vaters zum Leben erweckt“ (ebd.). – Zur Darstellung der Evangelisten vgl. auch Huysmans, J.K.: Die Kathedrale. Roman. Bd.2. Berlin o.J., 173–175; zur symbolischen Bedeutung der Tierwelt insgesamt 168–182.
- 9 Zu einer besonderen Ehre kamen die Stiere (oder Ochsen?) an der Kathedrale von Laon, von deren Türmen sie in 16-facher und überlebensgroßer Ausführung herunterblicken; warum, ist „bis heute unerklärt“ (Clemen, Paul/ Hürlimann, Martin: Gotische Kathedralen in Frankreich. 5.Aufl. Frankfurt a.M. 1960, 208).
- 10 Einen solchen Stier, also einen der altorientalischen Götter, stellte das Goldene Kalb (Ex 32, 1–6, 32,4; 1 Kön 12,28, 14,9) dar. Einen Stierkopf trug auch der Minotaurus.
- 11 Ein diesbezügliches Relief aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. wurde in Osterburken gefunden und wird in Karlsruhe gezeigt.
- 12 Nicht zufällig erhebt sich die Basilika San Clemente in Rom über einem Mithras-Heiligtum.
- 13 Kirchgässner, Alfons: Die mächtigen Zeichen. Ursprünge, Formen und Gesetze des Kultes. Basel/Freiburg/Wien 1959, 123.
- 14 Vgl. Ringwald, Klaus: Bronzeportale am Villingen Münster. Stuttgart/Zürich 1985; ders., Der Marienbrunnen in Waghäusel. Stuttgart/Zürich 1990; ders., Der Münsterbrunnen in Villingen. Stuttgart/Zürich 1992; Legler, Rolf: Der Welcoming Christ in Canterbury von Klaus Ringwald. In: Das Münster 3/1994, 253–259; ders., Das Wunder von Mannheim. Festschrift zur Altarweihe der Jesuitenkirche Mannheim. Lindenberg 1997; Ringwald, Klaus (Hrsg.): Der Welcoming Christ in Canterbury. O.O., o.J. [2009].
- 15 Vgl. Legler, Rolf: Menschenbilder. Klaus Ringwald, der Porträtist. Lindenberg 1999; Werner, Johannes: Einer, der Bilder von Menschen macht. Hinweis auf Klaus Ringwald. In: Badische Heimat 4/2000, 693–699; Ringwald, Klaus (Hrsg.): Carlo Schmid im Palais Beauharnais. O.O., o.J. [2003]; Legler, Rolf: Menschen gestalten – Menschengestalten. Bronzeporträts von Klaus Ringwald. Stuttgart 2004; Ringwald, Klaus (Hrsg.): Robert Schlund im Collegium Borromaeum. O.O., o.J. [2008]; und insgesamt: Werner, Johannes: Ein Meister aus dem Schwarzwald. Klaus Ringwald und sein Werk. In: Almanach (Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises) 31 (2007), 160–173.
- 16 Zu nennen wären hier ‚Die Pollinger Kuh‘ (1966), ‚Das große Geschäft‘ (1976), oder der Ochse als stummer Zeuge der Geburt Jesu auf dem Münsterportal in Villingen (1983). Dass Ringwald aber auch Pferde ‚kann‘, zeigt der nicht ausgeführte Entwurf für ein – der badischen Revolution gewidmetes – Denkmal in Waghäusel.
- 17 Bestiary, a.a.O.
- 18 Vgl. dazu die ‚Sich niedertuende Kuh‘ von Gerhard Marcks (1948) und die zahllosen Kühe, Kälber – und Stiere – von Ewald Maturé.
- 19 Herrmann, a.a.O., 6.

Die Schicksalsjahre meiner Urgroßeltern

Anna-Maria Münchenbach

Einleitung

Trotz der Zeit der starken Männer, die die Zeit des Nationalsozialismus zu sein schien, war dies auch die Zeit der Frauen, da die meisten Männer abwesend und dadurch handlungsunfähig waren. Und es war die Zeit der Verfolgung, die Zeit des Krieges, der Besatzung und des Wiederaufbaus und die Zeit danach.

In dieser Epoche bewiesen meine Uroma und meine Oma Mut. Die eine, weil sie ihren Mann liebte, und die andere, weil sie ihren Vater liebte. Neben dem Leid meines Uropas sind es aber auch die Willenskraft und das Engagement einer Martha Schanzenbach wert, einen Aufsatz über diese Frauen zu schreiben.

Ich habe mit meinem Vater oft über Geschichten dieser Art in der Geo-Bücher-Reihe gesprochen. Es waren Geschichten über den Blizzard von New York anfangs des 20. Jahrhunderts, oder die Geschichte aus einem Zeitungsbericht über die Schlacht bei Verdun im Ersten Weltkrieg, aber auch ein Bericht über den Feuersturm über Hamburg im Zweiten Weltkrieg. Diese Geschichten zeugen doch davon, wie schnell Geschichte in Vergessenheit geraten kann und wie wenig man dann über die Vergangenheit weiss. Mit diesem Aufsatz will ich einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass ein Teil der Geschichte, ein Teil der Geschichte meiner Familie, nicht vergessen wird.

Sonntagsnachmittagsspaziergang

Soweit ich zurück denken kann, gehen wir, das sind meine Eltern, meine fünf Geschwister und ich, mehrmals im Jahr am Sonntag nach Gengenbach. Mein Vater oder meine Mutter parken unser Auto immer auf der Schneckenmatt und dann laufen wir im Park. Irgendwann toben meine Geschwister und ich uns dann auf dem naheliegenden Spielplatz aus. Danach besichtigen wir manchmal die sehenswerten alten Bauten, oder wir gehen einfach durch die Stadt, um ein Eis zu essen. Manchmal laufen wir zum „Bergle“ hinauf. Als meine jüngeren Geschwister noch nicht laufen konnten, gingen wir nicht die Abkürzung zum „Bergle“ hoch, sondern den Fahrweg. In der Siedlung unterhalb des „Bergles“ wurden die Straßen nach bekannten Persönlichkeiten benannt. Einen der Namen habe ich damals gut behalten können. Die Straße war nach Martha Schanzenbach benannt. Sie



Meine Familie mit der Oma

war Politikerin und hat den Schwächeren oft geholfen. Ich konnte mir den Namen vielleicht deshalb merken, weil sie eine Frau war und mich die fürsorgliche Politikerin ansprach. Außerdem hat meine Oma die Frau Schanzenbach oftmals erwähnt.

Nachdem wir Kinder tobend das „Bergle“ wieder hinabgestiegen waren, fuhren wir zur Oma Schmid. Sie wartete meist schon fertig angezogen auf uns. Wir fuhren mit ihr zum Friedhof und besuchten das Grab meines Opas. Nach dem Besuch des Grabes fuhren wir wieder zur Oma. Dort sahen wir Kinder fern. Oma

und meine Eltern tranken Kaffee. Oft sprach unsere Oma von vergangenen Zeiten. Auch wenn in ihren Erzählungen immer eine gewisse Traurigkeit herausklang, so waren die Geschichten für uns ältere Kinder doch sehr interessant. Nach dem Besuch fuhr die Familie zeitig nach Hause. Zum einen mussten wir Kinder rechtzeitig ins Bett und zum anderen wurde es Oma mit der Zeit zu unruhig mit uns Kindern.

Meine Oma



Meine Oma wurde am 21.02.1926 in Hofweier in der Hauptstraße als jüngstes von vier Kindern geboren. Später hat ihr Vater Joseph Rudolf in der Berglestraße ein Haus mit Stall und Scheune gebaut. Das Haus steht noch. Nach dem Tod meiner Uroma hat es meine Oma geerbt und jetzt besitzt es meine Mutter. Nach der Schulzeit meiner Oma besuchte sie die ländliche Berufsschule für Mädchen. Sie arbeitete dann als Hausmädchen in einem Café und später in einem Pfarrhaus. Sie ging 1949 als Hilfsarbeiterin in die Firma Burda und war dort tätig bis 1961. In diesem Jahr heiratete sie meinen Opa Johannes Schmid. Mit ihm zog Oma meine Mutter und meinen Onkel groß. Meine Oma starb am 14.11.2007.



Meine ersten zwei Schuljahre bei der Oma

Während meiner Grundschulzeit gab es die verlässliche Grundschule noch nicht. Da Mama immer wieder stundenweise arbeitete, ging ich zu der Zeit in eine private Schule mit festen Schulzeiten. Oft war ich dann nach der Schule bei Oma. Sie half mir dann bei den Hausaufgaben und lernte mit mir für die Klassenarbeiten. Sie freute sich mit mir über vieles und wir hatten ein inniges Verhältnis zueinander. Sicherlich hängt es damit zusammen, dass ich ihr erstes Enkelkind war. Oft waren auch meine

Geschwister bei ihr. Dann war es ganz schön lebendig und Oma war froh, wenn Papa oder Mama uns wieder abholten. Oma konnte herrlich erzählen, natürlich auch Geschichten von meiner Mama und meinem Onkel. Zu den Geschichten zeigte uns Oma auch immer die passenden Bilder. Sie zeigte auch gerne Bilder von Opas Heimat, dem Schappachtal. Ab und zu fuhren wir mit Oma in dieses Tal und besuchten die Verwandten von Opa. In den letzten Jahren war der Grund des Besuches meist die eine oder andere Beerdigung. Zunehmend beschäftigte mich die Tatsache, dass Oma immer mit gemischten Gefühlen einige Kuverts mit Bildern auf die Seite legte. Diese Bilder durften wir erst kurz vor ihrem Wechsel nach Weihungszell anschauen.

Die Privatschule besuchte ich schon bald nicht mehr. Da es bald die verlässliche Grundschule gab, wechselte ich in die Grundschule nach Zell am Harmersbach. Dadurch verringerte sich der Fahrtaufwand und der Tagesablauf wurde für uns alle einfacher.

Ein Wochenende bei meiner Oma

Ich wurde älter und Oma auch. Sie wurde nicht nur älter, sondern auch schwächer. Dazu gesellte sich zunehmend ihre Abneigung gegen das Alleinsein. Darüber habe ich mir schon damals Gedanken gemacht. Vielleicht mag man im Alter nicht gerne allein sein, aber ich verspürte bei ihr auch eine tiefe Abneigung gegen Institutionen und Behörden. Deshalb musste mein Vater vieles regeln und die Briefe für sie vorschreiben. Da nun Oma nicht mehr so vital war, durfte ich mit elf Jahren am Wochenende zu der Oma „in die Ferien“. Das war nicht immer leicht für meine Eltern. Sie sorgten sich um mich und Oma. So nach und nach, je älter ich wurde, erzählte mir Oma auch Geschichten, die sie vorher so nie erzählt hatte. Ich hatte den Eindruck es tat ihr weh und doch war sie froh, darüber sprechen zu können. Sie erzählte mir manchmal von ihren Erlebnissen während des Krieges. Wie die Menschen aus ihrer Umgebung bei Angriffen der Kriegsgegner in einen unterirdischen Bunker flüchten mussten. Omas altes Haus hat bis heute eine Kellerdecke aus Beton. Das war damals so nicht üblich. Der Keller galt daher als sicher vor Bomben. Deshalb standen damals im Keller Bettgestelle aus Eisen. Bei Angriffen flüchtete die Familie in den Keller. Aber es flüchteten bei Gefahr auch die Leute auf der Straße hinunter, die keine Zeit mehr hatten, in den Schutzbunker zu flüchten.

Oma hatte ihren festen Tagesablauf. Diese Regelmäßigkeit half ihr trotz des Alters und den damit verbundenen Gebrechen, den Alltag zu meistern. Dazu war auch eine gewisse Voraussicht und Planung erforderlich. Das konnte ich so nicht. Zumal ich mir in



Oma und ich

der heutigen Zeit über vieles gar keine Gedanken zu machen brauchte. Manchmal hielt ich dieses Verhalten für etwas daneben und doch zeigte es sich, dass Oma Recht hatte. Neben meinen

Eltern ging auch ich meiner Oma zur Hand und half ihr. Dabei lernte ich einiges aus dem Haushalt, aus dem Garten oder beim Einkauf. Oma verstand von allem etwas. Auch mein Papa und meine Mama verstehen manches. Aber Omas Wissen war doch irgendwie anders. Sie wusste ganz andere Zusammenhänge und Wirkungen der Dinge zueinander, als wir dies heute kennen. So kannte sie im Garten die Wirkungen des Jahresablaufs, zum Beispiel wann genau man Zwiebeln pflanzen sollte. Sie kannte aber auch die Wirkungen der Pflanzen zueinander. Oma wusste, welche Pflan-

zen man zusammen pflanzen konnte oder musste. Sie wusste aber auch, bei welchen dies schädlich ist. Sie kannte auch die Auswirkungen der Pflanzen auf die Tiere und Menschen. Oma kannte auch andere Wirkungen. So erzählte sie, dass früher immer dort Häuser gebaut wurden, wo sich die Kühe niederlegten. Dagegen sollte dort kein Haus gebaut werden wo sich Katzen gerne aufhielten. Dies hat meiner Meinung nach nichts mit Aberglauben zu tun. Aber dafür gibt es eben keine „Beweise“ und unsere heutige Zeit hat für solche Beobachtungen und Rituale kein Gespür mehr. Irgendwie ist es schade um diesen Verlust. Oma hatte eine Zeitlang noch Katzen und Hühner. Manchmal erzählte sie auch von der „Liesel“, einer Kuh. Mit der Liesel hatte meine Oma nach der Ermordung ihres Vaters lange den Ackerboden gepflügt. Die Setzlinge für den Garten zog die Oma über die Winterszeit selber heran. Meine Oma lebte überwiegend von den Erzeugnissen aus ihrem Garten. Sie konnte auch gut kochen und lernte mir vieles. So kochte sie zum Beispiel bei Durchfall eine gebrannte Mehlsuppe. Und das half sogar innerhalb kurzer Zeit den Durchfall zu stoppen. Manchmal war ich auch „bockig“ und wollte nicht immer so, wie sie es gerne gehabt hätte. Oma konnte dann sehr bestimmend sein. Aber wir waren nicht lange böse miteinander. Abends sahen wir fern oder redeten miteinander.

Oma achtete immer sehr auf ihre Gesundheit und betete viel. Sie zündete dabei eine Kerze an. Das kannte ich nicht. Meine Eltern hatten wohl bei der großen Kinderzahl gegenüber einer brennenden Kerze ziemlich viele Bedenken. Das mit der Kerze und den Gebetsritualen war schon eine andere Welt. Es war befremdend und doch strahlte es Geborgenheit aus. Es war deshalb befremdend, weil in dieser kurzen Zeit kein Strom wirkte, kein

Fernseher lief und kein elektrisches Licht brannte. Die Kerze erhellte den Raum auf eigenartige Weise. Die Kerze warf auch Schatten auf die Gegenstände im Raum. Bei Luftzügen konnten sie sich gespenstisch „bewegen“. Das Spiel der Kerze wurde durch die Gebetsformeln meiner Oma ergänzt. Ähnliches kannte ich nur aus dem Fernsehen von irgendwelchen Schamanen aus fremden Völkern.

So nach und nach erzählte Oma weiteres von ihren Geschwistern von der Uroma und vom Uropa. Vom Uropa hatte sie lange wenig erzählt, doch durch die Geschichten über ihren Bruder Josef, der Oberlehrer war, kam sie auch auf ihren Vater zu sprechen. Das Sprechen über ihren Vater belastete sie anfangs schwer. Es schien für sie ein Trauma zu sein. Es ist schwierig, alles Gesagte und alles Erfahrene zu schildern. Deshalb werde ich mich auf das Wesentliche beschränken. Meine Oma war eigentlich eine mutige und tapfere Frau.

Die Uroma Karolina Rudolf

Meine Uroma hieß Karolina Rudolf und war eine geborene Dörfer, Witwe des Josef Rudolf, der Zugführer aus Hofweier war. Sie wohnte bis zu ihrem Ableben in der Berglestraße. Der Eheschluss der beiden erfolgte am 2. Oktober 1920 in Hofweier. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, nämlich die Söhne Josef und Alfons und die Töchter Mathilde sowie Imelda, meine Oma, die am 21.02.1926 geboren wurde.

Für meine Uroma waren die letzten Kriegsjahre sehr hart. Härter als für die übrigen Dorfbewohner, da sie sehr von den Nazis drangsaliert worden ist. Dennoch zeigte sie sich gegenüber anderen, denen es auch schlecht ging, hilfsbereit und erfuhr somit selbst immer wieder Hilfe. Es gab in den Jahren 1937 und 1938 einen Zwischenfall. Der Uropa wurde von den Nazis verhaftet. Jedoch beruhigte sich die Situation für meine Urgroßeltern und deren Familie bis in die letzten Kriegsmonate.

Auf meine Uroma Karolina kamen sehr viele Herausforderungen zu. Die Söhne waren schon lange im Krieg an der Front. Der Uropa war seit September 1944 in Haft und verstarb am 02.01.1945 in Flossenbürg. So mussten im Wesentlichen meine Oma und die Großtante zum Haupterwerb der Familie die Nebenerwerbslandwirtschaft betreiben. Nach dem Krieg kämpfte meine Uroma gegen das Unrecht an, das ihr und der Familie angetan worden war. Zwar konnte die Zeit nicht mehr zurückgedreht werden, aber ihr Mut gab ihr Recht.

Auf Grund der Drangsalierungen durch die Nazis und später durch die Ignoranz der Behörden in der Nachkriegszeit war meine Uroma zunehmend ausgezehrt. Dies kann man anhand der ein-



zelen Passbilder, die im Verlaufe der Jahre entstanden sind, nachvollziehen. Deshalb verfasste sie 1954 ihr erstes Testament. Dieses wurde im Nachhinein nur verändert, weil einige Kinder vorweg Zuwendungen erhielten. Die Uroma war in allem eine korrekte und sehr gerechte Frau.

Ende der fünfziger Jahre wurde die Uroma Karolina zunehmend kränklicher. Sie hatte Krebs. Da meine Großtante und die Großonkels verheiratet waren, wurde sie von meiner berufstätigen Oma gepflegt. Der Pflegeaufwand wurde auf Grund der fortschreitenden Krankheit zunehmend umfangreicher. Meine Oma pflegte die Uroma aufopferungsvoll. Sie nahm wegen der Pflege meiner Uroma oft unbezahlten Urlaub. Die Großtante Mathilde entschuldigte sich später einmal, dass sie sich wegen ihrer Kinder bei der Pflege nicht so einbringen konnte, wie es meine Oma getan hatte. Uroma Karolina verstarb am 18.02.1960 im Krankenhaus.

Der Uropa Josef Rudolf



Mein Uropa Josef Rudolf wurde am 16.06.1895 in Hofweier geboren. Nach dem Besuch der dortigen Schule durchlief er wie viele junge Leute aus seiner Gegend eine Ausbildung als Schaffner bei der Reichsbahn. Er war sehr religiös, was sich auch in seiner politischen Haltung niederschlug. Er brachte es vom Reichsbahnschaffner zum Zugführer.

Auf Grund seines Glaubens und der damit verbundenen ablehnenden Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus wurde er verfolgt und verstarb am 02.01.1945 in Flossenbürg (vgl. Anlage 8).

<p>Bad. Amtsgericht III</p> <p>Urk.Reg. I 57 / 1946 Hofweier.</p>	<p>Offenburg, den 16. Juni 1947.</p> <p>Feststellung des Todes und des Zeitpunktes des Todes des Lagerarbeiters Josef Rudolf in Hofweier.</p>
<p>1. Gemäß §§ 39 ff. Verschollenheitsgesetz wird festgestellt: Der am 16. Juni 1895 in Hofweier geborene, zuletzt in Hofweier wohnhaft gewesene Lagerarbeiter Josef Rudolf ist am 2. Januar 1945 im Konzentrations-Lager Flossenbürg gestorben.</p>	
<p>2. Die Kosten des Verfahrens einschließlich der notwendigen außergerichtlichen Kosten der Antragstellerin fallen dem Nachlaß zur Last.</p>	
<p>Frau Caroline Rudolf, geb. Dörfer, <u>Hofweier.</u></p>	<p>gez. Krakert Ausgefertigt Der Urkundsbeamte der Geschäftsstelle <i>Krakert</i></p>



Das Schicksal meiner Urgroßeltern und meiner Oma

Mein Uropa war tüchtig, fleißig und ehrgeizig und hatte seine religiöse Weltanschauung. Er lebte sein Leben und seine Lebensauffassung. Aber die Zeit von 1933 bis 1945 war nicht die Zeit, in der man sein Leben leben durfte. Es war die Zeit des Nationalsozialismus und der Nazis, eine Zeit, in der einige wenige die Macht hatten, über das Leben vieler zu bestimmen..

So erging es auch meinem Urgroßvater. Dadurch, dass er seine religiöse Weltanschauung hatte und versuchte, sein Leben nach dieser Moral zu leben, stand er zwangsläufig im Widerspruch zur damaligen Zeit. Es war eine Zeit der Intoleranz und der Verfolgung. So war man entweder Deutscher und arisch oder man war es nicht. Entweder war man ein Nazi oder man war es nicht. Und wer nicht dafür zu sein schien, war zwangsläufig dagegen. Die Tücke der damaligen Epoche bestand auch darin, dass es nun nach den schlechten Zeiten, dem Börsenkrach, der Arbeitslosigkeit sowie den politischen Wirren, endlich wieder aufwärts zu gehen schien. Endlich gab es wieder Arbeit, Essen und einen gewissen Wohlstand. Nur – das alles sprach, so meine Oma, den Uropa nicht an. Er durchschaute als einer der wenigen das Spiel der damaligen Politik. Er ahnte vielleicht, welche Folgen diese Politik haben würde. Daraus machte er in mutiger Weise keinen Hehl. In dem Zug, in dem er als Zugführer tätig war, fand man Flugblätter gegen die Politik Hitlers. Da er dies seinen Vorgesetz-

ten nicht gemeldet hatte, wurde ihm der Vorfall angelastet. Dies führte dazu, dass er am 29.11.1937 zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Außerdem wurde er aus dem Bahndienst entlassen. Jedoch gelang es ihm, sich ein Stück weit zu rehabilitieren. Die Strafe wurde ihm erlassen, jedoch hatte er von nun an einen „Makel“. Der Uropa musste nun, nach der Erzählung meines Großonkels, wie ein Kriegsgefangener da und dort Hilfsarbeiten verrichten. Folglich verhielt sich mein Urgroßvater sehr ruhig und ging Konflikten mit den Nazis aus dem Weg. Er hatte das Glück, nicht zum Kriegsdienst eingezogen zu werden. Dadurch war die Versorgung der Familie etwas günstiger als bei manch anderen Dorfbewohnern. Dies führte bei dem einen oder anderen aus dem Dorf zu Neid und Missgunst. Diese Situation und der Zusammenbruch der deutschen Fronten erregten zunehmend die Aufmerksamkeit der herrschenden Nazis im Ort.

Eines Sonntags im Herbst 1944, wurde er von dem Gauleiter und seinen Helfern nach dem Gottesdienst abgefangen. Er wurde provozierend mit „Heil Hitler“ begrüßt. Mein Uropa ahnte Böses und grüßte dennoch unbekümmert mit „Grüß Gott“ zurück. Am nächsten Morgen kam die Gestapo, also die Geheime Staatspolizei. Die Gestapo-Leute drangen in den Hof ein und zogen den Uropa, der gerade beim Abladen der Ernte in der Scheune war, vom Wagen. Sie schlugen ihn und nahmen ihn mit. Der Uropa wurde nach Offenburg in das Gefängnis gebracht. Tags darauf durfte er noch zu Hause etwas Wäsche und Waschzeug holen. Dadurch wussten meine Uroma und die Familie, wohin er verschleppt worden war. In Offenburg blieb er mehrere Tage. Für meine Uroma und deren Kinder sowie für die Verwandten war das eine große Aufregung. Was sollte man tun? Um etwas zu unternehmen brauchte man Mut.

Diesen Mut brachte meine Oma auf. Sie überwand die lähmende Angst und fuhr tags darauf kurzentschlossen mit dem Fahrrad zu ihm ins Gefängnis. Tatsächlich durfte sie unter Aufsicht mit ihrem Vater sprechen. Er war froh. Beim Gespräch, so meine Oma, musste man sehr vorsichtig sein und genau überlegen was man sagte. Denn es durfte nur unter Aufsicht miteinander gesprochen werden. Es war also ein Aufpasser dabei. Diesen galt es so unbemerkt wie möglich zu beobachten. Bei dessen Unaufmerksamkeit konnte man doch die eine oder andere Information austauschen. Das Gespräch wurde immer nach 10 bis 15 Minuten abgebrochen. Länger durfte man nicht reden. Mein Uropa brauchte immer wieder Wäsche und Waschzeug. Das überbrachte meine Oma, wenn sie ihn mit dem Fahrrad besuchte. Sie besuchte ihren Vater, so oft es ihr die Zeit zuließ. An diesen Ablauf hatte man sich gewöhnt. Dann jedoch wurde mein Uropa überraschenderweise im Oktober 1944 nach Kenzingen in die

Metzgerstraße 70 verlegt. Allein der Straßename klingt schon wie ein böses Omen. Meine Oma hing an ihrem Vater. Und so fuhr sie nach dem Bekanntwerden des neuen Haftortes mit dem Fahrrad nach Kenzingen. Wegen der Entfernung und der damaligen Verhältnisse war dies natürlich aufwendiger, schwieriger und auf Grund des nahenden Kriegsendes auch sehr gefährlich. Die Front rückte immer näher. Deshalb musste vieles auch über den Postweg erledigt werden.

So sind mir drei Postkarten von meinem Uropa aus dieser Zeit erhalten geblieben (vgl. Anlage 4–6). Auffallend ist, dass er die Sätze sehr kurz, sozusagen „atemlos“ gefasst hat. Grundsätzlich bedankt sich mein Urgroßvater immer wieder für die Zuneigung seiner Familie. Scheinbar war ihm dies ein großer Trost. Danach ermahnt er „seine Lieben“ die täglichen Pflichten nicht zu vergessen. Ich denke, das zeugt davon, dass mein Urgroßvater in Gedanken sehr bei seiner Familie war und mit ihr den üblichen Tagesablauf „durchging“. Vielleicht hatte ihn dieses Verhalten vor der Verzweiflung bewahrt und ihm in der trostlosen Zelle eine Perspektive gegeben.

So ermahnt der Urgroßvater mit der Karte vom 08.10.1944 seine Frau, die Felder so gut es geht abzuernten und den anderen, die mehr zu leiden haben, einen Teil von den Früchten zu geben. Weiterhin erinnerte er daran, die Felder zu bestellen und teilte mit, wo sich der Samen dazu befindet. Es schmerzt ihn, weil seine Söhne nach dem Heimaturlaub wieder zur Front mussten.

Mein Urgroßvater schien arglos und beliebt gewesen zu sein. Arglos, weil er hoffte bald entlassen zu werden. Beliebt deshalb, weil ein anonymes Schreiben trotz des Risikos entdeckt zu werden, mit Schreiben vom 24.10.1944 meine Uroma unerwartet darüber informierte, dass mein Uropa von Kenzingen wieder nach Offenburg verlegt worden war. Der unbekannte Schreiber hatte den Brief mit Bleistift und in hastiger Weise geschrieben (vgl. Anlage 7). Scheinbar wurde der Brief heimlich und unter großer Gefahr verfasst. Von behördlicher Seite wurde die Familie nicht informiert. Das war kein gutes Zeichen. Mein Uropa wurde dann von Offenburg nach „unbekannt“ verlegt. In diesem Zusammenhang benachrichtigte die Gefängnisverwaltung die Uroma darüber, dass sein Rasierzeug und die Wäsche abgeholt werden konnte. Die Uroma und ihre beiden Töchter, traf dies wie ein Schlag. Meine Uroma soll nach dem Erhalt der Nachricht gesagt haben, wenn er das Rasierzeug nicht mehr braucht, werden wir ihn nicht mehr wiedersehen.

Im Nachhinein erfuhr meine Uroma von der Verlegung meines Uropas aus dem Gefängnis in Offenburg in das Konzentrationslager Flossenbürg. Der Uropa war dann auch nicht mehr der Zugführer, sondern auf Grund seiner damaligen Verurteilung nur



Meine Uroma mit ihren Töchtern

noch Lagerarbeiter. Dort verstarb er am 2. Januar 1945. Diese Nachricht wurde meiner Uroma von der Gendarmerie aus Niederschopfheim mündlich überbracht. Wie später Bekannte von der Oma berichteten, tat sich der Gendarm mit der Überbringung der Nachricht sehr schwer und litt im Nachhinein lange darunter. Aber entschuldigt hatte er sich nicht. Als Todesursache wurde typischerweise Herzschwäche genannt (vgl. Anlage 8 „Nachricht vom 06. Januar 1945“ und Anlage 10). Mein Großonkel Josef meinte, er wäre zu Tode geschunden worden, da sein Vater immer stattlich und gesund war.

Im Nachhinein gesehen beginnt jetzt die eigentliche Leidensgeschichte, von der meine Uroma, meine Oma sowie meine Großtante Mathilde sich nie mehr richtig erholten. Irgendwie gelang es der Familie innerhalb dieser letzten Kriegstage, den Söhnen an der Front die Nachricht vom Tode des Vaters zu übermitteln. Daraufhin desertierten beide und tauchten unter.

Auch diese Zeit ging vorüber. Die französische Besatzungsmacht kam und meine Uroma und die Töchter wurden gleich als Opfer der Nazis anerkannt. Meine Uroma erhielt einen Ausweis mit dem Vermerk „Ausweis für die Opfer des Nationalsozialismus“ (vgl. Anlage 9 „Ausweis für die Opfer“). Das erleichterte das alltägliche Leben um einiges. Zum Beispiel blieb der Uroma auch ein gewisses Misstrauen erspart, welches die französische Besatzungsmacht gegenüber den Deutschen hegte. Nachdem die zivile Gewalt an die Behörden der neuen Bundesrepublik Deutschland übergegangen war, wurde es für die Familie meiner Uroma wieder schwieriger.

So wurde meine Uroma nun nicht mehr als ein Opfer der Nazis anerkannt. Das Finanzamt verlangte eine sehr hohe Erbschaftssteuer für das bescheidene Erbe meines Urgroßvaters. Offensichtlich lebten einige Nazis in den Behörden wieder auf. Mit

Schreiben vom 6. April 1948 widersprach die Uroma dem Bescheid des Finanzamtes. Es folgte ein langer Schriftwechsel.

Weiterhin wurde ihr vom Badischen Ministerium der Finanzen in Freiburg sowohl die Witwenrente als auch die Gewährung einer Entschädigung für die Haft des verstorbenen Ehemannes sowie ein Ersatz für die sonstigen Schäden, was gesetzlich möglich war, bis in das Jahr 1952 verwehrt (vgl. Anlage 11 „Schreiben Az: II-17-391-50“). Allerdings hat der Oberstaatsanwalt aus Mannheim mit Schreiben vom 28. April 1950 das Urteil über meinen Uropa aus dem Jahre 1938 zurückgenommen (vgl. Anlage 12). Er wurde insofern rehabilitiert. Trotzdem mussten meine Uroma und vor allem meine Oma, da sie überwiegend die Behördengänge erledigte, durch die zähen Mühlen der Behörden gehen. Die Beamten verwehrt so gut wie alles und die Familie darbt (vgl. Anlage 13). Die Uroma lebte von einer kleinen Eisenbahnerrente und vom Einkommen meiner Oma und der Großtante. Von den Erträgen aus der kleinen Landwirtschaft ernährten sie sich. Die Söhne galten lange als verschollen. Es war Not wie überall in Deutschland. Es wurde etwas besser als das Apostolische Institut des schweizischen katholischen Volksvereins in Zürich von der Situation meiner Uroma Nachricht erhielt. Dort lebte ein naher Verwandter, der Jesuit war und ebenfalls vor seiner Flucht in die Schweiz auch von den Nazis verfolgt worden war. Die Hilfe war nur Trost.

So lebte die Familie meiner Uroma armselig und bescheiden. In Deutschland ging es mittlerweile bergauf. Es gab eine neue Währung, die DM, und es gab wieder Waren und Lebensmittel.

Die materielle Not meiner Uroma besserte sich erst, als eine Freundin ihr riet, sie solle sich an Martha Schanzenbach wenden. Die Freundin besorgte ihr die Adresse von Frau Schanzenbach. Und so schilderte meine Uroma der Politikerin ihre Situation.

Mit dem Schreiben vom 20.03.1954 des Deutschen Bundestages, Abgeordneter Martha Schanzenbach an Frau Karolina Rudolf, teilte Frau Schanzenbach knapp und formlos mit, dass das Landesamt für Wiedergutmachung ihr mitgeteilt habe, dass sie, nämlich die Uroma, mit einer Entschädigung wegen dem Wiedergutmachungsantrag rechnen könne (vgl. Anlage 14).

Damit hatte die materielle Not ein Ende, aber das Leid hatte an der Gesundheit der Uroma und an den beiden Töchtern gezehrt. Die Uroma wurde zunehmend kränker. Für die Pflege der Uroma erhielt meine Oma das Elternhaus. Die Uroma verstarb am 18.02.1960.



Der Verwandte Jesuitenpater

Durch das erfahrene Leid sind meine Großtante und meine Oma sehr eigen und zurückhaltend geworden. Während meine Oma sich früher mit den Behörden auseinandersetzte, musste dies nach dem Tod meines Opas mein Vater für sie erledigen. Auf Grund ihres Glaubens ist auch sie trotz der grundgesetzlich verbrieften Rechte immer wieder angegangen worden. Offensichtlich müssen Rechte immer wieder erstritten werden. Im letzten Lebensjahr zog sie es vor, in ein Altersheim zu ziehen, das ihren Vorstellungen entsprach. Das war für mich sehr schmerzhaft, aber wir hatten ihren Willen zu respektieren. In diesem Heim verstarb sie nach schwerer Krankheit. Durch die Einnahme der vielen Medikamente hatte sie eine Leberzirrhose bekommen. Meine Oma fehlt mir heute noch.

Die Heimatgemeinde meines Uropas

Die Gemeinde Hohberg hat auf das Drängen der Familie hin, vor allem des Großonkels Josef, meinen Uropa lediglich auf dem Denkmal der Kriegsoptioner vermerkt. Trotz der verschiedenen Versuche meines Großonkels Josef, seinem Vater ein Denkmal oder Mahnmal zu setzen, hat sich an der Situation bis heute nichts geändert. Somit gibt es in Hohberg keine Opfer des Nationalsozialismus!

Marta Schanzenbach

Die Frau Abgeordnete Schanzenbach, wie man sie heute nennen darf, hat meiner Uroma ohne Wenn und Aber geholfen. Deshalb will ich auf eine Biographie von ihr nicht verzichten.

Martha Schanzenbach wurde am 7. Februar 1907 in Gengenbach als erstes Kind einer kinderreichen Familie geboren.

1919 wurde sie im Alter von 12 Jahren zur Schulrätin gewählt und ist 1923 mit 16 Jahren in die SPD eingetreten. Nach der Schulausbildung absolvierte sie von Kindheitserlebnissen geprägt eine Ausbildung als Fürsorgerin. Diese Arbeit konnte sie 1945 mit ihrer politischen Tätigkeit verbinden. Frau Schanzenbach half als Mitglied des Hauptausschusses der Arbeiterwohlfahrt und als Bezirksvorsitzende von Südbaden entscheidend beim Aufbau der Arbeiterwohlfahrt mit.

1949 wurde Frau Schanzenbach in den Deutschen Bundestag gewählt. Sie war Mitglied im Kriegsoptionerausschuss, im Ausschuss für Jugendfürsorge, im Ausschuss für öffentliche Fürsorge und im Sozialpolitischen Ausschuss. 1958 wurde sie als erste Frau Mitglied des SPD-Präsidiums und später Frauenbeauftragte des Parteivorstandes der SPD sowie Vorsitzende des Ausschusses für öffentliche Frauenfragen. Darüber hinaus war sie langjährige fami-

lienpolitische Sprecherin der SPD-Bundestagsfraktion. Frau Schanzenbach arbeitete über die Parteigrenze hinaus mit anderen Persönlichkeiten zusammen. Sie hat eine Tochter und verstarb am 3. Juni 1997 im Alter von 90 Jahren. Heute gibt es in Gengenbach eine Schule, die nach ihr benannt ist, und einen Freundeskreis, welcher an sie erinnert.

Schlussworte

Eigentlich fiel es mir sehr schwer, über dieses Thema einen Aufsatz zu schreiben. Aber vor folgendem Hintergrund, einmal der erworbenen Kenntnisse aus dem Geschichtsunterricht, zum anderen der Erzählungen meiner Oma sowie den zahlreich vorhandenen Dokumenten, wurde es für mich doch eine richtig spannende Auseinandersetzung mit diesem Thema. Außerdem fand ich den Mut und das Engagement der beteiligten Frauen in einer Zeit, als Frauen kaum Rechte hatten, sehr beeindruckend. Frau Schanzenbach wurde in den Anfängen des Deutschen Bundestags noch als „Abgeordneter“ bezeichnet. Heute gibt es auch die „Frau Abgeordnete“.

Wie auch immer der Aufsatz bewertet werden wird, bin ich froh, über dieses Thema geschrieben zu haben. Mein Großonkel wird auf Grund seines Alters seinem Vater nicht mehr ein Denkmal als Opfer des Nationalsozialismus setzen können. Dafür bleibt dieser Aufsatz bestehen und die Geschichte gerät so weniger schnell in Vergessenheit.

Anmerkungen

Die Informationen, welche ich für meine Arbeit verwendet habe, bezog ich aus folgenden Quellen:

Erzählungen und Berichte meiner verstorbenen Oma, meinen Eltern und von meinem Großonkel Josef. Ergänzen konnte ich mein Wissen mit Hilfe der alten Dokumente, Briefe und Bilder von meiner verstorbenen Oma. Diesem Aufsatz habe ich auch Bilder von mir und meinen Eltern beigelegt.

Zudem musste ich auf folgende Informationen aus dem Internet zugreifen:

<http://www.msg-gengenbach.de>

<http://www.gedenkstaette-flossenbuerg.de>

http://www.fes.de/archiv/Frauen_in_der_Geschichte/Biographien/Schanzenb-m.htn

(Friedrich-Ebert-Stiftung Archiv Suchen)

<http://www.beiabsaeger.de/resources/luftbild.jpj>

Meine Eltern, mein Großonkel Josef und meine Patentante haben mich bei der Bildsteinarbeit unterstützt.

Samuel von Gengenbach 1314

Zur Publikation „700 Jahre Geschichte der Juden in Gengenbach (1308–2008)“ (Ruch, Norderstedt 2008) kann an dieser Stelle ein früher weiterer Beleg nachgetragen werden. 1314 ist ein Samuel von Gengenbach genannt, der in den Nachschlagewerken, etwa in der *Germania Judaica*, bislang nicht verzeichnet ist. Karlleopold Hitzfeld hat die betreffende Quelle schon 1959 in seinem Aufsatz über die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach (Ortenau 1959, 199) angeführt, ohne dass der Beleg jedoch weiter bekannt wurde:

In einer Urkunde von 1314, in der die Gengenbacher Abtei-Curien von Beiern und Fußbach (Kirchspiel Gengenbach) erwähnt werden, stehen die Namen von drei Bauern und zwei weiteren Bewohnern von Strohbach. Das mögen damals alle oder fast alle Strohbacher gewesen sein. Die Anwesenheit der Hausvorstände war erforderlich, weil sie die Allmende von Beiern an den Lehensherren, den Abt von Gengenbach verkaufen wollten. „Die Urkunde belehrt uns darüber, daß die Bauernschaft von Dantersbach, Hetzenthal, Fußbach, Brambach, Beiern und Strohbach, welche Zinken zusammen eine ‚gebuerschafft und gemeinde‘ bildeten, von den Juden Samuel von Gengenbach und Salman von Straßburg Geld aufgenommen hatten unter Verpfändung der genannten Allmende.“ (Hitzfeld). Mit diesem Geld bezahlten sie Steuern und Bede an Könige bzw. Kaiser. Aber aus dieser Schuld an die Juden „erwuchs großer Schaden und Wucher alle Tage für arm und reich“. Die Bauern wussten sich in der Folge nicht anders zu helfen, als das Pfandobjekt zu verkaufen, um die Schuld zu tilgen. Sie verkauften diese Allmende lieber dem Kloster als anderen Leuten, denn schließlich sei ihnen dieses Grundstück früher vom Kloster gegeben worden. (Urkunde vom März 1314, Generallandesarchiv Karlsruhe Kop 627 fol 42 b)

Martin Ruch

Die Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace stellt sich vor

Wer sind wir? Im Elsass widmen sich 116 Vereine der Erforschung der örtlichen Geschichte. Wir sind das Gremium, das ihre Zusammenarbeit abstimmt. Unsere Statuten gehen zurück auf das Jahr 1952. Seit dieser Zeit haben wir weder unsere juristische Form noch die Art, wie wir unsere Aufgabe wahrnehmen, geändert. Seit dieser Zeit sind wir das gemeinsame Dach aller elsässischen Geschichts und Archäologievereine. Wir haben eine doppelte Aufgabe. Zum einen sollen wir uns um die Zusammenarbeit dieser 116 Vereine kümmern. Zum anderen sollen wir alles tun, sie zu fördern. Einige wenige davon liegen im Territoire de Belfort und in Lothringen, das Gros jedoch im Elsass, und zwar verstreut über das ganze Land.

In unseren Statuten steht: Die Mitgliedsvereine haben die juristische Form, die das Gesetz vorsieht, sie sind Idealvereine, wie sie sich nennen, hat keinerlei Bedeutung, sie beschäftigen sich ausschließlich oder zum großen Teil mit Geschichte, Archäologie, mit historischen Hilfswissenschaften. Die Fédération

ist das Band, das sie solidarisch miteinander verbindet. Und genau das wollen wir auch sein. Die Fédération ist die natürliche Vertretung ihrer Mitgliedsfirmen. Sie vertritt sie bei den Behörden. Sie unterstützt sie in ihrer Arbeit. Ein Beispiel: Sie verleiht ihrem Einschreiten Nachdruck, wenn es um den Erhalt und die Pflege regionalen kulturellen Erbes geht. Kräfte bündeln, aufeinander abstimmen, aber auch die Erforschung der Geschichte des Elsass weiter voranbringen. Das ist es, was wir anstreben. Das Feld, auf dem wir tätig sind, ist groß. Wir fühlen uns zuständig für das gesamte kulturelle Erbe des Elsass: das Erbe der Geschichte, der Kunst, der Architektur und der Natur.

Unsere Mitgliedsvereine verbindet ein enges Band: der Historikerkongress und das Bulletin der Fédération

Der elsässische Historikerkongress

Neben den gesetzlich vorgeschriebenen Jahresmitgliederversammlungen veranstaltet die Fédération jedes Jahr den Congrès des Historiens d'Alsace (den elsässischen Historikerkongress), und zwar abwechselnd im Ober – und im Unterelsass.

Das Treffen der großen Familie ist für die elsässischen Historiker eine einmalige Gelegenheit, ganz gleich, ob sie historisch interessierte Laien oder professionelle Historiker sind. Hier treffen sie aufeinander, hier tauschen sie sich aus, hier sprechen sie untereinander über ihre Projekte und über ihre Resultate. Der Kongress ist auch ein gesellschaftlicher Höhepunkt. Beim gemeinsamen Mahl kann sich ausleben, was aller Leidenschaft ist: die Geschichte des Elsass.

Das Bulletin der Fédération

Seit mehr als dreißig Jahren informiert das Bulletin der Fédération alle Trimester über die Arbeit der Fédération und über das, was sich in den Mitgliedsvereinen tut. Gleichzeitig pflegt es dadurch das Band, das alle eint.

So wissen die Mitgliedsvereine immer, mit welchen Projekten sich jeder von ihnen gerade beschäftigt und was ihre Vertreter unternehmen. Neben diesen quasi offiziellen Informationen haben die Mitgliedsvereine noch zwei weitere Möglichkeit über ihre Arbeiten zu sprechen. Das sind die Spalten „Unsere Mitgliedsvereine haben das Wort“ und „Die Publikationen unser Mitgliedsvereine.“

Eine Rubrique mit dem Titel „Relations transfrontalières“ (Austausch mit unseren Nachbarn) verweist auf das sehr rege Geschehen in unseren Nachbarvereinen jenseits unserer Grenzen, in Baden und in der nordöstlichen Schweiz.

Die Rubrique „Brèves et annonces“ („in aller Kürze“) befasst sich mit dem, was gerade geschieht. Ist zum Beispiel kulturelles Erbe in Gefahr, so kann hier darauf aufmerksam gemacht werden und, wenn nötig, die Öffentlichkeit alarmiert werden.

Was tun wir?

Wir sind Herausgeber von Arbeitsmitteln der wissenschaftlichen Forschung: La Revue d'Alsace, le Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne, le Dictionnaire Historique des Institutions de l'Alsace

La Revue d'Alsace

Sie ist eine der großen wissenschaftlichen Geschichts - Zeitschriften Frankreichs. Sie erschien erstmals im Jahr 1834. Ihre letzte Auflage trägt die Nummer 135. Die Revue d'Alsace ist das älteste französische Periodikum der Regionalgeschichte. Sie hat den Ehrgeiz, beispielgebend zu sein, sowohl in wissenschaftlicher als auch in pädagogischer Hinsicht.

Unter der Leitung von François Igersheim, seinem Chefredakteur, ist sie ein wertvolles Arbeitsmittel der wissenschaftlichen regionalen Forschung. Sie reflektiert sowohl deren Reichtum als auch deren Bandbreite. Die Ausgaben, die ein bestimmtes Thema behandeln, bieten umfassende Analysen und Synthesen entscheidender Vorgänge.

Einige Beispiele:

Zwei Jahrhunderte elsässischer Geschichte (2000, Nr. 26)

Zwischen Frankreich und Deutschland: Elsässische Monumente und Landschaften (2007, Nr. 133)

Die elsässischen Geschichtsvereine und ihr jeweiliger Dachverein 1799–2009 (2009, Nr. 135)

Le Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne

(Das Neue Elsässische Biographische Lexikon)

Ein Werk von monumentalem Ausmaß. In seinen 49 „Heften“ finden sich Tausende von Eintragungen. 25 Jahre hat es gedauert, bis es fertiggestellt war. Es stellt die herausragenden Personen vor, die die Geschichte des Elsass geprägt haben, die sein kulturelles Erbe bereichert haben, die seine Kultur weiterentwickelt haben. Und all diejenigen, die derzeit noch aktiv daran mitwirken.

Und jetzt neu: Le Dictionnaire des institutions de l'Alsace! (Ein historisches Lexikon der elsässischen Institutionen)

Die Idee stammt von Marcel Thomann, dem Mann, der 15 Jahre dem Dachverband vorstand. Heute ist es auf gutem Wege. Nach dem Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne wird unsere Region mit dem Dictionnaire des Institutions de l'Alsace über eine Forschungsgrundlage verfügen, die von der Geschichte des Rechts und von der Geschichte der Institutionen ausgeht. Erschienen ist bis jetzt der Buchstabe „A“, und zwar im Frühjahr 2010.

Eine pädagogische Arbeitsgrundlage für die Geschichtsvereine und für Amateurnhistoriker schaffen: la collection „Alsace – Histoire“. (Sammelband: Das Elsass, seine Geschichte)

Die Schriftenreihe „Alsace Histoire“

Sie ist ausgelegt für die Amateur – Historiker unserer zahlreichen Geschichtsvereine, aber auch für die jungen Forscher. Ihrer Bestimmung ist es, pädagogisch zu wirken, d.h. all denen zu helfen, die die Geschichte erforschen wollen, ihnen für ihre Arbeiten praktische, ausgesprochen nützliche Leitlinien an die Hand zu geben. Vier Hefte stehen bereits zur Verfügung:

Grégory Oswald, Guide de l'histoire locale en Alsace. Comment écrire l'histoire d'une localité alsacienne? (Anleitung für die lokale Geschichte im Elsass. Wie schreibt man die Geschichte eines elsässischen Ortes?) 2008

Grégory Oswald, Des outils pour l'histoire de l'Alsace: les sciences auxiliaires au service de l'histoire en Alsace hier et aujourd'hui, 2009. (Arbeitsmittel für die elsässische Geschichte: Die Hilfswissenschaften im Dienste der Erforschung der elsässischen Geschichte)

Jean- Paul Baillard, La mesure du temps et la pratique du calendrier en Alsace hier et aujourd'hui, 2009. (Messen der Zeit und der Umgang mit Kalendern im Elsass, in der Vergangenheit und heute 2009)

Jean-Michel Boehler, Les unités de poids et de mesure dans l'Alsace d'autrefois, 2010. (Gewichts- und Maßeinheiten im einstigen Elsass. 2010)

Eine Inventurliste der Kleindenkmäler des ländlichen Raumes erstellen

Diese Bestandsaufnahme hat den Zweck, die mit Wappen verzierten Grenzsteine, die Kreuze, die Kleindenkmäler aus der Zeit Napoleons und die Forsthäuser zu erfassen und sie in einer Inventurliste zu verzeichnen. Bis heute ist ein kleines Drittel erfasst.

Uns finden, mit uns Kontakt aufnehmen

Die Kontakte der Fédération mit dem breiten Publikum im Elsass

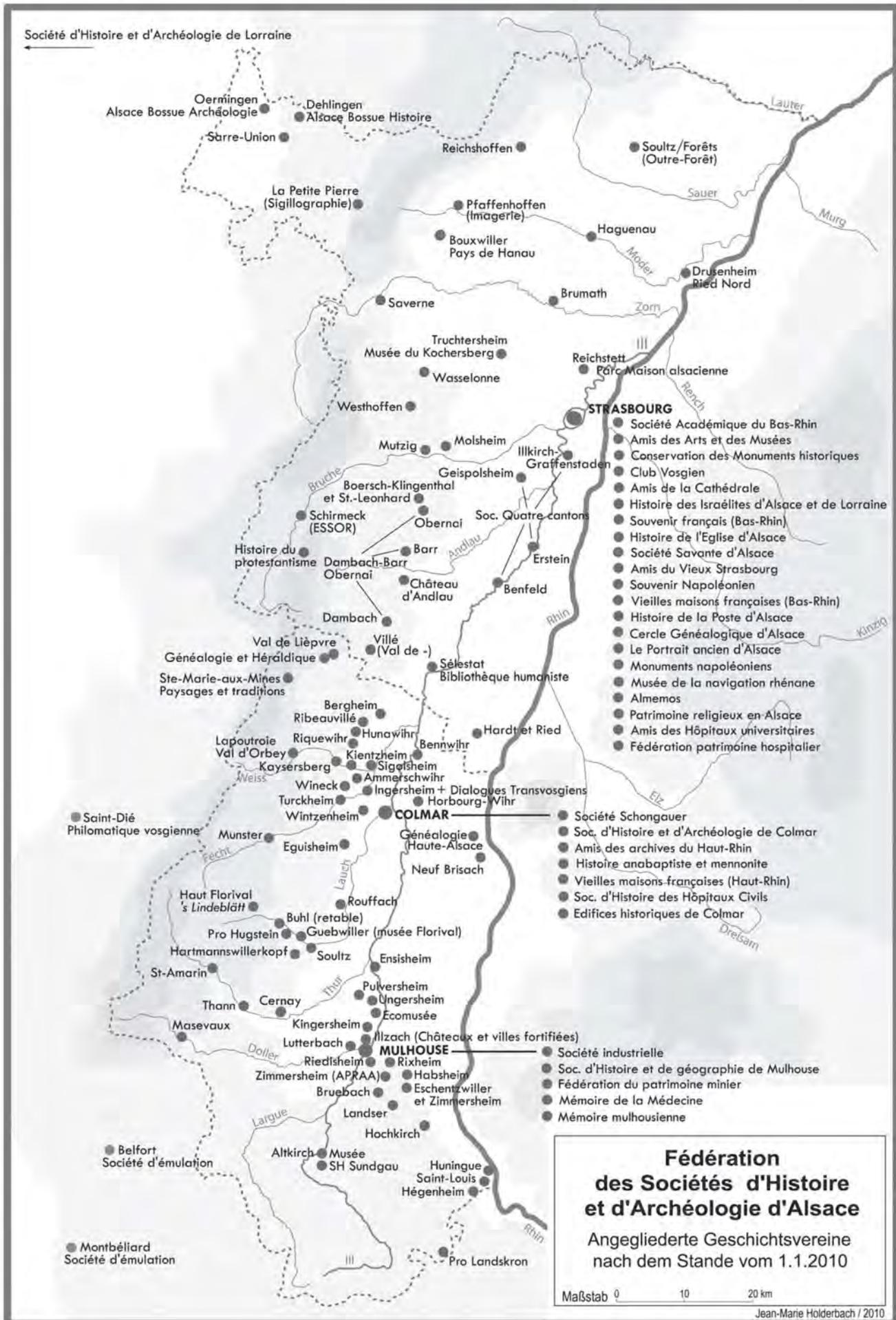
Im Elsass gibt es jedes Jahr „regionale Großveranstaltungen“, die die breite Masse anziehen. Die Fédération nimmt an mehreren davon teil. Das ist für uns die Gelegenheit, uns und unsere Aktivitäten bekannt zu machen sowie fruchtbringende Gespräche mit den vielen Elsässern anzubahnen, die sich für Geschichte begeistern.

Die Fédération ist jedes Jahr vertreten

- auf der Buchmesse von Saint – Louis , im Mai
- auf der regionalen Buchmesse in Marlenheim, jedes 2. Jahr im Juni
- auf der Foire Européenne de Strasbourg, im September
- auf der Buchmesse von Colmar, im November

Ein Team, das zusammenhält und sich in den Dienst der Forschung und der regionalen Geschichtsvereine stellt. Die Organisation und die Verwaltung der Fédération des Sociétés d'Histoire et de d'Archéologie d'Alsace werden geführt und verwaltet von einem Comité von etwa zwanzig Mitgliedern, Präsidentin ist Gabrielle Claerr-Stamm. Sie teilen sich die Aufgaben und arbeiten in sieben Ausschüssen. Die Vorgaben werden auf der jährlich stattfindenden Generalversammlung aufgestellt. Die Ausschüsse bereiten sie vor und setzen sie um.

Unsere Adresse: Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace, 9, rue de Londres. B.P. (= Postfach) 29-67 043 Strasbourg-CEDEX. Tel. 03 88 60 76 40 (von D. aus 00 33 3 88 ...) E-Mail: fshaa@orange.fr. Site: www.alsace.histoire.org.



FDA digitalisiert

Freiburger Diözesan Archiv (FDA): Das für jeden historisch Interessierten und Arbeitenden wichtigste Publikationsorgan ist neben der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ (ZGO) und der „Ortenau“ das FDA. Dessen Digitalisierung ist nun abgeschlossen, d. h.: sämtliche bisher erschienenen FDA-Bände, ausgenommen die fünf jüngsten Jahrgänge, sind nunmehr im Internet frei zugänglich. Sie sind im Freiburger Dokumentenserver der Universitätsbibliothek unter der Adresse www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/6281 jahrgangsweise am Bildschirm zu lesen und natürlich auch auszudrucken. Der einzige Schönheitsfehler in jenen Gegenden, wo es noch kein schnelles Netz gibt: das Herunterladen der großen Dateien dauert etwas. Dafür allerdings ist dann die anschließende Bedienung sehr komfortabel. – Die aktuelle Ausgabe des FDA (2009) in der Redaktion des Diözesanarchivars Christoph Schmider ist übrigens mit neuem Layout erschienen: ein sehr schöner, warmer Gelbton, eine feste Kartonierung, ein angenehmes Papier – das FDA kann sich auch optisch sehen lassen, von der Qualität der Beiträge ganz zu schweigen!

Grimmelshausen und die Medien

Vom 8. bis 10. Juli 2010 fand in den Grimmelshausen-Städten Oberkirch (Rathaus), Renchen (Simplicissimus-Haus) und Offenburg (Archiv/Museum im Ritterhaus) der Kongress „Wort-Bild-Ton: Grimmelshausen und die Medien“ der Grimmelshausen-Gesellschaft statt. Das Rahmenthema verband zwei für das Werk des Barockschriftstellers und sein Fortwirken wesentliche Aspekte: Welches Verhältnis hatte Grimmelshausen zu den Medien seiner Zeit? Wie wurde sein Werk bis in unsere Gegenwart hinein in den unterschiedlichen Medien aufgenommen?

In einer Vielzahl von Referaten und Veranstaltungen wurde der Fragenkreis behandelt. Die Drucker und Verleger des Dichters beispielsweise standen ebenso im Fokus wie die Frage nach den zeitgenössischen Flugblättern als Vorlage oder Hintergrund des Textes. Mediengeschichte am Oberrhein und die Mediengeschichte der Grimmelshausenzeit wurden dargestellt. Grimmelshausen als „Chronist schrecklicher Zeit“ zeigte ein literarischer Dokumentationsfilm aus dem Jahr 1977. Im öffentlichen Rahmenprogramm las Reinhard Kaiser Passagen aus seiner vielbeachteten Übersetzung des *Simplicissimus*. Das Offenburger Grimmelshausen-Gymnasium, das zeitgleich zum Kongress seinen 350. Geburtstag beging, lud die Mitglieder der Gesellschaft zu einer Vorabaufführung von Szenen der Oper „Courage-Simplicianische Szenen“. Die beiden um das Werk Grimmelshausens in der Ortenau hochverdienten Mitglieder der Gesellschaft, Brunhilde Lorenz (Renchen) und Erich Graf (Oberkirch), wurden in der Mitgliederversammlung der Gesellschaft einstimmig und unter großem Beifall zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Martin Ruch

Neue Literatur

Historischer Verein Rheinau (Hg.): Rheinau – Neun Dörfer im Herzen des Hanauerlandes. Erfurt 2009, 128 S., viele s/w Abb.

Zu ihrem 25-jährigen Bestehen hat sich die Ortsgruppe Rheinau des Historischen Vereins selber dieses schöne Geschenk gemacht. In einer bemerkenswerten Qualität sind rund 200 einmalige historische Fotodokumente zusammengetragen worden, die diesen Band der Reihe „Archivbilder“ gestalten. Stadtarchiv, Ortsarchive und zahlreiche Privatpersonen stellten ihre Bilddokumente zur Verfügung, die hier nun an handwerkliche und bäuerliche Tätigkeiten, an Familien- und Alltagsleben, an kirchliche Feste und weltliche Feiern erinnern. Neun Dörfer schlossen sich 1975 zur Stadt Rheinau zusammen: Diersheim, Hausgereut, Helmlingen, Holzhausen, Honau, Linx mit Hohbühn, Memprechtshofen, Rheinbischofsheim und die Stadt Freistett. Das Buch zeigt mit Bildern in bester Druckqualität dieses vergangene Leben, lässt es für den Moment des Betrachtens wieder lebendig werden. Präzise Bildkommentare erlauben das Lesen in dieser sehr empfehlenswerten Bildgeschichte des Hanauerlandes.

Martin Ruch

Cser, Andreas: Die großen Heidelberger Fässer. Fürstenprestige, wirtschaftliche Unvernunft und Untertanenprotest. G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2009, 336 S., 50 Abb.

Wer heute als neugieriger Besucher Heidelberg ansteuert, der wird mit großer Wahrscheinlichkeit auch das große Fass auf dem Heidelberger Schloss besichtigen. Die heutige Touristenattraktion von 1750 hatte mehrere Vorgängerbüchsen seit 1592, wenn es auch das größte geworden ist. Auch anderswo ließen sich Fürsten derartige Büchsen zu Prestige- und Repräsentationszwecken bauen. Welche Technik war zum Bau dieser Giganten erforderlich, woher kam der Wein, denn die Büchsen wurden schließlich gefüllt mit Hektolitern von Rebensaft

aus den kurfürstlichlichen Landen. Was geschah, wenn das Fass undicht wurde? Über einen ganzen Kosmos rund um die Büchsen unterrichtet das Buch. Der Leser erhält fundierten Einblick in den Weinbau, in das Küferhandwerk, in die fürstliche Verwaltung – und in den heftigen Untertanenprotest, denn schließlich mussten auch hier die kleinen Leute letztlich die große Zeche zahlen. Ein beispielhaftes, lehrreiches und nicht zuletzt unterhaltsames Werk und unbedingt empfehlenswert.

Martin Ruch

Ulrich Renz: Georg Elser – Ein Meister der Tat. Leinfelden-Echterdingen 2009, 124 S.

Vor 70 Jahren hat der lange Zeit vergessene Widerstandskämpfer gegen Hitler Georg Elser es beinahe geschafft, die Weltgeschichte zu verändern. Ulrich Renz stellt in seinem Buch in fünf Kapiteln nicht nur die Tat, sondern insbesondere die Lebensgeschichte des Schreiners von der schwäbischen Alb dar. Einsehbar wird, warum Elser erkannte, weshalb Hitler so gefährlich für die Deutschen und die anderen Völker war. Elser konnte etwas dagegen tun und mutig und raffiniert ging er ans Werk, die Führung des „Dritten Reiches“ zu beseitigen. Den Krieg verhindern und die Lage der Arbeiter verbessern, das war sein Ziel. Dafür musste er schließlich mit seinem Leben büßen.

Wie haben Elsers Zeitgenossen ihn erlebt und wie hat sein unehelicher Sohn Manfred die Tat gesehen? Das sind Fragen, denen der Autor nachgegangen ist. Insbesondere macht Renz anschaulich, warum Elser so lange die Anerkennung als Widerstandskämpfer versagt blieb. Es konnte wohl einfach nicht sein, dass ein einfacher Handwerker aus dem Volk die Fähigkeit hatte, das Gefährliche zu erkennen und etwas dagegen zu unternehmen.

Die Bombe im Bürgerbräukeller in München explodierte am 8. November 1939 – das war 13 Minuten zu spät. Aber den Zeitplan Hitlers und das neblige Wetter konnte Elser nicht vorhersehen. Das

absolut lesenswerte Buch von Ulrich Renz über den Menschen, Tüftler und Attentäter Georg Elser ist eine hervorragende Grundlage, um den möglichen frühzeitigen Widerstand gegen Hitler aufzuzeigen. Zahlreiche Bilder sowie eine Zeittafel und ein Literaturverzeichnis werten das Buch zusätzlich auf.

Franz Huber

Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach, bearbeitet von Hartmut Hauth, unter Mitarbeit von Annelore Trautwein, Hans Trautwein und Rolf Rombach, hrsg. von der Stadt Schiltach, Schiltach 2009, 439 S. (zu beziehen von der Stadt Schiltach)

Nachdem die Stadt Schiltach, vertreten durch Bürgermeister Thomas Haas, in den letzten Jahren die Beschreibung ihrer Geschichte in besonderem Maße förderte („Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach“, bisher 5 Bde.), ist von dort eine weitere Neuerscheinung zu melden: Das „Sippenbuch der Trautwein“. Es fußt auf jahrzehntelangen genealogischen Studien des Rektors und Heimatforschers Julius Hauth (1899–1988, Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden), der es jedoch nicht vollenden konnte. Sein bei Basel wohnhafter Sohn Hartmut, promovierter Chemiker, nahm sich des familiengeschichtlichen Hauptanliegens seines Vaters an und brachte es, neu bearbeitet und vielfach vermehrt, jetzt mit Hilfe der Stadt Schiltach heraus. Die Bedeutung der Trautwein für die Schiltacher Sozialgeschichte zeigen ihre Berufe als Wirte, Handwerker, Flößer, Schiffer und – bis heute – als Gerber. Sie galten als „arbeitsam“, waren „selten reich, aber oft wohlhabend“ (S. XVII) und nahmen über die Jahrhunderte viele öffentliche Ämter wahr, drei Mal wurden Trautwein zu Bürgermeistern gewählt. Der erste, 1545 nachgewiesene Namensträger war Schmied, von ihm stammen 13 weitverzweigte Generationen und mindestens 1286 Nachkommen ab. Sie sind mit ihren Daten, Ehepartnern, Kindern und Berufen bis in die Gegenwart aufgelistet, soweit in den Kirchenbüchern vermerkt, auch mit ihrem Schicksal: Auswanderung; gefallen in den Weltkriegen; „gestorben unter furchtbaren Schmerzen infolge Essens von Kirschen“ (Nr. 570/XI); „ertrunken beim Flößen in Siebenbürgen“ (Nr. 559); „eine schändliche Hure“ – für eine Frau mit vier unehel-

chen, früh verstorbenen Kindern (Nr. 282). Bis ins 20. Jahrhundert war die Partnerwahl durch die Konfession bestimmt („seine Aufnahme in das Bürgerrecht wurde auf Drängen der Verwandten der Braut abgelehnt, da er katholisch war“, Nr. 262), und so suchte man im protestantisch-württembergisch bestimmten Schiltach die Ehepartner, wenn nicht im Ort oder im Lehengericht, in Alpirsbach, Hornberg oder St. Georgen, nicht aber im „katholischen“ Kinzigtal. Einige zogen ins Innere Württembergs und begründeten in Markgröningen und Vaihingen a. d. Enz neue Trautwein-Stämme. Zuzug erhielt auch die Markgrafschaft Baden, wo es im Kaiserstühler Eichstetten bis heute Trautweins gibt. Das mit Hilfe eines modernen Genealogieprogramms erstellte Sippenbuch lädt zum Schmökern und Nachforschen ein, es lässt sich vor allem jedoch familien- und sozialgeschichtlich auswerten, womit es eine wertvolle Ergänzung zu dem bereits 1932 erschienenen „Stamm- und Familienbuch der Familie Dörner“ von Gotthilf Elwert darstellt. Seine großzügige, übersichtliche Gestaltung beeindruckt ebenso wie die umfangreichen Register der Namen, Orte, Berufe und Auswanderungsländer. Nicht möglich ist jedoch die „schnelle“ Suche nach einer bestimmten Person, da die Vornamen, wohl aus Gründen ihres Umfangs, nicht in das Namensregister aufgenommen sind.

Hans Harter

Heinrich Hansjakob: Im Schwabenlande. Aus seinen Schriften ausgewählt von Heinrich Lehmann und Peter Schäfer. Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft Freiburg i. Br. 2009, 136 S., Abb.

Er war ein großer Reisender, auch im wahren Wortsinne. In Kutsche und Eisenbahn, zu Schiff oder zu Fuß, reiste er durch Gottes schöne Welt – und schrieb regelmäßig seine Reisebeobachtungen auf über Frankreich und Italien, Österreich und natürlich Deutschland. Seine Reiseerinnerungen und Tagebuchblätter stellen einen beachtlichen Teil des Gesamtwerks dar. Hier nun sind jene Schilderungen zusammengetragen, die er auf mehreren Fahrten durch das Schwabenland unternommen hat. Er war ein guter Badener und scheute sich nicht auszusprechen, dass es auch jenseits der badischen Grenze Leute gebe, von denen man dies und das

lernen könne. „Aber auch auf geistigem Gebiet gehören sie zu den intelligentesten deutschen Stämmen. Und erst in politischer Hinsicht! Welche Größen hat das Schwabenland hier hervorgebracht!“ Das Bändchen, das den Mitgliedern der Hansjakob-Gesellschaft als kostenlose Jahresgabe zugeht, will dazu beitragen, Leben und Werk des Schriftstellers nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Es ist eine vergnügliche und unterhaltsame Lektüre.

Martin Ruch

Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 68. Jg., Stuttgart 2009.

Reisen und Reiseliteratur im Spätmittelalter, Pilgerberichte, Pilgertraditionen und der Jakobuskult in Südwestdeutschland – das Jahrbuch hat sich in einem der Schwerpunkte des Jahresbandes einem aktuellen Thema zugewandt. Besonders der Beitrag von Klaus Herbers ist auch für die mittelbadische Region mit seinen Jakobusstationen und dem Jakobusweg von Interesse, stellt Herbers doch fest, dass gerade Süddeutschland bei der Verbreitung des Jakobuskultes eine zentrale Rolle spielte. Im Bodenseekloster Reichenau findet sich möglicherweise sogar der früheste Beleg über einen Santiago-Pilger: in den Mirakeln des heiligen Markus, die um 930 niedergeschrieben wurden: „In derselben Woche aber kam ein Kleriker, der vom Mutterleib an blind war, aber nicht nur blind, sondern auch unfähig, seine Gliedmaßen zu gebrauchen, seine Knie waren zur Brust gebogen, seine Arme auf den Rücken gedreht und er konnte keinen Schritt gehen. Nachdem dieser schon durch verschiedene Heiligenorte gekommen war, hatte er auch den heiligen Apostel Jakobus in Galizien besucht. Dort erlangte er zuerst sein Augenlicht.“ Volker Honeemann stellt im Anschluss knapp 30 Reiseberichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit aus dem Südwesten vor und zeigt die Reisestationen und Besonderheiten des jeweiligen Berichtes auf.

Martin Ruch

Aus der Stadt Rheinau. Mitteilungen des Historischen Vereins. Schriftenreihe 1984–2009 (45 Hefte. 1800 Seiten).

Ein Jahrzehnt nach der Entstehung der Stadt Rheinau wurde die Mitgliedergruppe Rheinau des Historischen Vereins für Mittelbaden gegründet. In 25 Jahren sind 45 Hefte der Schriftenreihe „Aus der Stadt Rheinau“ erschienen. Das sind 1800 Seiten, die den zu bescheidenen Untertitel „Mitteilungen des Historischen Vereins“ tragen, denn um Vereinsmitteilungen handelt es sich nur in den wenigsten Fällen. Bemerkenswert sind die vielen Themenhefte, die zwei Drittel aller Ausgaben umfassen. Eine große thematische Vielfalt der neun Ortsteile stützt sich auf ältere und neuere Zusammenstellungen und Untersuchungen, zumeist auch mit entsprechenden Nachweisen und Quellenangaben.

Aus der älteren Geschichte des Hanauerlandes werden an speziellen Themen die Rittergüter, Reformation und Bauernkrieg, die badische Revolution von 1848 angesprochen. Wir erfahren vom Niedergang des „Gemeynen Waldes“, später Maiwald genannt. Der Versuch einer frühen deutschen Kolonialgründung im 17. Jahrhundert an der Nordküste von Südamerika ist vielleicht unter dem Namen „Hanausch-Indien“ bekannt. Aus der neuesten Geschichte wird über die Entstehung der Stadtgemeinde berichtet.

Von der Alltagsgeschichte hören wir durch die Schilderung des Wirkens der Pfarrer in Rheinbischofsheim und Freistett, jeweils über fast drei Jahrhunderte. Auch die Geschichte der Juden und die Auswanderungen sind in eigenen Heften dargestellt. Im kulturellen Bereich wird über Mundart einschließlich Redensarten (Buchbespr. in „Die Ortenau“ 2008), über Sagen und das Schul- und Bildungswesen berichtet. Außer einer Dokumentation über die Kleindenkmale (mit Nachtrag) wird auch von den Grenzmarken im Rahmen der Grenzregelung am Rhein – einschließlich Karten – berichtet. In einem weiteren Beitrag wird der Grabdenkmale auf dem Judenfriedhof in Freistett gedacht.

Eine sehr ansprechende Übersicht (43 Seiten), „Die Kirchen in Rheinau“, ist 2008 erschienen. Die Titelseite ist mit dem Bild eines Kirchenfensters geschmückt, das H. Mac Leon, ein weltweit in der Ökumene tätiger Künstler, 1950 für die Jahrhunderte alte Nikolauskapelle in Freistett geschaffen hat. Zusammen mit einigen weiteren Beiträgen über Kirchen und Kapellen in den verschiedenen Ortsteilen, die zuvor schon in der Schriftenreihe

vorgestellt wurden (z. B. das Heft über das über 720 Jahre alte Gotteshaus in Hausgereut), ist es ein guter Anlass, sich diese Kulturdenkmale anzusehen.

Viele der Themenhefte und einzelne Aufsätze betreffen das Erwerbsleben. In vorderer Linie stehen Berichte, die das Wasser und besonders den Rhein betreffen: Der Oberrhein, Rheinstaufstufe Freistett/Gambsheim, Fischerei, Rheinhafen, Floßbau, Goldwäscherei, Schiffsmühlen, Schiffswerft. In diese Themenstellung gehören weiterhin Tabakanbau, Hanfrözen und auch das Sparkassenwesen sowie der Eisenbahnverkehr. Nützlich für das Verständnis von älteren Schriften ist der Beitrag über Münzen, Maße und Gewichte.

Im Jahr 2000 wurde die Dokumentation alter Fotos erstellt. Zu erwähnen ist noch, dass seit 1992 die Hefte eine durchgehend gute Ausstattung erhalten haben. – Die Jubiläumsschrift von 2009 zeigt in besonderer Weise, wie die Mitgliedergruppe nicht nur mit dieser Schriftenreihe, sondern auch mit ihren anderen Aktivitäten innerhalb der Stadtgemeinde einen hervorragenden Platz einnimmt. In einer Jahresfolge sind Vereins- und Stadtgeschichte übersichtlich dargestellt – insgesamt ein gelungener Rückblick über ein Vierteljahrhundert.

Gernot Kreuz

Gengenbacher Blätter. Jahresheft der Stadt Gengenbach. 22.–41. Jahrgang (1990–2009)

Die reich bebilderten Gengenbacher Blätter bieten nicht nur den Einheimischen sondern auch allen an Kultur und Geschichte in der Region Interessierten ein Kaleidoskop von Beiträgen in Text und Bild an. Darüber hinaus wird man über das Geschehen im abgelaufenen Jahr unterrichtet. Genannt seien beispielsweise verschiedene Lebensabschnitte (Jugend, Senioren), die Kirchen, das Vereinsleben, insbesondere auch Sport. Unter Überschriften wie etwa Originale, Gesichter, Glückwünsche, Lebenserinnerungen wird einzelner lebender und verstorbener Personen gedacht. Überhaupt ist öfter ein Jubiläum der Anlass, sich eines Themas anzunehmen. Das kulturelle Leben betrifft viele Sparten wie die Museen, das musikalische Angebot oder auch den jährlich wechselndem Adventkalender. Generell werden die Ortschaften Bermersbach, Reichen-

bach und Schwaibach berücksichtigt. Die über 50jährige Partnerschaft mit Obernai im Elsass wird mehrmals entsprechend gewürdigt.

Die Themenbreite von Stadtgeschichte und –geschichten ist groß, vor allem wenn wir hier auch Denkmalpflege, Baugeschichte und überhaupt das Siedlungswesen einordnen. Handwerk und Gewerbe (auch bis in die Jetztzeit fortgeschrieben) hat ebenfalls öfter unter dem Gesichtspunkt Geschichte(n) Aufnahme gefunden. Kulturgeschichte ist vor allem durch Brauchtum vertreten. Die Übergänge und Verknüpfungen von Natur- mit Kulturlandschaft ist ein weiterer Themenkomplex.

Viele der Aufsätze sind nur in den Gengenbacher Blättern veröffentlicht. Sie fallen somit unter die sog. graue Literatur, die sich oft auch für Regionalhistoriker nicht erschließt, da sie nur selten außerhalb des Heftes registriert ist. Die folgende unvollständige Übersicht kann als Hinweis gelten, der regionalen „grauen Literatur“ ihre verdiente Aufmerksamkeit zu schenken. Die in „()“ angegebenen Jahreszahlen betreffen die entsprechenden Jahreshefte.

Von den geschichtlichen Beiträgen beziehen sich viele auf das Siedlungswesen und die damit verbundene Bautätigkeit. Nicht nur auf die Römerzeit (1995, 1997, 2005) stützen sich archäologische Befunde, die immer wieder neue Ergebnisse bringen (1998–2001, 2006, 2009). Um das Stadtbild geht es im Allgemeinen (2005) und in der praktischen Durchführung (1990/91, 2002). Siedlung und Baugeschichte einzelner Straßenzüge und Plätze werden in vielen Heften besprochen: 1995, 2000, 2002, 2004; Mercyscher Hof 2001, 2009; Reichenbach 1997. Ländliche Anwesen werden mehrfach vorgestellt (in Schwaibach 1992, 1997, 2005, 2009; in Reichenbach 2002, 2003, 2008, 2009; in Bermersbach 2007). Das Waldschulheim Höllhof wird 1994 geschichtlich beschrieben. Die heutigen Kliniken einschließlich des Pflege- und Betreuungsheims in Fußbach werden wiederholt behandelt, vor allem auch der Werdegang vom Spital über das Krankenhaus St. Martin bis zum heutigen Ortenau-Klinikum Gengenbach (z. B. 2002, 2004).

Über einzelne Gebäude wird 1995, 1996, 2000, 2001, 2007 berichtet; über Gasthäuser 1994, 2000,

2001. Eine Arbeit über das Schul- und Rathaus in Schwaibach ist 1996 erschienen. Von der Pfarrkirche St. Marien einschließlich ihrer Ausstattung gibt es z. B. Aufsätze 1995, 1998, 2004, 2006; von der evangelischen Kirche erfahren wir ausführlich 1994 (Glocken) und 2009. Auch die Kapellen (Bermersbach 1993, Reichenbach 2005) werden vorgestellt. Arbeiten über Gengenbacher Türme erscheinen 1993, 1994, 1997, 1999, 2001, 2009, über die Mühlen in Reichenbach 2002. Von Kleinbauten seien angeführt Pavillons (1998), Wehrgang (2003), Flößerbrücken (2008). Über Hausornamentik wird 2000 berichtet. In den meisten Heften werden jeweils unterschiedlich lange Berichte über Kleindenkmale angeboten – über Brunnen, Erinnerungsmale, religiöse Kleindenkmale.

An markanten Zeitabschnitten kann die Geschichte im Detail anschaulich gemacht werden: Stadtbrand 1789 (1990/91, 2005), Mobilmachung 1939 (2004), Kriegsende 1945 (1995, 2005). Die Geschichte der Schwaibacher Zinken im 20. Jahrhundert wird im Heft von 1999 dargestellt. Als vermischte chronologische Schlaglichter sind Artikel anzusehen, die etwa Titel wie „Vor 50, 100 oder ... Jahren“ führen.

Geschichte lässt sich auch an bestimmten Gegenständen festmachen. Wir lesen dazu von der Amtskette (2003), einer Fahne von 1799 (2006), von den Zunftfahnen (2008). Das Stadtwappen ist ein besonderer Anlass, Geschichte lebendig werden zu lassen (2005).

Der kirchliche Bereich wurde schon bei den Bauten angesprochen. In den Heften von 1992 bis 2006 wird mit den Preisverleihungen der Hermann-Maas-Medaille der interreligiöse Dialog gewürdigt. H. Maas, ein Wegbereiter der Ökumene, wurde in Gengenbach geboren; in der NS-Zeit hatte er jüdischen Bürgern geholfen. Die Ökumene ist zudem im Heft von 1996 ein besonderes Thema.

Von den vielen vorwiegend auf Personen bezogenen Arbeiten sollen einige wenige erwähnt werden: Der in Gengenbach geborene Erfinder der Dezimalwaage F. A. Quintenz (2007), der in Gengenbach verstorbene „Retter der Kathedrale“ von Straßburg J. Knauth (1999), der Abt Lambert von Brunn (2006/07). Eine siebenhundertjährige Geschichte

hatten die Juden in Gengenbach (2008). Nur etwa anderthalb Jahrhunderte ist die Geschichte der Kollingfamilie (2008), des Kindergartens (2002) oder der Feuerwehr (1997) alt. Aus dem Bereich der Kunst wird des Rokokomeisters von Gengenbach, Peter Schwab, gedacht (1990/91, 2009).

Eine geschichtliche Betrachtung der Anfänge im Fremdenverkehr wird 1993 dargestellt. 200 Jahre staatliche Forstverwaltung ist ein Thema im Jahresheft 2004.

Von Papiermachern lesen wir 1993. Ebenfalls um Papier handelt es sich bei den Themen Archiv (1994, 2004), Kirchenbücher (1999) und Stadtbücherei (2004).

Vom Alltagsleben erfahren wir mit folgenden Themen aus alter Zeit: Nachtwächter (1995), Eckerich (1997), weibliches Arbeitsleben vor 150 Jahren (1998), Wäschepflege (1995), Volksleben in Fußbach um 1900 (1998).

Informationen vom Brauchtum gibt es über den Pfingstdreck in Bermersbach (1997, 2004), das Kränzen (1998) und die Palmen am Palmsonntag (2004) in Schwaibach sowie über Glockenzeichen (2005). Die „Fasend“ kommt zu Wort 1999, 2009 und gesondert das Kleppern (2008). Von der Geschichte der Bürgergarde wird 2008 berichtet. An die schon lange aufgegebene Flößerei wird mehrmals erinnert (z. B. 1990/91, 2001, 2009).

Themen, die in besonderer Weise die Natur, auch in ihrer kultivierten Form, betreffen, sind beispielsweise der Wald: Wanderwege (1993, 2001 in Schwaibach; 2002), Holz als Wirtschaftsfaktor (Jahrhundert-Orkan 2000, 2002; Handel mit Christbäumen 1996), Naturdenkmal (2003). Der Martinstein mit der Geschichte seiner Umgebung ist im Heft von 2007 beschrieben. Vom zunehmenden Rückgang der Landwirtschaft in Schwaibach ist 2007 die Rede. Dem Weinbau sind mehrere Aufsätze gewidmet (1990–1992, 1996, 2001), besonders auch dem „Meister des Weinstocks“ vom Amselberg (2003/04), Eugen Lang, der von 1881 bis 1966 lebte. Der Kräutergarten der ehemaligen Abtei findet in zwei Beiträgen Beachtung (2004, 2006).

Die wirtschaftliche Bedeutung des Wassers ist ein immer wieder aufgegriffenes Thema: Hofmühlen in Reichenbach (1997), Mühlbach in Gengen-

bach (1993), Kinzigbettverlegung (2001) und Kinzigwehr (2005), Schwaiggraben (2003). Vom Gangfisch wird 1999 berichtet. Im Heft von 1993 geht es um den Ziegelwaldsee.

Diese Auswahl an Themen aus den Gengenbacher Blättern, deren Hefte durchschnittlich 75 Seiten umfassen, bietet vielfach Anregung, in und für andere Gemeinden eine vergleichbare Schriftenreihe zu schaffen. Wurzeln kräftigen oder neue legen tragen dazu bei, dass örtliche und regionale Identität sich verfestigen kann.

Gernot Kreutz

Geroldsecker Land (Hrsg. Ortenaukreis), Heft 52 „Dorf und Stadt“. Lahr 2010, 176 S.

Besonders interessant wird eine Veröffentlichung, wenn sie sich bemüht, einen Sachverhalt von unterschiedlichen Blickpunkten aus zu erhellen und womöglich eine schlüssige Verbindung herzustellen. In dem immer wieder spannenden Themenbereich Siedlungsgeschichte wird von H. Wagner Archäologie durch Funde im Schuttertal und Sprachgeschichte durch vorgermanisches Namenmaterial zusammengeführt. Die bisherigen Fundstücke werden im Bild vorgestellt. Viele Lücken in der Erforschung harren weiterer archäologischer Begehungen. Angefragt soll es aber sein: Warum vermeidet der Autor fast schon sorgfältig das bislang geläufige Wort „Begehung“ zugunsten eines unnötigen Anglizismus?

Große Aufmerksamkeit lassen oft solche Titel erwarten, die mit einem Fragezeichen versehen sind. So hat E. Krämer unter dem Titel „Kalter Krieg im Schuttertal?“ Zeitzeugen von 1963 über einen Vorgang befragen können, über den auch heute noch schriftliche Unterlagen für „immer“ unter Verschluss gehalten werden. Es geht hier (wohl) um einen Raketenbunker, der bei einer Ausführung Landschaft und Struktur einschneidend verändert hätte. F. Löbbbecke fragt in seinem Beitrag, ob das alte Rathaus in Lahr Bausubstanz aus dem 15. Jahrhundert (Ratsstube) enthält. Er geht auch auf die auffällige Außentreppe ein, über die 2001 schon T. Mietzner in diesem Jahrbuch einen Aufsatz geschrieben hat.

Die Gemeinde Schwanau ist dreimal vertreten. C. Seidensticker schreibt anschaulich über die Zeit

nach 1946, als sie als Stadtkind im Rahmen der Kinderlandverschickung in Wittenweier war. Sehr informativ ist der Bericht von M. Frenk über den Bürgernutzen und dessen Auflösung in Ottenheim. Im Jahr 1967 wurden die Begriffe Bürgerrecht, Bürgerlos, Gabholz, Bürgerbuch wie auch schon lange vorher Allmende, Dreifelderwirtschaft in die Vergangenheit entlassen. Ehemalige dörfliche soziale Einrichtung und Altersversorgung wurden Ende der 1960er Jahre in staatliche „Obhut“ genommen. Am Beispiel von Ottenheim beschreibt derselbe Autor, wie sich der Ort auch in allen anderen Bereichen nach 1945 bis heute von einem Bauerndorf in eine Wohngemeinde verwandelt hat – eine Entwicklung die gleichermaßen ja fast alle Dörfer erfahren (mussten).

E. Klem geht unter dem Titel „Der Friesenheimer Bahnhof“ vor allem auf die schon 1873 gemeinsam mit Heiligenzell, Oberweier und Schuttertern (alle aber erst 100 Jahre später Ortsteile von Friesenheim) finanzierte Güterhalle ein. C. Gorka beschreibt ausführlich den Weg vom nassauischen Oberamt Lahr über das Bezirksamt bis zum Landratsamt Lahr und dann zur Außenstelle des Landratsamtes Ortenaukreis sowie deren Aufgaben für Stadt und Land.

Von den Beiträgen, die sich speziell auf Personen beziehen, soll die Trauerrede des Bürgermeisters von Schuttertal hervorgehoben werden, die er für den unerwartet verstorbenen Gerhard Finkbeiner gehalten hat. Er war seit vier Jahrzehnten Autor für dieses Jahrbuch. C. Gabbert würdigt das konstruktive Einmischen des engagierten Denkmalschützers für das Bewahren bäuerlicher Kultur im Schuttertal. Alles was zur Regionalgeschichte zählt, fand sein intensives Interesse, er wurde gleichsam das maßgebende Gedächtnis der Gemeinde. B. Uttenweiler schreibt über den Ettenheimer Kunstmaler Kurt Bildstein, der nicht nur als Heimatfreund konkrete Darstellungen geschaffen hat, sondern sich auch mit abstrakter „Informeller Malerei“ befasst. Über das Schicksal der Juden, die 1940 aus Rust deportiert wurden, berichtet P. Künzel. G. Timpte deckt die Geschichte der Pfarrersfamilie Morstadt aus Herbolzheim-Broggingen auf. I. Scheidle stellt den in Lahr geborenen Johannes Metzger (1789–

1852) vor, der als Gärtner und Kundiger in der Landwirtschaft einen beeindruckenden Lebenslauf mit höchsten Auszeichnungen und Ämtern aufweisen konnte und auch Verfasser von wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Schriften war. In dem Aufsatz lässt die Autorin Metzger vor allem durch eine Vorstellung seiner volkspädagogischen Schriften lebendig werden, die sich gerade auch an die Jugend wenden. Viele entsprechende Abbildungen und Textpassagen geben dem Beitrag eine besonders ansprechende Note.

Gernot Kreutz

Acherner Vorträge und Texte. Veröffentlichungen für die Mitglieder des Historischen Vereins Achern. 2007 bis 2009

Eine sehr bemerkenswerte Schriftenreihe gibt seit 2007 Johannes Mühlan als Vorsitzender der Mitgliedergruppe Achern im Historischen Verein für Mittelbaden heraus. Fast alle Themenhefte (z. Z. 18) behandeln Geschichtliches von Achern sowie der Region nördlich und südlich der Stadt, die vor 200 Jahren ihr Stadtrecht erhalten hat. Zum Teil handelt es sich bei den Schriften um Vorträge, die vom Histor. Verein Achern für die Öffentlichkeit angeboten wurden. Die „Texte“ (meist von J. Mühlan) beziehen sich auf sorgsam vorbereitete Exkursionen. Eine vortreffliche gegliederte Textgestaltung und eine ansprechende Bebilderung sind hier Ausdruck für fundierte Arbeit, die eine weitere Qualität durch Anmerkungen, Literaturverzeichnisse und besonders auch durch die eingebauten Karten und Pläne erhält. Das Thema „Offene Fragen“ wird ausdrücklich angesprochen. Dazu ist es der erklärte Standpunkt des Autors, dass nicht alle überlieferten und übernommenen Textaussagen verifiziert werden können, sofern diese nicht hinreichend belastbar sind.

Einige Texte und Vorträge sollen als Beispiel genannt werden: Achern und Sasbach, Mosaiksteine einer Geschichtslandschaft – Das erste Jahrtausend Acherner Siedlungs- und Ortsgeschichte – Bühl und Achern – Geroldsecker Land, Strukturen und Lebensformen im Mittelalter – Burgen- und Schlossbaukunde von Baden-Baden bis Rastatt – Das Münster zu Freiburg, Baukunde und Bedeutung.

Die Acherner Vorträge und Texte als solides Informationsmaterial können wegweisend für eine nachhaltige Tätigkeit auch für andere Mitgliedergruppen gelten.

Gernot Kreutz

Littmann, Franz/Schmidt-Bergmann, Hansgeorg: Johann Peter Hebel am Oberrhein – ein Literaturführer. Karlsruhe 2010, 144 S., 84 Bilder, 1 Karte.

In der Reihe „Literarische Orte“ erscheint zum 250. Geburtstag Johann Peter Hebels dieser schöne, informative und unterhaltsame Literaturführer. Er zeigt die Wohnorte und Lebensstationen, die Ziele der Reisen und die zahlreichen Stätten der Erinnerung an den großen alemannischen Dichter. Rheinabwärts, vom Geburtsort Basel bis zum Sterbeort Schwetzingen, lässt sich eine beredte literarische Spur rekonstruieren, die einladen möchte, das Werk Hebels wieder lebendig werden zu lassen. Dass natürlich auch die Ortenau („Doch wenn de n' über d'Chinzig gohsch, Und z' Offeburg am Scheidweg stohsch ...“) und die Straßburger Nachbarschaft, mit der Hebel mehrere Begegnungen hatte, gewürdigt werden, versteht sich von selbst.

Martin Ruch

Alemannisches Wörterbuch für Baden von Rudolf Post unter Mitarbeit von Friedel Scheer-Nahor. Hrsg. vom Landesverein Badische Heimat e. V. und der Muettersproch-Gesellschaft Verein für alemannische Sprache e. V. (Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat, Bd. 2) Karlsruhe, 2. unveränderte Auflage 2010, 408 Seiten, 10 500 Stichwörter, 12 500 Bedeutungen, 149 Karten.

Das Alemannische Wörterbuch für Baden kann in seiner Fülle an Stichwörtern, Bedeutungen und dialektgeographischen Karten zurecht als *klaiss Biabli* oder *Maitli* [Aasen/Donaueschingen] des großen „Badischen Wörterbuchs“ angesehen werden, war doch der Autor Rudolf Post von 1988 bis 2009 Leiter des gleichnamigen Arbeitsbereichs am Deutschen Seminar 1 der Universität Freiburg i. Br. und ist doch die Mitautorin Friedel Scheer-Nahor Geschäftsführerin der Muettersproch-Gesellschaft und selbst ausgewiesene Mundartsprecherin. Besonders hervorzuheben ist die detaillierte Einfüh-

nung (S. 10–25) in das Arbeitsgebiet, die – veranschaulicht auf sechs lautgeographischen und zwei morphologischen Karten – eine sprachliche Gliederung Südbadens enthält. Eine (vielleicht zu) weite geographische Dehnung erfährt hier der Begriff Südbaden, erstreckt sich doch das Gebiet des Wörterbuchs im Norden noch bis auf die Höhe von Rastatt. An der seit Hugo Steger und Karlheinz Jakob (1983) gültigen Dreiteilung des Alemannischen in Oberrheinischalemannisch, Südalemannisch und Bodenseeealemannisch wird nicht gerüttelt. Dieser einführende Teil erläutert die wichtigsten binnengliedernden Merkmale und Lautgrenzen des Alemannischen. Die Karten in der Einführung wie auch die kleinen Karten im Wörterbuchteil „basieren meist auf der Auswertung von Fragebögen, seltener auf schon publizierten (bisher 460 Karten) des Südwestdeutschen Sprachatlases (SSA)“ (S. 24). Das umfangreiche Material für diesen sprachgeographischen Kleinraum atlas wurde in den Jahren 1975 bis 1984 in insgesamt 579 Orten Badens und Württembergs mit 2080 Fragen nach der direkten Befragungsmethode vor Ort erhoben und für die Auswertung und Kartierung digital gespeichert. Die kleinen Karten des Alemannischen Wörterbuchs geben allerdings in vereinfachter Weise die Verbreitung verschiedener Lautungen oder die unterschiedliche Wortgeographie wider und ergänzen so in gelungener Weise die entsprechenden Wortartikel. Zum Aufbau des Wörterbuchs und der Wortartikel in Bezug auf die Quellen, die Auswahl der Wörter, das Stichwort und dessen Schreibweise (S. 21–23) nimmt der Autor ausführlich Stellung. Dem Wörterbuchteil ist ein Abkürzungsverzeichnis (S. 26–27) vorangestellt, in dem auch die 14 gedruckten Quellen ausgewiesen sind, darunter natürlich die „Alemannischen Gedichte“ von Johann Peter Hebel. Die Wortartikel von a1 bis Zwulcher (S. 29–401) sind folgendermaßen aufgebaut: fettgedrucktes Stichwort, grammatikalische Angaben, kursivgedruckte Lautvarianten (ggf. mit Verbreitungs- und Quellenangaben), Angabe der Bedeutung(en) bzw. Verweis(e) auf ein anderes Stichwort mit gleicher Bedeutung, Beispielsätze oder feste Wendungen, auch Redensarten, Sprichwörter, Bauernregeln und

Kinderreime (mit Ortsangabe bzw. Quelle in Originalschreibung), Verweis auf Synonyme, evt. Angaben zur Etymologie oder Wortgeschichte, sonstige Hinweise. Diese Vielzahl an strukturierten Informationen machen das Wörterbuch zu einer mundartlichen Fundgrube. Wer z. B. weiß schon, dass ein Schlawak (S. 288) ein heruntergekommener Kerl, ein Nichtsnutz und Vagabund ist und dass dieses Wort ähnlich wie Schlawiner auf Slowake bzw. Slawonier zurückgeht? Spaß bereitet es z. B. auch, das Wörterbuch nach bestimmten Sachgruppen oder Wortfeldern zu durchforsten, wie etwa Tier- und Pflanzennamen, Körperteile und deren Synonyme, abwertende Bezeichnungen für den Mann (siehe oben) oder die Frau, Gerätebezeichnungen oder spezielle Fachvokabularien. Am Ende des Buches findet sich noch ein kleines Bonbon: eine Übersichtskarte mit dem Titel „Lokale Wörterbücher und Wortschatzsammlungen zu Dialekten in Südbaden“ (S. 405).

Den beiden Autoren ist es gelungen, aus dem Material des Badischen Wörterbuchs und des Südwestdeutschen Sprachatlases das bisher umfangreichste Nachschlagewerk zu den Mundarten Badens zu schaffen. Das Alemannische Wörterbuch gilt wohl jetzt schon als Standardwerk, das die Mundarten Südbadens in bisher nie vorhandener Vollständigkeit und Übersichtlichkeit dokumentiert.

Ewald Hall

Speck, Dieter: Kleine Geschichte Vorderösterreichs. Leinfelden-Echterdingen 2010, 250 S.

Wer durch die Ortenau fährt, durchs Elsaß oder nach Freiburg, der fährt durch ehemals habsburgisches Terrain. Bis 1805 gehörte es zur k. und k. Monarchie, stand unter der Herrschaft der katholischen Herrscher. Das Geschlecht der Habsburger startete seine wahrlich internationale Karriere von der Habsburg aus, jener Anlage bei Brugg im Aargau, die 1020/20 errichtet und seit dem Jahr 1108 namengebend wurde. Jene Teile des Landes, die „vor dem Aarberg“ gelegen waren, wurden Vorderösterreich genannt. Spuren aus der Zeit zum Herrscherhaus finden sich heute noch, sei es der österreichische Doppeladler, der manche Hausfas-

sade, manches Scheunentor, Wirtshausschild oder Bauernmöbel zierte, aber auch das Brauchtum wurde österreichisch beeinflusst. Selbst manche Nahrungsgewohnheit, etwa das „klassisch badi-sche“ Rindfleisch mit Meerrettich, hat österreichische Wurzeln. Zu bedauern ist daher, dass das vorliegende Buch einen zwar hervorragenden Überblick über die dynastische Geschichte, aber wenig zur Kulturgeschichte unterm Doppeladler bietet. Dennoch: ein fundierter, gut lesbarer Führer durch die verwickelte und verwinkelte Geschichte eines Herrscherhauses ist anzuzeigen und zu empfehlen.

Martin Ruch

Gorka, Cornelius: Streifzüge durch den Ortenaukreis. Erfurt 2009, 128 S., sehr viele Abb.

Der Kreisarchivar des Ortenaukreises legt hier einen Fotoband vor, der rund 200 meist unveröffentlichte Fotografien aus der Zeit zwischen 1900 und 1970 enthält. Das Fotomaterial ist in hohem Maß faszinierend. Es zeigt historische Situationen und ihren Wandel in der Gegenwart. Eine mentale und visuelle Wanderung durch die Landschaftsräume der Ortenau wird hier unternommen, eingeleitet durch einen fundierten Abriß der Geschichte des Ortenaukreises. Überzeugend dabei ist die Einteilung des Kreises in landschaftliche Kleinräume, das Kinzigtal unterscheidet sich schließlich vom Hanauerland, das Achertal vom Geroldsecker Land nicht nur geologisch. Nuancen zwar, aber dennoch eben charakteristischen Details spürt dieser Bildband nach.

Martin Ruch

Syré, Irmgard und Ludger (Hg.): Eingebildete Bauern – gelehrte Mönche. Reisebeobachtungen im 18. Jahrhundert zwischen Schwarzwald und Bodensee. Karlsruhe 2009, 264 S., Abb.

Heinrich Sander, Johann Bernoulloï, Georg Wilhelm Zapf und ein anonymer Schwarzwaldreisender haben im 18. Jahrhundert Eindrücke ihrer Reisen festgehalten und publiziert. Dabei hatten sie aber nicht wie ihre adeligen Vorgänger die Inhalte der Cavalierstour im Blick, sondern sie berichteten vom Leben der Menschen, von ihrer Arbeit und

ihren Bräuchen. Und was diese Beschreibungen so bemerkenswert macht, sie sprechen auch über die Schönheit und die Wunder der Natur. Das lässt diese Reisebeschreibungen auch zu Dokumenten der mentalen Geschichte werden. Aber auch die „klassischen“ Besuchsziele werden geschildert, vor allem das naturwissenschaftliche Wirken in den Klöstern mit ihren unterschiedlichen Sammlungen, den Naturalienkabinetten, Kunstkammern oder Bibliotheken. Ausführlich schreibt Heinrich Sander beispielsweise über Kunst und Kultur, Gartenbau und Musikpflege des Klosters Gengenbach, bevor er sich wieder auf die Fußreise durch das Kinzigtal hinüber in den Breisgau aufmacht. Wichtige Literatur nicht nur für den Regionalhistoriker, in der bekannt schönen Aufmachung des G. Braun Buchverlags.

Martin Ruch

Hochstuhl, Kurt: Leo Wohleb. Pädagoge und Politiker. Leinfelder-Echterdingen, 2009, 128 S., 12 Abb.

Der Leiter des Staatsarchivs Freiburg und Bearbeiter des Nachlasses von Leo Wohleb legt in der Reihe „Prägende Köpfe aus dem Südwesten“ eine biografische Überblicksdarstellung zu Wohleb vor. Es wird der Weg nachgezeichnet, den der gebildete Humanist, engagierte Pädagoge und anerkannte Wissenschaftler ging, bis er eher zufällig zum Politiker wurde. Sein Name ist untrennbar mit den Auseinandersetzungen um die Bildung des Südweststaates verbunden, ein politischer Kampf, der sehr emotional und erbittert geführt wurde. Aber nicht zuletzt deshalb ist diese Diskussion so wichtig gewesen in der Gründungszeit der bundesrepublikanischen Demokratie. Und Wohleb hat hieran seinen wichtigen Anteil. Hochstuhl ist zuzustimmen, wenn er abschließend dafür plädiert, endlich die Lebensleistung dieses christlich-sozialen Demokraten, des liberalen Humanisten, des verständnisvollen Pädagogen und des volksnahen Politikers zu würdigen und ihn als einen der prägenden Köpfe Südwestdeutschlands anzuerkennen. Ein knapper Forschungsüberblick, eine Zeittafel und ein einführendes Literaturverzeichnis runden das empfehlenswerte Buch ab.

Martin Ruch

Bosch, Manfred (Hg.): Oberrheingeschichten. Tübingen 2010, 384 S.

„Wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches“, so der deutsch-französische Schriftsteller René Schickele, sei das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes, sei die Landschaft am Oberrhein. Diesem lyrischen Bild entspricht eine große literarische Tradition. Wickrams Schwänke, Grimmshausens Romane, Pfeffels Fabeln, Goethe, Herder, Lenz und Büchner – und Johann Peter Hebel: nur ein winziger Ausschnitt aus einem großen literarischen Kosmos belegt bereits die Existenz dieser fruchtbaren oberheinischen Literaturwelt. Manfred Bosch, als bekannter Schriftsteller und Herausgeber allen Literaturfreunden ein guter Begriff, hat diesen schön gemachten Band in literarischen Querschnitten angelegt. 89 Autorinnen und Autoren, darunter bekannte wie weniger bekannte Namen, werden in ihren Romanauszügen und Erzählungen, in Essays und Gedichten vorgestellt und erzählen jeweils eine eigene Oberrheinische Geschichte. Ein Lesebuch, dem man in den Schulen und Wohnzimmern beidseits des Rheins Heimat – und Leser wünscht.

Martin Ruch

Schellinger, Uwe/Oswald, Rolf/Hoferer, Egbert: Deportiert aus Nordrach. Das Schicksal der letzten jüdischen Patientinnen und Angestellten des Rothschild-Sanatoriums. Herausgeber Historischer Verein für Mittelbaden – Mitgliedergruppe Nordrach. Nordrach 2010, 96 S., viele Abb.

Nach einem Vortrag in den USA über René Schickele, dem deutsch-französischen Schriftsteller und Thomas Manns Weggefährten in den schwierig werdenden 1930er Jahren, wurde ich Ende der 1990er Jahre von einem Zuhörer aufgeregt gefragt, ob ich denn etwas über die Juden in Nordrach wisse. Ich war zunächst reichlich erstaunt über diese recht abwegig erscheinende Frage. Denn was hatte jenen Fragenden im entfernten Amerika bewegt, ausgerechnet sich nach dem Schicksal jüdischer Bürger in der kleinen Gemeinde in der Ortenau zu erkundigen?

Doch die Verbindung war sehr bald hergestellt: Badenweiler, wo Schickele, der im Elsass geborene

Vorreiter für ein vereinigtes Europa mit „menschlichem Antlitz“, bis zu seiner Emigration nach Frankreich im Jahre 1932 mehr als ein Jahrzehnt lebte, war zu jener Zeit einer der angesehensten Kurorte für an TBC Erkrankte. Albert Fraenkel, jüdischer Abstammung, Professor für Medizin an der Universität Heidelberg, hatte den damals weltweiten Ruhm der Stadt als Heilort für Lungenkranke mit begründet. Er wendete die von ihm entwickelten Therapien in zwei Sanatorien, die er selbst in Badenweiler einrichtete, an und wurde so zum ‚König von Badenweiler‘. Karl Jaspers war 1901 sein Patient, und zehn Jahre später dann Hermann Hesse. Doch die begehrten Behandlungen der Erkrankten in dem schon von den Römern besuchten Badeort waren kostspielig; nur gut betuchte Bürger des In- und Auslandes, vielfach Juden, konnten sie sich leisten.

Eine Alternative bot Nordrach. Fraenkels Heilmethoden wurden auch hier angewandt; und zwar vor allem in der Lungenheilstätte „Nordrach-Kolonie“. Die Gebäude stammten von der alten Glashütte und Blaufarbenfabrik (Kobalt- und Fayencefabrik) und wurden 1889 in ein Sanatorium für Lungenkranke umgewandelt. Das ist insofern interessant, als dass hier aus dem kobaldblauen Glas Spucknapfe für Tuberkulosekranke hergestellt und über eine Apotheke in Zell a.H. weit über Nordrachs Grenzen hinaus vertrieben wurden. Gegründet wurde die Heilstätte von Dr. Otto Walther, einem engagierten Sozialdemokraten, der zuvor in Frankfurt/Main eine Arztpraxis betrieben und diese Ende der 1880er Jahre wegen der Sozialistengesetze aufgegeben hatte.

Ganz den Frauen vorbehalten war das Rothschild-Sanatorium, das 1905 von der „M. A. von Rothschild’schen Stiftung für lungenkranke Frauen“ erworben wurde. Adelheid de Rothschild hatte 1903 diese Stiftung zum Andenken an ihren Vater ins Leben gerufen und damit den Kauf eines „seit 1900 existierenden, architektonisch imposanten Sanatoriumsgebäudes in der Dorfmitte von Nordrach“ (S. 8/9) ermöglicht, dass Frauen jüdischen Glaubens eine Heilungsstätte unter Einhaltung von jüdischen Essensregeln und ihren traditionellen Gebräuchen bot. Das Rothschild-Sanatorium war

eine Wohlfahrtseinrichtung, in der „lungenkranke Jüdinnen Genesung finden konnten“ (S. 9), und zwar kostenlos.

Was war dort in der sog. Nazi-Zeit passiert? Erstaunt über das Interesse in Amerika an Nordrach hatte ich mir vorgenommen, mich näher zu erkundigen ...

Jetzt liegt es vor mir, wonach ich damals gefragt wurde, die soeben erschienene Dokumentation „Deportiert aus Nordrach“ von Uwe Schellinger, Rolf Oswald und Egbert Hoferer. Ein kleines, aber umso gewichtigeres Buch mit den großartig recherchierten Dokumenten über das „Schicksal der letzten jüdischen Patientinnen und Angestellten des Rothschild-Sanatoriums“ – 34 Menschen, von denen einer sich seit 1917 als Fotograf in Nordrach angesiedelt hatte, einer zu Besuch seines Bruders Dr. Nehemias Wehl, der als Chefarzt 20 Jahre das Sanatorium leitete, im Kurort weilte, alle übrigen entweder zur Behandlung ihrer Krankheit und zur Erholung in dem Rothschild-Sanatorium für lungenkranke Frauen sich aufhielten oder aber dort angestellt waren – jüdische Bürger, die sich möglicherweise in dem abgelegenen Schwarzwalddorf vor der immer schonungsloser werdenden Verfolgung durch die Nazis sicher(er) wähnten, und die dann doch alle im Zeitraum vom November 1938 und endgültig die meisten am 29. September 1942 ‚deportiert‘ wurden.

Diesen Menschen ein Gesicht zu geben, war das Anliegen der drei Autoren. Doch die Quellenlage erwies sich als äußerst schwierig. Sie haben ihr Vorhaben trotzdem nicht aufgegeben und in mühevoller Kleinarbeit Daten aus verschiedensten Archiven und Ländern zusammengetragen: diesem Einsatz verdanken wir den einleitenden sorgfältig recherchierten Bericht Uwe Schellingens „Deportiert aus Nordrach (1939–1942)“ (S. 8–29) und die anschließende „Spurensuche“ der drei Herausgeber mit den „Kurzbiographien der Opfer“ (S. 30–73) in der nunmehr vorliegenden Broschüre.

Wie die sogenannte ‚Deportation‘ aussah und was sie bedeutete, stellt unheimlich hautnah Rolf Oswald im Anschluss an die Biographien der Opfer in seinem Artikel über eine Veranstaltung mit Zeitzeugen „Juden in Nordrach – eine Erinnerungsar-

beit“ dar (S. 82–85). Dort schildert er u. a. die Erinnerung des damals 12jährigen Wilhelm Oberle: An einem späten Vormittag fuhr ein Last[!]-Wagen „mit drei oder vier SS-Leuten“ vor, und die Frauen mussten auf die darauf montierten Sitzbänke klettern. Bereits Wochen vorher habe es im Dorf geheißen: „Die Juden kommen weg.“ Und: „Es war klar, dass [...] sie nicht mehr zurückkommen würden.“ (S. 85)

„Man“ wusste also, was geschah, die Auflösung einer der letzten Wohlfahrtseinrichtungen für jüdische Menschen stand bevor (vgl. auch S. 20f.). Bereits im April 1933 hatte Schickele prophetisch geschrieben: ... „das teuflische Spiel kann nicht gut anders enden als mit der Ausrottung der Juden oder dem Zusammenbruch des Hakenkreuzes.“

Es wäre sehr wünschenswert, wenn mutige Zeitzeugen Gelegenheit bekämen, in einem nachfolgenden Buch ihre Eindrücke aus der Zeit in eigenen Worten zu schildern (es schlummern doch sicherlich noch Tagebücher oder Kalender in Erinnerungskisten, die wertvolle Aufschlüsse liefern können). Denn es geht hier ja nicht um eine Anklage, wenn eine hervorragend erarbeitete Recherche der eigenen Region vor Augen führt, dass Geschichte nicht nur „von denen da oben“ gemacht wurde, sondern dass sie „direkt vor unserer Haustür, am Nachbarn, am kranken Gast unseres Heimatortes, in dem uns gut bekannten Gebäude mitten im eigenen Dorf geschehen konnte“. Wenn Geschichte nichts anderes ist als das später festgeschriebene Miteinander von Menschen, dann bietet sie uns die Chance, unser Tun und Lassen aufmerksamer zu machen für die Gestaltung unserer Gegenwart und Zukunft – damit sie eine weniger unheilvolle „Geschichte“ werden möge.

Wir reden viel von Zivilcourage. Zivilcourage ist auch, einzugestehen, dass und weshalb man als jüngerer Mensch mitgemacht hat – sich selbst zur Entlastung („Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“), und öffentlich für alle, die gegenwärtig Geschichte machen. Gerade diese Erfahrungen könnten junge Menschen sensibilisieren für schlechende Beeinflussung, für Gruppendruck, dem man sich nicht zu entziehen traut. Lernen, NEIN zu sagen, nicht nur bei Alkohol- und Drogen-Miss-

brauch und bei Gewalt jeglicher Art, sondern auch bei Mitläufertum, sobald es menschenverachtend und damit menschenunwürdig wird.

Die Autoren der Dokumentation „Deportiert aus Nordrach“ haben mit ihrer gelungenen Recherche nicht nur bestehende Angaben über den Verbleib der Deportierten korrigieren können, sie haben darüber hinaus ein für die Öffentlichkeit anschauliches und gut rezipierbares Zeitdokument vorgelegt und damit einen wesentlichen Anstoß gegeben für weitere Arbeiten des Historischen Vereins (und vielleicht darüber hinaus) auf diesem wichtigen Gebiet.

Annemarie Post-Martens

Klem, Ekkehard: Geschichte der Juden in Friesenheim. Erinnerungsplätze und Spuren. Haigerloch 2009, 48 S., viele Abb.

Dieser historische Rundgang zu Orten einstigen jüdischen Lebens in Friesenheim verdankt seine Entstehung Uwe Schellinger als Ideengeber, Ekkehard Klemm als Projektleiter und einer Gruppe von 7 Schülerinnen und Schülern der Haupt- und Realschule Friesenheim, die im Rahmen eines Geschichtsprojektes und in Kooperation mit dem Historischen Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Lahr – Friesenheim, sich dem jüdischen Leben ihrer Heimatgemeinde zuwandten. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts lebten Juden hier; im April 1942 wurde die letzte jüdische Bewohnerin deportiert. Zuvor waren neun Personen im Oktober 1940 nach Gurs verschleppt und später in die Vernichtungslager deportiert worden. Wo die einstigen Nachbarn wohnten, wo die Synagoge, wo das Ritualbad, wo ihr Friedhof, das Gasthaus, die koschere Metzgerei waren, dies zeigt der Rundgang. Kompetent geschriebene Einzelbilder, eine Zeittafel, sowie ein Memorbuch mit den Namen der Toten lassen dieses Werk zur wichtigen Dokumentation werden. Nicht zuletzt auch deshalb, weil ein letzter Zeitzeuge, Richard Levi aus England, der mit 12 Jahren Friesenheim verließ, bei seinem ersten Besuch in der einstigen Heimat 2004 auch dem Geschichtsprojekt Auskunft gab.

Martin Ruch

Gurs. Ein Internierungslager. Südfrankreich 1939 – 1943. Aquarelle, Zeichnungen, Fotografien. Sammlung Elsbeth Kasser. Basel 2009, 168 S., viele Farb- und S/W- Abb.

In Gurs wurden in den Jahren 1939 bis 1945 an die 60000 Menschen interniert. Zunächst vor Franco geflüchtete Soldaten der spanischen Republik, dann in Frankreich „unerwünschte“ und „politische“ Personen, schließlich ab Oktober 1940 auch über 6500 badisch-pfälzische Juden. Zuletzt waren es noch Sinti und Roma, die als Unerwünschte inhaftiert waren, bis das Lager nach Kriegsende geschlossen wurde. Heute ist kaum mehr eine Spur zu finden, lediglich der Lagerfriedhof, auf dem auch Namen aus der Ortenau stehen. Ein Mahnmal, wenige Betonspuren – und ein riesiger Wald, der das einstige Lagerareal bedeckt, das ist Gurs heute. Ab August 1942 wurden die 3907 jüdischen Internierten, die bis dahin überlebt hatten, in französischer Kollaboration mit den deutschen Nationalsozialisten aus Gurs nach Auschwitz deportiert. Die Schweizer Rotkreuzschwester Elsbeth Kasser war zu jener Zeit im Lager tätig und hat dort Zeugnisse künstlerischen Schaffens gesammelt. Etwa 200 Zeichnungen und Aquarelle wurden zum Bestand einer einzigartigen Sammlung, die heute in der Hochschule Zürich aufbewahrt wird. Das vorliegende Buch ist der Katalog zu dieser Sammlung und enthält in Originalgröße und in Farbe alle Blätter. Texte zur Geschichte des Lagers, die Biografie Elsbeth Kassers, die Geschichte der Sammlung und ein Beitrag über das künstlerische Schaffen in Gurs lassen diesen Katalog (gestaltet als Archivschachtel aus grauem Karton!) zum wichtigen Handbuch werden, das zur 70. Wiederkehr der Oktoberdeportation 1940 erschienen ist.

Martin Ruch

Heid, Hans: Vorträge der Jahre 2006 – 2009. Rastatt 2009, 262 S., viele Abb.

Die Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium hat schon viele bedeutende Referenten und Themen in den beiden letzten Jahrzehnten vorgestellt. In der Publikationsreihe „Vortragsreihe der Historischen Bibliothek Rastatt“ werden diese Vorträge

veröffentlicht. Sie stehen oft im unmittelbaren Zusammenhang mit Ausstellungen der Historischen Bibliothek, können also als Katalog wie als Hintergrundliteratur bestens dienen. Auch die Biographie „Professor Wilhelm Gack (1874–1941). Ein Rastatter Lehrerleben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ ist im Kontext einer solchen Ausstellung entstanden, die zum 200-jährigen Jubiläum des Gymnasiums erarbeitet wurde. In der Vita des Lehrers, der 27 Jahre lang am Gymnasium unterrichtete, spiegelt sich ein nicht unwesentlicher Ausschnitt Rastatter Schul- und Zeitgeschichte wider. Ein reichhaltiges Bildmaterial illustriert den unterhaltsam und gut recherchiert geschriebenen Text des Autors Hans Heid, der als Leiter der Bibliothek seit Jahren bestens bekannt ist. Ihm ist auch ein Bibliotheksführer zu danken oder die Herausgabe von kompetenten Arbeiten zur Rastatter Residenz, zur Musikaliensammlung der Historischen Lehrerbibliothek oder zu deren naturwissenschaftlichen Beständen, überhaupt zu vielen relevanten Aspekten dieser bedeutenden mittelbadischen Bibliothek.

Martin Ruch

Krohn, Niklot (Hg.): Für Seelenheil und Bürgerwohl. 750 Jahre Stiftskirche und Spital Lahr (1259–2009). Lahr 2009, 480 S., viele Abb.

Das Buch ist im Auftrag der evangelischen Stiftsgemeinde und der Stadt Lahr herausgegeben worden. Viele Autoren haben hier über die historischen Grundlagen, über die Stiftskirche und das Spital gearbeitet – die Fülle der Aspekte ist in hohem Maße beeindruckend. Neueste Forschungsergebnisse aus der lokalen Geschichte und der Archäologie, aus der örtlichen Kunst- und Medizingeschichte sind hier bis in die Gegenwart hinein zusammengestellt. Alle Beiträge sind informativ, fundiert – und durchaus nachdenklich unterhaltend geschrieben, wenn etwa das Spitalleben geschildert und diese Passage mit seltenen Fotografien von „Spitaliten“, von Originalen Lahrs illustriert und kritisch hinterfragt wird. Eine kompakte, hervorragende und beispielhafte Spital- und Sozialgeschichte Lahrs ist jedenfalls mit diesem Buch anzuzeigen.

Martin Ruch

Kleiber, Wolfgang: Tarodunum/Zarten – Brigobannis/Hüfingen. Kelten, Galloromanen und frühe Alemannen im Schwarzwald in interdisziplinärer Sicht. Mit Beiträgen von Gerhard Fingerlin, Albrecht Greule, Wolfgang Kleiber, Heiko Wagner, Otti Wilmanns. Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 2009, Nr. 4. 174 S., Abb., Karten.

Dass es vor und nach den Römern Besiedelung im Schwarzwald gegeben hat, das lässt sich mittlerweile in archäologischen Befunden nachweisen, wenn es auch früher an eben dieser Besiedelung starke Zweifel gegeben hat. Aber auch sprachgeschichtlich gibt es Hinweise auf gallorömische Bevölkerungselemente besonders im mittleren Schwarzwald. Heiko Wagner hat für das Zartener Becken bei Freiburg in zahlreichen Begehungen eine latènezeitliche Großsiedlung nachweisen können, die Anschluss an die „große Welt“ jener Jahrhunderte hatte. Denn über den Schwarzwald bestand hier wie in anderen Tal-lagen, etwa im Kinzigtal, eine Überquerungsrouten, die später auch von den Römern genutzt wurde. Vordeutsche Sprachrelikte treten zu den archäologischen Befunden hinzu, von Wolfgang Kleiber für Dreisamtal, Glottertal und die östliche Schwarzwaldabdachung zusammengetragen. Sein Ausblick: „Das tief im Schwarzwald verankerte keltische Brig-Namensystem, das mit dem keltischen Stamm der Brigantier zu verbinden wäre, hat seinen Ursprung doch vielleicht in einem Sakralbezirk, der die Donauquellflüsse und die Quellberge weiträumig als „Heiliger Bezirk“ umfasste.“ (117 f.)

Martin Ruch

Frankenstein, Ruben: Denkmal und Name – Der Gute Ort Freiburg. Dokumentation des jüdischen Friedhofs. Stadtarchiv Freiburg 2009, 336 S., viele Abb., Pläne.

Die Geschichte des jüdischen Friedhofs an der Elsäßer Straße in Freiburg ist untrennbar mit der Geschichte der jüdischen Gemeinde verbunden. Er wurde 1870/71 nahezu zeitgleich mit der Synagoge angelegt, damals, als sich die Gemeinde als Teil des bürgerlichen Lebens in der Dreisamstadt etablierte. 1863 war sie hier gegründet worden und wuchs im

Lauf der Jahrzehnte heran zur Gemeinschaft mit 1400 Mitgliedern. Darunter waren zahlreiche angesehene Wissenschaftler, Vertreter des politischen, kulturellen und politischen Lebens der Stadt und des Landes. Die Zeit des Nationalsozialismus hat der Friedhof überlebt, doch heute steht man vor einem neuen Kapitel in seiner Geschichte. Weil die Fläche nicht mehr ausreicht, weil die neuzeitliche Gemeinde gewachsen ist, reichen die Grabstellen nicht mehr aus. Der Friedhof wird für Bestattungen geschlossen, ein neuer Friedhof ist bereits seit 2005 auf einem eigenen Grabfeld des St. Georgener Friedhofes entstanden. Der alte Friedhof wird dauerhaft als Ort der Erinnerung bestehen bleiben – und die vorliegende Dokumentation, entstanden im Rahmen einer Lehrveranstaltung 2006 an der Freiburger Universität, ist nun die Volldokumentation des Grabbestandes. Alle vorhandenen Grabsteine wurden in Bild und Text erfasst, Kommentare zu Bildsymbolen und zu den Biographien wurden erarbeitet, vor allem wurden die hebräischen Inschriften übersetzt und den deutschsprachigen Texten beigegeben. Ein Namensregister mit Angaben über Berufe und Titel ist beigegeben, allenfalls noch ein Ortsregister wäre zu wünschen gewesen (wer sich etwa nach Ortenauer Toten erkundigen möchte, wäre dafür dankbar gewesen). Gleichwohl: Das Buch ist eine großartige Leistung, für die man dem Herausgeber und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Lina-Mareike Dedert, Anette Andrée, Aline Braun und Aaron Schwald nur dankbar sein kann.

Martin Ruch

Nowak, Claudia: Was ist des Elsässers Vaterland? Wie regionale und nationale Identitäten in einer Grenzregion zwischen Frankreich und Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1813–1848) geschaffen werden. Aschendorff Verlag 2010, 377 S.

Die Frage, was denn die nationale Identität nun eigentlich ist, spaltet in diesen Jahren sowohl Frankreich als auch Deutschland in zwei Lager. Und just zu dieser Zeit erscheint das Buch von Claudia Nowak zur elsässischen Identität. Ein Thema, das seit Jahrzehnten viel Tinte vergießen lässt, ohne

dass eine gemeinsame Meinung auch nur in Sicht ist.

Claudia Nowak ist sich dessen voll bewusst und untersucht diesen kontrovers diskutierten Themenkomplex mit gebührender wissenschaftlicher Vorsicht. Die Bibliographie bestätigt, was ihre Einführung bezeugt. Bevor sie sich an das Schreiben machte, hat sie sie viel gearbeitet. Es ist offensichtlich, die Autorin hat viel und vieles gelesen. Sowohl deutsche als auch französische Autoren, bisweilen auch solche, die gegensätzliche Auffassungen vertreten. (Auf Seite 369 zitiert sie Paul Leuilliot. Uns wäre lieber gewesen, sie hätte dessen dritten Band gelesen und nicht dessen ersten). Ihre Arbeit stützt sich auf die deutschsprachige Presse, ob elsässisch oder nicht, weniger auf eine genaue und straffe Auswertung französischer Archive. Das Tagebuch von Amélie Weiler dient ihr – unter anderem – als Zeitzeugnis.

Jeder Autor einer derartigen Arbeit muss chronologisch vorgehen. Und das tut auch Claudia Nowak. Sie beginnt mit der Zeit unmittelbar nach Napoleon I. („Premier Empire“) und endet mit Beginn der Zweiten Republik (1848). Drei herausragende Ereignisse beleuchtet sie besonders intensiv: die Rheinkrise von 1840–1841, die Für und Wider eines Denkmals zu Ehren Jean Baptiste Klebers (1818–1840) und dessen letztendliche Errichtung, die Aufstellung eines Denkmals zu Ehren Gutenbergs (1840). Wir meinen, das ist wenig, vor allem dann, wenn man vorher groß ankündigt, wie schwierig und umfassend die Frage ist.

Folgen wir dem chronologischen Leitfaden. Gleich nach der Niederlage Napoleon I. (Ist der Krieg ruhmreich, oder ist er blutig?) und bis 1818 ist das Elsass militärisch besetzt. Nach Henri Lebert (Jahrbuch von Munster, 1962) und Benjamin Kuhlmann (B. M. Colmar, ms 632) führen sich die österreichischen Truppen eher gut auf. Aber sowohl der eine als auch der andere – der erste ist katholisch, der zweite evangelisch-lutherisch – ersehnen nur eines: dass die Österreicher das Land verlassen. Bewegt ein Volk seine Identität, wenn sein Land von fremdem Militär besetzt ist?

Wie kann ein Protestant plötzlich damit einverstanden sein, dass die katholische Konfession

Staatsreligion wird? Wo doch die Fronde der Calvinisten von Mulhouse, die während der ganzen Epoche nie aufgehört hat, allgemein bekannt ist. Hat nicht jener bedeutende Industrielle dem Tedeum deswegen nicht beiwohnen können, weil er zu einer Wildschweinjagd musste! Eine Geschichte, die erahnen lässt, welche widersprüchlichen Gefühle das Elsaß bewegen. Darf man schreiben, wer eine Identität sucht, muss vor allem die Bedeutung des Weihnachtsbaums und des Osterhasen betonen? Mit anderen Worten, der Zugang über die Ethnologie führt weiter als der Zugang über die Politik. Man darf auch fragen, ob der Titel des Buches gut gewählt ist. Wir meinen „Beitrag zum Schaffen einer Identität“ hätte besser gepasst als „Schaffen einer Identität“.

Die Schlussfolgerung ziehen wir mit Hilfe der Dialektik. Vielleicht hilft sie uns, den Fragenkomplex zu verstehen. Claudia Nowaks Buch kann den Leser verwirren und ihn glauben machen, das Elsaß wäre ein „französisches Deutschland“. Das stimmt insofern, als die deutsche Sprache in der Region durchaus gebräuchlich ist, und deutsche Intellektuelle dort häufig zitiert werden. Genau so richtig ist, dass sich ein Deutscher im Elsaß zu Hause fühlen kann. Was wahr ist, ist auch falsch. Die französische Sprache wird dort nicht weniger gesprochen, auch wenn manche meinen, das Elsaß sei ein „deutsches Frankreich“. Außerdem muss man fragen, wo liegt in diesem multikonfessionellen Land die Wahrheit? Richtet ein Katholik seine Blicke nach Rom, ein Anhänger der lutherisch-evangelischen Konfession nach Augsburg, ein Jude nach Jerusalem, nach Deutschland oder nach Frankreich?

Claude Muller

Suso Gartner: Bühl (Baden), Flur- u. Straßennamen, Institutionen, Geschichte. Hrsg. Historischer Verein Bühl e. V.

Bühl 2009, 264 S., über 100 Abb. Karten u. Pläne. ISBN 978-3-00-029704-5.

Wer sich schnell einen Überblick über die Geschichte der großen Kreisstadt Bühl verschaffen will, der kann zu diesem vom Vorsitzenden des Historischen Vereins Bühl verfassten Werk greifen.

In der Einleitung folgt nach einer Übersicht über die bisherige Literatur, eine Tafel der wichtigsten Daten bis zur Stadtrechtsverleihung von 1835 sowie eine Skizze der Geschichte bis heute. Im ersten Teil werden dann alphabetisch (Abbruch alter Häuser bis „Zwölfer“) in über 200 Artikeln Informationen zu Amtspersonen wie (Schultheiß und Bürgermeister), Institutionen (Bürgerausschuss, Kondominat), Ereignissen (Huldigung, Schatzung, Zwetschgenfest), Maßnahmen (Strafgelder, Wässerung) in kurzer Form vermittelt.

Der zweite Teil handelt von den Flur-, Straßen- und Gebäudenamen der Bühler Kernstadt. In über 700 Abschnitten (Abort bis Ziegelhütte) listet der Autor die Flur- und Straßennamen mit entsprechenden alten Belegen und wo nötig mit Namensklärungen auf. Zahlreiche alte Fotos sowie alte Karten dienen dabei der Orientierung. Auf Stadtplänen von 1866 und 1952 kann man die ehemaligen Geländeenutzungen mit der Ausdehnung der Industriensiedlung vergleichen und sich so ein Bild der Stadtentwicklung machen. In dem anschließenden Kapitel werden die vorgestellten Namen untersucht und Gründe für Benennungen und Namenswechsel ermittelt.

Eine Schlussübersicht zeigt an Hand einer Zusammenstellung der Namen nach sachlichen Gesichtspunkten das heutige und ehemalige Bild der Landschaft. Zwei Register und ein Anmerkungsstück runden das vom Verein finanzierte und in kleiner Auflage erschienene Buch ab. Es kann über den Historischen Verein Bühl (egon.schempp@gmx.de) und in Buchhandlungen erworben werden.

Detlef Franz

Dictionnaire historique des Institutions de l'Alsace du moyen âge à nos jours. Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace.

(Enzyklopädie der elsässischen Institutionen vom Mittelalter bis 1815)

Die FSHAA konnte vor kurzem den Abschluß ihres Monumentalwerks, des Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne (Neue Enzyklopädie der Biographien berühmter Elsässer), feiern. Nach mehr als zwanzigjähriger akribischer Arbeit ist ein Werk von 5148 Seiten entstanden. In seinen 48 Heften findet

der Leser über 9000 Biographien berühmter Persönlichkeiten aus allen Schichten der elsässischen Gesellschaft: eine originelle Art, Vergangenheit und Gegenwart im Elsass zu beschreiben.

Nun ist die Zeit gekommen, eine Idee von Professor Marcel Thomann, dem langjährigen Präsidenten der Fédération, zu verwirklichen: die Herausgabe des „Dictionnaire des Institutions de l'Alsace“. Ein erstes Heft von 124 Seiten mit Kommentaren zu allen einschlägigen Begriffen, die mit dem Buchstaben „A“ beginnen, ist bereits erschienen. Verfasser sind die zwanzig bekanntesten Historiker des Elsass, Leiter des Teams ist Prof. Igersheim. Man darf gespannt sein, in welchem Rhythmus die folgenden Hefte erscheinen werden.

Dieses Fachwörterbuch soll alle elsässischen „Institutionen“ beschreiben. Dazu muss man wissen: Der deutsche Begriff „Institutionen“ ist nicht das genaue Äquivalent des französischen „institutions“. Ohne ins Détail zu gehen, kann man sagen, die Enzyklopädie beschreibt alle elsässischen öffentlich-rechtlichen, privatrechtlichen und kirchlichen Einrichtungen, Anstalten und Organe. Vom Rechtswesen bis zum Brauchtum und zum Volksglauben. Schon im ersten Heft findet man Beschreibungen von so unterschiedlichen Begriffen wie Abtei, Advokat oder Achtundzwanziger (Rat), aber auch Adelphi-Tag, Angelusglocke, Arbre de la Liberté (Freiheitsbaum) und Artillerie.

Jedermann weiß, die Geschichte des Elsass hätte wechselvoller kaum sein können. Das gleiche gilt für seine Rechtssysteme. So galten das Gewohnheitsrecht und das kanonische Recht, Verordnungen und Bräuche, bisweilen nebeneinander, bisweilen nacheinander. Jedoch zu allen Zeiten überstülpt vom römischen Recht. Ausgelegt wurde es zuerst von deutschen – und später von französischen Juristen. Ab 1789 schließlich galt ausschließlich das französische Recht, und zwar sowohl das öffentliche als auch das private.

Die „Institutionen“, deren Entstehen, Entwicklung und Verschwinden beschrieben werden, haben alle einen direkten Bezug zum Elsass, auch dann, wenn ihr Wirkungskreis oder ihr Einfluss weit über die Grenzen der Region hinaus reichten. Der Verfasser dieses Artikels betont, die Forscher

stützten sich dankbar auf das Deutsche Rechtswörterbuch (DRW). Aber dieses ist nun mal in deutscher Sprache geschrieben. Somit bedurfte es eines zeitgenössischen Werks, das dem elsässischen Historiker die Arbeit erleichtert, denn er arbeitet zwar oft mit Dokumenten, die in deutscher Sprache geschrieben sind, aber seine Ergebnisse publiziert er auf Französisch.

Wünschen wir ihm, dass er nicht allzu lange auf die Hefte warten muss, in denen die Begriffe beschrieben werden, die mit den restlichen Buchstaben des Alphabets beginnen.

Gabriel Braeuner

Dugrillon, Max: Adelige Herren – Mösbacher Bauern. Selbstverlag des Verfassers, 77855 Achern-Mösbach 2010. 160 S.

Auf der Gemarkung Achern-Mösbach liegt ein landwirtschaftlich genutztes Gebiet, ca. 29 Hektar groß, das den Flurnamen „Heinrichshof“ trägt. Gebäude sind allerdings hier seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden.

An Hand der adeligen Besitzer dieses Areals während des 18. und 19. Jahrhunderts entwirft Max Dugrillon eine informative Studie über ein von der Regionalhistorie ziemlich vernachlässigtes Thema, die wirtschaftlichen Verhältnisse des mittleren Adels in der Ortenau. Es geht dabei um die zahlreichen Freiherren und Grafen, die gebeutelt durch die Französische Revolution und die napoleonische Umgestaltung der politischen Strukturen Südwestdeutschlands neue Lebensperspektiven suchen.

Die Familien, an denen der Autor seine paradigmatischen Ergebnisse entwickelt, die Botzheimer, die Mulinen und die von Freystedt, gehörten alle dem genannten untersten Rang des Hochadels an. Die von Botzheim hatten einmal den Heinrichshof als bischöflich-straßburgisches Lehen erhalten, aber Friedrich, der Grundherr von 1807 – er diente in der kur-pfälzischen Armee –, verkaufte das Gut, wie später auch den Wohnsitz Schloss Wachenheim bei Worms, um seine hohen Schulden begleichen zu können.

Als Käuferin des Heinrichshofes fand sich 1807 die verwitwete Freifrau Charlotte von Mulinen. Ihr

Ehemann Rudolf war durch die Wirren der Französischen Revolution aus der Schweiz vertrieben worden und 1801 verstorben. Charlotte hatte sich in Stuttgart niedergelassen und war reich genug geblieben, ein standesgemäßes Leben zu führen. Ihren Sohn Rudolf – bereits der Fünfte des Geschlechtes – schickte sie auf eine gehobene Ingenieurschule in Wien, deren Programm Adelige wie reiche Bürgersöhne, auch aus dem europäischen Ausland, auf den Dienst in den neu entstehenden Staaten vorbereitete. Nach dem Abschluss der Akademie beginnt Rudolf seine Karriere in der württembergischen Kavallerie, zeichnet sich in mehreren Feldzügen aus und nimmt im Stab des Kronprinzen 1812 am Rußlandkrieg Napoleons teil. Später wechselt Rudolf in die Diplomatie über, wird württembergischer Vertreter am großherzoglichen Hof in Karlsruhe und danach für 12 Jahre Gesandter in Paris. 1837 pensioniert, lebt er während der folgenden Jahre als Privatier in verschiedenen europäischen Ländern, bis er 1851 stirbt.

Dass er den Heinrichshof je gesehen hat, ist nicht verbürgt. Ohne ihn je selbst bewirtschaftet zu haben, verkauft ihn Rudolf 1826 an einen Freund, den badischen Generalmajor Karl Friedrich von Freystedt. Die von Freystedt sind eine junge Dynastie. Der erste Träger des Titels ist der Vater des genannten Käufers gleichen Namens. Auch der neue Besitzer des Heinrichshofes zeigt keinen landwirtschaftlichen Ehrgeiz. Er ist ein erfolgreicher Soldat, wird Generaladjutant der Kavallerie und erhält viele Orden. Den Heinrichshof überlässt er zunächst den Pächtern, aber vor Ablauf der Pachtzeit kündigt er alle Verträge und versteigert den ganzen Besitz. Auf diese Gelegenheit haben die Mösbacher Bauern schon lange gewartet, 86 von ihnen bieten mit und erwerben die 107 Grundstücke für 29 183 Gulden.

Die sehr empfehlenswerte Arbeit, zu deren biographischen Teilen der Verfasser in zahlreichen, auch ausländischen Archiven forschen musste, zeigt an Musterbeispielen, wie sich der mit der Ortenau verbundene Adel lange vor dem Verlust der Reichsunmittelbarkeit, aus wirtschaftlichen Gründen in persönliche Abhängigkeit begab.

Karl Maier

Bornert, René O.S.B.: Les Monastères d'Alsace. 4 Bd. Strasbourg 2010.

In vier Bänden ist nun ein grandioses Werk abgeschlossen, das im Wesentlichen ein Einzelner, wenn auch mit Unterstützung einer Historikergruppe, geschaffen hat. Der Benediktinerpater René Bornert O. S. B. hat sein Leben nicht nur Gott und dem Ordensleben geweiht, sondern auch der Geschichte der Klöster seiner Heimat. Im Kontext der Vorbereitungen zu einer Gallia Benediktina, die analog der Germania Benediktina auch die Klöster des Elsass darstellen sollte, erhob sich der Einwand, dass diese Klöster tatsächlich eine Sonderstellung einnehmen, da sie weder der einen noch der anderen Rubrik fehlerfrei zuzuordnen sind. So entschloss sich der Autor, die Klöster des Elsass gesondert herauszugeben und hat nun mit dem auf christliche Literatur spezialisierten Straßburger Verlag Edition du Signe diese prachtvollen Bände vorgelegt. Sie schildern in zahlreichen Einzelbildern und Quellen (die deutschen Quellentexte sind ins Französische übersetzt) das Entstehen und Leben der Klöster bis zur Französischen Revolution. Die jeweils entstandene Literatur wird vorgestellt, Personen, Grundbesitz, Patronate, Besonderheiten in Kunst und Architektur werden gewürdigt. Auch Personen- und Ortsindexe fehlen nicht. Mit Abbildungen war man zurückhaltend, was aber völlig einleuchtet, wenn man an die sonst anfallenden zusätzlichen Kosten denkt. Architekturbildbände zu den romanischen Kirchen und Klöstern des Elsaß gibt es ja als ergänzende Literatur genügend. So kann man diesem großartigen Werk, das von gleicher Bedeutung ist wie das dreibändige Werk „Archives de l'Eglise d'Alsace“ von Brauner/Burg (1960–1963), nur hohen Respekt zollen, weite Verbreitung und dem Autor dadurch die gebührende Anerkennung wünschen.

Martin Ruch

Schuck, Hans-Jochen: Zwischen Tradition und Zeitgeist. 100 Jahre Historischer Verein Gengenbach 1910–2010. Historischer Verein Gengenbach, 2010, 104 S., viele Abb.

In einem Festakt am 17. Juli 2010 in der Gengenbacher Stadthalle am Nollen erinnerte sich die Mitgliedergruppe Gengenbach an ihre lange Geschichte. Im Juli 1910 war die Gruppe im Nebenzimmer einer Brauerei ins Leben gerufen worden unter Federführung des Rittmeisters Wolfgang Engelhard von Nathusius. 34 Interessierte hatten sich zusammengefunden, um sich der Pflege und Förderung der Geschichtsforschung, Kunst- und Altertumsdenkmale sowie der Erhaltung gefährdeter Kulturdenkmale zu widmen. Gengenbach wurde damit zur ältesten Ortsgruppe des am 8. Mai 1910 aus der Taufe gehobenen „Geschichts- und Altertumsvereins“, der kurz darauf zum Historischen Verein für Mittelbaden wurde. Heute sind es über 100 Mitglieder, die diese kulturelle Arbeit weiterführen. Wie und mit welchen Schwerpunkten über die Jahrzehnte hinweg der Verein in Gengenbach gewirkt hat, welche Diskussionen sich bis in die Gegenwart hinein an bestimmten Projekten entzündet haben – darüber informiert, bestens und anschaulich geschrieben, diese Chronik von Hans-Jochen Schuck. Ihr Charakteristikum: Sie zählt nicht einfach auf, sondern sie stellt Fragen und gibt somit auch neue Impulse für die Zukunft. Was ließe sich Besseres über eine Vereinschronik sagen, zudem sie auch mit einem ansprechenden Äußeren versehen ist?

Martin Ruch

Frühjahrsversammlung 2010 des Historischen Vereins für Mittelbaden

Am 27. März 2010 fand im Handwerkermuseum in Kork die Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden statt. Die Sitzung begann zunächst mit einer Präsentation des Archivdirektors Dr. Kurt Hochstuhl unter dem Titel „Lesesaal online!“. Darin stellte er das neue Dienstleistungsangebot des Staatsarchivs Freiburg für Familienforscher vor.

In der anschließenden Arbeitssitzung begrüßte Vereinspräsident Wolfgang Matthias Gall die anwesenden Vertreter der Mitgliedergruppen. Die Versammlung gedachte der im Vorjahr verstorbenen Mitglieder, insbesondere Bernd Schmid (Meißenheim) und Rolf Kruse (Kehl). Präsident Gall berichtete zunächst von Veränderungen in den Ortsgruppen: In Oberkirch (Bertold Wunderle), Hohberg (Lucien Mutzig), Wolfach (Christian Oberfell) und Hornberg (Rosemarie Götz) wurden neue Vorsitzende gewählt. Außerdem haben sich die Ortsgruppen Friesenheim/Lahr, Meißenheim und Seelbach/Schuttertal zur neuen regionalen Mitgliedergruppe „Geroldsecker Land“ zusammengeschlossen. Der Historische Verein beteiligte sich im Herbst 2009 an der Tagung „Kulturelle Vielfalt“ in Oberkirch, deren Referate in der nächsten „Ortenau“ veröffentlicht werden. Präsident Gall berichtete außerdem von Gesprächen mit der Fédération des Sociétés d'Histoires de l'Alsace über gemeinsame Projekte. Der Vereinsvorstand beschäftigte sich im Vorjahr zudem intensiv mit den Vorbereitungen zum Vereinsjubiläum 2010.

Geschäftsführer Alexander Vallendor berichtete über den aktuellen Kassenstand und informierte über das neue Spendenrecht. Wesentliche Ausgabeposten werden das Vereinsjubiläum, die Herausgabe der „Ortenau“ und der Festschrift und Anschaffungen für die Bibliothek sein. Die zusätzlichen Ausgaben können durch Rücklagen gedeckt werden. Anschließend informierte er über die Aktualisierung der Homepage und stellte neue Werbemittel (Flyer, Einladungskarte, Briefbogen) vor. In der Diskussion wurden einzelne Verbesserungen vorgeschlagen. Redakteur Martin Ruch berichtet von der Jubiläums-„Ortenau“: Das „gewöhnliche“ Jahrbuch wird neue Beiträge zur Geschichte



Thorsten Mietzner informiert über die neue Regionalgruppe „Geroldsteiner Land“ (Foto: C. Gorka)

der Ortenau und freie Aufsätze enthalten. Die Festschrift (Sonderband) wird sich der Geschichte des Historischen Vereins für Mittelbaden widmen. Martin Ruch ermunterte die Mitgliedergruppen, ihre Geschichte aufzuarbeiten.

Anschließend folgten die Berichte der Fachgruppen und der Bibliotheksverantwortlichen, die teilweise in diesem Jahrbuch abgedruckt sind. Die Fachgruppe Archäologie unternahm Exkursionen nach Straßburg (Historisches Museum), besuchte den Archäologiepfad bei Saverne und untersuchte verschiedene Ausgrabungen. Die Fachgruppe Archive besuchte die neuen Stadtarchive in Straßburg und in Rheinau und informierte sich dabei über die fachgerechte Verwahrung von Archivgut. Fachgruppenleiter Cornelius Gorka appellierte außerdem an die Mitglieder, das Vereinsjubiläum zu nutzen, um das verstreute Archivgut des Gesamtvereins und seiner Ortsgruppen zu sammeln und zu sichern. Die Fachgruppe Bergwesen unternahm eine Exkursion nach Schnellingen und untersuchte verschiedene Bunker und Stollenreste. Für das Bibliotheksteam berichtete Renate Demuth, dass sich die Vereinsbibliothek weiterhin einer regen Nachfrage erfreut. Es gehen immer mehr Anfragen oder Buchbestellungen per Internet ein. Auf Vorschlag von Martin Ruch beschloss die Frühjahrstagung, die Vereinsbibliothek in „Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek des Historischen Vereins für Mittelbaden“ umzubenennen. Die Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte beschäftigte sich mit dem früheren Offenburger Spital und mit der Umnutzung des alten Offenburger Gefängnisses. Der Koordinator für Grenzüberschreitende Beziehungen beteiligte sich an verschiedenen Treffen und Gesprächen mit elsässischen Geschichtsfreunden. Die Fachgruppe Kleindenkmale konnte im Oktober 2009 den erfolgreichen Abschluss der Kleindenkmal-Erfassung im Ortenaukreis feiern. Die Fachgruppe Mundart/Flurnamen unterstützte die Flurnamensammlung Großweier und untersuchte ungeklärte Flurnamen im Hanauerland. Die Fachgruppe Museen veranstaltete Fachsitzungen in Gutach und Oberwolfach und behandelte Ausstellungsfragen. Die Fachgruppe Wandmalerei beteiligte sich an der Tagung „Kulturelle Vielfalt“.

Nach einer Pause stellte Vereinspräsident Gall das Programm der Jubiläumsfeierlichkeiten vor, deren Höhepunkt das Festwochenende 9./10. Oktober 2010 in Offenburg sein wird. Weitere Veranstaltungen im Festjahr sind terminiert. Um Terminkollisionen bei den Programmen der Mitgliedergruppen zu vermeiden, empfiehlt der Vorstand den Ortsgruppen, ihre Veranstaltungen rechtzeitig per Rundmail und auf der Vereinshomepage bekannt zu machen.

Cornelius Gorka

Jahresversammlung des Historischen Vereins in Freistett

Am 4. Oktober 2009 fand in Rheinau-Freistett die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden statt. Bei der Eröffnung des geschäftlichen Teils konnte Präsident Dr. Wolfgang M. Gall wieder zahlreiche Vertreter aus den Mitgliedergruppen des Gesamtvereins, sowie Herrn Dr. Holderbach als Vertreter der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace begrüßen. Nach der Totenehrung folgte der Bericht über die Tätigkeiten des Vorstands im Geschäftsjahr 2009. Der Vorstand befasste sich insbesondere mit den Vorbereitungen zum 100-jährigen Jubiläum des Historische Vereins für Mittelbaden. Höhepunkt wird dabei das Festwochenende am 9./10. Oktober 2010 in Offenburg sein. Im Rahmen des Jubiläums findet außerdem der Ortenauer Geschichtstag statt, der künftig gemeinsam mit dem Stadtarchiv Lahr veranstaltet wird.



Präsident Wolfgang M. Gall, Renate Demuth und Bürgermeister Michael Welsche (von links) beim Empfang der Stadt Rheinau
(Foto: Gorka)

Besonders erfreulich ist das wachsende Interesse an der Vereinsbibliothek bei den Internetbenutzern. Die Vereinshomepage erhielt 2009 insgesamt 13 000 Aufrufe, darunter 800 Aufrufe der Bibliotheksseite. Um die stark zunehmenden Anfragen von Geschichtsinteressierten besser beantworten zu können, investierte der Verein 2009 in die weitere IT-Ausstattung der Vereinsbibliothek.

In seinem Kassenbericht konnte Geschäftsführers Alexander Vallendor eine leichte Erhöhung des Kassenbestands verkündigen, so dass die Ausgaben für die Jubiläumsfeierlichkeiten ohne Beitragserhöhung gedeckt werden können. Leider ist die Mitgliederzahl des Gesamtvereins im Vorjahr um 59 Personen auf 3 102 Mitglieder zurückgegangen. Angesichts des stetigen Mitglieder-rückgangs müsse der Verein unbedingt aktiv werden. Die beiden Kassenprüfer Fritz Ebner und Werner Scheurer bescheinigten dem Geschäftsführer eine einwandfreie Kassenführung und beantragten seine Entlastung, die auch einstimmig beschlossen wurde.

Redakteur Dr. Martin Ruch freute sich über die gute Resonanz der „Ortenau“ 2009 und dankte allen Autoren für die Mitarbeit. Das Schwerpunktthema „Sportgeschichte“ enthalte wieder einige interessante und spannende Aufsätze. Das „Jubiläums“-Jahrbuch 2010 wird erstmals mit einem neuen und frischeren Layout erscheinen. Neben dem üblichen Jahresband werde sich ein zusätzlicher Sonderband (Festschrift) mit der Geschichte des Gesamtvereins und seiner Mitglieder- und Fachgruppen befassen. Redakteur Dr. Martin Ruch ermunterte die Mitgliedergruppen, sich aktiv an diesem Geschichtsband zu beteiligen und das Jubiläum als Werbung für den Verein zu nutzen.

Der Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten René Siegrist berichtete von verschiedenen Veranstaltungen und Gesprächen mit elsässischen Geschichtsvereinen. Dabei habe man sich auf ein gemeinsames Ausstellungsprojekt zum Thema „Rheinüberquerung“ verständigt, das in den nächsten Jahren die Kooperation noch vertiefen soll. Gegen Ende der Sitzung beschlossen die Mitglieder einstimmig per Satzungsänderung die Einführung einer Familienmitgliedschaft.

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung folgte zunächst ein Empfang der Stadt Rheinau, bei der Bürgermeister Welsche unter anderem den Einsatz der Rheinauer Mitgliedergruppe und ihrer Vorsitzenden Renate Demuth würdigte. Danach hielt der Direktor des Diözesanarchivs Freiburg Dr. Christoph Schmider einen interessanten und unterhaltsamen Festvortrag über „Die Benediktinerabtei Schwarzach am Vorabend der Säkularisation“. Nach dem Mittagessen hatten die Teilnehmer dann noch Gelegenheit, die Fischtreppe an der Staustufe Rheinau/Gambsheim oder das Stadtmuseum Rheinau zu besuchen.

Cornelius Gorka

Nachruf auf Prof. Dr. Rolf Kruse

Am 27. Februar 2010 verstarb der renommierte Wissenschaftler, Beirat und ehemalige Vorsitzende der Mitgliedergruppe Kehl, Prof. Dr. Rolf Kruse, im Alter von 81 Jahren. „Mediziner, Musiker, Historiker, Mensch“, so überschrieb die Kehler Zeitung ihren Beitrag, in dem Prof. Dr. Kruse, geboren 1928, anlässlich seines 80. Geburtstags 2008 gewürdigt wurde. Der Vorstand des Historischen Vereins Kehl, der ihm damals gratulierte, fügte ein weiteres wesentliches Charaktermerkmal noch hinzu: Kruse – der Menschenfreund. Weit über den Historischen Verein für Mittelbaden hinaus bleibt uns der Verstorbene mit seiner freundlichen, aufgeschlossenen Art in Erinnerung. Er war stets gesprächsbereit, das Gegenteil von unnahbar. Hemmungen eines Gesprächspartners verstand er leicht zu überbrücken. Mit anderen Worten, ebenfalls nachzulesen in der Würdigung der Kehler Zeitung von November 2008: „Bei allen seinen Verdiensten, die er sich erworben hat, ist er doch immer der freundliche und bescheidene ‚Herr Kruse‘ geblieben.“

Der europaweit anerkannte Mediziner Prof. Dr. Kruse leitete von 1969 bis 1993 die Korker Anstalten und übernahm am 10. März 1995 den 1. Vorsitzenden des Historischen Vereins Kehl Hanauerland – so damals noch der Vereinsname. Von 2003 an war Professor Kruse auch Beisitzer im Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden. 2004 wurde er für seine Leistungen als Mediziner und Historiker mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt. In der Begründung sind seine Verdienste um die Orts- und Regionalgeschichte sowie um den Historischen Verein Kehl so beschrieben: Die Übernahme des Vorsitzes des Historischen Vereins Kehl–Hanauerland nach Abschluss einer glänzenden Karriere als Arzt, Hochschullehrer und Leiter einer bedeutenden Klinik für an Epilepsie erkrankte Kinder. Seine Erforschung und Darstellung des Einflusses, den die Stadt Strasbourg und der Fürstbischof von Strasbourg auf Kehl und seine Umgebung in politischer und kultureller Hinsicht ausgeübt haben. Zu diesen Themen organisierte er zahlreiche Vorträge und Studienfahrten. Er organisierte eine Vortragsmatinée über geschichtliche Themen beim Treffen der Partnerstädte Kehl und Montmorency. Ein besonderes Anliegen lag Prof. Kruse in der Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus durch Vorträge über die Gräueltaten an Kehler Juden in der Reichspogromnacht und die Initiierung eines breiten Trägerkreises, der sich seither die alljährliche Gestaltung des Tages der Opfer des Nationalsozialismus zur Aufgabe macht. Er gab 2000 die „Hagada des 20. Jahrhunderts“ von Nicolas Rosenthal heraus und regte zur Einladung der noch lebenden ehemaligen jüdischen Bürger Kehls in ihre Vaterstadt zur Vorstellung dieses Buches an. Prof. Dr. Kruse übernahm die Herausgeberschaft zweier Chroniken bekannter Kehler Familien.

Prof. Kruse blieb bis 2005 im Amt des 1. Vorsitzenden und unterstützte den Verein auch danach mit Rat und Tat. Vier Tage vor seinem Tode hat er sich telefonisch nach dem Stand einiger Kehler Vereinsangelegenheiten erkundigt. Es ging in dem Gespräch unter anderem um die Frage, ob in Kehl Stolpersteine zur Erinnerung an Opfer des Holocausts gesetzt werden. Die Sorge um einen angemessenen Umgang mit der Vergangenheit und die daraus folgende Verpflichtung, die Erinnerung an die jüdischen Mitbürger wachzuhalten, haben ihn bis zuletzt beschäftigt.

Der Historische Verein für Mittelbaden hat mit dem Tod Prof. Dr. Kruse eine seiner bedeutendsten Persönlichkeiten verloren.

Wolfgang M. Gall

Bürgermedaille in Gold der Stadt Hornberg für Wolfgang Neuß

Grußwort von Klaus G. Kaufmann, Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden, anlässlich der Verleihung am 28.01.2010

Wolfgang Neuß, der heute mit der Bürgermedaille in Gold geehrt wird, gehört zu den herausragenden Vereinspersönlichkeiten, die das Erscheinungsbild des Historischen Vereins für Mittelbaden, insbesondere hier in Hornberg, geprägt haben.

Seit 22 Jahren sind Sie nicht nur Vorsitzender dieser Mitgliedergruppe, sondern Sie sind auch für ihre Arbeit mit der Ehrenmitgliedschaft geehrt worden. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind die Geschichte der Herren von Hornberg und die frühesten Spuren der Besiedelung, die unsere Besiedlungsvorgänger hier hinterlassen haben. Viele Veröffentlichungen zu diesen Themen fanden im Jahrbuch unseres Vereins „Die Ortenau“ ihren Niederschlag. Ihr Lieblingskind ist das Hornberger Stadtmuseum, in dem Jung und Alt sich die Vergangenheit Hornbergs näher bringen können.

Herr Neuß, als Sie auf die Welt kamen, war unser Historischer Verein für Mittelbaden gerade 10 Jahre alt. Daran kann man ermessen, wie viel Sie schon in ihrem Leben gesehen und erfahren haben müssen. Dass Historiker nicht immer einer Meinung sind, auch das haben Sie erfahren müssen. Aber das zeigt auch, dass man sich mit Ihren Thesen auseinandersetzt. Ohne Ihre unermüdliche Arbeit wäre die Geschichte Hornbergs in der Anonymität versunken geblieben, wäre Hornberg ärmer. Durch Sie hat Hornbergs Geschichte ein vorzeigbares Gesicht erhalten.

Herr Neuß, Sie sind wahrhaft ein beispielhafter Mitbürger, der Bürgersinn und Gemeinsinn wie selbstverständlich praktiziert. Sie sind ein Paradebeispiel für ehrenamtliche Tätigkeit. Der Historische Verein für Mittelbaden mit seinen 30 Mitgliedergruppen ist stolz, einen solchen Vorsitzenden in seinen Reihen zu haben.

Der Historische Verein für Mittelbaden und ich persönlich gratulieren Ihnen sehr herzlich zu dieser großen Ehre. Und wir wünschen Ihnen und Ihrer lieben Frau Glück und Gesundheit, damit Sie diese Ehrung noch lange genießen können.

Ehrung für Josef Naudascher

Josef Naudascher, Entdecker des Kappeler Keltengrabes, Vater des Oberrheinischen Tabakmuseums und Träger des Ortenauer Heimatpreises, wurde 80 Jahre alt.

Wie kaum ein anderer hat der am 14. Mai 1930 in Mahlberg geborene Josef Naudascher mit seinen historischen und archäologischen Aktivitäten und Unternehmungen selbst Geschichte geschrieben. Schon sehr früh kam er mit der Archäologie in Berührung. Als 1939 bei Schanzarbeiten in Mahlberg ein Keltengrab entdeckt wurde, war der Neunjährige mit dabei. Diese erste Begegnung mit der Siedlungsgeschichte seiner Heimat weckte sein Interesse und ließ ihn nicht mehr los. Nach dem Krieg machte er eigene Funde, entdeckte 1972 die römischen Ruinen bei Mietersheim, Friesenheim, Niederschopfheim, Zunsweier und Mahlberg und fand in der südlichen Ortenau an zahlreichen Orten Reste römischer Siedlungen. Höhepunkt seiner außerordentlich erfolg-



reichen Forschertätigkeit war sicherlich 1976 die Entdeckung des hallstattzeitlichen Fürstengrabes im Hügel 3 bei Kappel am Rhein, was in dem 2005 vom Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums herausgegebenen wissenschaftlichen Werk von Rolf Dehn, Markus Egg und Rüdiger Lehnert ausdrücklich und dankbar gewürdigt wurde.

Die jährlichen Fundberichte der von ihm 1974 begründeten *Fachgruppe Archäologie* vermitteln einen ausgezeichneten Überblick über die zahlreichen Entdeckungen und neuen Erkenntnissen dieser Fachgruppe, die er 25 Jahre lang selbst leitete. Zu seinen Verdiensten gehört auch eine enge und fruchtbare Zusammenarbeit mit den elsässischen Geschichtsvereinen. Über viele Jahre war Josef Naudascher außerdem ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes.

Zahlreich sind seine in der „Ortenau“ veröffentlichten heimatgeschichtlichen Abhandlungen, z. B. über die Frühgeschichte der oberen Ortenau, die badische Revolution und das Geschlecht der Freiherren von Böcklin. Im Burgenband von 1984 befasste er sich mit der Gisenburg, einer frühzeitlichen Befestigungsanlage, die schon in der Legende des hl. Landelin Erwähnung findet.

Von 1969 bis 1972 übernahm er den Vorsitz der Ettenheimer Mitgliedergruppe im Historischen Verein für Mittelbaden und organisierte in seiner Amtszeit am 10. Oktober 1971 die vierte in Ettenheim durchgeführte Jahresversammlung des Gesamtvereins. Darüber hinaus war er viele Jahre im Beirat des Gesamtvereins tätig.

Als Mitbegründer und Ideengeber ist Josef Naudascher seit 1980 treibende Kraft des Tabakmuseums in Mahlberg, das 1992 eröffnet wurde. Ohne zu übertreiben, kann man ihn als den Vater des Oberrheinischen Tabakmuseums bezeichnen.

Für dieses uneigennützig und mit immensem Zeitaufwand der Heimatgeschichte gewidmete Leben konnten und durften Ehrungen nicht ausbleiben. 1984 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen, 1986 ernannte ihn der Historische Verein zum Ehrenmitglied, 2002 erhielt er den Heimatpreis des Ortenaukreises und 2004 ehrte ihn die Stadt Mahlberg mit der Ernennung zum Ehrenbürger.

Trotz seines Alters arbeitet Josef Naudascher auch heute noch unermüdlich weiter. Neben der ehrenamtlichen Leitung des Oberrheinischen Tabakmuseums beschäftigt sich der leidenschaftliche Archäologe in jüngster Zeit mit den sieben zum Teil versandeten mittelalterlichen Quellen und Brunnen Mahlbergs. Nach ihrer Entdeckung ist nun deren Freilegung und Reaktivierung sein Anliegen. Zu diesen Quellen gehört u. a. das *Luterbad* (Lauterbad), das schon in dem „Badenfahrtbüchlein“ von D. Georgius Pictorius aus dem Jahre 1560 mit dem Hinweis erwähnt ist, dass das Wasser „gegen Räude und Grind und zur Befeuchtung der Nerven“ gebraucht würde. Darüber hinaus leistet er derzeit seiner Heimatgemeinde erneut einen enormen Dienst, indem er das durch einen Wasserschaden betroffene Historische Archiv der Stadt mit großem Zeitaufwand wieder in Ordnung bringt.

Verbunden mit einem großen Dank für seine historische Forschungsarbeit gelten dem Jubilar die herzlichsten Glückwünsche für noch viele Jahre in guter Gesundheit.

Bernhard Uttenweiler

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Kurzbericht 2008

Das Arbeits- und Veranstaltungsjahr 2008 war, bedingt durch Acherns Stadtrechtsjubiläum, überwiegend der Geschichte Acherns und den landesgeschichtlichen Hintergründen der Stadterhebung Acherns im Jahre 1808 gewidmet. Ziel war es, unter dem Jahresmotto

Achern: Eine Stadt und ihre Geschichte

den durch zahlreiche Festveranstaltungen gebildeten Rahmen durch Veranstaltungen historischer Inhalte substanziell zu ergänzen und so einen unserem Verein angemessenen Beitrag zur Jubiläumsfeier zu leisten. Die einzelnen Veranstaltungen in Stichworten:

24. Januar 2008, Vortrag von Horst Brombacher:

„Achern. Von der villa rustica zur badischen Amtsstadt“ – Das erste Jahrtausend Acherner Siedlungs- und Ortsgeschichte.

Als Einstieg ins Jahresthema bot Herr Brombacher die Siedlungs-, Orts- und Kirchengeschichte des Fleckens und der späteren Stadt Achern von den Anfängen bis zur Konstituierung als Amtsstadt im 19. Jahrhundert in gewohnt sachorientierter Systematik und historischer Quellennähe äußerst interessant und anschaulich dar.

Zweiter Teil des Abends war die *Mitgliederversammlung* mit Berichten des Vorstandes, den üblichen Regularien und dem zukunftsweisenden Beschluss, den Eintrag unserer Mitgliedergruppe als e.V. ins Vereinsregister und eine entsprechend geänderte Satzung vorzubereiten.

13. März 2008, Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Hug, Freiburg:

„Was war Badens Glück?“

In einer kritischen Reflexion zu den Inhalten des bekannten „Badnerliedes“ beschrieb Prof. Hug die politischen Veränderungen im jungen Großherzogtum zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Insbesondere wurde auch die Gemeindeordnung, deren Reform und die Situation zur Zeit der Stadtrechtsverleihung an Achern, 1808, beleuchtet, so dass sich den Zuhörern ein aussagekräftiges Bild jener Zeit und ihrer Entwicklungen erschloss.

24. April 2008, Vortrag von Stadtarchivarin Andrea Rumpf, Achern:

Schatzhäuser der Geschichte I: „Bewahren und Forschen: Das Acherner Stadtarchiv und seine Bestände“.

Stadtarchivarin Andrea Rumpf führte in ihrem sehr lebendigen und interessanten Vortrag in Struktur und Archivsystem, Aufgaben und Arbeitsweisen sowie Bestände des Stadtarchivs ein. Mit dazu ausgewählten Dokumenten zur Stadtgeschichte und Stadtrechtsverleihung Acherns bot sie ein äußerst lehrreiches und aktuelles Stück Acherner Stadtgeschichte.

28. Mai 2008; Halbtagesfahrt:

Schatzhäuser der Geschichte II: Die Historische Bibliothek Rastatt und das Generallandesarchiv in Karlsruhe.

Die Fahrt knüpfte an das Thema der Vorveranstaltung an. In Rastatt führte der Leiter, Hans Heid, in die wertvollen Bestände des Archivs und der Historischen Bibliothek der ehemaligen Piaristenschule ein, während danach in Karlsruhe

Prof. Dr. Konrad Krimm bei der Führung im Generallandesarchiv dessen Struktur, Bestände und ausgewählte Dokumente zur Acherner Geschichte vorstellte. In beiden „Schatzhäusern der Geschichte“ waren sowohl Inhalte und Präsentationen wie auch das sichtbar gewordene Engagement der Vortragenden sehr eindrucksvoll.

14. Juni 2008, Festveranstaltung zum Stadtrechtsjubiläum:

Offizieller Höhepunkt des Stadtrechtsjubiläums war der Festakt zum *Jubiläum „200 Jahre Stadtrechtsverleihung“* im Bürgersaal des Rathauses mit dem Festvortrag von Dr. Kurt Hochstuhl, Leiter des Staatsarchivs Freiburg. Zahlreiche Ehrengäste, voran Markgraf Max und Markgräfin Valerie von Baden, waren der Einladung gefolgt. Für unseren Verein eine Gelegenheit, mit dem Schlusswort der Veranstaltung und der Überreichung eines antiquarischen Buchgeschenkes an die Stadt Achern (Erstausgabe des Statutenbuches der Heil- und Pflegeanstalt Illenau aus dem Jahr 1847) an die Öffentlichkeit zu treten.

24. Juli 2008, Ganztages-Studienfahrt:

Anfänge der Siedlung Achern – Mittelalterliche Klöster als Grundherren in Achern. Mit dieser Studienfahrt nach Klosterreichenbach und Hirsau begab sich unser Verein, mit großer Beteiligung, in die historisch dokumentierten Anfänge der Stadt, als die Klöster Reichenbach und Hirsau Grundeigentümer in Achern waren, und gewann gleichzeitig Einblick in die große Zeit der süddeutschen Klöster und deren Reform, die durch sachkundige Führungen vor Ort erschlossen wurde.

Zwei Sonderveranstaltungen wurden eingefügt:

Kinderferienprogramm Sommer 2008:

Erkundung von oberirdischen Bergbauspuren in Oberachern für Schulkinder.

Handschriftenkurs im Herbst 2008:

Auf Nachfrage kurzfristig angeboten wurde wieder ein Kurs *„Alte Handschriften – schreiben und lesen lernen“* für Interessierte der „Geschichtswerkstatt Fautenbach“. Die Leitung hatte in bewährter Weise wieder Frau Renate Demuth, Vorsitzende des Historischen Vereins Rheinau-Freistett.

16. Oktober 2008, Vortrag von Dr. Gerhard Lötsch:

„Bühl und Achern – Nachbarn und Fremde“.

Anhand der Entwicklung der badischen Verwaltung, vom 19. Jahrhundert bis hin zur Gründung des „Südweststaates“, und der beiden ehemaligen Amtsstädte Bühl und Achern beleuchtete Herr Dr. Lötsch mit der Aussage „nah beieinander und doch einander fern“ die konkurrierende Entwicklung beider Städte, die, trotz ihrer Nachbarschaft, keine echte Partnerschaft oder gar Freundschaft zueinander entwickeln konnten. Dieser Vortrag bildete den Abschluss des Jahresthemas zur Acherner Stadtgeschichte im Jubiläumsjahr.

20. November 2008, Vortrag von Dr. Ulrich Maximilian Schumann, Karlsruhe:

„Friedrich Weinbrenner und die Architektur des Klassizismus in Baden“

in Fortsetzung der Reihe „Große Baumeister und Bauwerke am Oberrhein“. Der am Baugeschichtlichen Institut der Universität Karlsruhe arbeitende und lehrende Referent bot in einem sehr interessanten und durch vorzügliches Bildmaterial anschaulichen Vortrag eine aktualisierte Bewertung des Phänomens Weinbrenner aus der laufenden Forschung.

Sonstiges: Reihe „Achner Vorträge und Texte“.

Auch im Berichtsjahr wurde die vereinsinterne Reihe „Achner Vorträge und Texte“ fortgesetzt und in ihr Vortragsmanuskripte für Vereinsmitglieder und Interessierte in fotokopierter Form zum weiteren Studium veröffentlicht. Das Acherner Stadtrechtsjubiläum brachte dank der Finanzierung durch die Sparkassenstiftung der Sparkasse Offenburg-Ortenau die Möglichkeit, die Ansprachen des Festaktes in gedruckter Form, mit Farbfotos, herauszubringen, in mehreren hundert Exemplaren zu verbreiten und so die für Achern so entscheidende Stadtrechtsverleihung bzw. die Erinnerung daran in angemessener Form zu dokumentieren.

Johannes Mühlán

Kurzbericht 2009

Das Veranstaltungsprogramm 2009 stand unter dem Leitthema

Das Mittelalter – „Finstere Epoche“ oder Zeit des Umbruchs?

In sieben Veranstaltungen unseres Programms wurden interessante Fragestellungen zu der oft sprichwörtlich „finstere“ Mittelalter genannten Epoche erhellt. Für die Vorträge konnten kompetente Fachleute gewonnen werden und auch bei den Exkursionen führten vor Ort Kenner der Materie. Einen Höhepunkt im Veranstaltungsjahr stellte das „Burgenkundliche Kolloquium“ dar, das der Historische Verein Achern für die Deutsche Burgenvereinigung organisiert hatte. Zu den einzelnen Veranstaltungen:

29. Januar 2009, Vortrag von Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Leiter der Literarischen Gesellschaft / Scheffelbund und des Museums für Literatur am Oberrhein, Karlsruhe***Was ist „das“ Mittelalter? – Das Mittelalterbild in der Literatur des 19. Jahrhunderts.***

Auftakt- und thematische Einstiegsveranstaltung. Der Vortrag brachte thematisch Grundlegendes zum Begriff des Mittelalters und zur Entstehung des heute noch wirksamen Mittelalterbildes. Prof. Schmidt-Bergmann zeigte auf, wie dieser heute oft so spektakulär inszenierte Epochenbegriff sich im 19. Jh. entwickelt und in der deutschsprachigen Literatur auch des Oberrheins, bis hin zur „romantischen Konstruktion eines imaginären Mittelalters“ (Schmidt-Bergmann), niedergeschlagen hat.

Nach dem Vortrag, nach kurzer Pause, fand die *Mitgliederversammlung 2009* statt. Es wurden wegweisende Beschlüsse zur Eintragung des Vereins ins Vereinsregister und über eine neue Satzung gefasst. Außerdem war der Vorstand zu wählen. Neu in den Vorstand wurde Frau Gabriele Spitzmüller, Achern, gewählt und die drei bisherigen Vorstandsmitglieder Johannes Mühlán (Vorsitzender), Wolfgang Schultze (Stellvertreter und Rechnungsführer) und Michael Karle (Schriftführer) wurden wiedergewählt.

Notariatstermin zur Anmeldung des Vereins/der Mitgliedergruppe beim Vereinsregister, 5. Februar 2009

Ein ganz außergewöhnlicher Termin in der langen Geschichte der Mitgliedergruppe Achern. Die Vorstandsmitglieder Johannes Mühlán, Wolfgang Schultze, Michael Karle und Gabriele Spitzmüller trafen sich auf dem Notariat I, Achern, bei Notar Dr. Norbert Eberle, um die in der Mitgliederversammlung am 24. Januar 2008 beschlossene und, nach Vorlage der Satzung, am 29. Januar 2009 bekräftigte Anmeldung der Mitgliedergruppe als eingetragener Verein ins Vereinsregister vorzunehmen.

12. Februar 2009, Besichtigung/Führung, neues Stadtmuseum Bühl

Die Besuchergruppe unseres Vereins wurde vom Leiter des Bühler Museums und des Stadtgeschichtlichen Instituts, Herrn Michael Rumpf, begrüßt und mit der Entstehungsgeschichte des Museums vertraut gemacht. Die Führung durch das Museum und dessen Präsentationen hatte Herr Dr. Suso Gartner, Vorsitzender des Historischen Vereins Bühl, übernommen. Selbst profunder Erforscher und Kenner der Geschichte Bühls, gelang es Dr. Gartner, den Acherner Besuchern über die Exponate hinaus ein strukturiertes und informatives Bild der Bühler Geschichte zu vermitteln.

4. März 2009, 19.00 Uhr, Vortrag (mit Bildpräsentation) von

Münsterbaumeisterin Dipl. Ing. Yvonne Faller, Freiburg:

„Das gotische Münster zu Freiburg und der „schönste Turm auf Erden“.

Vor vollem Haus referierte die Münsterbaumeisterin sehr anschaulich und lebendig über das Münster, seine Baugeschichte, Bedeutung im Mittelalter und die Aufgaben heute, dieses erstrangige Baukunstwerk zu erhalten. Ungewöhnlich lang anhaltender, starker Beifall und eine lange, lebhaft Diskussions, bei der Frau Faller zahlreiche Fragen aus ihrer Baupraxis am gotischen Dom beantwortete, beschlossen diesen besonders ertragreichen vor allem authentischen Vortragsabend.

16. April 2009, Vortrag von Kreisarchivar i. R. Dr. Dieter Kauß, Oberkirch:

Die mittelalterliche Pfarrorganisation im Stadtgebiet Achern – Besiedlung, Herrschaft und Kirche

Der Referent bot einen sehr interessanten und auf die Acherne Geschichte bezogenen fundierten Vortrag, bei dem er sowohl die frühe Siedlungs- wie auch die Christianisierungsgeschichte und die Entstehung und Entwicklung der Pfarreien, der Bistumsorganisation und des Klosterwesens in der Ortenau, mit starkem Schwerpunkt auf Achern, beleuchtete. Durch Auswertung von alten Visitationsprotokollen aus dem Diözesanarchiv in Freiburg konnte der Referent manchen neuen Gesichtspunkt einführen und die bisherige Kenntnis der Kirchengeschichte erweitern.

27. Mai 2009, Halbtages-Studienfahrt:

Besuch der neu gestalteten *Abteilung „Mittelalter“ im Badischen Landesmuseum* mit Führung durch Dr. Roland Feitenhansl. Thema: Zwischen Burg, Stadt und Kathedrale – Leben im Mittelalter.

Danach, auf der Rückfahrt, in Durmersheim Besuch der *Wallfahrtskirche Maria Bickesheim* mit den mittelalterlichen Fresken im Seitenchor mit Erläuterungen durch Johannes Mühlán.

18. Juni 2009, Vortrag (mit Bildpräsentation) von Johannes Mühlán:

Die Burg – Statussymbol, Bedeutungsträger, Zweckbau. Herrschaft.

Ziel des Vortrages war es, im Zusammenhang mit dem Jahresthema Mittelalter, die Bedeutung des Bauwerkes Burg in allen seinen Facetten als für das Mittelalter und die Adelsgesellschaft typisch und eben auch als Phänomen adeliger Selbstinszenierung und Herrschaftsdarstellung zu deuten. Dabei stellte der Referent den aus Wissenschaft und Literatur bekannten idealtypischen Beispielen der Entwicklungsgeschichte der Burg solche aus dem Oberrheingebiet und der Ortenau gegenüber und verflocht so die Regionalgeschichte mit den Entwicklungslinien der allgemeinen Burgen- und Mittelaltergeschichte.

22. Juli 2009, Ganztages-Studienfahrt**„Kirchen, Klöster, Burgen und Städte: Die Region um Lahr – Strukturen und Lebensformen im Mittelalter.“**

Vom Wetter zunächst nicht begünstigt, dann aber bei sonnigem Himmel, erlebten die Teilnehmer sehr kompetente Führungen/Erläuterungen der Ziele: Kirche Burgheim, Tiefburg Lahr (Storchenturm), Stiftskirche Lahr (alle drei durch Dr. Niklot Krohn), dann der Ruine Hohengeroldseck (Führung durch die Gattin des Acherner Oberbürgermeisters, Frau Roswitha Muttach, und Frau Eva Monzel) und das Schloss Dautenstein in Seelbach (Führung durch den Schlossherrn Joachim Landerer) sowie die Hammerschmiede im Litschental (Führung durch Herrn Fehrenbach jun.). So konnte, auf den Spuren der Herren von Geroldseck, das Mittelalter in hoher Dichte und sehr authentisch erlebt werden.

17. und 18. Oktober 2009 im Bürgersaal des Rathauses:**„Herrschaftsdarstellung in Residenzbauten – Die burgen- und schlossbaukundliche Entwicklungsachse Baden-Baden – Rastatt“**

Zu einem Höhepunkt wurde das durch den Historischen Verein Achern in Achern organisierte „Burgenkundliche Kolloquium“, eine Fachveranstaltung der Landesgruppe Baden-Württemberg der Deutschen Burgenvereinigung mit burgen- und feudalgeschichtlichen Fachvorträgen und einer Exkursion. Es fügt sich thematisch gut in die Jahresarbeit ein. Ziel war die Untersuchung der exemplarischen Entwicklung der in Baden-Baden und Rastatt vorhandenen Burgen und Schlösser zu Residenzbauten und Bedeutungsträgern hochadeliger Herrschaft vom Mittelalter bis in die Barockzeit.

29. Oktober 2009, geplanter Vortrag von Dr. Gerhard Lötsch, Achern:

Nachdem Herr Dr. Gerhard Lötsch am 12. März 2009 nach längerer Krankheit, aber dann doch überraschend, verstorben war, wurde dieser Vortragstermin ersatzlos gestrichen um anzuzeigen, dass der Historische Verein Achern nicht einfach zur Tagesordnung übergeht. Der Vorstand wollte damit ein Zeichen der Achtung vor dem um die Geschichte Acherns und die Menschen der Stadt hochverdienten lieben Verstorbenen setzen.

26. November 2009, Vortrag Studiendirektor Bertram Sandfuchs aus Zell a. H.: „Literatur des Mittelalters“. – Nicht nur Burgen und Kathedralen usw., sondern sich auch der Geistes- und literarischen Ebene zuzuwenden, das war Zweck des Vortrages. Der Referent vermittelte sehr kenntnisreich und anschaulich, welche Bedeutung die mittelalterlichen Autoren hatten und wie sie und ihre Werke in den literarischen Kontext und die historischen Abläufe zu stellen sind, wobei auch sehr gekonnt regionale Schwerpunkte gesetzt wurden.

Zusammenfassung, Fazit:

Mit der Arbeit des vergangenen Jahres und der guten Resonanz auf die verschiedenen Veranstaltungen kann wieder ein erfolgreiches Jahr, auch mit lebhafter Außenwirkung, testiert werden. Dennoch soll nicht übersehen werden, dass die Strahl- und Anziehungskraft des Vereines als Gesamtheit und seiner Ziele nur sehr begrenzt wirksam zu sein scheinen, denn eine Neigung, dem Verein als Mitglied beizutreten, ist trotz Bemühungen nicht zu verspüren.

Johannes Mühlan

Appenweiler



*Teilnehmer vor dem
Kaiserdom in Speyer
Foto: Karl-Rolf Gissler*

kenntnisse über den prachtvollen hochromanischen Kirchenbau gewonnen werden.

Die zweite Exkursion des Jahres erfolgte am 07. November nach Lautenbach und führte die Mitgliedergruppe zur Wallfahrtskirche „Mariä Krönung“. Der exzellente Kenner Rektor Rudolf Huber führte die Teilnehmer durch die über 500 Jahre alte spätgotische Kirche. Reich an neuen detaillierten Erkenntnissen und Einblicken in den Bilderreichtum, die Symbolik und die Architektur des Kirchenbaus wandte sich die Gruppe anschließend dem größten Dichter deutscher Sprache zu: Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Die Ausstellung im Heimatmuseum Oberkirch vermittelte Kenntnisse, aber auch neue Eindrücke über den Dichter des „Simplizissimus“. Passend zum Thema ließen die Teilnehmer den Tag im „Silbernen Stern“ in Gaisbach – eine der ehemaligen Wirkungsstätten Grimmelshausens – ausklingen.

Am 27. Juni 2009 wurde im Heimat- und Grimmelshausen-Museum Oberkirch die Ausstellung „Klöster, Kirchen, Wallfahrten, geistliche Zentren und Kapellen des Renchtals“ (Juli und August 2009) eröffnet. Zu diesem Ereignis leisteten zwei Vorstandsmitglieder der Mitgliedergruppe Appenweiler einen Beitrag: Der Ehrenvorsitzende Karl Maier gestaltete die Ausstellungstafeln für die Kirche St. Michael von Appenweiler (eine Rokoko-Kirche auf mittelalterlichen Grundmauern) und für St. Martin in Urloffen (ein Beispiel klassizistischer Baukunst). Außerdem gestaltete er die Ausstellungstafeln für die Kirche St. Martin in Zimmern (eine alte Marienwallfahrtskirche). Die Entstehung und Geschichte der Wallfahrtskirche „Mariä Himmelfahrt“ in Nesselried wurde von Karl-Rolf Gissler ebenfalls auf Schautafeln präsentiert. Eine gebundene Broschüre über die Ausstellung (146 Seiten) ist noch im Heimatmuseum Oberkirch erhältlich.

Seit etwa drei Jahren arbeiten die Vorstandsmitglieder Karl Maier, Walter Kornmeier und Karl-Rolf Gissler an einem zeitaufwendigen und arbeitsintensiven Projekt: Die Kirchenbücher der Pfarrgemeinde Appenweiler – bisher nur in Original-Handschriften zugänglich – werden digitalisiert, d.h. in den PC übertragen und die Daten somit verknüpfbar bzw. benutzbar gemacht. In der Regel werden bei den wöchentlichen Arbeitssitzungen je nach Schwierigkeitsgrad zwischen 40–50 Einträge bearbeitet, so dass bis jetzt bereits über 2600 Einträge zugänglich sind. Ziel ist es, die Arbeit am Taufbuch von 1785–1844 im Laufe des Jahres abzuschließen.

Im Mittelpunkt der Aktivitäten der Mitgliedergruppe Appenweiler des Historischen Vereins für Mittelbaden standen zwei Exkursionen. Zunächst wurde am 20. Juni 2009 eine Fahrt nach Speyer angeboten. Das Historische Museum zeigte in seinen Räumen eine große Ausstellung mit dem Titel: „Mit den Wikingern auf großer Fahrt“, die am Vormittag besucht wurde. Die Resonanz bei den Teilnehmern war sehr positiv. Im Anschluss an einen Bummel durch die ehemals Freie Reichsstadt Speyer wurde am Nachmittag der mittelalterliche Kaiserdom besichtigt (siehe Foto). Im Rahmen einer sachkundigen Führung konnten weitere Er-

Bühl

Vier gut besuchte Vorträge und drei Exkursionen standen auf dem Programm des Historischen Vereins Bühl im Jahr 2009.

Im Bürgerhaus Neuer Markt referierte am 29. Januar Prof. Dr. Konrad Kunze, Freiburg, über „Unsere Apotheken- und Gasthausnamen“. Er beleuchtete dabei die länderspezifische Verbreitung einzelner Gasthausbezeichnungen und wies auf die Entstehung der Wirtshausnamen im Zusammenhang der Hausbenennungen hin.

Ein immer noch aktuelles Thema der „Vergangenheitsbewältigung“ oder besser Verdrängung griff Archivdirektor Dr. Kurt Hochstuhl, Freiburg, mit seinem Vortrag „Die Weißwaschfabrik? Die Entnazifizierung in der französischen Besatzungszone (Südbaden)“ am 19. März auf. Die Verstrickung von führenden Persönlichkeiten im Dritten Reich und die Vertuschung der Verantwortlichkeiten machten hoffnungsvolle Ansätze einer offenen und angemessenen Auseinandersetzung nach 1947 teilweise zunichte.

Mit ausgezeichnetem Bildmaterial führte der Vorsitzende des Historischen Vereins Achern Johannes Mühlhan am 19. November die Zuhörer auf eine Zeitreise ins frühe Mittelalter zu den Wiegen der abendländischen Kultur auf die Klosterinsel Reichenau und nach St. Gallen. Dabei erläuterte er eindrucksvoll in Wort und Bild die Blüte und Vorrangstellung der beiden für das Oberrheingebiet maßgeblichen Ordensgründungen und ihre Ausstrahlung in unsere Region bis ins Spätmittelalter.

Dicht gedrängt saßen die Zuhörer bei dem spannenden Vortrag von Dr. Ewald M. Hall über „Kaspar Hauser, ein dunkles Kapitel der badischen Geschichte“. Dass nach fast zweihundert Jahren immer noch Aufklärungsbedarf über die Vorgänge um das „Findelkind“ bestehen, hängt auch mit dem teilweise seltsamen Umgang des badischen Hauses mit dieser in zahlreichen Schriften behandelten unrühmlichen Episode in politisch unruhigen Zeiten zusammen.

Trafen die genannten Vorträge auf gute Resonanz, so standen die Exkursionen teilweise unter einem unglücklichen Stern. So musste die geplante Exkursion zur Alemannenausstellung nach Freudenstadt aufgrund der winterlichen Verhältnisse abgesagt werden und bei der Wanderung an der Bühler Gerichtsstabgrenze regnete es in Strömen, so dass man sich kurzerhand stattdessen zu einer Führung durch das Kloster Schwarzach entschloss. Besseren Zuspruch hätte auch die interessante Besichtigung des Rastatter Zentralen Fundarchivs unter der kompetenten Führung von Herrn M.A. Hartmut Kaiser verdient gehabt.

Ein kleiner Kreis von aktiven Helfern und interessierten Mitgliedern traf sich jeweils bei den drei Stammtischen. Hier wurden aktuelle Probleme der Stadtentwicklung besprochen und Fragen zur Geschichte Bühls und der Region behandelt.

Kurz vor Weihnachten konnte noch das vom Verein herausgegebene Buch: „Suso Gartner: Bühl (Baden), Flur- u. Straßennamen, Institutionen, Geschichte“ der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Das 264 Seiten umfassende Werk mit über 100 Abbildungen ist über den Verein (Egon Schempp 07223/21305; egon.schempp@gmx.de) bzw. in den Bühler Buchhandlungen erhältlich.

Zum Schluss sei auch an dieser Stelle den Mitgliedern des Vorstandes und allen ehrenamtlichen Helfern für ihr wichtiges und unverzichtbares Engagement im vergangenen Jahr gedankt.



Vorstand und aktive Mitglieder des Vereins bei der Buchpräsentation

Ettenheim

In Jahr 2009 war es insbesondere *Dieter Weis*, der sich mit der Vergangenheit Ettenheims befasste und verschiedene Projekte zu Ende führen konnte. Dazu gehörte die schon 1988 begonnene Beschäftigung mit den *erhaltenswerten Grabsteinen auf dem Ettenheimer Friedhof*. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass der Bauhof 2001 vierzehn Steine unter dem offenen Raum neben der Friedhofskapelle aufstellte. Inzwischen befinden sich in der dortigen Sammlung insgesamt 30 Grabdenkmäler mit erklärenden Schrifttafeln von Dieter Weis.

Seine weitere Forschungsarbeit galt den „*Ettenheimer Gärten in alter Zeit*“, die er in einer noch unveröffentlichten Abhandlung darstellte. Dafür waren umfangreiche Nachforschungen im Ettenheimer Stadtarchiv, im Staatsarchiv Freiburg und im Generallandesarchiv Karlsruhe notwendig.

Viel Zeit verbrachte er im Stadtarchiv in Ettenheim mit dem Ordnen der durch das Hochwasser im Jahr 1978 durchnässten *Stadtrechnungen mit Beilagen von 1800 bis 1859*. Für diese Archivalien wie auch für die älteren Rechnungen aus der Zeit vor 1800 erstellte er in den vergangenen Jahren ausführliche Verzeichnisse.

Ebenso verdienstvoll ist seine wochenlange Arbeit in den Archiven der katholischen Pfarrgemeinden von Kippenheim und Kappel, wo er die Archivalien ordnete und ebenfalls Verzeichnisse anlegte.

Beim siebten Ortenauer Geschichtstag im September 2009, der vom Stadtarchiv Lahr und dem Historischen Verein Lahr-Friesenheim veranstaltet wurde, beteiligte sich auch unser Mitglied Dr. Franz Michael Hecht mit einem Vortrag über das Spital in Ettenheim als Beitrag zum Hospitalwesen einer Kleinstadt.

Im Rahmen der von der Stadt und der Volkshochschule durchgeführten Stadtführer- und Mitarbeiterausbildung hielt Bernhard Uttenweiler einen Diavortrag über das Kloster Ettenheimmünster. Ein zweiter Vortrag galt Kardinal Rohan, dem letzten Fürstbischof von Straßburg, mit Hinweisen auf die vorausgegangenen Straßburger Bischöfe des 17. und 18. Jahrhunderts: Die Erzherzöge Leopold und Leopold Wilhelm von Österreich, die Fürstenberger Franz Egon und Franz Wilhelm und die Franzosen Armand Gaston Maximilian de Rohan-Soubise, François Armand Auguste de Rohan-Soubise und Louis César Constantin de Rohan-Guémené.

In diesem Jahr bereitet Bernhard Uttenweiler die Herausgabe der „*Lebenserinnerungen*“ von Bürgermeister Edmund Ruf, dem ersten Nachkriegsbürgermeister (1946–1955) und Erbauer des Ettenheimer Krankenhauses (1950–1952) vor. Die Buchvorstellung fand am 19. April 2010 statt.

Nachzutragen ist die Dokumentation der Kleindenkmale in Ettenheim und Ettenheimweiler, die Helmut Ridder im März 2004 an Dr. Gernot Kreutz, den Koordinator für die Erfassung der Kleindenkmale im Ortenaukreis übergeben konnte. Insgesamt 35 Kleindenkmale hat er detailliert in Wort und Bild erfasst und ein Exemplar seiner 70-seitigen Arbeit ins Stadtarchiv und in die Bibliothek des Historischen Vereins gegeben.

Literatur: Im Geroldsecker Land 52 (2010) sind folgende Aufsätze erschienen: *Peter Künzel*: „Endlich judenfrei!“ Das Schicksal der letzten jüdischen Einwohner von Rust. Ein Beitrag zum 70. Jahrestag ihrer Deportation. *Bernhard Uttenweiler*: Kurt Bildstein – Dem Ettenheimer Kunstmaler zum achtzigsten Geburtstag. Von der evangelischen Landeskirche wurde 2009 das Buch von Hanna Meyer-Moses „Reise in die Vergangenheit – Eine Überlebende des Lagers Gurs erinnert an die Verfolgung während der NS-Diktatur“ herausgegeben. In diesem Buch schildert Hanna Meyer-Moses, deren Mutter Betty Moses geb. Dreifuss aus Altdorf stammt, ihre Kindheit in Karlsruhe, die Deportation nach Gurs und die geglückte Flucht mit ihrer Schwester in die Schweiz. Ihr Vater verstarb in Südfrankreich, ihre Mutter kam 1944 in Auschwitz um.

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Im Juni 2003 hatte der Historische Verein schon einmal vorgefühlt, ob die Anregung zu einer Aktion „Stolpersteine“ bei den kommunalen Entscheidungsgremien auf Sympathie stoßen würde. Nachdem sich eine eher verhaltene und zögerliche Haltung abzeichnete, wurde die als verfrüht empfundene Idee auf später verschoben. Deshalb war die Freude groß, als auf Initiative einer aus SchülerInnen und Lehrern bestehenden Projektgruppe am Maria-Schanzenbach-Gymnasium am 26. Mai sechs Stolpersteine im Gehwegpflaster eingelassen wurden. Solo-Oboe und Gedichte von Nelly Sachs begleiteten bei Blitz, Donner und Regen die Verlegung. Zwei der mit einer Messingplatte und Lebensdaten versehenen Steine vor dem Gebäude Hauptstraße 18 erinnern jetzt an die jüdischen Mitbürger Isaak und Adolf Valfer, die von der Gründung bis 1933 angesehene Mitglieder des Historischen Vereins gewesen waren.

Die traditionelle Studienfahrt gemeinsam mit dem katholischen Bildungswerk führte diesmal nach Augsburg. Auf der Hinfahrt standen eine Besichtigung der Klosterkirche und des Bibliothekssaals des ehemaligen Benediktinerklosters Wiblingen sowie eine Führung im Ulmer Münster auf dem Programm. Der Aufenthalt in Augsburg war ausgefüllt mit Stadtführungen, u. a. Weinmarkt, Fuggerei, Rathaus, St. Anna. In der Kirche St. Ulrich und Afra konnte der anlässlich eines Treffens der Ulrichsbruderschaft aufgestellte Ulrichschrein und das Ulrichskreuz aus nächster Nähe bewundert werden. Im Dom St. Maria brachte Pfarrer Dr. Udo Hildenbrand wieder ein kleines Orgelkonzert zu Gehör, das längst zu einem Ruhepunkt auf diesen Studienreisen geworden ist. Der Zufall wollte es, dass am Tag des Besuchs die „Lange Nacht der Fugger“ gefeiert wurde. Anlass war der 550. Geburtstag von Jakob II. Fugger, dem Begründer des Hauses und Bankier der Kaiser und Päpste. In der Stadt wurde an mehreren Orten reichlich Kultur in vielerlei Facetten geboten. Die Rückfahrt führte über die kunstgeschichtlich bedeutenden ehemaligen Klöster Blaubeuren und Bebenhausen bei Tübingen.

Auf dem 800 m² großen abgeräumten Platz für die umstrittene, angesichts der geschätzten Altstadt zu wuchtige neue Löwenbergbebauung fanden im Juli und August archäologische Führungen statt, bei denen das Grabungsteam des Referats für Denkmalpflege anhand der in etwa zwei Meter Tiefe freigelegten Baustrukturen über neue Aspekte der frühen Stadtwerdung (um 1230) berichtete. Dabei wurde herausgestellt, dass der ursprüngliche Besiedlungsort, nämlich die erste Klosterleutesiedlung am früheren Bachlauf des Haigerachs, auch der neue Siedlungskern nach der Stadtgründung war, d. h. es fand – wie sonst häufig – keine Mittelpunktverlagerung statt. Neben interessanten Bodenfunden, darunter eine Ofenkachel mit Narr und Stadtwappen (etwa 1450–1500), konnte als ältestes nachgewiesenes Zeugnis eines Profanbaues außerhalb des Klosters ein Tannenholz-Schwellbalken von Vereinsmitgliedern geborgen werden, auf dessen exakte dendrologische Datierung man gespannt sein darf.

Das Motto des Denkmaltages „Historische Orte des Genusses“ war in Gengenbach um seine spirituelle Dimension erweitert worden. Nach kurzem Besuch der alten Klostermühle (das Wasserrad wird zurzeit restauriert) wurden die Besucher im Schatten des Refektoriumgebäudes mit den Essenszubereitungen in der Klosterküche sowie der Kultur des Essens und Trinkens der Mönche bei den Mahlzeiten vertraut gemacht. Dazu hörte man entsprechende Passagen der Benediktinerregel aus dem 6. Jahrhundert über das einzuhaltende rechte Maß. Essen und Trinken war durchaus auch Genuss für den Geist! Der Kräutergarten mit Erläuterungen über Geschichte und Kultur sowie über Art und Anzahl der darin wachsenden Heil- und Würzkräuter war die nächste Station. Auf der Reichenau wurden z. B. 24 Heilpflanzen unter Abt Walafrid Strabo in einem in Kreuzform angelegten Garten angepflanzt.

Im Belvedere des Prälatenturms ging es noch einmal um Heilpflanzen. In einer stattlichen Bibliothek, die das Thema in allen nur denkbaren Aspekten behandelt, konnte geschmökert werden. Natürlich standen die Werke von und über Hildegard von Bingen im Mittelpunkt. Besonders herausgestellt wurden der Dinkel und die Ringelblume als Heilpflanze des Jahres 2009. Bis zum Dunkelwerden wurde im Belvedere, vom Duft der aufgebauten Pflanzen angeregt, diskutiert.

Hans-Jochen Schuck

Haslach

Im vergangenen Berichtszeitraum gab es in Zusammenarbeit mit der VHS Ortenau folgende Veranstaltungen. Alle Vorträge fanden im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters statt:

19.10.2009, Vortrag von Dr. Martin Ruch, Willstätt

Hemingway, Mark Twain und Co. – Kleine Literaturgeschichte der Ortenau

Eine reizvolle Landschaft wie die Ortenau zieht Schriftsteller an. Seit Jahrhunderten finden sich mal größere mal kleinere Passagen in den Werken reisender Dichter, die das Lob dieser Landschaft singen. Ernste und auch heitere Texte kommen in diesem Vortrag, verbunden mit Bemerkungen aus dem Leben der jeweiligen Autoren, zur Sprache.

23.11.2009, Vortrag mit Beamer von Francis Fischer, Kehl

Herrschaftsgebiete im Elsaß nach 1648 – Veränderungen nach dem Dreißigjährigen Krieg

Der heute in Kehl wohnende Elsässer, Francis Fischer, schilderte anhand seiner umfangreichen Landkartensammlung die politische Entwicklung des Elsaß nach dem „Westfälischen Frieden“. Nicht nur die Gebiete rechts, sondern auch die links des Rheins wurden im Dreißigjährigen Krieg schrecklich heimgesucht. Nach diesem Krieg trat der deutsche Kaiser Ferdinand III. all seine Rechte im Elsaß an den französischen König Ludwig XIV. ab. Schon 1663 hatte der Straßburger Bischof Egon von Fürstenberg freiwillig die französische Oberhoheit anerkannt. 1681 besetzten die Franzosen ohne auf Widerstand zu stoßen, Straßburg. Weitere Territorien im Elsass waren das Bistum Straßburg, die Abteien Murbach, Maursmünster und Neuenburg, die zwölf Reichsstädte und der Zehnstädtebund, auch Decapolis genannt. Die wichtigste und reichste Stadt war Colmar. Neben österreichischen Gebieten bestanden noch der Sundgau, die Herrschaften Hohenlandsburg, Weilertal und Fleckenstein, sowie die Grafschaften Rappolstein und Lichtenberg.

18.01.2010, Dia-Vortrag von Klaus G. Kaufmann und Alois Krafczyk, beide Haslach

Und sie folgten einem Stern ... – Dreikönigssingen im Wandel der Zeit

Die älteste und zuverlässigste Nachricht über den Sternsingerbrauch stammt aus dem Benediktinerstift in Salzburg, wo 1541 die „Singer mit dem Stern“ am Fest „trium regum“ eine Geldsumme erhalten. Da Martin Luther als Reformator die Verehrung der heiligen drei Könige ablehnt, wird der Brauch nur in katholischen Gegenden gepflegt. Kleinere Rollen- und Singspiele sind mit einem Heischebrauch überlagert. Ursprünglich war das Sternsingen im Umfeld von Klöstern und Stiften in Übung, wo sich die Chorknaben dadurch ein Zubrot verdienten. Später übernahmen auch andere Personengruppen diesen Brauch. Dabei gab es mitunter Auswüchse und dadurch Verbote. Bis in die

Mitte des 20. Jahrhunderts sammelten die Sternsinger meist in die eigene Tasche. Erst seit der Sternsingeraktion der deutschen Diözesen im Jahre 1959 wird für ein gemeinsames Anliegen in der dritten Welt gesammelt. In Haslach hat das Dreikönigssingen eine lange Tradition, da selbst Heinrich Hansjakob von derselben aus seiner Kindheit berichtet. Das Liedgut, das in Haslach gepflegt wird, insgesamt werden neun von zehn überlieferten Liedern gesungen, reicht mit seinem Lied: „Ich lag in einer Nacht und schlief“ bis ins 16. Jahrhundert zurück und findet sich dort in Heiligenblut in Österreich.

22.03.2010, Mitgliederversammlung

im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters mit Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden Klaus G. Kaufmann und Kassenbericht des Kassiers Norbert Mickenautsch und dessen Entlastung. Bericht über die Aktivitäten der Fachgruppe „Gedenkstätte Vulkan“ durch deren Leiter Sören Fus. Kurzvortrag unseres Vorstandsmitgliedes Ursula Fuggis-Riehle über die Renovierung einer historischen Weihnachtskrippe, die danach im Offenburger Ritterhausmuseum ausgestellt wurde.

Patenschaft Haus „Therese Schwendemann“

Die Arbeiten am Hause „Therese Schwendemann“ gehen, wenn auch langsam, voran. Der marode Eckständer wurde durch die Zimmerei Erich Armbruster aus Haslach ausgewechselt, ebenso ein morscher Fensterladen durch einen Nachbau ersetzt. Der städtische Bauhof hat den freigelegten Sockel neu verputzt und das verlegte Fallrohr wieder an seiner ursprünglichen Stelle angebracht. Das Hoftor wurde instandgesetzt und schließt wieder einwandfrei. Ebenfalls hat er in löblicher Weise in der Küche einen alten Holzherd mit Schiff und einen alten Spülstein, sowie im ehemaligen Wohnzimmer einen alten Kachelofen wieder aufgestellt. Der in der Küche installierte Frostwächter sorgt dafür, dass uns die Wasserleitung nicht einfriert.

Bevor wir das Haus möbilieren, müssen wir das Problem der hohen Luftfeuchte, wegen mangelnder Heizung, in den Griff bekommen. Derzeit werden die Fensterläden wenn nötig repariert und mit einem neuen Schutzanstrich versehen.

Klaus G. Kaufmann

*Neuste Ansicht
des Hauses „Therese
Schwendemann“
Foto: Susanne B. Wolter*



Hornberg-Triberg

Auf eines der erfolgreichsten Jahre blickte der **Historische Verein Hornberg e.V.** bei seiner Jahresversammlung zurück.

Längst hat sich der Historische Verein mit seiner Freilichtbühne zu einem kleinen „Unternehmen“ entwickelt, einem trotz Wirtschaftskrise sehr erfolgreichen, wie es sich bei der Jahreshauptversammlung im Hotel „Schloss Hornberg“ zeigte. Die Besucherzahlen steigen stetig nach oben, der Zuwachs beim Heimatspiel „**Das Hornberger Schießen**“ von Erwin Leisinger beträgt sogar über 25 Prozent. Prominentester Gast am Sonntag, dem 19. Juli 2009, war der Freiburger Regierungspräsident Julian Würtenberger.

Auch Jahrzehnte nach der Uraufführung ist es kein „alter Zopf“, sondern vielbeachtetes Brauchtum, das nun der Klett-Verlag Stuttgart, der um Genehmigung gebeten hat, in seinem Deutsch-Buch für Realschulen abdrucken wird. „2009 war eines der erfolgreichsten Jahre der frühen Vereinsgeschichte“, berichtete Vorsitzender Patrick Schweizer. Das Heimatstück vom „Schießen“ sei Spitzenreiter gewesen wie auch der Krimi „**Melonen und Millionen**“ von Steve Sekely und Peter Bernais und das Märchenspiel „**Aschenputtel**“ nach den Gebrüder Grimm.

Die **Trachtengruppe** des Vereins erfreute sein zahlreiches Publikum auf dem „Bären“-Platz mehrfach mit originellen Trachtentänzen, mit der Moritat vom „Hornberger Schießen“, dem Auftritt eines Schwarzwälder Uhren- und Glasträgers und mit der Aufführung eines urigen Sketches.

Ein arbeits- und ereignisreiches Jahr 2009 hat auch der **Förderverein Stadtmuseum Hornberg / Verein für Heimatgeschichte e.V.** unter seinem Vorsitzenden Wolfgang Neuß hinter sich.

Die neuen regulären **Öffnungszeiten des Stadtmuseums** an jedem ersten Sonntag eines Monats während des ganzen Jahres haben sich bewährt: Die Zahl der Besucher ist gestiegen. Hinzu kamen aber auch einige **besondere Veranstaltungen**:

- Im Frühjahr wurde **das neue Archiv** des Museums eingerichtet; die beiden Räume im ersten Obergeschoss des Hauses Werderstraße 15 wurden möbliert, Archivalien eingelagert. Nun beginnt die eigentliche Arbeit des Sortierens und Katalogisierens.
- Eine sehr interessierte **Gruppe des Betreuten Wohnens** besuchte am 26. Februar das Museum.
- Die **Hauptversammlung** fand am 23. März statt; dabei wurde der informative Film „Das Kinzigtal von Loßburg bis Gengenbach“ von Klaus Klinkner vorgeführt.
- Ende März war **das Stadtmuseum das Ziel einer Exkursion** des Heimat- und Geschichtsvereins von Offenburg-Zell-Weierbach unter der Führung seines Vorsitzenden Alfons Enk.
- Ein besonderes Ereignis war im Mai die Eröffnung einer **Sonderausstellung** durch den Leiter des Musée de la Laub von Hornbergs Partnerstadt **Bischwiler**, Christian Gunther. Die Exposition machte mit der wechselvollen Geschichte der niederelsässischen Industriestadt bekannt.
- Ein „Tag der offenen Tür“ anlässlich des Hornberger Stadtfestes am 14. Mai führte 143 wissbegierige Besucher in das Stadtmuseum.
- Im Rahmen des **Kinderferienprogramms** der städtischen Tourist-Info wurde am 6. August eine Gruppe von aufgeschlossenen Jungen und Mädchen durch die Räume des Museums geführt.
- Angehörige des Geburtsjahrganges 1938/39 und Turnerinnen der Riege „50 plus“ statteten dem Museum am 15. bzw. 31. August einen **Besuch** ab.



- Zu einem in jeder Hinsicht genussvollen Erlebnis für die Teilnehmer wurde der **Jahresausflug** des Vereins nach Offenburg, Zell-Weierbach und Fessenbach. Nach der von Werner Scheurer geführten Besichtigung markanter Baudenkmäler in Offenburgs Innenstadt und in Weingarten gelangten die Ausflügler über den Offenburger Weinwanderweg von Zell-Weierbach nach Fessenbach, wo bei einer zünftigen Weinprobe die Exkursion ihren gemütlichen Ausklang fand.
- Auch im Spätherbst trafen noch **Besucher im Museum** ein. Es waren einmal Mitglieder des Odenwaldklubs aus Sinsheim und zum andern Angehörige der katholischen Frauengemeinschaft von Hornberg.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sich die **Zusammenarbeit** des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg **mit der Fachgruppe „Museen“** im Historischen Verein für Mittelbaden durchaus positiv ausgewirkt hat.





Es war das Anliegen des Vorsitzenden Neuß, dass auch die **Geselligkeit im Vereinsleben** nicht zu kurz kommt, und so fanden sich die Mitglieder das Jahr über zu mehreren „**Heimattreffs**“ zusammen.

Der Jahresbericht bliebe Stückwerk, würde die **Erforschung und Dokumentierung der Heimatgeschichte** keine Erwähnung finden. Es gehört zu den bleibenden Verdiensten des Vorsitzenden Wolfgang Neuß und seiner Freunde, dass sie sich auch in 2009 intensiv um die Erforschung der **Frühgeschichte** gekümmert haben. Dazu diente unter anderem eine ausgedehnte Exkursion zu Menhiren und Schalensteinen auf Hornberger und Schonacher Gemarkung am 12. September. Aber auch das Aufsuchen, Aufzeichnen, Messen und Dokumentieren von Relikten vor allem der keltischen Kultur stand im Fokus jahrelanger Bemühungen, die in der neulich erschienenen Schrift „**HORNBERG im Gutachtal – Frühgeschichtliche Spuren**“ von Wolfgang Neuß Ein-

gang gefunden haben. Die **Kooperation mit der Fachgruppe Archäologie** des Historischen Vereins für Mittelbaden hat auch auf diesem Gebiet der Forschung reiche Früchte getragen.

Außerdem galt und gilt das Bestreben des Verfassers dem Studium der **Geschichte der Herren von Hornberg** im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit. Auch hier ist zur Zeit eine umfangreiche Dokumentation in Arbeit.

Adolf Heß

Kehl

Am 27.02.2010 ist unser Ehrenmitglied Professor Rolf Kruse verstorben. Er war von 1995 bis 2005 Erster Vorsitzender und hat den Kehler Verein in dieser Zeit, aber auch danach entscheidend geprägt. Von 2002 an war er zugleich Beirat im Historischen Verein für Mittelbaden. Seine Verdienste werden in dieser „Ortenau“ an anderer Stelle gewürdigt.

Die Zahl der Mitglieder ist mit 403 fast konstant geblieben, die Abgänge werden durch Neuzugänge ausgeglichen. Auch am Altersdurchschnitt hat sich nicht viel geändert. Immerhin kommt es gelegentlich schon zu Kooperationen mit Lehrern und Schulklassen, so dass Hoffnung auf eine behutsame Verjüngung besteht.

2009 war die Nachfrage nach Studienreisen sehr gut. An der großen Studienreise, die vom 6. bis 12. Juni durch Burgund führte, haben 43 Mitglieder und Gäste teilgenommen. Unser Mitglied Klaus-Dieter Olshausen hatte die Reise perfekt vorbereitet; dafür sei ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Zur Weserrenaissance sind vom 15. bis 18. Oktober 47 Mitglieder und Gäste mitgefahren. Der Verein versucht, trotz steigender Reisekosten den Preis für die Mitglieder in einem erträglichen Rahmen zu halten. Noch können wir in der Regel die Preise unterbieten, die von Agenturen für vergleichbare Angebote verlangt werden.

Umstritten ist unter Mitreisenden immer wieder die Frage, wie die Besichtigungszeiten und die Ruhepausen bemessen sein sollen. Wir nehmen in der Planung so weit wie möglich darauf Rücksicht, dass die Aufnahmebereitschaft begrenzt ist, meinen aber, dass sich das Reisen auch für kunstgeschichtlich besonders Interessierte lohnen muss. Ein Ausweg aus diesem Dilemma dürfte in einer guten Einführung in das Thema in Kehl und einer didaktisch optimalen Informationsvermittlung an Ort und Stelle liegen. Bei Ausstellungsbesuchen verhält es sich ähnlich.

Die Frage, ob und wie der Vorstand in der Planung darauf Einfluss nehmen kann, beschäftigt derzeit einen Arbeitskreis, der unter der Überschrift „Wozu Geschichte?“ erörtert, womit sich Geschichtswissenschaft heute befasst und mit welchen Methoden sie arbeitet. In seiner letzten Sitzung hat sich der Arbeitskreis mit Leben und Werk von Marc Bloch vertraut gemacht, einem französischen Historiker, der von 1927 bis 1936 einen Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte in Strasbourg hatte, danach an der Sorbonne gelehrt und die moderne französische Geschichtswissenschaft, vor allem ihre Methodik, geprägt hat.

Ziele von Ausstellungsbesuchen waren im Berichtszeitraum Riehen bei Basel („Venedig von Canaletto und Turner bis Monet“), Strasbourg („Art is Arp“ und Besuch der neuen Aubette), Offenburg („Zug der Erinnerung“), preußisch-deutsche Forts um Strasbourg, Baden-Baden („Der Blaue Reiter“), Basel (van Gogh „Die Landschaften“) und Karlsruhe („200 Jahre Charles Darwin“).

Vortragsveranstaltungen hatten 2009 die Themen „Dr. Adélaïde Hautval – Eine Elsässerin im Widerstand“, „Geschichte der Sprachen im Elsass“, „Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Geschwister“, „Entwicklung der Romanik in Burgund“, „Die preußisch-deutschen Forts um Strasbourg und Kehl“, „Die Affäre Dreyfus“, „Einigkeit – Recht – Freiheit – 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland“, „Weserrenaissance“, „Les Pont sur le Rhin“, „Der Fall der Berliner Mauer 1989“, „Die Symbolik der mittelalterlichen Kathedralen“, „Clever ausgehandelt? 100 Jahre Vereinigung von Dorf und Stadt Kehl“ und „Er blieb drei Tage blind ... – Medizinische Anmerkungen zum Paulus-Jahr“.

Effizienter ließen sich manche Aktivitäten des Vereins organisieren, wenn die Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden, vor allem die in der näheren Umgebung Kehls, ihre Planung aufeinander abstimmen würden. Dies kann vermutlich der Gesamtvorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden beeinflussen, an den wir uns deshalb gewandt haben.

Hervorzuheben ist wiederum die gute Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Stadt Kehl, insbesondere mit dem Stadtarchiv, dem Hanauer Museum, dem Fachbereich Kultur und der Verwaltung der Kehler Stadthalle. Die Stadt Kehl profitiert ihrerseits von Aktivitäten des Vereins, so etwa bei der Pflege historischer Anlagen wie des Tunnels bei der Villa Schmidt und der Westwall-Anlage in Neumühl. An den Feiern zum Jubiläum „100 Jahre Vereinigung von Dorf und Stadt Kehl“ beteiligt sich der Verein 2009 und 2010 mit insgesamt drei Vortragsveranstaltungen.

Die Bücherkiste hat den kalten Winter 2009/10 trotz eines andauernden Defekts der Heizung überstanden. Es gibt nach wie vor einen festen Stamm von Mitarbeiterinnen und einen festen Kundenstamm, der die Bücherkiste nicht missen möchte. Wir werden uns deshalb dafür einsetzen, dass die Bücherkiste auf Dauer angemessen weiterarbeiten kann.

Die Arbeit im Vorstand war im Berichtszeitraum sehr anregend. Gelegentlich beschäftigte uns das Empfinden, dass trotz hoher Mitgliederzahl nur wenige Mitglieder ansprechbar sind, wenn es darum geht, Texte zur Regional- oder Ortsgeschichte zu verfassen. Wir hoffen aber, dies in der nächsten Zeit verbessern zu können.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Neuried

Arbeitskreis Altenheim

Im Jahr 2009 wurden die Baumaßnahmen am Ökonomiegebäude des Heimatmuseums fortgesetzt. Begonnen wurde im Jahr zuvor mit der Außenfassade des Schopfbereiches. Im Anschluss wurde der Schopf grundlegend renoviert, um die Ausstellungsfläche zu erweitern. Hierfür waren Elektroarbeiten, Holzbau- und Verputzarbeiten notwendig. Die Fenster wurden erneuert und Pflasterarbeiten durchgeführt. Durch die begonnene Sanierung wurden weitere Mängel, u. a. am Kamin, an der Dacheindeckung und am Dachgebälk entdeckt. Die von der Gemeinde Neuried als Gebäudeeigentümer bewilligten Mittel von zunächst 70000 Euro wurden erfreulicherweise um weitere 30000 Euro aufgestockt, so dass die Renovierung des Ökonomiebereiches weitgehend abgeschlossen werden konnte. Damit ging ein langgehegter Wunsch des Vereins in Erfüllung. Um dies zu ermöglichen, war Vorsitzende Beate Adam während des Baufortschrittes als Ansprechpartnerin in vielerlei Hinsicht gefordert. Außerdem stellten sich Vereinsmitglieder bei mehreren Arbeitseinsätzen als ehrenamtliche Helfer zur Verfügung.

Um die Ausstellungsstücke im Museum zu schützen, wurde für das ganze Gebäude eine neue Einbruch- und Brandmeldeanlage installiert. Die Kosten hierfür betragen ca. 20000 Euro, die ebenfalls von der Gemeinde Neuried übernommen wurden.

Die vergrößerte Fläche wurde für eine Sonderausstellung zum Thema „Rund ums Rad“ genutzt, die anlässlich des Altenheimer Adventsmarktes eröffnet wurde. Maßgeblicher Initiator war Willi Sutter. Gemeinsam mit Beate Adam, Lieselotte Adam und den fleißigen Helferinnen und Helfern des Arbeitskreises wurden umfangreiche Vorbereitungsarbeiten geleistet. Die Geschichte des Rades kann von den Anfängen der Wagerei über ein Laufrad aus Holz bis hin zu motorisierten Zweirädern nachvollzogen werden. Die Witwe von Max Junker (Kehl) stellte hierfür aufwändig restaurierte Motorräder aus dessen Oldtimersammlung zur Verfügung. Ein weiterer Bereich ist dem Altenheimer Radsportidol Albert Hauser gewidmet, der 1930 die Deutsche Straßenmeisterschaft in Fulda gewann.

Das Heimatmuseum hatte an 39 Sonntagen geöffnet, außerdem wurden 10 Sonderführungen durchgeführt. Insgesamt konnten über 1000 Besucher gezählt werden.

Aus dem fernen Amerika kam eine Frau Hirsch in das Museum, um Wissenswertes über die Heimat ihrer Ahnen zu erfahren.

Für das Neurieder Ferienprogramm stellten Michaela Karl und Renate Merten Kursangebote zusammen, die von den Kindern mit großem Interesse angenommen wurden.

Nach dem erfreulichen Zuspruch im vergangenen Jahr führte Rektor Claus J. Flaith wieder einen Kurs über die Sütterlin-Schrift durch.

Die historische Exkursion hatte Freiburg im Breisgau als Ziel. Bei einer etwas anderen Führung unter dem Titel „Vorsicht Bächle“ lernten die Exkursionsteilnehmer auch einst verrufene Winkel der Münsterstadt kennen. Dr. Niklot Krohn vom Stadtarchiv Lahr erwies sich als fachkundiger Führer bei der Ausstellung „Alamannen, Augustiner und Alt-Badener“, die im Colombischlössle gezeigt wird.

Einen festen Bestandteil im Jahreskalender nimmt der Altenheimer Adventsmarkt ein, der unmittelbar vor dem Heimatmuseum stattfindet. Der Verein bot sowohl selbst gebastelte Kränze, Gestecke und Dekorationsartikel als auch Speisen und Getränke zum Verkauf an und konnte sich über einen guten Absatz freuen.

Arbeitskreis Dundenheim

Hans Mild und Ludwig Schneider haben sich besonders mit der Entwicklung der Schulverhältnisse befasst und diese in einer dokumentarischen Zeitreise von 1945–2009 festgehalten. Ein weiteres Projekt sind die dörflichen Genossenschaften, deren Stellenwert von den Gründungsjahren bis zur Gegenwart dokumentiert werden soll.

Arbeitskreis Ichenheim

Der von Barbara Lacombe geleitete Arbeitskreis war auch im Jahre 2009 sehr rege. Schwerpunkt der Projektarbeit war die fotografische Erfassung der örtlichen Bebauung in der Gemeinde und die Gegenüberstellung mit Fotos aus früheren Jahren. Das Ergebnis der sehr zeitintensiven Arbeiten wurde in den Räumen der Volksbank Ichenheim unter dem Motto „Ein Dorf verändert sein Gesicht“ ausgestellt. Als Referent führte Dr. Niklot Krohn in das Thema ein. Der Sing- und Spielkreis gestaltete den musikalischen Rahmen.

Die mittlerweile erweiterte Dokumentation wurde im Rahmen des Dorffestes in der alten Schule präsentiert. Aufgrund des großen Interesses wurde die Ausstellung an weiteren zwei Sonntagen und noch einmal bei der Veranstaltung des Bauernmarktes gezeigt.

Anlässlich des verkaufsoffenen Sonntages gab es eine Ausstellung mit dem Thema „Pfadle – Gässle und Schienenweg des Entenköpfers“ zu sehen.

Klaus Zillessen informierte in einem sehr aufschlussreichen Vortrag über die ehemals in Ichenheim ansässige Familie Greiner.

Mit Mitgliedern des Historischen Vereins Oberweier wurden Erfahrungen zum Thema „Archivierungssystem“ ausgetauscht.

Der Ausflug führte in das Schifffahrtsmuseum von Freistett und zum Friedhof in der Illenau.

Trachtengruppe

Die Trachtengruppe unter der Leitung von Ute Scheidecker nahm schon traditionsgemäß am Winzerfest der Gemeinde Auggen teil, in dessen Mittelpunkt der Festumzug (sowie der Markgräfler Gutedel) steht.

Beim Neujahrsempfang des CDU-Kreisverbandes Ortenau in der Ichenheimer Langenrothalle erregte die Riedtracht die Aufmerksamkeit auch der prominenten Gäste wie Innenminister Heribert Rech und Landtagsabgeordneter Volker Schebesta. Auch beim Schwarzwald-Erlebnistag des Europa-Parks nahm die Trachtengruppe die Gelegenheit wahr, die historischen Kleider der Vorfahren zu präsentieren.

Zum Jahresende 2009 zählte der Verein 203 Mitglieder.

Inge Roth, Jochen Strosack

Oberharmersbach

Pfingstmontag, Deutscher Mühlentag – Speicher und Mühle geöffnet

2. Sonntag im September, Tag des offenen Denkmals – Speicher und Mühle geöffnet

August, Beteiligung am Kindersommerprogramm

16. Oktober, Dampfzugfahrten im Tal – Mitglieder als Schaffner tätig

Im Januar ist der 28. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 380 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Im März wurde von einigen Mitgliedern und freiwilligen Helfern unser Museum „Speicher und Mühle“ beim Rathaus geputzt. Bei dieser Aktion wurden teilweise auch die Beschriftungen erneuert und ergänzt.

Die Arbeiten an der Restaurierung des Kreuzweges wurden abgeschlossen. Das Anbringen der neu erstellten Tafeln wird im Frühjahr 2010 erfolgen. Die Sandsteinsockel der einzelnen Stationen wurden gereinigt, am Gedenkkreuz beim Ende der Station wurden auch die Sitzbank und das Gelände neu hergerichtet.

Cornelia Lehmann

Oberkirch

Samstag, 24. Januar, Tagesfahrt nach Heidelberg und Karlsruhe

Vormittags Führung im Heidelberger Schloss unter dem Thema:

Geschichte und Geschichten an Anekdoten reich rund um das Heidelberger Schloss

Nachmittags Führung im Karlsruher Schloss unter dem Motto:

Markgräfin Karoline Louise und ihre Privatsekretärin entführen in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ...

Mittwoch, 25. Februar, Aschermittwochs – Halbtages-Rätselfahrt

nach Zell-Weierbach ins Schulmuseum. Führung durch Herrn Bernd A. Schneider

Samstag, 21. März, Tagesfahrt nach Sulzburg und Badenweiler

Stadtführung durch Sulzburg. Nachmittags Führung durch die römische Badruine in Badenweiler.

Samstag, 25. April, Tagesfahrt nach Colmar und ins Elsass

Vormittags Führung in Colmar. Nachmittags Besichtigung der noch erhaltenen Teile der Benediktinerabtei Murbach und Besuch des Verwaltungszentrums Ensisheim.

Donnerstag, 30. April/ 07./14./28. Mai, Seminar: Wir lesen und besprechen die Bürgerwaldordnung von 1783

Referent Dr. Dieter Kauss

24.–27. Mai, 4-Tagefahrt nach Nördlingen im Ries

1. Tag, 24.05., Anreise, Besichtigungen der Klöster Blaubeuren und Wiblingen.

2. Tag, 25.05., Stadtführung in Nördlingen, Führungen im Rieskratermuseum und in der Abteikirche von Neresheim.

3. Tag, 26.05., Stadtführung in Donauwörth und Führung in der Harburg der Fürsten zu Oettingen-Wallerstein.

4. Tag, 27.05., Stadtführung in der ehemaligen Reichsstadt Bopfingen, sowie auf dem Hausberg Ipf – ehemalige Keltensiedlung, Besuch des Schlosses Baldern mit Führung.

Samstag, 27. Juni, Tagesfahrt nach Epinal in Lothringen

Führungen im Schloss Haroué und durch die historische Altstadt von Epinal.

Montag, 20. Juli, Besprechung in Anwesenheit Herrn Dr. Gall

bezüglich einer neuen Leitung der Mitgliedergruppe Oberkirch, da Herr Schneider ab 2010 für dieses Amt nicht mehr zur Verfügung steht.

Samstag, 25. Juli, Tagesfahrt nach Würzburg

Stadtführung in Würzburg. Nachmittags Führungen in der Residenz der Würzburger Bischöfe.

06.–10. September, 5-Tagefahrt nach Thüringen-Gotha, Weimar und Eisenach

1. Tag, 06.09., Anfahrt, Führungen im Schloss Elisabethenburg in Meiningen der sächsischen Linie Meiningen. Mittags Führung im Theater Meiningen, der Wiege des modernen Regietheaters.

2. Tag, 07.09., Morgens Führung im Schloss Friedenstein in Gotha. Nachmittags Stadtführung in Gotha.

3. Tag, 08.09., Stadt- und Stadtschlossführung in Weimar.

4. Tag, 09.09., Besuch und Besichtigung der „Dornburger Schlösser“ hoch über dem Saaletal nordöstlich von Jena. Mittags Besuch des Schlosses Heidecksburg der Grafen Schwarzenburg in Rudolstadt.

5. Tag, 10.09., Rückfahrt, Stadtführung in Eisenach. Mittagessen und Abschluß, mit anschließender Führung auf der Creuzburg bei Eisenach.

Samstag, 10. Oktober, Tagesfahrt nach Baden-Baden

Führung im Alten Schloss.

Nachmittags: *Auf den Spuren der russischen Kolonie im 19. u. 20. JH.*

Samstag, 07. November, Tagesfahrt nach Rastatt

Führungen im Schloss Favorit und im Schloss Rastatt.

Mittwoch, 09. Dezember, Vorabbesichtigung der Vermessungskarten von 1852

als Baden zum ersten Mal vollständig amtlich vermessen wurde.

Der Jahresabschluss 2009 mußte auf den 23. Januar 2010 verschoben werden.

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

237. / 10.02.2009, „Grimmelshausen als Autor eines neuentdeckten Kalenders für die Ortenau und das Elsaß“

Dr. Klaus Matthäus, Erlangen

238. / 03.03.2009, „Bischof und Literat: Der badische Dichter Ignaz von Wessenberg“

Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann, Heidelberg

239. / 07.04.2009, „Patienten der Illenau, die in die Literatur eingegangen sind – Elisa Schlesinger, Flauberts große Liebe“

Götz Bubenhofer, Achern

240. / 05.05.2009, „Figuren und Gedichte des Barock – ein literarisches Werkstattgespräch“

Prof. Dr. Klaus Haberkamm, Münster

241. / 02.06.2009, „Von guten und bösen Klingen, das Schwert im alten Japan“

Frank-Joachim Lankoff, Achern

242. / 07.07.2009, „Menschen, Haare, schräge Vögel“

Die Heidelberger Autorin Hanna Leybrand liest aus ihren Werken

243. / 04.08.2009, Grimmelshausens „Tractätlein“ und die Tücken des Lexikons

Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein, Mailand

September 2009, kein Vortrag

244. / 01.12.2009, „Grimmelshausen und Günther Grass“

Prof. Dr. Peter Heßelmann, Münster

Dr. Fritz Heermann

Offenburg

Januar

In Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv fand im Ritterhaus die Ausstellung „Alles im Kasten“ Fotos aus der Ortenau statt. Klaus Kaufmann hielt am 20. Januar einen Vortrag über „die Scharfrichter in der Ortenau.“

März

Im Bohlsbacher Wald zwischen Rammersweier und Durbach wurden am 27. November 1944 vier französische Widerstandskämpferinnen durch die Gestapo ermordet. Der Historische Verein nahm durch seinen Vorsitzenden an der deutsch-französischen Gedenkveranstaltung am 19. März teil, zu der die Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg aus Anlaß der Veröffentlichung eines Buches durch die Frauenwerkstatt zu den Biografien dieser Frauen eingeladen hatte. Vom 24. bis 26. März stand der „Zug der Erinnerung“ am Offenburger Bahnhof. In ihm wurde durch durch Fotos und Briefe der Opfer, Kinder und Jugendliche, die Geschichte der Deportationen nacherzählt. Der Historische Verein beteiligte sich an dem Projekt durch Mitarbeit ihres Vorsitzenden in dem Vorbereitungsgremium.

April

Dr. Wolfgang M.Gall referierte am 21.April unter dem Thema „Gescheitert oder erfolgreich?“ über die Entnazifizierung der Stadtverwaltung Offenburg in den Jahren 1945–1947

Oktober

Der Geburtstag des Offenburger Erfinders Friedrich August Haselwander, der sich am 18. Oktober 2009 zum 150. Mal jährte, war Anlass des bedeutenden Erfinders des Drehstromgenerators und kompressionslosen Ölmotors zu gedenken. Am 8. Oktober hielt Dr.Frank Dittmann,



Kurator für Energie-Technik, Starkstromtechnik und Automation am deutschen Museum in München einen Vortrag über Haselwander und ging dabei insbesondere auf seinen Wettlauf um Patente und seine Stellung als Einzelkämpfer unter den großen Firmen wie AEG und Siemens ein. Der Vortrag fand in Kooperation zwischen dem Historischen Verein und der Gewerblich-Technischen Schule in Offenburg, die den Namen von Haselwander trägt, statt.

November

Am 9. November referierte Dr. Jürgen Collmann, Oberstaatsanwalt a. D. im Rahmen einer Gedenkveranstaltung im Salmen über die „Reichspogromnacht in Offenburg und der Prozeß gegen die Täter im Jahre 1948“. Eindrucksvoll umrahmt wurde die Gedenkfeier durch musikalische Beiträge und Textkollagen, vorgetragen von Abiturienten des Schillergymnasiums in Offenburg.

Dezember

am 3. Dezember war Leben des Offenburger „Rassenkundlers“ Ludwig Ferdinand Clauß (1892 bis 1974) Gegenstand eines Vortrags unter dem Thema „Zwischen Edda und Koran“ von Felix Wiedemann aus Berlin.

Oppenau

Januar

Mitgliederversammlung für 2008 im Café am Eck. Nach dem Geschäftsbericht zeigte R. Fettig Dias vom neuen Bundesland Thüringen und Fotos von Fahrten vergangener Jahre

Februar

Halbtagesfahrt nach Straßburg. Führung durch das neue Musée Historique, Stadtrundfahrt und Abschluss in einem typischem Lokal.

März

Halbtagesfahrt durch die Ortenau mit Besichtigung der Fischtreppe im Rhein bei der Staustufe Gamsheim. In Sasbach geführte Besichtigung durch das Museum „Monument Turenne“

April

Tagesfahrt zur Deutsche Weinstraße. Besichtigung des Hambacher Schlosses mit Führung durch die neu gestaltete Ausstellung „Hinauf, hinauf zum Schloss“ über das Hambacher Fest 1832 und die Vorgeschichte der Freiheitsbewegung von 1848/49. In Neustadt/Weinstraße Führung durch die sehenswerte Altstadt.

Juni

Tagesfahrt nach Speyer in das Technik Museum. Danach Besichtigung von Dom und Kaisergruft

September

Tagesfahrt ins ELSASS mit Führung von Herrn Gras. Erstes Ziel war Rosheim mit seiner Romanischen Kirche St. Peter und Paul aus dem 12. Jahrhundert. Nach einem Spaziergang durch das malerische Städtchen Boersch fuhren die Renchtäler auf den Odilienberg. Nach Mittagessen und ausführlicher Besichtigung der Klosteranlage ging es in die Rheinebene zur Klosterkirche Ebers-

münster. Eine Führung durch die Barockkirche und ein Konzert auf der Silbermann Orgel rundeten die traditionelle Fahrt durch unsere Nachbarregion ab.

Oktober

Halbtagesfahrt ins Rebland. Führung durch den Ort Steinbach, Besichtigung des dortigen Heimatmuseums und Abschluss auf der Yburg.

November

Rainer Fettig zeigte seine Präsentation „Aus den Oppenauer Hexenakten“ in der Bimmerle-Halle.

Renchen

14.02.2009

Fahrt zur Ausstellung „Zeit der Helden“ in Karlsruhe

04.06.2009

Fahrt zur Ausstellung „Dürer, Tizian, Velazquez“ im Frieder-Burda-Museum in Baden-Baden

16.07.2009

Fahrt zur Ausstellung „Klöster, Kirchen, Wallfahrten“ in Oberkirch mit Führung durch Herrn Dieter Kauf

14.11.2009

Fahrt zu den Ausstellungen „Schätze Syriens“ und „Eiszeit“ in Stuttgart

Doris Schlecht

Rheinau

Die Aktivitäten der Mitgliedergruppe standen im Jahr 2009 ganz im Zeichen des 25-jährigen Bestehens.

27. Februar

Jahresversammlung mit Ehrungen für 25-jährige Mitgliedschaft und Vortrag Hermann Kiefer „Bildrückschau über 25 Jahre Historischer Verein“.

31. März

Vortrag Helmut Mink „Die Staufer und ihre Lieblingsresidenz in Haguenau“

21. April

Vorstellung des Buches „Rheinau – 9 Dörfer im Herzen des Hanauerlandes“ in der Stadthalle Freistett

9. Mai

Studienfahrt nach Haguenau

27. Juni

Vortrag Johannes Mühlan „Chartres: Die Kathedrale-Universum aus Stein, Farbe und Licht“



*Studienfahrt nach
Dinkelsbühl und
Nürnberg: Besuch der
Grabstätte von Albrecht
Dürer auf dem Johannes-
friedhof in Nürnberg*

Juli

Geschichtsrätsel für Rheinauer-Schüler ab der 5. Klasse – Verlosung der 3 Hautgewinne am 16. September, 27 Gewinner erhielten den Band „Burgen und Schlösser in Mittelbaden“

4.–7. Sept.

3-Tagesfahrt nach Dinkelsbühl und Nürnberg

3. Oktober

Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in der Festhalle Freistett

29. Oktober

Vortrag von Francis Fischer und Rene Siegrist „Die territorialen Verhältnisse im Elsaß 1648 und später“

17. November

Vortrag Helmut Mink „Vom Perserreich zum Gottesstaat – Eine Reise in den Iran“

5. Dezember

Studienfahrt nach Karlsruhe zur Ausstellung: „Das Königreich der Vandalen“
Herausgabe der Jubiläumsausgabe 2009 „25 Jahre Historischer Verein“

Renate Demuth

Schiltach

Im Januar 2009 luden wir die Vereinsmitglieder zu einer Informationsveranstaltung ein. Neben Jahresrückblick, Tätigkeitsbericht und Ausblick auf das soeben begonnene Jahr bildete den Mittelpunkt des Abends ein Kurzreferat von Dr. Hans Harter zum Thema „Wie Schiltach württembergisch wurde“. Das Mitglied unseres Initiativkreises führte die Zuhörer in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und erläuterte die geschichtlichen Rahmenbedingungen. Er be-

richtete von den Bemühungen der einflussreichen Geschlechter von Geroldseck und Eberstein sowie der aufstrebenden Freien Reichsstadt Rottweil und der auf Expansion bedachten Württemberger, Schiltach und seine strategische Lage an sich zu bringen. Nach vergeblichen Verhandlungen, nach Intrigen, einem Mord und Zahlung hoher Ablösesummen an Geroldsecker und die Urslinger-Erben entschied Graf Eberhard der Greiner schließlich das Rennen für sich. Schiltach wurde 1392 endgültig Teil Altwürttembergs und blieb dies über 400 Jahre lang bis 1810.

Im März konnten wir zusammen mit der VHS erneut zu einem Vortrag einladen. Der Schiltacher Arzt und Heimatforscher Dr. Helmut Horn legte vor großem Publikum seine Forschungen zum Thema „Die Schiltacher Steige – war ihr Verlauf anders als bisher angenommen?“ dar. Seine Ausführungen, die er bereits im Jahresband 2003 der „Ortenau“ ausführlich darlegte, stellte er in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang, beginnend von der Siedlungsgeschichte Europas bis zur Besiedlung des Schwarzwalds. Dabei wurde die Bedeutung des Kinzigtals als strategische Ost-West-Verkehrsader deutlich. Diese Route wurde beispielsweise bereits vor der 1. Jahrtausendwende von fränkischen Kaisern auf ihrem Weg von Straßburg nach Regensburg und in Richtung Bodensee gewählt. Anhand alter Lehengerichter Lagerbücher und historischer Karten wies Dr. Horn nach, dass der mittelalterliche Streckenverlauf nach Rottweil von der „Schiltacher Staig“ aus nicht wie heute in Richtung „Zollhaus“, sondern rechts an der Willenburg vorbei zur „Breitreute“ führen musste. Warum Straßen im Laufe der Zeit aufgegeben und neue Trassen geschaffen wurden, verdeutlichte Dr. Horn am Beispiel wechselnder Herrschaftsverhältnisse und, damit einhergehend, strategischer Neuausrichtungen. Seine detaillierten Ausführungen unterstrich er mit vorzüglich aufbereitetem Kartenmaterial, Stammbäumen und vielen Fotodokumenten. Am Tag darauf trafen sich über 20 Interessierte bei klarem Frühlingswetter zu einer Exkursion unter Führung des Referenten. Die Teilnehmer begingen die beschriebene Wegstrecke, wobei Dr. Horn immer wieder Angaben aus den Lagerbüchern zum Verlauf von Grundstücksgrenzen zitierte, was den vermuteten historischen Verlauf der „alten Rottweiler Straße“ erlebbar machte.

Ende April präsentierte Dr. Hans Harter im Rahmen einer Veranstaltung des Museums- und Geschichtsvereins Schramberg seine Nachforschungen zu Herzog Ernst II. von Schwaben, der sich 1030 auf die Burg Falkenstein flüchtete und dort im Kampf mit seinen Verfolgern das Leben verlor.

Im Mai wurde der vorläufige Stand der Neugestaltung des Gerberei-Bereiches im Schüttesägenmuseum den Besuchern vorgestellt. Die frühere Ausstattung wurde u. a. durch eine Walke sowie eine Stollmaschine ergänzt, die dem Leder wieder die ursprüngliche Geschmeidigkeit zurückgeben konnte. Über den Sommer waren dann Peter Rottenburger und Klaus-Ulrich Neeb als Mitglieder des Initiativkreises maßgeblich daran beteiligt, erklärende Texte zu den einzelnen Schritten des Gerbvorgangs und der Funktion der dabei eingesetzten Vorrichtungen zu fertigen. Die Neugestaltung soll im Frühjahr 2010 abgeschlossen sein.

Die Stadt Schiltach konnte im Sommer Archivar Michael Hensle für einen Werkvertrag gewinnen. Damit wurde die im Vorjahr beschlossene weitere Aufarbeitung der umfangreichen Archivbestände und deren künftig bessere Verfügbarkeit und Nutzbarkeit auf einen guten Weg gebracht.

Im August jährte sich die im Jahre 1919 vollzogene Gründung des Historischen Vereins Schiltach, dem zwischenzeitlich wieder 45 Mitglieder angehören, zum 90. Mal. Der beigefügte Sonderband der „Ortenau 2010“ informiert über die Vereinsgeschichte und interessante Details.

Während der Schulferien beteiligten wir uns erstmals aktiv am örtlichen Ferienprogramm. Peter Rottenburger und Klaus-Ulrich Neeb organisierten eine

Stadtführung unter dem Motto „Kennst Du Schiltach?“. Die teilnehmenden Kinder zeigten zum Teil bereits erstaunliches heimatkundliches Wissen. Der Rundgang startete am Marktplatz, führte durch die beeindruckenden Gewölbekeller und weiter zur Gerbergasse, wo über altes Handwerk berichtet und abschließend noch Flößer-, Wald- und Gerbermuseum besichtigt wurden. Aufgrund der positiven Resonanz werden wir auch künftig mit einer geschichtsbezogenen Veranstaltung am Sommerferienprogramm mitwirken.

Anfang Oktober konnten wir in Zusammenarbeit mit der VHS eine Vortragsveranstaltung in Schenkenzell anbieten. Dr. Hans Harter referierte vor über 80 heimatgeschichtlich interessierten Zuhörern über „Die Burgen in und um Schenkenzell“. Basierend auf seiner Dissertation „Adel und Burgen im Oberen Kinziggebiet“ stellte er die Burgen „Schlössle“, „Burgstall“, „Schenkensburg“ und „Wittichenstein“ näher vor. Er beleuchtete deren Entstehungszeit und brachte den Zuhörern die prägenden Personen jener Zeiten näher. Schnell wurde klar, dass die auffällige Häufung von befestigten Anlagen auf engem geographischem Raum mit dem ehemaligen Bergbau im Gebiet der Kleinen Kinzig in direktem Zusammenhang stehen musste. Sicherung territorialer Interessen, Schutz der erhaltenden Berge, Wahrung der Bergrechte sowie Verwaltung des Erzabbaus und der Stollen waren ausschlaggebend, über mehrere Jahrhunderte hinweg Burganlagen zu unterhalten. Ob der „Silberberg“ in Hinter-Wittichen zu früheren Zeiten ebenfalls eine Burg trug, stellte Dr. Harter zur Diskussion. Der Referent dokumentierte seine Ausführungen mit Karten und Grabungsskizzen aus dem frühen 20. Jh. und aktuellen Fotografien der heutigen Relikte, die von Vereinsmitglied F.E. Munkle gefertigt wurden. Tags darauf hatten 25 Exkursionsteilnehmer die Möglichkeit, bei strahlendem Sonnenschein die Überreste von „Schlössle“ und „Wittichenstein“ in Augenschein zu nehmen und auch den Silberberg zu erkunden. Aufgrund der vorgefundenen Gegebenheiten tendierten die Teilnehmer einmütig dazu, den „Silberberg“ ebenfalls als ursprünglich befestigte, burgähnliche Anlage einzustufen.

Autor Gottfried Zurbrügg aus Zell a. H. stellte Ende Oktober seinen Roman „Westwärts Wellenreiter“ vor, der die Leser auf Zeitreise ins 19. Jh. mitnimmt und dabei Flößerei und Auswanderung spannend verbindet. Da beide Themenbereiche gerade auch Schiltach und Lehengericht unmittelbar berühren, luden Stadtverwaltung, Schiltacher Flößer und der Historische Verein zur Buchvorstellung und Lesung ein.

Im November wurde das langersehnte „Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Dr. Hartmut Hauth (Basel) hatte, basierend auf Unterlagen seines Vaters Julius Hauth (1899–1988), in jahrelanger mühsamer Kleinarbeit mit Unterstützung der Eheleute H. und A. Trautwein sowie des ehrenamtlichen Stadtarchivars Rolf Rombach die Herkunft des Schiltacher Trautwein-Geschlechtes bis Anfang des 16. Jh. zurückverfolgt und seine heutige Verbreitung dokumentiert. Für die Stadt Schiltach, die das Buch herausgab, stellte Bürgermeister Thomas Haas Ende November in einer kleinen Feierstunde das umfangreiche Werk vor. Dr. Hartmut Hauth berichtete über seine aufwändigen Nachforschungen, hauptsächlich im deutschen Südwesten, der Schweiz und im Elsaß, wo viele Schiltacher Trautwein-Nachkommen noch heute leben. Als Vertreter des Historischen Vereins würdigte Peter Rottenburger die Entstehung und den ideellen Wert dieses Werkes, das, aufgrund der Bedeutung und Verbreitung des Schiltacher Trautwein-Geschlechtes einem Ortssippenbuch recht nahe kommt.

Ende November vergab der Gemeinderat den Beratungsauftrag für eine Neukonzeption des „Museum am Markt“. Bereits im März 2008 hatten wir Bürgermeister Haas unsere Vorstellungen als Arbeitsgrundlage für eine Neuausrichtung des Museums übergeben. Gespräche mit der Beratungsstelle für Museen führten zu Kontakten mit einem Kulturwissenschaftler und Museums-

berater, der den Handlungsbedarf bestätigte und seine ersten Schritte zur Überarbeitung des Museumskonzeptes erläuterte.

Vier Zusammenkünfte des Initiativkreises und mehrere Gespräche mit Stadtverwaltung und Fachbehörden rundeten ein ereignisreiches Jahr ab. Außerörtlich nahmen wir im März an der Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. in Kehl-Kork teil, im September am Ortenauer Geschichtstag in Lahr und im Oktober an der Hauptversammlung in Rheinau-Freistett.

Anstelle eines Info-Abends wurden Mitglieder und Freunde am Jahresende per Rundschreiben über die Aktivitäten im zurückliegenden Jahr unterrichtet. Zudem informiert unsere Homepage www.geschichte-schiltach.de ständig über Veranstaltungen und Vorträge in Wort, Bild und Ton und ermöglicht jederzeit die Kontaktaufnahme.

Reinhard Mahn

Schutterwald

Am 19. Januar 2009 hielt Herr Thomas Frenk im Martinskeller seinen Vortrag „Westwallgeschichten rund um Schutterwald“. Diese Veranstaltung fand großes Interesse, da sich viele Bürgerinnen und Bürger noch gut an die Zeit der Bunker erinnern konnten.

Am 16. März 2009 folgte dann Herr Helmut Schneider mit seinem in bewährter Weise vorgetragenen Bericht „Evakuierungen der Stadt Kehl“, dem wir viel Neues und Wissenswertes entnahmen.

Unsere Studienreise führte uns in diesem Jahr vom 25. bis 29. April 2009 ins Piemont.

Bereits auf dem Hinweg besichtigten wir die römischen Ausgrabungen der Stadt Aosta. Die gewaltigen Ausmaße der gut erhaltenen Anlagen setzten uns in Erstaunen.

An den nächsten beiden Tagen regnete es sehr stark, aber dennoch genossen wir die Fahrt durch das landschaftlich reizvolle Hügelland des Monferrato und die Langhe und besuchten die berühmten Weinstädte Asti, Alba und Barolo mit ihren mittelalterlichen Bauten, zahlreichen Kirchen und herrlichen Palazzi. Da der Aufenthalt im Freien sehr unangenehm war, fügten wir kurz entschlossen die Besichtigung einer alten Reismühle ins Programm ein, was sehr interessant war. Der Besuch eines Weingutes durfte natürlich auch nicht fehlen!

Am vierten Tag bei der Besichtigung von Turin war das Wetter jedoch wieder besser. Wir erfuhren, dass Turin eine römische Gründung ist und unter der Herrschaft der Savoyer große Bedeutung erlangte. Im 19. Jahrhundert war Turin kurzfristig sogar die Hauptstadt des neu gegründeten Königreichs Italien. Wir bestaunten die berühmten Palazzi Reale und Madama und die schönen Kirchen. Besonders beeindruckt waren wir jedoch von dem sogenannten „Turiner Grabtuch“ im Dom.

Im Hotel erwartete uns schließlich noch ein wunderbares Abschiedsessen mit Speisen und Weinen aus der Region.

Am nächsten Tag ging es dann wieder nach Hause, wobei wir bei nunmehr wieder schönem Wetter noch einen Aufenthalt in Locarno und Luzern einbauen konnten.

Am 4. Juli 2009 besichtigten wir das Handwerkermuseum in Kehl-Kork. Herr Schneider erläuterte die einzelnen Abteilungen so interessant, dass wir nicht bemerkten, dass wir die vorgegebene Zeit längst überschritten hatten.

Die Herbstfahrt fand am 4. Oktober 2009 statt und führte uns nach Kandern, wo wir ein Töpfer- und Keramikmuseum besuchten sowie einer Vorführung beiwohnten. Nostalgische Gefühle bekamen wir bei der anschließenden Fahrt mit der historischen Kandertalbahn. Auf der Heimfahrt legten wir noch eine Pause am Schloss Bürgeln ein, um uns an der Aussicht auf eine wunderschöne Herbstlandschaft zu erfreuen.

Den Abschluss unserer Veranstaltungen am 16. November 2009 bildete wie immer die jährliche Mitgliederversammlung.

Elke Semmler

Steinach

Veranstaltungen

- a) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach am Pfingstmontag. Ab Treffpunkt *Adlerplatz* in Steinach führen die Teilnehmer nach Wolfach. Vom Bahnhof Wolfach führte die Tour über den *Siechenwaldweg* auf *römischen Spuren* zum *Käpffelsen* mit herrlicher Aussicht nach Wolfach und Umgebung. Danach wanderte man weiter über den *Jakobsweg* zur *Jakobskapelle*. Nach einer erholsamen Rast verbunden mit Kirchenbesuch und Orgelspiel, führte die Route über den *Stationenweg* zum Ausgangspunkt zurück. Während dieser Wanderung erfuhren die Teilnehmer vieles Wissenswerte und Interessante über *römische Spuren*, zur Geschichte *Wolfachs* und zur Geschichte der *Jakobskapelle*. Nach einer gemeinsamen Einkehr im „Städle“ waren sich alle einig, diese beliebte historische Wanderung auch künftig durchzuführen, wozu die alljährlich erfreulich große Schar interessierter Teilnehmer allen Anlaß gibt.
- b) Teilnahme an der Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. in Rheinau-Freistett. Teilnahme an vielen sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.
- c) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Div. Arbeitseinsätze → Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

- a) Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- b) Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „*Volksförmigkeit in unserem Dorf*“, eine sehenswerte, historisch aufschlussreiche und bei den Besuchern mit Interesse angenommene Ausstellung.
- c) Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie alten Adventskalender.
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen)

Brauchtum → Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- a) „*Die Drei Weisen mit König Herodes*“ → Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst).

- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter, großer „Palmstangen“ – in einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „Klausenbigger“
 - Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen.
 - Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Wolfach/Oberwolfach

Mitgliederversammlungen

Die Jahreshauptversammlung 2009 fand am Freitag, den 27. März um 19.30 Uhr in Wolfach im Nebenzimmer des Gasthauses Kreuz statt. Die Versammlung begann mit dem Vortrag von Burghard Lohrum: „Wie alt sind Wolfach's Häuser?“

Im Anschluss an den Vortrag wurde in der Mitgliederversammlung Bilanz über die Ereignisse des vergangenen Geschäftsjahres gezogen. Das neue Bulletin Nr. 12 für das Jahr 2009 wurde an die anwesenden Mitglieder ausgegeben und die abgedruckten Artikel kurz besprochen. Das Bulletin wird im Internet unter www.rolf-pfefferle.net vorgestellt werden. Frühere Bulletins sind ebenfalls in dieser Homepage einzusehen.

Es fand eine Vorstandssitzung am Mittwoch, den 23.09.2009 um 19:30 Uhr im Nebenraum der Gaststätte Hecht, mit den Themen:

- a) Neuregelung von Spendenbescheinigungen und Aufwandsspenden (Pauschale 500,00 EUR ohne Einzelnachweis).
- b) Bericht von Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am Sonntag, den 4. Okt. 2009 in der Festhalle von Rheinau-Freistett um 9:00 Uhr.

In der Jahreshauptversammlung 2010 wurden am 12. März folgende Mitglieder in die Vorstandschaft gewählt:

Vorsitzender: Christian Oberfell

2. Vorsitzender: Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle

Schriftführerin: Margarete Dieterle

Schatzmeister: Hubert Springmann

*Internationales Römerfest
in Xanten: Aufmarsch der
Legionäre der Ermine
Street Guard aus England.*

Foto: Pfefferle

Exkursionen 2009:



Besichtigung der Hochburg bei Emmendingen am 07.06.2009 zusammen mit der Fachgruppe Archäologie des Hauptvereins.

Die geplante Wanderung auf dem archäologischen Rundwanderweg bei Savern (Elsass) musste wegen den schlechten Wetterverhältnissen abgesagt werden.

Am 26. und 27. Juni Besuch der Kaiserstadt Aachen und des internationale Römerfest in Xanten, das leider wegen Blitzeinschlag in eine Zuschauergruppe nach dem ersten Veranstaltungstag abgesagt wurde.

Geplante Exkursionen 2010:

- 20. März: Wanderung auf dem archäologischen Rundwanderweg bei Savernn.
- 14. August: Besuch des Römerfestes auf den Gelände der „Villa Rustica“ bei Hechingen
- 27. November: Landesmuseum Karlsruhe, Ausstellung „Jungsteinzeit im Umbruch“

Rolf Pfefferle

Yburg

Veranstaltungen

8. März

Vortrag in der St. Michaelskirche in Neuweier „Die St. Michaelskirche von Neuweier. Geschichte und Theologische Aussagen“. Referenten: Willi Daferner und Konrad Velten.

13. Mai

Konrad Velten hielt beim Seniorennachmittag im Michaelsheim in Neuweier einen Dia-Vortrag zum Thema „Mühlen- und Wasserwerke“ am Steinbach.

13. Mai

Mitglieder-Jahreshauptversammlung im Gasthaus Rebenhof in Neuweier. Herbert Hauser und Karl Burkart wurden für 25 Jahre Arbeit im Vorstand der Mitgliedergruppe Yburg geehrt. Für seine Forschungsarbeit bezüglich des Stadtgründers Richard von Cornwall und die daraus resultierende Broschüre „Steinbach – Stadtgründung und Stadtgründer“ wurde auch Willi Daferner mit einer Ehrung bedacht. Der Vortrag „Eine Mark, zwei Stabsgemeinden und drei Kirchspiele“ von Karl Schwab rundete die Veranstaltung ab.

5. Juni

Eröffnung der Sonderausstellung „Erinnerungen an die Hölle“ mit einem Vortrag von Konrad Velten.

In dieser Ausstellung im Reblandmuseum Steinbach zeigte die Mitgliedergruppe Yburg einen Querschnitt durch das Schaffen des 1888 in Steinbach geborenen Malers Karl August Arnold während des 1. Weltkrieges im Schützengraben an der Westfront. Gedichte, Aufzeichnungen und Fotografien ergänzten die Ausstellung. Gezeigt wurde auch eine um 1912 entstandene Ansicht von Steinbach sowie eine Ansicht des Straßburger Münsters.

28. Juni

Besuch der Sonderausstellung „Jugendstil am Oberrhein“ im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe mit Führung.

2. September

Führung des Jahrganges 1938 aus Neuweier durch Baden-Baden mit Konrad Velten.

29. Oktober

Konrad Velten führte die Mitgliedergruppe Oppenau durch das Steinbacher Städtl und durch das Reblandmuseum.

5. November

Diavortrag im ev. Pflegeheim Steinbach zur Geschichte Steinbachs mit Konrad Velten

6. November

Konrad Velten führte Mitarbeiter der Ortsverwaltung Rebland durch den Stollen in Neuweier.

Auch in diesem Jahr fand regelmäßig an jedem zweiten Dienstag im Monat der von Tirza und Konrad Velten organisierte und stets gut besuchte Stammtisch im Reblandmuseum statt.

Reblandmuseum

Im Juni wurde die Sonderausstellung „Erinnerungen an die Hölle“ mit Bildern, Gedichten und Aufzeichnungen von Karl August Arnold eingerichtet. Für die Dauerausstellung erwarb der Historische Verein mit finanzieller Hilfe des Ortschaftsrates zwei Gemälde von Karl August Arnold. Eines davon zeigt eine Ansicht des Reblandes, mit dem zweiten Bild – einer Ansicht des Straßburger Münsters – bewarb sich Karl August Arnold 1912 an der Kunstakademie München. Nach dem Abbau der Ausstellung wurden in zwei Räumen im Erdgeschoss Exponate neu arrangiert.

Das Reblandmuseum war an jedem ersten Sonntag des Monats von 15 bis 17 Uhr geöffnet. Ebenso an folgenden Tagen:

18. März: Konrad Velten führte eine Gruppe aus Karlsdorf/Bruchsal durch das Reblandmuseum.

18. Mai: Eine Gruppe von türkischen Frauen wurde von Konrad Velten durch das Museum geführt.

6.–8. Juni: Wie in jedem Jahr war das Reblandmuseum an den „Mittelalterlichen Winzertagen“ geöffnet und wurde von der Bevölkerung rege besucht.

22. Juni: Konrad Velten führte die Klassen 3a der GHWRS Steinbach mit ihrer Klassenlehrerin Frau Wenk durch das Museum.

Bild 1: Ansicht des Baden-Badener Reblandes von Karl August Arnold, 1912





Bild 2: Konrad Velten bei der Führung der Ateliergruppe „Steinbach – unser Ort hat eine Geschichte“.

27. Juni: Die Loge „Erwin de Steinbach“ aus Straßburg besuchte das Meister-Erwin-Denkmal in Steinbach und wurde anschließend von Karl Schwab und Konrad Velten durch das Reblandmuseum geführt.

15. Juli: Konrad Velten führte die Klassen 3b der GHWRS Steinbach mit ihrer Klassenlehrerin Frau Mischak durch das Museum.

20. Nov.: Die Ateliergruppe „Steinbach – unser Ort hat eine Geschichte“ der GHWRS Steinbach besuchte mit Heike Schnitzer das Reblandmuseum und wurde von Konrad Velten geführt.

25. Nov.: Öffnung des Museum am Steinbacher „Katharinenmarkt“

Das ganze Jahr über wurden im Museum Reparaturen, Reinigungs- und Aufräumarbeiten durchgeführt. Hier seien stellvertretend für alle Beteiligten folgende Mitglieder genannt: Konrad und Tirza Velten, Karl Schwab, Wolfgang Riekenberg, Albert Fritz und Kirsten Magnus dos Reis.

Historische Forschungen

Willi Daferner befasste sich in Kooperation mit Frau Dagmar Rumpf (Stadtarchivarin Baden-Baden) mit der Transkription und Übersetzung der „Malefizprotokolle des Amtes Steinbach von 1628“ (Generallandesarchiv Karlsruhe: 61/Protokolle, 61/12641). Eine Veröffentlichung dieser sehr schwierigen und umfangreichen Arbeit ist 2010 geplant.

Heike Schnitzer

Fachgruppe Archäologie

Veranstaltungen

Am Samstag, den 7. März 2009 fand die Jahresversammlung der Fachgruppe im Handwerkermuseum von Kehl/Kork statt. Zu Beginn hielt Herr Dr. Bertram Jenisch einen Vortrag mit dem Thema „Aktuelle Projekte der Archäologie im Ortenaukreis“. Danach folgte der Geschäftsbericht des Leiters der Fachgruppe. Anschließend berichteten die Mitglieder über ihre Tätigkeiten und stellten ihre Lesefunde vor.

Exkursionen

Am Sonntag, den 7. Juni 2009 fand eine geführte Besichtigung der Hochburg bei Emmendingen statt.

Die Wanderung über den archäologischen Rundweg bei Saverne im Elsass musste wetterbedingt abgesagt werden.

Für das Jahr 2010 sind abermals zwei Exkursionen geplant. Zunächst steht der archäologische Rundwanderweg bei Saverne am 20. März auf dem Programm. Am 27. November wird die Ausstellung „Jungsteinzeit im Umbruch“ im Landesmuseum Karlsruhe besucht.

Tätigkeiten

Römerzeit

Zur Erforschung des Verlaufes der römischen Kinzigtalstraße wurden die linksseitigen Berghänge des Kinzigtals zwischen Steinach und Hausach am 8. April und am 3. Juni begangen und untersucht. Auch hier zeigte sich, dass die gesuchte römische Trasse der Heerstraße die Kinzig von etwa Schiltach bis Zunsweier mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht überquert hat. Bei Haslach konnten zwei interessante Beobachtungen gemacht werden.

Beim Galgenbühl, wurde ein Feldweg entdeckt, bei dem Grobschotter an der Oberfläche in Erscheinung tritt, obwohl hier keine Nässe auftritt, die eine solche Befestigung erforderlich macht. Die Nähe des Galgenbühls weist darauf hin, dass hier einmal die Durchgangsstraße, vermutlich auf der römischen Trasse, verlaufen ist, in derer Nähe üblicherweise die Richtstätten gelegen haben.

Von Haslach Richtung Hausach liegen inzwischen weitere vier Fundorte fest. Einmal das römische Relief eines Stifterpaares, das beim Neubau des Kindergartens um 1910 gefunden wurde (**Abb. 3**).

Abb. 1 u. 2: Feldweg beim Galgenbühl bei Haslach, Richtung Steinach, mit Grobschotter, wie dies beim Unterbau von römischen Straßenabschnitten im Kinzigtal und nach der Brandsteig beobachtet wurde.





Als nächstes wurde nach meinen Beobachtungen bei der Fundamentgründung eines Neubaus an der Ecke Ahorn-/Lindenstraße ein etwa ein Meter dickes Grob- und Feinschotterband freigelegt, das ebenfalls von der römischen Straßentrasse stammen könnte. Weiter Richtung Hausach, dort wo der Wald beginnt, liegt sichtbar eine Grob- und Feinschotterlage, die mit Sicherheit zu einer Straße gehörte (**Abb. 4**). Nur wenige hundert Meter weiter in Richtung Hausach entdeckte ich am 3. Juni eine weitere Straßenspur (**Abb. 5**).

Zwei aus dem Untergrund herausragende Steine liegen genau in einer Flucht, sie liegen auch genau in Richtung der Straßentrasse und könnten Reste der talseitigen Trockenmauer sein. Zum Berg hin verläuft das Gelände weitgehend eben und bietet Platz für eine etwa 5,10 m breite Straße mit Entwässerungsgraben auf der Bergseite (siehe Jahresband 2009, Abb. 2, Seite 596). Ein Ölbild der Stadt Haslach aus dem Jahr 1688 zeigt, dass diese Straßentrasse (Pfeil) zu diesem Zeitpunkt noch intakt war und benutzt wurde (**Abb. 6**).

Es soll versucht werden, dass wir die Zustimmung von der archäologischen Abteilung des Regierungspräsidiums Freiburg erhalten, um eine genauere Untersuchung des Befundes vornehmen zu dürfen.

Abb. 3: Römisches Relief

Abb. 4: Grob- und Feinschotterlage eines Straßenunterbaues im Uhrenwald



Abb. 5: Zwei größere Steine, die zur talseitigen Trockenmauer gehören könnten und noch in situ liegen

Abb. 6: Ölgemälde von Haslach um 1688. Die mutmaßlich römische Straße (Pfeil) war zu dieser Zeit noch in Benutzung.



Die 88 römischen Scherbenfunde (siehe **Abb. 7**), die bei Beobachtungen der Erdarbeiten zum Bau des Kindergartens bei der katholischen Kirche Wolfach, aufgesammelt wurden, sind von der archäologischen Abteilung des Regierungspräsidiums zeichnerisch archiviert worden und vor kurzem für das Wolfacher Heimatmuseum zurückgegeben worden.

Die Scherben Nr. 60, 61 und 62 (**Abb. 7**) sind zusammengehörig zu einer sogenannten Reibeschale mit starken Abnutzungserscheinungen (dunkel). Die Scherben Nr. 34 und 70 stammen ebenfalls von Reibeschalen. Diese sind innen mit Quarzkörnern belegt und wurden zum Zerreiben von Gewürzkräutern mit einem Stein benutzt. Die Scherben Nr. 73, 74 und 75 stammen von sogenannten Terra Sigillata Schüsseln, dem „Meissner Porzellan“ der Römer, die oft mit Bildmotiven verziert wurden. Fast alle Scherben wurden innerhalb der Fundamente eines Gebäudes gefunden, das der Grabungsleiter des Landesdenkmalamtes als nicht-römisch bezeichnete. Unter den aussortierten mittelalterlichen Scherben hat Herr Prof. Dr. Fingerlin einige aus der Zeit um 900 stammend datiert.

Rolf Pfefferle

Abb. 7: 88 römische Scherbenfunde beim Neubau des Kindergartens bei der katholischen Kirche Wolfach, aussortiert aus anderen Funden des Mittelalters durch Professor Dr. Fingerlin, dem ehemaligen Leiter der archäologischen Abteilung des Landesdenkmalamtes Südbaden.



Fachgruppe Archive

Die Fachgruppe „Archive“ hat 2009 ihre beiden halbjährlichen Sitzungen abgehalten, bei denen archivfachliche Fragen besprochen wurden. Teilnehmer waren vor allem ehrenamtliche Betreuer von kleinen Ortsarchiven und weitere Interessierte. Am 21. April 2009 traf sich die Fachgruppe zu ihrer Frühjahrssitzung. Wir unternahmen diesmal einen Sprung über den Rhein und besuchten das neue Stadtarchiv Straßburg. Monsieur Franck Burckel führte die 13 Teilnehmer durch die Magazine, Werkstätten und Arbeitsräume des Archivs. Das Straßburger Stadtarchiv ist eines der größten elsässischen Archive und verwahrt sowohl die Archivalien der Stadt als des Städteverbands verwahrt. Die Teilnehmer erhielten einen Eindruck, wie professionell und modern hier gearbeitet wird. Da die Kommunalverwaltungen diesseits und jenseits des Rheins einen regen Schriftwechsel führten, ist das Archiv auch für Forscher aus dem Kehler Raum von Interesse.



Die Fachgruppe vor dem Stadtarchiv Straßburg am 21. April 2009

Zur Herbstsitzung traf sich die Fachgruppe am 20. Oktober 2009 in Rheinau-Freistett. Stadtarchivar Dirk Wacker (der auch Vorsitzender des Vereins für Ortsgeschichte Membrechtshofen ist) führte uns durch die Räume des Stadtarchivs im erweiterten Freistetter Rathaus. Die Stadt hat dort vor wenigen Jahren das Stadtarchiv neu eingerichtet und mit Herrn Wacker einen hauptamtlichen Archivar eingestellt. Die 17 Teilnehmer fanden es sehr bemerkenswert, dass dort nicht nur die Archivalien der Gesamtgemeinde sondern auch die historische Überlieferung der neun Stadtteile fachgerecht gelagert ist. Im Rahmen der Führung und dem anschließenden Gedankenaustausch erhielten die Teilnehmer weitere Anregungen für die Archivarbeit.

Die Fachgruppe widmet sich bekanntlich der Archivpflege und hat zum Vereinsjubiläum ein besonderes Anliegen:

Im Rahmen der Quellenrecherche für unsere Vereinsfestschrift wurde immer deutlicher, wie verstreut und lückenhaft die schriftliche Überlieferung des Historischen Vereins für Mittelbaden aus den vergangenen 100 Jahren ist. Ein Teil der Archivalien des Hauptvereins befindet sich in der Vereinsbibliothek in Kork. Ein weiterer Teil wird im Stadtarchiv Offenburg verwahrt. Weitere Unterlagen „schlummern“ vielleicht noch in Privathäusern, sofern sie nicht weggeworfen wurden. Ähnlich dürfte es bei den Ortsgruppen aussehen. Hier sind sowohl der Gesamtverein wie auch die Mitgliedergruppen aufgefordert, zu nutzen, um sämtliche Archivalien in einem Vereinsarchiv zu konzentrieren. Dieses könnte dann in den eigenen Vereinsräumen oder in einem kommunalen Archiv aufbewahrt werden.

Im Vereinsarchiv könnte auch das Sammlungsgut des Vereins zur Heimatgeschichte verwahrt werden. Leider gehen jährlich immer wieder Nachlässe von Mitgliedern verloren, da die Erben sie aus Unkenntnis entsorgen. Hier könnte man noch zu Lebzeiten Vorsorge treffen. So könnte man testamentarisch niederzulegen, dass Manuskripte und heimatkundliche Schriften und Bücher nach dem Ableben des Mitglieds dem Historischen Verein unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Dann kann das heimatkundliche Lebenswerk auch der Nachwelt erhalten bleiben.

Cornelius Gorka

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte

Jahresbericht 2009

Das Jahrestreffen der Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte fand am Mittwoch den 4. November 2009 im Saal des Ritterhausmuseums in Offenburg statt.

Thema des diesjährigen Treffens war das ehemalige Offenburger St.-Andreas-Spital.

Zuvor hatte die Gruppe die einmalige Gelegenheit im Rahmen einer Führung das alte Offenburger Gefängnis kennenzulernen. Der Leiter des Stadtarchivs, Dr. Wolfgang Gall, führte durch den in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichteten Gefängnisbau und die dort ausgestellte Dokumentation zur Geschichte der historischen Offenburger Strafvollzugsanstalt. Das alte Offenburger Gefängnis ist ein Kulturdenkmal gem. §2 Denkmalschutzgesetz. Die Besichtigung der historischen Gefängnisbauten, die nach dem Umzug der Strafvollzugsanstalt in ein neues Gefängnis nun leer stehen und auf eine neue Nutzung warten, war sehr beeindruckend und bot interessante Einblicke in den Strafvollzug des 19.–20. Jahrhunderts in Offenburg.

Im Anschluss konnte im Rahmen einer Führung das ehemalige St.-Andreas-Spital, das 2003–04 grundlegend saniert und unter Beachtung denkmalpflegerischer Vorgaben zu einem modernen Verwaltungsgebäude umgestaltet wurde, besichtigt werden. Das St.-Andreas-Spital wurde 1301 erstmals urkundlich erwähnt. Beim großen Stadtbrand 1689 wurde das Spital fast vollständig zerstört. Der Wiederaufbau des Hauptbaus an der Spitalstraße, der Andreaskirche sowie des Verwalterbaus am Fischmarkt erfolgte in den Jahren 1699–1701. Nach Aufgabe des Spitals zogen städtische Dienststellen in die Gebäude ein. In der im Zuge des Umbaus durchgeführten bauhistorischen Untersuchung konnten wertvolle Erkenntnisse zu den historischen Strukturen des Spitals gewonnen werden, die im Rahmen der Führung von Heinrich Meyer erläutert wurden. Historische Befunde wurden aufgearbeitet und dokumentiert. Zur Demonstration der ursprünglichen Farbigkeit des Spitals wurde in einem Raum ein sogenanntes historisches Fenster geöffnet, in dem die originale Ausmalung der farblich gestalteten Fachwerkwände und der alten Balkendecken zu sehen ist.

Im anschließenden Vortrag im Ritterhaus stellte Regina Brischle die Geschichte des Offenburger St.-Andreas-Spitals vor und präsentierte interessante Einblicke in das Pfründnerwesen und die Armenpflege des 18.–19. Jahrhunderts.

Heinrich Meyer

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Die im Jahre 2009 erhobenen Flurnamen in Großweier (Stadt Achern) wurden von Herrn Rolf Federle unter Mitarbeit von Herrn Huber durch zahlreiche historische Belege ergänzt und ortsgeschichtlich aufgearbeitet. Der Fachgruppenleiter fügte die Mundartform in literarischer Umschrift und mögliche sprachliche Deutungen der Namen auf der Basis des von ihm erarbeiteten und aufgebauten Flurnamenlexikons für die Ortenau hinzu.

Im Rahmen des Seminars und Sprachkurses „Alemannisch“, das der Fachgruppenleiter zusammen mit der Geschäftsführerin der Muottersproch-Gesellschaft Frau Friedel Scheer-Nahor im Sommersemester 2009 am Sprachlehrinstitut der Universität Freiburg abhielt, fand eine Exkursion¹ mit den Studenten ins badische Hanauerland statt. Organisiert hatten diese Herr Rudolf Post, Leiter des Arbeitsbereichs Badisches Wörterbuch an der Universität Freiburg, und Frau Scheer-Nahor. Mit Hilfe eines vorbereiteten Questionnaires befragten die in mehrere Kleingruppen aufgeteilten Germanistikstudenten auskunftswillige Einwohner in verschiedenen Ortsteilen (Diersheim, Rheinbischofsheim, Freistett, Honau) der Stadt Freistett zum Wortschatz und zur Syntax der Mundarten. Eine Lesung des Heimatdichters und Mundartautors Winfried Bertsch in Lichtenau aus seinem Buch „Des geht uf ke Kuehutt“ rundete den interessanten und gelungenen Einblick in die Mundartlandschaft am mittleren Oberrhein ab.

Am 3. Dezember 2009 hielt der Fachgruppenleiter einen Vortrag in Kapplrodeck bei den Geschichtsfreunden Kapplertal auf Einladung des Vorsitzenden Herrn Helmut Decker zum Thema „Von den Kelten bis heute – Flurnamen als sprachlicher Spiegel unserer Landschaft“. Der mit einer digitalen Präsentation unterlegte Vortrag wollte am Beispiel ausgewählter Flurnamen die unterschiedlichen Siedlungsschichten am badischen Oberrhein und im mittleren Schwarzwald beleuchten. Hierbei kamen auch die Siedlungs- und Flussnamen zur Sprache. So ergab sich ein Spektrum von der keltischen über die römische bis zur alemannisch-fränkischen Zeit. Eingegangen wurde ebenfalls auf den Erkenntniswert von Flurnamenuntersuchungen, z. B. von kommunalen und regionalen Flurnamenbüchern, für die Kultur- und Landschaftsgeschichte. Zur Veranschaulichung der Thematik unterlegte der Vortragende seine Ausführungen mit Karten zur Bevölkerungs- und Besiedlungsgeschichte des deutschen Südwestens.

Wie im Bericht des Vorjahres angekündigt, verfasste der Fachgruppenleiter einen kleinen Aufsatz zu den sogenannten (h)lar-Namen im badischen Hanauerland. In der bisher vollständigsten Untersuchung dieser Namensgruppe von H. Dittmaier analysiert dieser die dem Ortsnamen-Grundwort *(h)lar* beigegebenen Bestimmungswörter und schließt aus der Häufigkeit der in ihnen vorkommenden Nutz- bzw. Zuchttiere, insbesondere des Stiers und Ebers, auf die Grundbedeutung „Gatter, Pfahlzaun“ und auf den Ort, der von einem solchen Zaun umschlossen war, nämlich einer „Hürde“ oder eines „Pferchs“. Da das Hauptverbreitungsgebiet dieser (h)lar-Namen jedoch in den Niederlanden, besonders in Flandern, liegt, stellt sich die Frage, wie diese Namen ins badische Hanauerland und an den mittleren Oberrhein kamen. Im Anschluss an die Untersuchung der tung- und m. E. der hurst-Ortsnamen am mittelbadischen Oberrhein vertrat Fritz Langenbeck die These, dass die Orte mit diesen Namen aus dem niederfränkischen Raum als Gründungen des Frankenreiches durch im Wasserbau erfahrene Siedler in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts anzusehen sind. Ob dies auch für die (h)lar-Flurnamen zutrifft, kann mit Sicherheit nicht bestätigt werden.

Bei der Durchsicht der Flurnamenbücher des Hanauerlandes fällt auf, dass zahlreiche Flurnamen als mundartliche Reliktwörter angesehen werden müssen, so z. B. die Aussprache *Saanbin* für „Sandbündt“ in Legelshurst. Im Namen ist die alte Lautung *Saan* für „Sand“ noch erhalten, während in der heutigen Mundart nur noch die schriftsprachliche Aussprache *Sand* gilt. Diesen Reliktlautungen soll ein kleiner Beitrag gewidmet werden.

Anmerkung

- 1 Bilder zur Exkursionen finden sich unter der Internetadresse:
<http://omnibus.uni-freiburg.de/~post/Exk2009index.html>.

Ewald Hall

Fachgruppe Kleindenkmale

Im Oktober 2009 fand die Veranstaltung über das Ergebnis des Projekts „Erfassung der Kleindenkmale“ im Ortenaukreis statt. Dieses landesweite Projekt wurde in der Ortenau mit etwa zweihundert Mitarbeitenden bewältigt. Nachträge unterschiedlicher Art wurden und werden laufend entgegengenommen und eingearbeitet. Ohne die historischen Marksteine sind über 5800 Kleindenkmale dokumentiert. Die in Ordnern gesammelten Erfassungsbögen einschließlich der Karten mit dem Eintrag von Standorten wurden vom Landesamt für Denkmalpflege dem Kreisarchiv in Offenburg übergeben – dazu kommen die EDV-mäßig erstellten Abbildungen. Weiterhin existieren vom Verf. angefertigte gemeindeweise Übersichten in Kurzfassung. Diese sind zunächst noch Manuskript-Tabellen als Arbeitsunterlage, die auf einem unterschiedlichen Korrekturstand stehen geblieben sind. Eine Schlussredaktion steht noch aus. Für die vorgesehene Datenbank-Struktur wurden entsprechende Ordnungsbegriffe geliefert.

Für die zwölf Gemarkungen von Offenburg fand zuvor eine eigene Vorstellung des Projekts statt. Eine Publikation für Oberkirch ist in Vorbereitung. In der Badischen Bauern-Zeitung wurde einige Monate lang in Übersichtsarbeiten und in speziellen Artikeln über bäuerliche Kleindenkmale berichtet – mit Text und Abbildungen, die auch unsere Region betreffen (z. B. „Steinern besiegelte Urkunden“). Angeregt durch das laufende Projekt sind in einzelnen Gemeinden und Ortschaften Aktivitäten entstanden oder wiederbelebt worden.

In Bezug auf den Bericht „Das Friedhofssterben“ in einem überregionalen Magazin sei abermals daran erinnert, sich der Dokumentation der Grabdenkmale (einschließlich der neueren) auf den Friedhöfen anzunehmen. Wenn auch unsere bisherige Friedhofskultur etwa seit Beginn dieses Jahrhunderts aus verschiedenen Gründen rapid im Abdanken begriffen ist, sollten wir als historischer Verein doch wenigstens die Erinnerung daran bewahren.

G. Kreutz

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage: <http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören:

Geschäftsstelle:

Historischer Verein für Mittelbaden e.V.
c/o Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, 77652 Offenburg
Tel. 0781 822557, Fax 0781 827521

Präsident:

Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg, Tel. 0781 37739, E-Mail: wolfgang.gall@offenburg.de

Erster Stellvertr. Präsident:

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K., Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Zweiter Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400, E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Dritte Stellvertr. Präsidentin:

Gabriele Ibach, Postfach 1150, 77801 Bühl

Redakteur der „Ortenau“:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,
Tel 07852 9112617, E-Mail ruch@kulturagentur.de

Kassen- und Geschäftsführung:

Alexander Vallendor, Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim,
Tel. 07808 914744, E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

Leiterin der Vereinsbibliothek „Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek“:

Renate Demuth, Oberfeldstr.7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,
E-Mail ren.sieg@gmx.de

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94, E-Mail: RPeffe@aol.com

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05 94 00,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Frauen in der Ortenau

Dr. Ute Scherb, Archiv und Museum, Friedhofstraße 5,
77694 Kehl, Tel. 07851/78783, E-Mail: u.scherb@stadt-kehl.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 82 23 22

Fachgruppe Museen:

Thomas Hafen, Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauern-
hof, Tel. 07831 /935613, E-Mail: t.hafen@vogtsbauernhof.org

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg/Zell-
Weierbach, Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten, Tel. 0 76 65 / 4 06 66, E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Friedenstr. 25, 77743 Neuried,
Tel. 0 78 07 / 95 76 13, E-Mail: juergen.stude@t-online.de

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen,
Tel. 0 78 42 / 13 68

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach
Tel. 0 78 03 / 60 02 24, E-Mail: restauro@email.de

Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern
Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20, 77963 Schwanau-
Allmannsweier, Tel. 07824/2458

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-
Schapbach

Mitgliedergruppen:

- | | |
|-----------------------------|--|
| Achern | Johannes Mühlán, Bälgenstr. 2a, 77880 Sasbach,
Tel. 07841 4246 |
| Appenweier | Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255 |
| Bad Peterstal-
Griesbach | Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17, 77740 Bad Peterstal-
Griesbach, Tel. 07806 533 |
| Biberach i. K. | Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7, 77781 Biberach,
Tel. 07835 8309 |
| Bühl/Baden | Dr. Suso Gartner, Bühler Str. 4, 77815 Bühl, Tel. 07223 23501,
www.historischer-verein-buehl.de |

Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, 77955 Ettenheim, Tel. 07822 5800	Ettenheim
Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach, Tel. 07803 600224	Gengenbach
Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20, 77963 Schwanau- Allmannsweier, Tel. 07824 2458	Regionalgruppe Geroldsecker Land
Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach, Tel. 07832 5461	Haslach i. K.
Bernd Schmid, Dietersbach 47a, 77756 Hausach, Tel. 07831 8912	Hausach
Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259	Hohberg
Rosemarie Götz, Schmiedeacker 1/2, 78132 Hornberg, Tel. 07833 960 941	Hornberg
Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a, 77694 Kehl, Tel. 07851 71374, www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de	Kehl
Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau	Neuried
Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach, Tel. 07838 96969	Nordrach
Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach, Tel. 07837 1327, www.historischer-verein-oberharmersbach.de	Oberharmersbach
Bertold Wunderle, Briandstr. 1, 77704 Oberkirch, Tel. 07808 99259	Oberkirch
Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg, Tel. 0781 35316	Offenburg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch, Tel. 07802/701137	Oppenau
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356	Rastatt
Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett, Tel. 07844 2542	Rheinau

- Rheinmünster Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 07227 5832
- Renchen Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen, Tel. 07843 1044
- Schapbach Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau, Tel. 07839 378
- Schiltach Peter Rottenburger, Tannenstr. 30, 77761 Schiltach, www.geschichte-schiltach.de
- Schutterwald Konrad Oßwald, Ritterstr. 18, 77746 Schutterwald, Tel. 0781 5261
- Steinach Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach, Tel. 07832 865
- Wolfach Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach
- Yburg Heike Schnitzer, Humboldtstr. 24, 76131 Karlsruhe, www.historischer-verein-yburg.de
- Zell a. H. Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H., Tel. 07835 3448, www.historischer-verein-zell.de

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):
Alexander Vallendor, Postfach 15 69, 77605 Offenburg,
Tel. 0 78 08 / 91 47 44

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de. Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehalten. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50).

